Deutsche Rundschau.

Herausgegeben

von

Julius Rodenberg.

Band CXXI.

(Oktober — November — Dezember 1904.)

68075
6/2/06

Berlin.

Verlag von Gebrüder Paetel.

Amsterdam, Seyffardt'sche Buchhandlung. — **Athen**, C. Beck. — **Barcelona**, Libreria nacional y extranjera. — **Basel**, Akademische Buchhandlung, C. F. Lendorff. Georg & Co. Benno Schwabe. — **Boston**, Castor & Co. — **Budapest**, C. Grill's Hofbuchhandlung. Friedr. Kilian's königl. Univ.-Buchhandlung Nachfolger. — **Buenos-Aires**, Jacobsen Libreria. — **Bukarest**, Sotschek & Co. — **Chicago**, Koelling & Klappenbach. — **Cincinnati**, The A. E. Wilde Co. — **Dorpat**, J. G. Krüger. — **Genf**, Georg & Co. — **Johannesburg** (Süd-Afrika), Herrmann Michaelis. Postfach Nr. 2664. — **Kapstadt**, Herrmann Michaelis (Jul. Berndt). — **Konstantinopel**, Otto Keil. — **Kopenhagen**, Andr. Fred. Hoest & Sohn, Hofbuchh. Wilh. Prior's Hofbuchh. — **Kristiania**, Cammermeyer's Boghandel. — **Liverpool**, Charles Scholl. — **London**, Dulau & Co. D. Nutt. A. Siegle. Paul (Kegan), Trench, Trübner & Co., Limited. Williams & Norgate. — **Luzern**, Geschwister Doleschal's Buchhandlung Nachf. Prell & Eberle. — **Lyon**, H. Georg. — **Madrid**, Libreria nacional y extranjera. — **Mailand**, Ulrico Hoepli, Hofbuchhandlung. — **Montevideo**, Jacobsen Libreria. — **Moskau**, J. Deubner, Industrie- und Handelsgesellschaft M. O. Wolff. Alexander Lang. Sutthoff'sche Buchhandlung. — **Neapel**, Libreria Detken & Rocholl. F. Furchheim's Nachfolger (Emil Praff). — **New-York**, G. E. Stechert. E. Steiger & Co. B. Westermann & Co. S. Zickel. — **Odessa**, Emil Berndt's Buchhandlung. — **Paris**, W. Fischbacher. Haar & Steinert. H. Le Soudier. F. Vieweg. — **Petersburg**, Industrie- und Handelsgesellschaft M. O. Wolff. K. L. Ricker. — **Philadelphia**, E. Schaefer & Koradi. — **Porto-Alegre**, Krahe & Cia. — **Reval**, Kluge & Ströhm. Ferd. Wassermann. — **Riga**, J. Deubner. Jonck & Poliewsky. N. Kymmel's Buchhandlung. W. Mellin & Co. — **Rio de Janeiro**, Laemmert & Co. — **Rom**, Loescher & Co., Hofbuchh. — **Rotterdam**, W. J. van Hengel. — **San Francisco**, Fr. Wilh. Barkhaus. — Santiago (Chile), Carlos Brandt. — **Stockholm**, C. E. Fritze'sche Hofbuchhandlung. — **Valparaiso**, C. F. Niemeyer. — **Warschau**, E. Wende & Co. — **Wien**, Wilh. Braumüller & Sohn, Hof- und Univ.-Buchh. Wilh. Frick, Hofbuchh. Gerold & Comp. Manz'sche k. k. Hofverlags- u. Univ.-Buchhdlg. — **Yokohama**, Winckler & Co. — **Zürich**, C. M. Ebell. Albert Müller, Nachf. von Orell Füßli & Co.'s Sortiment. Ed. Rascher, Meyer & Zeller's Nachf. Schultheß & Co.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt. Übersetzungsrechte vorbehalten

AP
30
D4
Bd. 121

Inhaltsverzeichnis

zum

Hunderteinundzwanzigsten Bande (Oktober — Dezember 1904).

		Seite
I.	Glückliche Menschen. Von **Wilhelm von Polenz.** I. . .	1
II.	Im Hauptquartier der kaiserl. russischen Armee in Polen unter dem Oberkommando des Generalfeldmarschalls Grafen Berg. September 1863 — November 1865. Persönliche Erinnerungen von **J. von Verdy du Vernois.** I.	35
III.	Die Paradieseserzählung (1. Mose 2, ^{4b}—3). Von **Hermann Gunkel**	53
IV.	Nach dem fernen Osten auf der transsibirischen Bahn. Von **Msgr. Grafen Vay von Vaya und zu Luskod**	79
V.	Das Wirtschaftsleben der Völker und der Seekrieg. Von **Curt Freiherrn von Maltzahn.** I.	101
VI.	Die französischen Primitiven. Von **W. von Seidlitz** .	120
VII.	Entstehung und Bedeutung der deutschen Kaisersage. Von **Ernst Bernheim**	129
VIII.	Ungedruckte Gedichte von Conrad Ferdinand Meyer	136
IX.	Friedrich Ratzel. Von **Hans Helmolt**	140
X.	Thiers. Notizen und Erinnerungen. Von **M. von Brandt**	144
XI.	Politische Rundschau	148
XII.	Kardinal Newman. Von **G. Pfeilschifter**	153
XIII.	Zur Heidelberger Schloßfrage. Von **Reinhold Steig** .	157
XIV.	Literarische Notizen	159
XV.	Literarische Neuigkeiten	160
XVI.	Glückliche Menschen. Von **Wilhelm von Polenz.** II. . .	161
XVII.	Großherzogin Maria Paulowna und die Tätigkeit der Frauen in der Wohlfahrtspflege. Von **P. von Bojanowski**	195
XVIII.	Im Hauptquartier der kaiserl. russischen Armee in Polen unter dem Oberkommando des Generalfeldmarschalls Grafen Berg. September 1863 — November 1865. Persönliche Erinnerungen von **J. von Verdy du Vernois.** II. (Schluß) . .	217

(Fortsetzung umstehend.)

Seite

XIX. Die Erforschung der altindischen Religionen im Gesamtzusammenhang der Religionswissenschaft. Ein Vortrag von **H. Oldenberg** 248

XX. Das Wirtschaftsleben der Völker und der Seekrieg. Von **Curt Freiherrn von Maltzahn.** II. (Schluß) . . . 262

XXI. Der Herzog von La Rochefoucauld-Liancourt. Erinnerungen an einen Menschenfreund (1747—1827). Von **Lady Blennerhassett** 283

XXII. Politische Rundschau 305

XXIII. Die Amerikaner 310

XXIV. Der Mithraskult. Von **Otto Seeck** 313

XXV. Alfred von Reumont. Von **Richard M. Meyer** . . . 315

XXVI. Literarische Notizen 318

XXVII. Literarische Neuigkeiten 319

XXVIII. Glückliche Menschen. Von **Wilhelm von Polenz.** III. (Fortsetzung) 321

XXIX. Deutschland und England. Von **Friedrich Paulsen** . 357

XXX. Staat und Gesellschaft in einem großen Kriege unsrer Zeit. Von **W. von Blume,** General der Infanterie z. D. und Chef des Infanterieregiments Herwarth von Bittenfeld (1. Westf.) Nr. 13. I./III. 363

XXXI. Über die Stellung von Schillers „Räubern" in der Weltliteratur. Von **Eugen Kühnemann** 385

XXXII. Indische Volkszählungsberichte. Von Professor **Julius Jolly** (Würzburg) 409

XXXIII. Die jungschweizerische Dichterschule. Von **Ed. Platzhoff-Lejeune** 431

XXXIV. Eine sozialistische Geschichte der französischen Revolution 446

XXXV. Der Untergang des Bauernstandes. Von Dr. **Ernst Voges** 457

XXXVI. Politische Rundschau 463

XXXVII. Zur altchristlichen und mittelalterlichen Kunst in Italien. Von **Ernst Steinmann** 468

XXXVIII. Literarische Notizen 474

XXXIX. Literarische Neuigkeiten 476

Glückliche Menschen.

Von

Wilhelm von Polenz.

Erstes Buch.

Herr von Hindorf kehrte nach einer Abwesenheit von anderthalb Jahren auf sein Gut zurück. Er hatte von Hamburg aus, wo er sich einige Tage lang aufgehalten, um sich wieder an deutsche Luft zu gewöhnen, an seinen Diener Gustav telegraphiert, daß ihm die Pferde zum Abendschnellzug zur Station geschickt werden sollten. Hindorf haßte die feierlichen Empfänge. Seinem Bruder hatte er zuletzt von New York aus geschrieben, daß er sich auf der Heimreise befinde, den Tag der Ankunft im Ungewissen lassend.

Als Hindorf an der kleinen Station Kranzfelde, wo der Schnellzug nur eine Minute hält, ausstieg, traf sein Ohr ein Wort, das ihm recht ungewohnt geworden war: „Untertänigst guten Tag, gnädiger Herr!“ Der alte Diener stand, Hut in der Hand, vor ihm und bat um den Gepäckschein. Als er das schlohweiße Haar und das glattrasierte Gesicht dieses Greises sah, der sein Wappen auf der Livree trug, begriff Ernst von Hindorf, daß er wirklich in der Heimat sei.

Der vorsorgliche Gustav hatte zwei Wagen mitgebracht. Nachdem er sich überzeugt, daß alle Koffer seines Herrn zur Stelle seien, nahm er neben dem Kutscher auf dem Bock des Halbverdeckten Platz.

Bis Lamnitz war es immer noch eine Stunde zu fahren. Die Fahrt ging in die milde Frühjahrsnacht hinein. Es hatte geregnet. Aber jetzt war der Himmel wieder ziemlich klar; leichte, gelbumrandete Wolkenfetzen trieben daran hin und verhinderten den Vollmond, der dem Kalender gemäß fällig war, am programmgemäßen Scheinen. Die Pferde, seine alten Füchse, wie Hindorf vor dem Einsteigen konstatiert hatte, gingen ihren bekannten friedlichen Zotteltrab, nur an den sandigen Stellen oder wo der Weg durch den Regen grundlos geworden war, von selbst in Schritt fallend.

Herrn von Hindorf störte es wenig, daß er, der mit den schnellsten Beförderungsmitteln der Welt: den Pacificbahnen und den deutschen Ozean-

dampfern, gefahren war, am Schlusse seiner Reise den Schneckengang eines durch Ostelbischen Sand und Kot mahlenden Landgeschirres schmecken mußte. Diese Art Beförderung ließ Zeit, sich umzusehen; man konnte, soweit das die Nacht zuließ, feststellen, daß daheim alles noch beim alten sei. Die Dörfer, Kirchen, Herrensitze, Wälder, Bachläufe, Brücken, Teiche, Windmühlen, alles wohlbewahrt an seinem Platze. Je mehr er sich seiner Besitzung näherte, desto vertrauter wurde ihm die Gegend. Jeden Stein am Wege, jeden Chausseebaum kannte er schließlich. Und was dem spähenden Auge dunkel blieb, das stellte ihm sein Gedächtnis so deutlich vor das innere Gesicht, daß die weite, nächtliche Landschaft vor ihm lag, hell und farbig, als wäre es Tag.

Die letzte sandige Bodenwelle wurde im Trab genommen, ohne daß der Kutscher die Peitsche gebraucht hätte. Die alten Pferde witterten den Stall. Dann bog man in die Allee von breiten Kastanienbäumen ein, das weitbekannte Wahrzeichen von Lamnitz. Nun kamen Büsche, Rasenplätze, Baumgruppen rechts und links. Angenehm glitt der Wagen auf dem weichen Parkwege hin. Ein schnell aufblinkender Wasserspiegel bei einer Biegung um ein Boskett, und vor einem lag das weiße Herrenhaus von Lamnitz mit seinen vielen kleinen Fenstern unter dem hohen, dunklen Ziegeldach.

Gustav sprang trotz seiner Siebzig recht behende vom Bock, um seinem Herrn den Wagenschlag zu öffnen. Im Hausflur wurde Licht, die Tür tat sich auf, und zum zweiten Male heute bekam Hindorf ein: „Untertänigst guten Tag, gnädiger Herr!“ zu hören. Diesmal von einer weiblichen Stimme. Es war Frau Siebert, die Wirtschafterin, die den Heimkehrenden geräuschvoll begrüßte.

Während zwischen Herrn von Hindorf und seinen männlichen Bediensteten nur die notwendigsten Worte gewechselt worden waren, öffnete sich in Frau Sieberts Mund die Schleuse für einen schnell und unaufhaltsam dahinfließenden Redestrom. Der Hausherr konnte sich den wohlgemeinten Glückwünschen zu seiner gesunden Rückkehr nicht ohne weiteres entziehen. Das Vorrecht der Wirtschafterin, geschwätzig zu sein, gehörte gewissermaßen zum alten Inventar des Lamnitzer Herrenhauses. Der einzige Mensch, vor dem Frau Siebert Respekt hatte, war der alte Gustav. Der rettete jetzt seinen Herrn vor ihr, indem er die Tür zu dem neben dem Hausflur gelegenen Eßzimmer aufriß und meldete, das Abendessen warte.

Der runde Familientisch stand in der Mitte des großen Raumes, ein einziger Stuhl daran, ein einziges Kuvert aufgelegt. Von den dunklen Wänden blickten die steifen Gesichter der gewesenen Hindorfs ernst, würdevoll und nachdenklich hernieder. Auf der Kredenz von Eichenholz das Familiensilber. Der alte, weißhaarige Diener, der sich in aller Eile in den Livreerock geworfen hatte, stumm seines Herrn Wink erwartend.

Alles wie in alter Zeit. Sein Mundglas stand vor Herrn von Hindorf, sein Besteck, ein Patengeschenk, lag neben dem Teller. Von seinem Lieblingswein war eine Flasche aufgestellt. Alles hatte Gustav vorbereitet, wie er wußte, daß der Herr es liebte.

So lange Hindorf denken konnte, war dieser Raum von fröhlichen Menschen bewohnt gewesen; denn als das größte Zimmer im Hause, hatte der Speisesaal

nicht bloß für die Mahlzeiten gedient. Hier hatte er als Kind mit seinen Geschwistern gespielt, hier waren, wenn er später als Gymnasiast oder Student Freunde mitbrachte, Gesellschaftsspiele gespielt, nicht selten war auch getanzt worden. Der Besuch von Freunden und Nachbarn riß niemals ab; Lamnitz war immer ein gastfreies Haus gewesen.

Für einen kurzen Augenblick war es Ernst Hindorf, als sehe er den Raum erfüllt von festlichem Gedränge. Er sah den Vater mit weißem Vollbart, sein schwarzes Käppchen auf dem würdigen Haupt. Und die Mutter, auch schon betagt, aber jung von Herzen und Bewegungen, mit rosigen Wangen unter ihrem grauen Haar, und mit Augen, die bis ins Alter hinein die Munterkeit des Mädchens festhalten zu wollen schienen. Und um dieses Paar her die Kinder und Enkel, die Erzieher und Dienstboten, eine große Familie, eine Gruppe von Menschen, die aufwuchsen, wie im Walde unter einem Paar alter Samenbäume ein neuer Kranz von jungen Stämmen und Stämmchen aufschießt.

Der Vorhang fiel über diesem Abschnitte seines Lebens. Von den Personen, die der erste Abschnitt ihm gezeigt hatte, weilten viele nicht mehr unter den Lebenden. Hindorf hatte jung Geschwister verloren, Freunde waren ihm in alle Welt zerstreut worden oder ihm längst aus dem Gesichtskreis entschwunden. Die Menschen aus jener Periode, die doch noch gar nicht so lange zurücklag, waren ihm schon zum Gleichnisse geworden, bildeten eine innere Ahnengalerie, in der er der einzigste Besucher war.

Das muntere Leben und Treiben um das alte Paar hatte auf die natürlichste Weise aufgehört. Erst war der Vater, dann die Mutter zur Ruhe gegangen. Die Kinder verließen eines nach dem andern das Haus. Ernst ging in Staatsdienst, Eberhard, das Nesthäkchen, trat in die Armee ein, Ernst von Hindorfs einzigste Schwester Konstanze hatte schon früher geheiratet. Das alte Haus stand ein paar Jahre lang leer, nur von Gustav, dem treuen Diener dreier Generationen, bewacht.

Dann war Herr von Hindorf mit seiner jungen Frau nach Lamnitz gezogen. Jetzt, vor fünf Jahren war es gewesen, im Frühjahr, als er mit Doris seinen Einzug gehalten hatte. Gegen Abend waren sie angekommen von der Hochzeitsreise, Gustav hatte serviert wie heute.

Nun hatte dieser Raum abermals festliches Gedränge gesehen. Die Nachbarschaft kam nur zu gern nach Lamnitz, das von alters her ein geselliger Mittelpunkt für die Gegend war. Doris vereinigte beides in sich, was zur Gutsherrin nötig: gesellschaftliche Gaben zur Repräsentation ihrer Stellung und Hausfrauentugenden. Dann kam die Tauffeier. Eine glänzende Tafelrunde von Verwandten, Freunden, Gevattern freute sich mit dem jungen Paare, daß dem Lamnitzer ein Stammhalter geboren war.

Und schließlich ein Bild, an das der einsame Mann nicht denken konnte, ohne daß er es wie mit kalter Hand nach seinem Herzen greifen fühlte: ein Paar Särge, der eine groß, der andre klein. Hier in diesem Zimmer hatten sie seine Frau aufgebahrt und seinen Jungen, die ihm in ein und derselben Nacht genommen worden waren. Von hier aus hatten sie Mutter und Kind hinausgetragen in das Familienbegräbnis im Lamnitzer Schloßpark.

„Nicht daran denken!“ sagte Hindorf zu sich selbst, und fragte den Diener nach dem Befinden verschiedener Personen im Hof und Dorf.

Gustav antwortete respektvoll, ohne Geschwätzigkeit, mit richtigem Gefühl für das, was der Herr wissen wollte. Wohl niemals hatte ein Dienstbote eine vornehmere Seele besessen! Es war nicht Sklavendienst, was der alte Mann verrichtete; Gustav war nicht Lakei, wenn er auch eine Livree trug mit Wappenknöpfen.

Herr von Hindorf wußte, daß der Alte da hinter ihm am Büffet Vatergefühle für ihn hege. Er, Ernst Hindorf, war für Gustav immer noch der junge Herr, mit dem er vor Jahren auf du und du gestanden hatte. Das „du“ war nur noch auf seiten Hindorfs geblieben, aber sonst hatte sich zwischen Herr und Diener wenig geändert. Der Gedanke, den Greis zu schelten, wäre Herrn von Hindorf ebenso unmöglich erschienen wie einen der alten Kastanienbäume zu fällen, wenn sie auch hohl und überständig waren, und obgleich sie zum Ärger aller Inspektoren durch ihren Schatten Schaden machten an der Feldfrucht.

Gustav war unverheiratet geblieben. Seine ganze Zärtlichkeit hatte die Herrschaft absorbiert, der er nun seit fünfzig und mehr Jahren diente. Jene erhabene Verachtung war auch ihm eigen für alles, was nicht zum Hindorfschen Hause gehörte, die man manchmal bei alten Dienstboten findet; aber seine Anhänglichkeit hatte nicht die unangenehme Zugabe der Aufdringlichkeit, die nicht selten die Schattenseite solch einseitiger Treue ist. Gustav kannte seinen Herrn in- und auswendig; ja, Hindorf hatte Grund zu der Vermutung, daß der Alte Gedanken zu lesen verstehe. Sicherlich kannte der treue Diener auch die Gefühle, die augenblicklich die Seele des Heimgekehrten bewegten.

Herr von Hindorf hatte abgegessen, blieb aber noch sitzen. Inzwischen verließ Gustav geräuschlos das Zimmer, und Hindorf hörte ihn oben im Herrenzimmer, das im ersten Stock lag, die Lampen anzünden und im Ofen krücken. Wieder hatte der alte Diener seine Wünsche erraten, noch ehe er gesprochen; dort gerade wollte er noch eine Weile sitzen, ehe er sich zu Bett begab.

An der Eßzimmertür scharrte jetzt etwas. Es war nur ein leises, bescheidenes Kratzen, aber da es sich in regelmäßigen Zwischenräumen wiederholte, wurde Hindorf aufmerksam und ging zur Tür, sie zu öffnen.

An seine Füße heran kroch ein dunkles, langhaariges Wesen. Erst am Winseln erkannte Hindorf den schottischen Schäferhund. Das treue Tier hatte die Stimme des Herrn erkannt und erschien nun, ihn zu begrüßen. Er rief den alten Hund ins Zimmer; hier, bei hellerer Beleuchtung, sah Hindorf, wie das Tier gealtert war in der Zeit seiner Abwesenheit. Graue Haare hatte Felix um die Schnauze bekommen, die Augen lagen tief und waren trübe. Er schien schwer an Rheumatismus zu leiden. Das brave Tier, dem offenbar jede Bewegung Schmerz bereitete, versuchte an seinem Herrn emporzuspringen; als ihm das kläglich mißglückte, leckte Felix vor demütiger Zärtlichkeit die hingestreckte Hand seines Meisters.

Der Hund hatte eigentlich der Verstorbenen gehört, die ihn als junges Tier ins Haus gebracht. Er war ihr Freund gewesen; aus niemandes Hand

als der schönen seiner Herrin hatte der Verwöhnte das Futter genommen. Es war selbstverständlich gewesen, daß Doris, wenn sie ausging, Felix als Beschützer mitnahm. Selbst zu ihrem Krankenlager war ihm Zutritt gelassen worden. Noch am Tage vor ihrem Tode hatte ihm Doris den klugen Kopf lange gestreichelt.

Herr von Hindorf hatte den Gedanken an das, was gewesen und was unwiederbringlich verloren war, aus dem Wege gehen wollen, aber nun drängten sich ihm die Erinnerungen auf Schritt und Tritt in den Weg.

Inzwischen war Gustav wieder heruntergekommen und mißbilligte durch einen Blick die Anwesenheit des Hundes im Eßzimmer. Er erklärte, Felix schlafe jetzt bei ihm, da er den Aufenthalt im kalten Hundezwinger nicht mehr vertrage. Dann nahm er das leise winselnde Tier auf den Arm wie ein Kind und schaffte ihn in seinen Korb am warmen Ofen.

Hindorf begab sich nach dem ersten Stock. Die Stufen der alten Holztreppe knarrten noch genau so wie früher; jede einzelne hatte ihren besonderen Ton. Einen Augenblick zögerte er vor dem Salon seiner verstorbenen Frau, der der Treppe gerade gegenüberlag. Doch ging er vorbei. Den Anblick dieses Raumes wenigstens wollte er sich heute abend ersparen. In seinem Zimmer angelangt, sagte er zu Gustav, der ihm gefolgt war, er könne zu Bett gehen. Der alte Diener sah noch einmal nach dem Ofen und entfernte sich.

Er war allein! Wie er sich auf diesen Augenblick gefreut, wie er vor diesem Augenblick gebangt hatte! Dieses Zimmer war von alters her im Lamnitzer Herrenhause das Wohnzimmer des Gutsherrn gewesen. Für Ernst von Hindorf war es bevölkert mit persönlichen Erinnerungen und mit dem heimlich unsichtbaren Walten seiner Vorfahren. Was mochten hier im Laufe der Jahrhunderte für Gedanken, Sorgen, Hoffnungen, Entschlüsse entstanden, genährt und begraben worden sein! Was hatte er selbst, Ernst Hindorf, in diesen holzgetäfelten Wänden, unter dieser vom Alter gebräunten Decke gelitten, gesonnen und gekämpft!

Hier war es gewesen, wo ihn der Vater als den ältesten Sohn eingeweiht hatte in die Vermögenslage der Familie an der Hand der Wirtschaftsbücher. Hier war es auch einige Jahre später gewesen, wo er dem alten Herrn eine Ehrenschuld hatte beichten müssen. Er sah noch deutlich, als wäre es gestern gewesen, das bekümmerte Gesicht des Vaters, der plötzlich um Jahre gealtert schien durch die bestürzende Nachricht. In den Boden hätte der Sohn damals sinken mögen, als der Vater mit sorgenvoll gefurchter Stirn in seiner stillen Weise nur bemerkt hatte: „Nun könne er die Hypothek auf Lamnitz, die er so gern getilgt hätte, nicht abtragen." Die Scham über diese längst verjährte Szene war der Seele doch für alle Ewigkeit eingebrannt, unauslöschlich, wie mit glühendem Eisen.

Und dann hatte er selbst hier gesessen an Stelle des Vaters, an dessen bauchigem, nun schon wurmgefressenen Schreibpult, hatte gerechnet, gesorgt, vorausgedacht. Da war es ihm erst klar geworden, welch schweres, oft dornenvolles Amt das des Grundbesitzers sei, nicht ein Sport, den man zu seiner Erholung trieb, wie er früher wohl gewähnt hatte, sondern ernste, Kopf und

Herz des ganzen Mannes erfordernde Arbeit. In diesem Zimmer war Herrn von Hindorf das Bewußtsein aufgegangen von der Größe und Herrlichkeit seines Berufes.

Und noch von andern großen Erlebnissen sprach ihm die dunkle, altersgebräunte Decke, die, treuer als ein Spiegel, jeden Hauch eines Ereignisses, der sie berührt, bewahrt zu haben schien. Hier hatte er eine lange, bange Nacht hindurch gesessen, während drüben im gemeinsamen Schlafzimmer seine Frau ihr Stündlein durchkämpfte. Und hier, wie heute in seinem Sorgenstuhle sitzend, hatte er die Nachricht empfangen, daß ihm ein Sohn geboren sei.

Ein Sohn! Ein Stammhalter, ein Fortsetzer seines Geschlechts, ein Majoratserbe für Lamnitz!

Noch einmal kostete er diesen Augenblick durch, noch einmal musterte der vereinsamte Mann seinen ehemaligen Reichtum an Liebe, Glück und Hoffnung, bohrte sich damit das Bewußtsein, ein Bettler geworden zu sein, nur um so tiefer ins Herz. Es hatte ja keinen Sinn, war unvernünftig, unmännlich obendrein, immer wieder zurückzukehren zu seinem Kummer. Aber Hindorf vermochte die dunklen Gedanken nicht zu bannen, sie waren bei aller Schemenhaftigkeit stärker als die Wirklichkeit. Seit er heute sein Haus betreten hatte, wurde er die Gesichte nicht los. Es kroch aus allen Ecken heran, es griff von den Wänden her nach ihm. Alle Räume waren belebt, jedes Möbel hatte eine Geschichte, an allem, was er berührte, schienen Eindrücke zu haften, die toten Gegenstände belebten sich, bekamen Angesicht und Gliedmaßen.

Die vier Wände, in denen er sich jetzt befand, der Sorgenstuhl, in dem er saß, die gebräunte Decke seines Zimmers, die wie vor Jahren auf ihn herabblickte, hatten ihm noch eine ganz besondere Geschichte zu erzählen, ihm allein. Die Geschichte seines tiefsten Verzagens, von der außer ihm kein lebendes Wesen etwas wußte. Vielleicht, daß der alte Gustav eine Ahnung davon hatte, wie nahe sein Herr einmal vor dem selbstgewählten Ende gewesen war. Aber über die Lippen dieses Greises kam darüber sicherlich kein Wort.

An diese Periode seines Lebens konnte Hindorf nur mit Grauen zurückdenken. Alles hatte er damals verloren: den Glauben an Gott und an sich selbst, Hoffnung und Liebe, die Teilnahme an den Menschen. Entleert ihres besten Inhalts war seine Seele. Haß gegen alles, was ihn ans Dasein fesseln wollte, erfüllte ihn. Ein furchtbarer Gast zehrte an seinen Kräften: der Lebensekel.

Das Bewußtsein davon hatte einen sehr leichten Schlaf. Es graute Herrn von Hindorf davor, manche Räume seines eigenen Hauses zu betreten, weil er sich im geheimen fürchtete, an gewisse Szenen zu denken, die sich dort abgespielt hatten. Er wollte nicht in den dunklen Gängen schmerzlicher Erinnerungen stöbern, die unter seiner Existenz vielverzweigt hinliefen, wollte nicht Gespenster aufscheuchen, die, wie er wohl wußte, kaum notdürftig gebannt waren. Ein zweites Mal in solchen Zustand zurücksinken, würde Untergang bedeuten; einmal nur kann man die Kraft haben, sich aus einer Tiefe emporzuarbeiten, in die kein Lichtstrahl dringt, ein zweites Mal nicht.

Lange hatte er sich gegen den Gedanken gesträubt, daß es Heilmittel gebe für seinen Schmerz. Daß der bloße triviale Verlauf der Zeit Macht haben sollte, den Kummer zu lindern, war ihm wie entweihend des Angedenkens seiner Toten erschienen. Alles, was ihn von seiner Trauer abziehen wollte, hatte ihm als hassenswert, ja verrucht gegolten. Selbst das Familiengut, an dem er so sehr hing, war ihm gleichgültig geworden. Was konnte ihm Lamnitz bedeuten, da er ein Witwer und kinderlos geworden war!

Er ließ fortan alles gehen auf dem Gute wie es wollte. Änderungen, Neuerungen, Verbesserungen, die er in der ersten Besitzerfreude an den Gebäuden, auf den Feldern, im Walde vorgenommen hatte, blieben halbfertig liegen. Alle Ehrenämter in der Gemeinde und im Kreise, die er nach und nach übernommen und mit Glück verwaltet hatte, gab er ab. Nachbarn und Freunde, welche ihm Beileidsbesuche machen wollten, wurden nicht vorgelassen. Kein Wunder, daß sich in der Nachbarschaft die Ansicht verbreitete, der Lamnitzer Hindorf sei tiefsinnig geworden.

Was ihn damals allein zurückgehalten hatte, sein entwertetes Dasein von sich zu werfen, war der Gedanke gewesen, daß damit das Andenken der Toten befleckt werden würde.

Doris war gestorben wie eine Heldin. Sie hatte sich bei der Pflege ihres an der Diphtheritis erkrankten Jungen angesteckt. Frau von Hindorf, eine gesunde, blühende Frau, hatte schwer vom Leben Abschied genommen. Sie war glücklich gewesen in ihrer Ehe, liebte Mann und Kind, und fürchtete für sich selbst den Tod weniger als die Vereinsamung für diese beiden. Das Sterben ihres Kindes erlebte sie nicht mehr; einen Tag, nachdem die Mutter vollendet hatte, löschte auch diese kleine Flamme aus.

Aber wer geliebt hatte wie er Doris, der konnte sich nicht in den Gedanken finden, daß es keinerlei Verbindung geben solle zwischen Verstorbenen und Lebenden. Hindorf war kaum, was die Kirche einen positiven Gläubigen nennt. Auch dieses Erlebnis änderte an seinen religiösen Anschauungen nichts. Aber wenn man Frömmigkeit als ein bewußtes Leben in die Tiefe auffaßt, dann durfte Ernst von Hindorf nicht aus der Schar ernster und redlicher Menschen ausgestoßen werden, die, ohne Kirchenchristen zu sein, tief durchdrungen sind von der Heiligkeit ihrer unsterblichen Seele.

In gewissem Sinne war ihm der unersetzliche Verlust, den er erlitten, zu einer Erweckung geworden. Ganz anders glaubte er jetzt, den Sinn des Lebens zu verstehen, da er die Toten als ernste Zeugen stets sich nahe fühlte. Ja, zuzeiten konnte er eine gewisse Befriedigung empfinden bei dem Gedanken, daß das Leben nur ein kurzer Gang sei, kaum Wert des Lärmes, der davon gemacht ward. Das reinste, erhabenste Gefühl blieb doch die Freude auf den Tod. Wenn man bis zu der Erkenntnis durchgedrungen war, daß das Leben nur eine Vorbereitung bedeute für das Sterben, dann erschien selbst das sinnwidrigste Unglück erträglich.

Ja, er wollte es noch einmal mit dem Leben aufnehmen! Hier an dieser Stätte, die seine tiefste Verzweiflung gesehen hatte, schwor er sich's zu. Hier, wo seine Toten lagen, wollte er fortan wohnen bleiben. Dieser Grund und Boden mit solcher Aussaat darin, war ihm doppelt geheiligt und teuer.

Hindorf trat an das Fenster, das in den Park hinausblickte. Der Mond hatte inzwischen die treibenden Wolken besiegt und stand, eine stille klare Scheibe, am lichten Himmel.

Der Blick des einsamen Mannes wandte sich nach jener Richtung, wo hinter Büschen und Wipfeln die Begräbnisstätte der Familie lag. Durch die noch unbelaubten Zweige vermochte er die grauen Mauern des Gebäudes und die dunklen Zypressen vor dem Eingang zu erkennen. Unwillkürlich faltete er die Hände und flüsterte: „Wann werde ich euch wiedersehen?"

Lange nach Mitternacht erst war Herr von Hindorf zu Bett gegangen. Trotzdem erhob er sich früh. Die Sonne eines herrlichen Frühlingstages schien ihm in die Fenster. Allerhand vertraute, lange nicht vernommene Laute drangen an sein Ohr: das Gezwitscher der Sperlinge in den Fliederbüschen vor dem Hause, das Gackern im Hühnerhofe, das Brüllen der Kühe von den Ställen herüber. Kein Zweifel, er war in Lamnitz!

Der Wunsch, sein Gut zu sehen, trieb ihn bei der Toilette mächtig zur Eile an. Man hatte im Hause nicht erwartet, daß er so zeitig auf sein würde; selbst Gustav war einmal durch seinen Herrn überrascht worden. Hindorf fand das Frühstück noch nicht fertig; eine schnell bereitete Tasse Tee und eine Scheibe Butterbrot genügten ihm fürs erste. Im Hausflur suchte er sich seinen alten krummen Stock unter vielen andern heraus und schritt ins Freie.

Auf dem Wirtschaftshofe, wohin er sich zuerst gewandt hatte, begegnete ihm der neue Inspektor. Hindorf kannte den Mann noch nicht. Sein alter Beamter, den er vom Vater übernommen hatte, war vor Jahresfrist gestorben. Die Nachricht hatte den Weltreisenden erreicht, als er gerade in Bombay weilte. Von dort aus einen neuen Beamten für Lamnitz auswählen, hätte immerhin seine Schwierigkeiten gehabt. Er schrieb daher an seinen Bruder, daß er ihm diese Mühe abnehmen möge. Eberhard war Husarenoffizier in Kranzfelde, der Kreisstadt, garnisoniert. Er hatte mit dankenswerter Schnelligkeit unter den Bewerbern einen Inspektor für Lamnitz herausgefunden.

Der Beamte, gestiefelt und gespornt zum Ausreiten, stellte sich selbst vor, dann schloß er sich unaufgefordert dem Gutsherrn bei seinem Gang durch die Wirtschaftsgebäude an.

Hindorf fand es ziemlich unnötig, daß der Inspektor ihm gegenüber den Erklärer mache, als habe er einem Fremden den Hof zu zeigen; noch peinlicher berührte es ihn, daß der Mann sich ein abfälliges Urteil herausnahm über Maßnahmen, die sein Amtsvorgänger getroffen hatte; die eigenen Leistungen wurden dementsprechend stark hervorgehoben. Hindorf hörte sich das eine Weile mit an, dann hielt er es für angebracht, die Prahlerei des Beamten zu dämpfen. Er ließ die Bemerkung fallen, daß zuzeiten seines alten Brodmann das Rindvieh besser genährt und die Pferde weniger abgetrieben gewesen seien. Dem jungen Inspektor fuhr dieser verhüllte Tadel gewaltig in die Krone; er strich sich über den wohlgepflegten Bart und meinte: „Der gnädige Herr sei

leider bei der Übernahme nicht zugegen gewesen, sonst würde er wissen, daß die Ställe in schlechtem Zustand gewesen seien." Hindorf schnitt das Gespräch ab, indem er sagte, daß er sich an das halte, was er jetzt sehe, und daß er sich auf seine Augen verlassen könne.

Er ging nun auf die Felder. Es war ihm wohl und frei zumute. Der kleine Ärger mit dem Inspektor hatte wie eine leichte Zutat von Salz, den Geschmack anregend, gewirkt.

Das Wetter konnte nicht günstiger sein für das Wachstum der jungen Saaten. Der Regen vom Abend vorher hatte das Erdreich leicht angefeuchtet und milde gemacht, und nun schien die Sonne darauf. Warme Dünste stiegen von der Ackerkrume auf wie in einem Treibhaus. Winterkorn und Weizen standen üppig grün, und der Hafer bedeckte schon mit zarten Spitzen das Land wie ein zarter ins Rötliche schimmernder Flaum.

Hindorf verfolgte zunächst die Allee von alten Kastanien, die vom Wirtschaftshofe weg als Hauptverkehrsader quer durch die Besitzung lief; rechts und links zweigten sich Feldwege ab, die in regelmäßigen Abständen mit Obstbäumen bepflanzt waren. Er schlug einen dieser Wege ein, der nach einer auf einem Hügel frei gelegenen Feldscheune führte. Die wenigen Meter Erhöhung ergaben schon eine schöne Rundschau.

Die Landschaft hatte nichts Großartiges, kaum daß man ihr Anmut hätte nachrühmen können. Ihre Reize waren mit karger Hand verstreut, aber ein liebevoll suchendes Auge konnte sie entdecken. Der Boden war fast ganz von der Landwirtschaft mit Beschlag belegt; ein viereckiges Feld reihte sich an das andre an. Das Wasser kam nur in der zahmen Form von flachen Teichen vor; sie blitzten wie Spiegel aus der matten Einfassung von gelbem Schilf hervor. Die peinliche Ordnung der Feld- und Wiesenwirtschaft ließ nur selten einmal eine kleine Unordnungsecke bestehen, wo Brombeergestrüpp wuchs, Weiden mit rotgelben Ruten einen lebhaften Farbenton in das Grau und Braun der kahlen Erlen brachte, ein Strauch mit Kätzchen die Bienen von weit her anlockte. Der Wald gab, ein niederer dunkler Wall, dem Bilde seinen Abschluß.

In der Prärie des westlichen Nordamerikas, den Steppen Zentralasiens war sicherlich weniger wohltuende Ordnung, aber um so mehr natürliche Größe und Unberührtheit gewesen. Aber Hindorf fühlte sich nur einen kurzen Augenblick lang enttäuscht; denn, sagte er sich, er tue seiner Heimat unrecht, wenn er Schönheit von ihr verlange. Dies hier war eine Stätte der Arbeit. Was er hier sah, war in Jahrhunderten bedachtsamen Hegens und Pflegens einem zähen Boden mühsam abgerungen worden. Es lag fromme, ernste, deutsche Arbeit in dieser Scholle vergraben. Das prächtige Kornfeld, das sich wie ein sanfter grüner Teppich fast unabsehbar vor ihm ausdehnte, war nicht erst einen Winter alt, Generationen hatten daran gearbeitet; er erntete auf dieser Fläche nur, was seine Vorfahren gesäet hatten. Wahrlich in diesem Lichte gesehen, brauchte sich sein Lamnitz des Vergleichs mit irgendeinem der herrlichen Landschaftsbilder, die das Auge des Weitgereisten verwöhnt hatten, nicht zu schämen.

Er kehrte, einen rasenbewachsenen Feldweg benutzend, der in weiter Kurve um die Gutsäcker führte, nach Lamnitz zurück.

Auch das Dorf bot keine aufdringlichen Reize. Die Bauern waren, entsprechend dem geringen Boden, auf dem sie saßen, keine Krösusse. Bei den Gebäuden wog das Strohdach, die Lehmwand und das Ziegelfachwerk vor. Auf den meisten Gehöften lag die Düngerstätte frei, mitten im Hof, die offene Jauchenpfütze daneben. Das sprach weder für den guten Geschmack noch für den haushälterischen Sinn der Leute. Lustig anzuschauen waren nur die Frühlingsblumen in den Vorgärten, die selbst bei der ärmsten Häuslerwohnung nicht mehr fehlten. Und warm wurde es Herrn von Hindorf ums Herz, als er auf dem Dach des Gemeindevorstandes die Störchin im Nest erblickte und den alten Adebar, wie er gravitätisch auf dem First stand, sich als Mittelpunkt der Welt fühlend.

In der Dorfstraße wurde der Gutsherr überall begrüßt. Die Männer begnügten sich meist mit einem unterwürfigen Griff nach der Mütze und einem halbvertraulichen, halbverlegenen Grinsen. Die Kinder, deren es in Lamnitz erstaunlich viel gab, starrten ihn verdutzt an. Das Weibsvolk aber ließ die Frühjahrsreinigung im Stich, kam auf die Straße gelaufen, manche, um ihm neugierig nachzugaffen, andre, kühnere, um ihm zur glücklichen Heimkehr Glück zu wünschen. Die alte Graupsen kam mit entblößten Armen direkt vom Scheuersaß und bot ihm die runzlige Hand, die sie zuvor an der Schürze abgewischt hatte. Dieses alte verwitterte Weib, mit den dunklen, verschmitzt dreinblickenden Augen, war eine der frömmsten Frauen des Kirchspiels; ihre Reden waren mit Bibelsprüchen und Gesangbuchversen durchflochten wie ein Stück grobes Baumwollenzeug mit einem Einschuß von Seidenfäden.

Der Gutsherr kannte diese gottselige Person noch von einer andern Seite. Die Graupsen wohnte dicht vor dem Eingang zum herrschaftlichen Park, nicht immer aber schien es ihren Fingern ganz klar zu sein, wo ihre Grenzen aufhörten und die der Gutsherrschaft anfingen. Gras, Klee, Beeren, Gemüse aus dem Garten, Reisig aus dem Holzschuppen, oder auch Gebrauchsgegenstände, die man unbewacht hatte liegen lassen und die ihr gefielen, wanderten bei der Graupsen in ein großes, unergründliches Loch, aus dem sie nie wieder auftauchten. Setzte man sie über ihre Langfingrigkeit zur Rede, dann pflegte sie die Sache so zu wenden, daß sie Dank verdiene, da sie nur auf Ordnung halte, ja, einmal als der verstorbene Inspektor beim Kartoffelausmachen ihr einen viertel Zentner „Apern" aus den Unterröcken geholt hatte, war ihm von der bibelfesten alten Frau die entrüstete Antwort geworden: „Du sollst dem Ochsen, der da drischt, nicht das Maul verbinden."

Heute wünschte die Graupsen in schöner, wohlgesetzter hochdeutscher Rede Gottes Segen auf das Haupt des heimgekehrten Gutsherrn herab. Sie habe viel für ihn gebetet in seiner Abwesenheit. Ja, es bekam fast den Anschein, als sei Herr von Hindorf nur durch der Graupsen Fürsprache bei der Allmacht aus den großen Fährnissen seiner Weltumseglung unversehrt in die Heimat zurückgekehrt.

Eine Schar von Dorfleuten hatten sich um den Gutsherrn und die Alte versammelt. Die Graupsen gab mit ihrer beweglichen Zunge den Gefühlen der Nachbarn Ausdruck. Die Männer nickten, und die Frauen seufzten beistimmend.

Hindorf schüttelte allen die Hand, ehe er ging. Solche Zeichen des Vertrauens taten doch wohl! Daran war nichts Erkünsteltes, es war ihm mehr wert, als Ehrenpforten und Salutschüsse.

Ein gut Teil der Liebe, die er genoß, verdankte er Doris, er wußte das wohl. Das Andenken der Verstorbenen konnte nicht aussterben an diesem Orte. Überall fehlte sie. Was war Lamnitz ohne Doris? Für die Armut, für die sie, wie für alles Menschliche, ein großes Herz gehabt hatte, war sie unersetzlich.

Sollte er jetzt die Begräbnisstätte aufsuchen? Den Schlüssel zu der Grufttüre trug er bei sich. Im Innersten bangte er vor dem Augenblick, wo er die Särge wiedersehen würde; aber es lockte ihn auch wiederum unbeschreiblich, das wehmütige Gedenken sofort zu feiern.

Unentschlossen stand er noch vor der kleinen Pforte, die von der Dorfstraße in den herrschaftlichen Park führte, als sein Ohr auf das gleichmäßige Hufklappen eines trabenden Pferdes aufmerksam wurde. Dann bog ein Reiter in Husarenuniform um die Ecke: sein Bruder Eberhard.

Der Husar parierte kurz und sprang aus dem Sattel. Die Brüder schüttelten einander die Hand. Hindorf freute sich über Eberhards schmuckes Aussehen, für den er von jeher mehr die Gefühle eines Vaters als die eines Bruders gehegt hatte.

„Also, du bist wieder da!" sagte der Leutnant. „Weißt du auch, woher ich das erfahren habe?" Hindorf verneinte und erklärte gleichzeitig, daß er die Absicht gehabt habe, dem Bruder heute noch seine Ankunft mitzuteilen.

„Henning Plessow kam gestern abend aus Berlin zurück; er hat dich im Speisewagen gesehen. Heute früh beim Felddienst sagte er mir es. Da habe ich mir Urlaub genommen und bin die fünfundzwanzig Kilometer in zwei Stunden hierher geritten. Ganz nette Leistung, was, für den Chargenbock?"

Ernst Hindorf betrachtete sich den staubbedeckten Braunen von preußischer Abkunft, der alles andre als schön war, aber den Eindruck eines unverwüstlichen Gebrauchspferdes machte. Wie ihn das alles heimatlich, oder wie sie drüben sagten: „deutschländisch" berührte: der Leutnant mit seinem nach oben gebürsteten, schneidigen Schnurrbart, der in rührender Harmlosigkeit sofort von Regimentsangelegenheiten und Garnisonsklatsch zu erzählen begann, durch und durch davon überzeugt, daß es auf der ganzen Welt nichts Interessanteres gebe. Sie gingen dem Wirtschaftshofe zu, ungeführt folgte die Charge ihrem Herrn. Einem Knecht, der ihnen in den Weg kam, rief Ernst Hindorf zu, das Pferd des Herrn Leutnants in den herrschaftlichen Stall zu führen und ihm Futter zu schütten; dann begaben sie sich langsam nach dem Herrenhause.

Gustav hatte die Herren schon erspäht und fragte, als sie eintraten, wie es mit dem Essen gehalten werden solle. Hindorf erklärte, Eberhard möge die Zeit bestimmen, ihm sei jede recht.

Der Leutnant meinte, wenn er entscheiden solle, bitte er gleich jetzt um ein Frühstück, denn er müsse im zeitigen Nachmittag schon weiter reiten. Ernst solle nur entschuldigen, aber da er einmal unterwegs sei, habe er sich vorgenommen, von Lamnitz aus zu den Plessows zu reiten.

„Nach Baderwisch?“ fragte Hindorf.

„Nein, nach Reitern. Du weißt wohl noch gar nicht, daß Plessows umgezogen sind?“

„Das Erste, was ich höre!“

„Vor Weihnachten ist Ede Plessow mit Kind und Kegel nach Reitern ausgerückt, Baderwisch überläßt er Horst.“

„Horst! — Wie will denn der auf Baderwisch durchkommen?“

„Er heiratet. Sie ist Fabrikantentochter und hat klotziges Geld.“

„Ede Plessow und eine bürgerliche Schwiegertochter!“

„Nicht wahr? Man ist gespannt auf die zukünftige Herrin in Baderwisch.“

Die Unterhaltung wurde im Zimmer des Hausherrn geführt. Eberhard hatte sich auf dem Ledersofa ausgestreckt und rauchte.

Er war jetzt auf Pferdegeschichten gekommen. Der Leutnant besaß ein Paar Rennpferde; er erzählte von dem Pech, daß er in der vorigen Herbstsaison gehabt habe. Seinen früheren Trainer habe er wegschicken müssen, weil der Kerl ihn schauderhaft betrogen hätte; aber jetzt habe er einen erstklassigen Mann, und der Erfolg fange an, sich seinen Farben wieder zuzuwenden.

Hindorf schenkte den Worten des Bruders nur halbes Gehör. Das, was er vorhin gehört hatte, ging ihm im Kopfe herum. Horst Plessow hatte Baderwisch übernommen und würde dort wohnen. — Merkwürdige Schickung!

Lamnitz und Baderwisch waren nächste Nachbarschaft. Als Jungens schon hatten sich die Nachbarssöhne geschlagen und vertragen, aber das Schlagen war das Häufigere gewesen. Dann kam man auseinander. Ernst Hindorf besuchte das Gymnasium der Provinzialhauptstadt, während der junge Plessow auf Ritterakademie geschickt wurde. Horst schien sich schwer von der Schulbank trennen zu können; auch das juristische Examen machte ihm Schwierigkeiten. Ernst Hindorf war schon angesessen und verheiratet, als Horst Plessow endlich im Vorbereitungsdienst beim Landratsamt des Kreises angestellt wurde. Hier war es, wo die beiden Altersgenossen zum ersten Male in offenen Gegensatz traten. Der Landratsposten würde voraussichtlich in kürzester Zeit frei werden; der alte Plessow setzte Kopf und Kragen daran, seinen ältesten Sohn Horst in diese Stellung zu bringen. Ernst Hindorf aber war der Ansicht, daß dieses Amt viel zu wichtig sei, um es einem Menschen anzuvertrauen, der sich, wie Horst Plessow, bisher nur im Renommieren und Geldvertuen groß gezeigt hatte.

So stemmte sich denn der Lamnitzer dem Plessowschen Landratswahlprojekt energisch entgegen, obwohl er wußte, daß er sich dadurch den alten Ede, der das gefürchtetste Mundwerk der Gegend besaß, für alle Zeiten zum Feinde machen werde. Eine Anzahl der einsichtigen Leute der Gegend schlossen sich Herrn von Hindorf an, und so machte die Kandidatur Horst Plessows Fiasko.

Zwischen den Häusern Lamnitz und Baderwisch aber senkte sich von da ab ein dunkler Vorhang von Verstimmung.

Gustav meldete, das Frühstück sei angerichtet. Die Brüder begaben sich ins Eßzimmer.

„Wie geht es denn in Dromsdorf bei den Weudenas?" erkundigte sich Ernst Hindorf, als sie saßen.

„Gut, gut!" war die hastige Antwort.

„Kommst du noch manchmal hin?"

„O doch, manchmal! — Weudenas leben ganz zurückgezogen, man wundert sich allgemein wie wenig sie geben."

„Mit sieben Kindern und einem verschuldeten Gute kann man wohl keine großen Sprünge unternehmen."

„Die Mädels werden dann eben schwer abgehen."

„Wie geht es denn Marka Weudena?"

„Ich habe sie eine Ewigkeit nicht gesehen. Aber ich glaube, es geht ihr gut. Henning Plessow ist neulich mal in Dromsdorf gewesen; er sagt Marka habe stark eingepackt. Schade! Man sieht die guten Leute wirklich nirgends. Die Dromsdorfer Mädels werden richtig eingepökelt."

Hindorf fühlte sich unangenehm berührt durch die Art und Weise wie sein Bruder von dieser Familie sprach. Früher hatte Eberhard sehr viel in Dromsdorf verkehrt, und Marka Weudena war ihm damals durchaus nicht gleichgültig gewesen. Aber Eberhards Interesse schien neuerdings ganz in Anspruch genommen durch die Plessows; dieser Name tauchte immer wieder in seinen Erzählungen auf. Bei seinem Regimente standen zwei Söhne von Ede Plessow: Job und Henning. Mit ihnen zusammen hielt sich Eberhard einen Rennstall. Der alte Ede war von jeher ein großer Pferdsmann gewesen; manche nannten ihn auch weniger schmeichelhaft einen „Pferdeschmeißer". Ernst Hindorf würde es lieber gesehen haben, wenn sein Bruder sich von dieser Gesellschaft fern gehalten hätte. Ede Plessow hatte schon mehr als einen unerfahrenen jungen Mann beim Pferdehandel oder auch am Spieltisch arg gerupft.

„Weißt du, wer jetzt von der ganzen Gegend am besten reitet?" fragte Eberhard plötzlich.

„Früher waren es die Baderwischer Jungens, die sind ja halb im Stalle aufgewachsen."

„Ich sage dir, Henning Plessow, der als unser bester Reiter gilt, ist ein Waisenknabe gegen seine Schwester."

„Wie, das kleine Ding?"

„Seit Ostern vorm Jahr ist Anne Marie vom Stift zurück."

„Hat sie im Stift reiten gelernt?"

„Nein, bei ihrem Vater. Jetzt dressiert sie die schwierigsten Gäule. Der größte Verbrecher von Pferd geht unter ihr wie eine Puppe."

Der Leutnant erzählte weiter von Anne Marie, und es war für Ernst Hindorf, der das leicht bewegliche Herz seines Bruders kannte, ziemlich klar, daß er augenblicklich für Fräulein von Plessow schwärme. Nun war es ja klar, was ihn nach Reitern zog. Der Lamnitzer, der nach so langer Ab-

wesenheit mancherlei mit seinem Bruder zu besprechen gehabt hätte, machte keinen Versuch weiter, den jungen Mann länger zu halten.

Bald nach dem Frühstück schon ritt Eberhard ab. Reitern lag seine dreißig Kilometer von Lamnitz entfernt. Der Leutnant erklärte, daß er den Burschen mit Pferden und Uniform zum wechseln, nach einem Gasthof unterwegs bestellt habe, denn so „verdreckt", wie er sei und mit „dem Chargenbock", wolle er in Reitern nicht auftreten.

Ernst Hindorf sah den Bruder noch aufs Pferd steigen und winkte ihm einen Gruß zu, als er im leichten Kanter um die Ecke am Wirtschaftshofe bog. Dann kehrte er auf sein Zimmer zurück.

Man mußte nun ans Arbeiten denken. Wahre Berge von Briefen, Drucksachen und Aktenstücken, die Gustav während der Abwesenheit des Herrn gewissenhaft angesammelt hatte, warteten der Durchsicht. Herr von Hindorf hatte bestimmt, daß ihm nichts nachgeschickt werden solle. Eberhard sollte sich, so war besprochen worden, um Lamnitz kümmern und das Wichtigste erledigen. Der Leutnant hatte wohl einen schwachen Versuch dazu gemacht, war aber zu ausdauernder Arbeit schließlich doch zu bequem gewesen.

Ein paar Stunden brauchte Hindorf allein, um sich einen Überblick zu verschaffen, über das, was sogleich erledigt werden mußte und es von dem zu trennen, was aufgeschoben oder gar was vernichtet werden durfte. Als er mit der gröbsten Arbeit zu Ende war, ließ er eine Pause eintreten. Es gab noch Stoff für Tage und Wochen. Als ein weiteres Pensum standen die Wirtschaftsbücher und die Forstrechnungen im Hintergrunde.

Unwillkürlich legte sich Ernst Hindorf die Frage vor, für wen er diese Arbeit eigentlich tue. Für das Gut, für Lamnitz? Es war etwas Großes um den alten gefestigten Grundbesitz, niemand konnte mehr davon durchdrungen sein als er. Die jeweilig lebende Generation war nur der zufällige Inhaber und Nutznießer des Besitztums, das vielmehr Eigentum blieb einer höheren Gruppe: der Familie. Jeder Besitzer reichte sterbend das von den Vätern empfangene Kleinod weiter an kommende Geschlechter. Alles wohl durchdacht, sinnvoll geordnet und durch die Tradition geheiligt. Alles berechnet auf den natürlichen Erbgang vom Vater auf den Sohn. Aber wenn man kinderlos war!

Für wen also arbeitete er? Schließlich strengte man sich doch nur an, um im Training zu bleiben; weil das Leben ohne Arbeit noch langweiliger und schwerer zu ertragen war als im Müßiggang. Hier würde er sitzen, alt und grau werden. Seine Kraft würde er auf diesem verlorenen Posten verbrauchen, und schließlich, wer würde, wenn er starb, an seine Stelle treten?

Er legte die Feder weg und sann über Eberhard nach. Er hatte ihn gern, empfand eine Neigung für ihn, die mehr war, als das Verhältnis zwischen Brüdern gewöhnlich zu sein pflegt. Und doch mußte er diesem jungen Menschen gegenüber, der so viele liebenswürdige Eigenschaften besaß, oftmals denken: schade!

Eberhard fehlte etwas; Ernst hätte kaum mit Worten umschreiben können, was es sei, das dem Bruder fehlte. Irgend etwas war bei dem jungen

Menschen entweder nicht zur Entwicklung gekommen oder verkrüppelt. „Er hat kein Gemüt," sagte sich Hindorf manchmal; aber dem widersprach, daß Eberhard wiederholt Zeichen von edler Gesinnung an den Tag gelegt hatte. „Er ist leichtsinnig," dachte Ernst. Gewiß lebte Eberhard über seine Verhältnisse, und der ältere Bruder hatte wiederholt aushelfen müssen. Aber das schien verzeihlich; in dem Alter war Solidität Ausnahme. Eberhards Streiche waren bisher zu ertragen gewesen. Sie hielten sich in gewissen Grenzen. Courmacher war er auch, aber keiner von der rücksichtslosen Art, der die Mädchen ruinierte. Er erfreute sich großer Beliebtheit bei beiden Geschlechtern; ja, es war geradezu Mode geworden, Eberhard Hindorf nett zu finden.

Und doch, doch! Seinem Wesen fehlte der Schlußstein. Seine Jugend mochte ja manches entschuldigen, manches würde er noch abstreifen mit wachsender Reife; aber im Grunde glaubte Ernst Hindorf nicht, daß der Bruder sich jemals zur vollen Persönlichkeit entwickeln werde. Nur eine Hoffnung gab es für ihn: daß er die große Liebe finden möchte, wenn er auf seinem Lebenswege einem Weib begegnete, das ihn den unvergleichlichen Liebesdienst erwies, seine Seele zum Bewußtsein ihrer Männlichkeit zu erwecken.

Ernst Hindorf erhob sich. Wieder war er mit seinen Gedanken dort angelangt, wohin er nicht gewollt hatte. Wieder brannte die Stelle schmerzhaft, wo das Teuerste von ihm getrennt worden war, wie eine frisch empfangene Wunde.

„Doris!" murmelte er, „Doris."

Dann ging er ohne Besinnen zu der Tür, die in den ehemaligen Salon seiner Frau führte und öffnete sie schnell. Die Möbel waren mit Kappen zugedeckt, die Fenstervorhänge vorgezogen. Es herrschte graues Dämmerlicht in dem Raume. Kalt war es wie im Keller. Ihm war es zumute, als betrete er ein Grabgewölbe.

Hindorf machte eines der Fenster von seinen Verhüllungen frei. Eine Flut von Licht strömte herein; die jenseitige Wand lag auf einmal vollbeleuchtet vor ihm. Dort hing in Lebensgröße das Bild der Verstorbenen.

Doris hatte ihn in ihrem letzten Lebensjahre zu seinem Geburtstage mit diesem Porträt überrascht. Sie war dargestellt im schlichten Sommerkleide, einen Gartenhut in der Hand, als kehre sie eben von einem Gange ins Freie zurück. Hinter ihrer hellen Gestalt war eine tiefgrüne Baumgruppe des Lamnitzer Parks zu erkennen. Alles war einfach an dieser Erscheinung, bis auf das reiche Haar, das wie eine schwere Krone von Gold ein schmales weißes Gesichtsoval umrahmte. Dem Maler war es gelungen, das völlig In-sich-abgeschlossene dieses Wesens wiederzugeben. Ein größerer Künstler würde vielleicht ein interessanteres Porträt geschaffen haben, aber der herben Keuschheit dieser Natur wäre er schwerlich näher gekommen. Hier schien alle Zutat verschwendet. Der goldene Kern seelischer Schönheit, den diese Züge widerstrahlten, bedurfte nicht des Unterstreichens. Diese einfache deutsche Frauenerscheinung hatte jede Pose, jedes Modezierats entraten können und trug trotzdem den Stempel des Hoheitsvollen unauslöschlich an sich.

Der Witwer stand lange Zeit vor dem Bilde. Beschämende Reue wollte ihm das Herz versengen bei dem Bewußtsein, daß er dieses Wesen in seiner ganzen Güte, Reinheit und Größe erst zu erkennen vermocht hatte, als an Stelle ihrer lebendigen Gegenwart das kalte Bildnis getreten war. Aber dieses „Zu spät", das jeder beseelte Mensch seinen Toten gegenüber erlebt, blieb doch nicht ganz ohne melancholischen Trost. Von dieser Gestalt in ihrer Abgeschlossenheit, wie sie nur den Vollendeten eigen ist, ging ein gedämpfter Wohllaut aus. Dieses edle Frauenangesicht schien in aller Jugendschöne zu sagen: „Ich bin reif".

Der einsame Mann wurde ruhiger im Anschauen dieses stillen Bildes. Etwas wie der Friede eines Sommerabends mit reinem, durch klare Luft aus weiter Ferne tönenden Kirchenglocken senkte sich auf sein Gemüt.

Doris war gegangen, unwiderruflich gegangen, durch jene dunkle Pforte, bei deren Durchschreiten alles Weltliche zurückgelassen werden muß. Dem Gatten war nichts von ihr geblieben als das Erinnern und ein Ziel. Das Ziel war: Fort und fort so zu leben, daß er in Frieden bleiben durfte mit dem Bilde der Geliebten.

Kammerherr und Frau von Mildenau hatten Einladungen verschickt zu einer Gartengesellschaft. Die Mildenaus besaßen ein großes, in fruchtbarer Pflege gelegenes Gut: Drosselbach. Es war von Lamnitz aus in zweistündiger Wagenfahrt zu erreichen. Das einzige Kind, die voraussichtliche Erbin der schönen Besitzung, Agathe, war erst seit einem Jahre aus dem Stift zurückgekehrt. Ihr zu Ehren gaben die Eltern eine Gesellschaft nach der andern.

Das Gartenfest in Drosselbach würde diesmal etwas besonders Interessantes bieten: Frau von Mildenaus Bruder, der Lamnitzer Hindorf sollte zugegen sein. Die Nachbarn hatten Ernst Hindorf seit dem Tode von Frau und Jungen nicht mehr in Gesellschaft gesehen. Er hatte sich damals in einer schroffen Weise von aller Welt zurückgezogen, die viel kommentiert worden war. Nicht alle teilten die milde Auffassung des alten Herrn von Wendena auf Dromsdorf, daß ein solcher Schmerz das scheinbar wunderlichste Verhalten verzeihlich mache.

Dann war Ernst Hindorf verreist, und in der langen Frist seiner Abwesenheit hatten die klatschsüchtigen Zungen andre Stoffe gefunden, an denen sie sich auslassen konnten. Man hatte ihn fast vergessen. Als er aber unerwartet vor einigen Wochen nach Lamnitz zurückgekehrt war, wurde die Neugier wieder rege. Vor allem war man gespannt, ob er noch immer „den untröstlichen Witwer markieren" werde; eine Bemerkung, die von Ede Plessow, dem Schandmaule der Gegend, stammte.

Nach einer Stunde schon stand das Urteil der Gesellschaft übrigens fest; es ging dahin: Ernst Hindorf sei wie verjüngt von seiner Weltreise zurückgekehrt, und seinen Schmerz scheine er glücklich verwunden zu haben.

Selbst Ede Plessow, der sonst kein Hehl daraus machte, daß er den Lamnitzer nicht leiden könne, unterließ diesmal alle unfreundlichen Bemerkungen. Vielleicht hatte der Alte Grund zu besonderer Zurückhaltung.

Heute sollte nämlich seine zukünftige Schwiegertochter, Horsts Braut, mit der Nachbarschaft bekannt gemacht werden. Ede Plessow, der sich sonst den Mund zu den Ohren redete, wenn eine alte Familie sich mit bürgerlichem Blute vermischte, hatte doch nicht nein gesagt, als sein Ältester ihm die Tochter eines Mannes als Braut ins Haus brachte, der sein Geld durch Fabrikation eines wenig angenehm duftenden Stoffes machte; schließlich, sein Geld roch nicht. Das Bewußtsein, hierdurch in Widerspruch zu geraten mit den Ansichten, die er bisher vertreten hatte und nun dem Witze andrer eine Zielscheibe zu bieten, hatte den jederzeit zu schnoddrigen Bemerkungen bereiten Ede neuerdings ein wenig kleinlaut gestimmt.

Auch Horst, den Hindorf seit der verunglückten Landratskandidatur nicht wiedergesehen hatte, schien die Absicht zu haben, Vergangenes vergangen sein zu lassen. Er kam, sowie er des Lamnitzers ansichtig wurde, auf ihn zu und sagte: „Er hoffe, zwischen Baderwisch und Lamnitz solle, wie in alter Zeit, fortan gute Nachbarschaft gehalten werden."

Hindorf wurde viel nach seinen Reiseerlebnissen gefragt. Sich anstaunen zu lassen, weil er einen größeren Teil des Globus gesehen hatte als die übrigen Anwesenden, erschien ihm geschmacklos. Er war froh, sich mit dem alten Weudena ein wenig von der übrigen Gesellschaft absentieren zu können. Die hohe Gestalt dieses Greises wurde durch ein stattliches Embonpoint nicht entstellt; ein weißgelber Patriarchenbart umrahmte sein edelgeschnittenes Gesicht.

Herr von Weudena war stets ein treuer Freund des Lamnitzer Hauses gewesen. Ernst Hindorf wußte, daß der alte Mann vielleicht der einzige Mensch weit und breit sei, der seine Gemütsverfassung nach dem Tode von Doris richtig gewürdigt hatte. Marka, die dritte von den sechs Weudenaschen Töchtern, war viel in Lamnitz gewesen und hatte eine schwärmerische Verehrung für Doris gehegt. Die Verstorbene hatte das schöne, wohlerzogene, selbstlose Wesen gern gemocht.

Mit wehmutsvoller Freude sah Hindorf das stille Gesicht von Marka Weudena wieder; es entging ihm nicht, daß sie wie immer auch heute äußerst unvorteilhaft angezogen war. Die Dromsdorfer Mädchen schneiderten sich ihre Kleider selbst. Die ganze Familie war auf den Ertrag von Dromsdorf angewiesen. Man mußte diese Menschen bei sich sehen, in ihrem alten, traulichen Familienhause, um Respekt vor ihrer Tüchtigkeit zu bekommen. Außerhalb ihrer vier Pfähle verloren sie an Eigenart. Die Mädchen wirkten unter andren modischeren Damen wie Feldblumen, die sich in die Blütenpracht eines Gewächshauses verirrt haben.

Das Gegenstück zu den Weudenas bildeten die Plessows. Auch sie waren eine zahlreiche Familie, in der jedoch die Jungens überwogen. Anne Marie, das jüngste Kind, vertrat nach vier Söhnen das weibliche Geschlecht in der Familie. Kurz nach der Geburt der Tochter war Frau von Plessow gestorben.

Herr von Plessow auf Reitern, in der Armee auch unter dem Namen: „Der tolle Ede" bekannt, war ein mittelgroßer, sehniger Mann, trotz seiner Sechzig noch ungemein beweglich, der anerkannt erste Sportsman der Gegend. Über einem geraden schwarzen Schnurrbart blickten eine stark gebogene, wetter-

gebräunte Nase und ein paar funkelnde braune Augen kühn hinweg. Das kurzgeschorene, noch ziemlich volle Haupthaar zeigte sich silbern angegraut.

Niemand weit und breit war Ede Plessow im Renommieren über. Seine Jagdabenteuer und Pferdegeschichten waren berüchtigt. Doch log er amüsant, und außerdem standen wirkliche Sachkenntnis und nicht alltägliche Erlebnisse hinter ihm. Er hatte im deutsch-französischen Feldzuge mit seiner Schwadron einen berühmten Aufklärungsritt gemacht, das Eiserne Kreuz erster Klasse war ihm eigen. Wenig erfreulich war es, wenn Ede auf Politik zu sprechen kam; aber gerade dieses Gebiet betrachtete er als seine besondere Domäne. Seine politische Weisheit beschränkte sich darauf, alles gut zu heißen, was ihm Vorteil brachte, und alles zu verdammen, wovon er annahm, daß es ihn und seinen Stand schädige. Auf Regierung, Staat, Gesetze, Beamte schimpfte er in unverfrorener Weise mit Ausdrücken, die ihn, wenn er nicht Ede Plessow gewesen wäre, längst mit der Behörde in Konflikt gebracht haben würde.

Eine wichtige Rolle im Plessowschen Hause spielte Edes Schwägerin, Frau von Nettelmüller. Sie war augenblicklich die eleganteste Frau der Gegend. Die „Witwe Nettelmüller" — unter diesem Namen war sie weit und breit bekannt — konnte es mit ihrem rosigen Teint und gutfrisiertem gelbblonden Haar noch mit manchem jungen Mädchen aufnehmen. Wie weit ihre Figur Machwerk der Schneiderkunst sei, hätte vielleicht ihre Jungfer anzugeben vermocht.

Frau von Nettelmüller, die mit Berlin, wo ihr verstorbener Gatte als General gestanden hatte, noch immer eine gewisse Verbindung aufrecht erhielt, hatte die Verlobung ihres Neffen Horst mit der Fabrikantentochter vermittelt. Sie war es auch, die heute die Einführung der Braut in die Gesellschaft auf sich genommen hatte.

Fräulein Tubus, so hieß die Braut, fand von seiten der zukünftigen Nachbarn keine übertrieben aufmerksame Aufnahme. Man hatte zunächst festgestellt, daß sie rothaarig und nicht sonderlich hübsch sei. Dann hielt man sich über ihre Toilette auf, die für ein Gartenfest viel zu großartig sei. Am schlimmsten aber fand man es, daß das junge Mädchen Prätensionen machte; sie küßte keiner von den älteren Damen die Hand, antwortete, wenn angeredet, ziemlich kurz und trug die blasierte Miene der Großstädterin zur Schau.

Es herrschte eine Meinung, daß man noch niemals ein so wenig strahlendes Brautpaar gesehen hatte. Horst Plessow gab sich nicht die geringste Mühe, seine schlechte Laune zu verbergen, die er über das wenig glückliche Debütieren der Braut empfand.

Ein Teil der jungen Leute spielte Tennis, andre fuhren auf einem in den Anlagen gelegenen Teich Kahn. Wagen fuhren vor. In einem fort tauchten neue Gäste auf, die zum Teil aus weiter Ferne kamen. Drosselbach bewahrheitete sein Renommee, Mittelpunkt des geselligen Lebens zu sein. Es war ein Bild voll von Anmut und behaglichen Lebens: die lichten Toiletten der Damen, die Tenniskostüme, die Uniformen zwischen dem grünen Laub und den dunklen Stämmen des weitläufigen Parks. Im Hintergrunde als ruhiger Abschluß das staatliche Herrenhaus im Stile des achtzehnten Jahrhunderts mit vielen hohen Fenstern und einer breiten Freitreppe davor.

Frau von Mildenau war nur um anderthalb Jahr älter als ihr Bruder Ernst. Die beiden hatten sich bei so geringem Altersunterschied als Kinder sehr nahe gestanden. Hindorf wußte, daß er nächst der Mutter seiner Schwester Constanze das beste von seiner ersten Erziehung zu verdanken habe. Erst ihre frühe Heirat mit dem wesentlich älteren Herrn von Mildau hatte die beiden etwas auseinandergerückt. Constanze fand nun andre stärker bindende Interessen: den Mann, das Haus, später das Kind. Gute Freunde waren die Geschwister bei alledem geblieben.

Das Paar Mildenau war in sich ziemlich ungleich, ohne daß die Ungleichheit eine unglückliche Ehe zur Folge gehabt hätte. Diese beiden Menschen schienen von Natur bestimmt, einander zu ergänzen. Herr von Mildenau war von Jugend auf schwächlich gewesen und später Schonung bedürftig; er konnte sein großes Gut infolgedessen nicht selbst bewirtschaften. Drosselbach war zum größten Teile verpachtet. Man reiste viel, verlebte die Winter in der Stadt oder im Süden. Die Vermögensverhältnisse erlaubten das. Frau von Mildenau, eine weniger blendende als anmutige Erscheinung, legte Wert darauf, ihrem Gatten gegenüber, dem sie durch Jugend und Gesundheit überlegen war, nicht allzusehr in den Vordergrund zu treten. Sie war unzweifelhaft der Mittelpunkt des Drosselbacher Hauses, das ganz den Stempel ihres Geschmackes trug. Ihrer wohl ausgeglichenen Natur waren alle Disharmonien und Übertreibungen zuwider; darum suchte sie das natürliche Übergewicht, das sie nun einmal über ihre Umgebung besaß, nach Möglichkeit selbst abzudämpfen.

Es war nur ein Kind vorhanden: Agathe.. Das Mädchen war keine Schönheit, aber ihr rundes weißes Gesicht mit den freundlichen Augen besaß etwas Einnehmendes. Auch Agathens Gesundheit galt für zart; und der Vater, der keine andre Beschäftigung hatte, als die Sorge um das einzige Kind, verzärtelte sie noch mehr durch übergroße Verwöhnung.

Agathens intimste Freundin war Anne Marie von Plessow. Die beiden waren zu gleicher Zeit ins Stift gekommen, waren am nämlichen Tage konfirmiert worden, hatten gemeinsam das Institut verlassen. Die Freundschaft bewahrte ihre Kraft auch über die Schule hinaus. Zwischen den Gütern Reitern und Drosselbach, die ziemlich entfernt voneinander lagen, war durch die Töchter neuerdings ein lebhafter Verkehr entstanden.

Von den anwesenden Mädchen war Anne Marie unbestreitbar die auffälligste Erscheinung. Marka Wendena hätte zwar, was Schönheit betraf, den Vergleich mit ihr aushalten können; aber an Marka waren fünfundzwanzig, keineswegs immer leichte Lebensjahre nicht spurlos vorübergegangen, und Anne Marie sollte erst achtzehn werden.

Hindorf beobachtete das junge Mädchen mit besonderem Interesse. Frau von Mildenau hatte zu ihrem Bruder Ernst ganz ernsthaft von der Möglichkeit gesprochen, daß aus Eberhard und Anne Marie ein Paar werden könne; und wie es schien, protegierte auch die Witwe Nettelmüller, die Hauptheiratsvermittlerin der Gegend, das Zustandekommen dieser Partie.

Ernst Hindorf wäre der Einladung zu dem Gartenfeste in Drosselbach schwerlich gefolgt, wenn er nicht gewünscht hätte, bei dieser Gelegenheit Anne

Marie Plessow kennen zu lernen. Wohl hatte er sie als kleines Mädchen in Baderwisch gesehen. Er entsann sich eines wilden dunkelhaarigen Dinges mit lebhaften Augen, leicht wie ein Federball, unstät wie ein Zigeuner, das es mit allen Rangen der Nachbarschaft in tollen Streichen aufnahm. Als junge Dame kannte er Anne Marie noch nicht.

Sie war an einer Partie Tennis beteiligt, als Hindorf sie zu Gesicht bekam. Eberhard spielte mit als ihr Partner. Es ist vielleicht nicht der günstigste Augenblick für eine Dame, an einem warmen Junitage beim Tennis gesehen zu werden.

Fräulein von Plessow konnte diese Situation vertragen. Das Spiel schien ihr keine Anstrengung zu bedeuten. Es war eine Lust, ihren sicheren, ungezwungenen, knappen Bewegungen zuzuschauen. Keine Spur von Erhitzung an ihrer zarten Haut. Ihre Blässe und Schlankheit hatte nichts Ungesundes; man sah es jedem Sprung, jedem Schlag ihrer kleinen, feingefesselten Hand an, daß in diesem graziösen Körper Nerv steckte und Zähigkeit. Das glückliche Ebenmaß ihrer Glieder kam bei diesem Spiele, das wie kein andres Herrschaft voraussetzt über den ganzen Körper, wundervoll zur Geltung.

„Eine echte Plessow!" Das war der erste Eindruck, den Ernst Hindorf von Anne Marie hatte. Gerade weil zwischen den Hindorfs und den Plessows eine alte Rivalität bestand, vermochte er neben den Fehlern auch die Vorzüge dieser Rasse zu unterscheiden. Man mochte Ede Plessow und seiner Nachkommenschaft manches vorwerfen, eines stand fest: Temperament besaßen sie.

Während Hindorf noch stand und dem Tennis zusah, trat seine Schwester zu ihm. Er glaubte nicht anders, als Constanze würde über Eberhard und Anne Marie vertraulich zu ihm sprechen wollen, und entfernte sich darum von dem Spielplatze. Sehr bald aber merkte er, daß die Schwester ihm etwas andres, Persönlicheres mitzuteilen haben müsse.

Constanze, die ihm als das Muster der Seelenruhe und der Selbstsicherheit galt, war merkwürdig verlegen. Soeben habe sie die Nachricht bekommen, sagte sie zögernd, daß noch weiterer Besuch zu erwarten sei. Der Superintendent aus der Kreisstadt wäre mit Frau und Schwägerin beim Drosselbacher Pfarrer zu Besuch; als er von der Gesellschaft hier gehört habe, hätte er erklärt, mit seinen Damen auch dazu kommen zu wollen.

Ernst Hindorf sah seine Schwester verwundert an; warum machte sie denn so viel Aufhebens davon, daß noch ein paar Leute mehr zu ihrem Feste kommen wollten? Superintendent Mälich war Schwiegersohn des alten Weudena von Dromsdorf und hatte sich von jeher zum Landadel gehalten.

„Er bringt seine Schwägerin mit," sagte Constanze mit besonderer Betonung. „Ich weiß nicht, ob dir bekannt war, daß Helene Kracht wieder im Lande weilt. Sie hat ihren Mann verloren. Erst hieß es, sie würde nun ganz in Dromsdorf leben und Vater Weudena die Wirtschaft führen, aber neuerdings, scheint's, will sie sich der Krankenpflege zuwenden. Sie hat mit ihrem Manne viel Schweres durchgemacht, die Ärmste. Man erzählt sich haarsträubende Dinge; aber davon ein andermal! Ich hielt es für angezeigt, Ernst, dich darauf vorzubereiten, daß Helene heute hierherkommt. Leider

konnte ich es nicht verhindern; Mälich hat sich mit seinen Damen einfach angesagt. Übrigens irgendwo hättet ihr beide euch doch wiedersehen müssen, da sie im Lande zu bleiben gedenkt. Du wirst Helene sehr verändert finden, Ernst, von Schönheit ist kaum noch die Rede. Ich wollte es gar nicht glauben, als ich sie neulich bei Weudenas traf, daß sie es wirklich sei. Fünfzehn Jahre ist sie in der Fremde gewesen und kein einziges Mal in all der Zeit nach Hause zurückgekehrt, selbst als ihre Mutter starb, nicht. Dieser fürchterliche Mensch, ihr Mann, hat sie nicht von der Seite gelassen. Es ist mir noch heute ein Rätsel, wie sie sich hat zu der Partie entschließen können."

Ernst Hindorf ging gesenkten Hauptes neben seiner Schwester. Helene Weudena! — Für ihn hatte sie niemals ihren Mädchennamen gewechselt. Er sollte Helene wiedersehen, seine einstmals so leidenschaftlich begehrte erste Jugendliebe! —

Um fünfzehn, sechzehn Jahre versetzte ihn das mit einem Schlage zurück. In eine Zeit, die ihm einen ganz andern Menschen zeigte, als er jetzt war. Er entsann sich einzelner Episoden aus diesem tragischen Liebeshandel noch ganz deutlich, als ob sie sich gestern erst zugetragen hätten, und dennoch war er sich heute in der Rolle, die er damals gespielt hatte, völlig fremd. Wieviel Menschen gab es wohl noch außer ihm, seiner Schwester Constanze, Helene selbst und dem alten Weudena, die von dieser Angelegenheit überhaupt etwas wußten? Alte, vergessene Geschichten! Für ihn hatte all das längst jenen Duft angenommen, der uns aus gepreßten Blumen entgegenströmt, die, frisch gepflückt und zum ewigen Andenken aufbewahrt, ihr Aroma an die vergilbten Seiten irgendeines vergessenen Buches gegeben haben. Gedacht hatte er wohl noch an Helene, denn seine Liebe zu dem Mädchen war echt und stark gewesen. Helene, die er sechzehn volle Jahre nicht gesehen, von der er nie eine Zeile, niemals einen Gruß erhalten hatte, war für ihn etwas ganz Besonderes geworden: ein Grab an seinem Wege. Wenn er in alten Erinnerungen kramte, war er wohl dahin zurückgekehrt, hatte er einen wehmutsvollen Blick auch auf diesen Hügel geworfen, der etwas abseits lag von den Gräbern seiner Toten, und der längst übersponnen war mit dem Efeu der Erinnerung.

Es war ihm befremdend, ja peinlich, zu hören, daß er Helene wiedersehen sollte. Er hatte sie in Erinnerung: jung, schön, leidenschaftlich, stolz. Was würde sie heute sein? — Constanze hatte es schon angedeutet. Und auch er, der leichtherzige Student von damals, war nicht jünger geworden seitdem. Mit ihren längst abgestreiften Illusionen, ihren tollen Plänen, die das nüchterne Leben verschüttet hatte, wie würden sie heute voreinander stehen! — Es mußte eine furchtbare Enttäuschung geben auf beiden Seiten.

Frau von Mildenau hatte den Bruder seinen Gedanken überlassen und sich wieder ihren Gästen zugewandt. Hindorf überlegte, ob er die Gesellschaft verlassen sollte nach dem, was er soeben erfahren hatte; bei der Menge von Menschen wäre sein Verschwinden kaum aufgefallen. Aber er entschied sich, zu bleiben. Constanze hatte recht: einmal würde man sich ja doch irgendwo wiedersehen. Am besten, es geschah gleich und in einer Form, die möglichst jede Unklarheit für das Weitere ausschloß.

Er kehrte in die Nähe des Hauses zurück und musterte die einzelnen Gruppen der Gäste, ob Helene Kracht etwa dazwischen sei.

Zunächst erkannte er nur den Superintendenten, einen hageren, gravitätisch schreitenden Alten mit kahlem Scheitel und einer Nackenkrause von grauweißen Haarsträhnen, der schon zu Hindorfs Schülerzeit von den bösen Buben „Der Marabu" getauft worden war. Dieser Greis schien das ewige Leben zu haben; er war schon zum dritten Male verheiratet und besaß aus allen drei Ehen zahlreiche Kinder. Superintendent Mälich war immer in der Nähe der Damen zu finden, auf die er trotz seiner grotesken Erscheinung eine merkwürdige Anziehungskraft ausübte. Auch heute wieder war er umgeben von zahlreichen Zuhörerinnen — aber die von Ernst Hindorf Gesuchte war nicht unter ihnen. So konnte Helene sich doch unmöglich verändert haben, daß er sie nicht wieder erkannt hätte.

Dann erblickte er wie von ungefähr in einiger Entfernung eine einzelne Dame in dunkler Kleidung, die nach dem Hintergrunde des Parkes schritt. Zwar konnte er sie nur von hinten sehen, aber etwas Charakteristisches in ihrer Haltung, ihren Bewegungen gab ihm die Gewißheit, daß es Helene Kracht sein müsse.

Er eilte ihr nach. Es schien ihm fast, als suche auch sie; denn sie blieb einige Male stehen auf dem gewundenen Parkwege und sah sich um. Hindorf erkannte, daß ihr Haar völlig ergraut war; die hohe Gestalt, ein wenig nach vorn gebeugt, schien ihre frühere Elastizität verloren zu haben. Das Herz klopfte ihm gewaltig, als er ihr näher und näher kam.

Seine Sorge war, in Helene keine falsche Vorstellung aufkommen zu lassen über seine Absichten. Es war für sie wie für ihn von größter Wichtigkeit, daß ihr Verhältnis von vornherein klar sei. Das Jugenderlebnis mußte begraben bleiben, zugedeckt und wohlbeschwert ein für allemal durch das, was sie beide inzwischen an ernsten Dingen erlebt hatten. Gefühlvolles Rückerinnern an jene unmöglichen Träume durfte es nicht geben. Darum war es ihm ordentlich eine Beruhigung, zu sehen, daß Helene graues Haar hatte. Sie trug damit gleichsam selbst den Beleg zur Schau über den Verlauf vieler Jahre seit dem letzten Abschied.

Als er ihr schon ganz nahegekommen war, blieb die Frau stehen und wandte sich schnell um. Man prallte fast aneinander an. Einen Augenblick stand Hindorf stumm, mit verhaltenem Atem; dann verbeugte er sich. Sie reichte ihm die Hand. „Guten Tag, Herr von Hindorf. Ich hörte durch Ihre Schwester, daß Sie hier seien. Wir haben uns sehr lange nicht gesehen."

Hindorf bestätigte das letztere. Gott sei Dank, sie war völlig gefaßt und schien die Situation genau so aufzufassen wie er!

Man schritt langsam wieder in der Richtung nach dem Hause zu. Die Unterhaltung konnte zwischen ihnen nicht anders als alltäglich sein. An das gemeinsam Erlebte wollten sie nicht rühren, und das, was jeder inzwischen für sich allein erfahren hatte, konnte man dem andern auch nicht zeigen, aus Scheu vor unerwünschter Vertraulichkeit. Wie sehr man auf der Hut sein müsse vor der törichten Sentimentalität des eigenen Herzens, hatte Ernst Hindorf

in dem Augenblicke erfahren, als er vorhin Helenens Stimme zum erstenmal wieder hörte. Es schien solch ein Widerspruch darin zu liegen, daß dieselbe Stimme, die ehemals manch zärtliches Wort zu ihm gesagt hatte, heute über die gleichgültigsten Dinge mit ihm sprach.

Er wagte es, ihr forschend in die Züge zu blicken. Das Gesicht hatte sich doch sehr verändert. Zwar der edle Schnitt der Nase und der Stirnpartie würde ja niemals totzumachen sein, aber der Jugendschmelz war unwiederbringlich davon weggewischt. Tiefe Linien waren um Mund und Kinn eingegraben. Die Augen lagen tief und blickten wie erloschen. Helene Kracht, der er ihr Alter nachrechnen konnte, war weit über ihre wirklichen Jahre gealtert. Was mußte diese Frau erlebt haben, daß sie mit ihren vierunddreißig Jahren so aussehen konnte! Er bemerkte auch, daß sie sehr einfach gekleidet war. Man war das ja von den Weudenaschen Töchtern gewöhnt, aber bei Frau Krachts Toilette kam noch etwas Besonderes hinzu: der rauhe Stoff, der geradlinige Schnitt, der völlige Mangel an Putz und Farbe machten an eine Ordenskleidung denken. Mit Absicht wollte diese Witwe offenbar alles Jugendliche aus ihrer Erscheinung verbannt sehen.

Ein einziges Mal ließ sie im Gespräch etwas von ihren persönlichen Wünschen und Plänen durchblicken, als sie erwähnte, daß sie das Krankenpflegen liebgewonnen habe, und daß sie die Absicht hege, sich darin weiterzubilden. Nebenher bemerkte sie, daß Tätigkeit schließlich das einzige sei, was das Leben erträglich mache. Das deckte sich ja mit dem, was Ernst Hindorf selbst dachte, aber es in so unvermittelter, fast herber Weise aus ihrem Munde zu hören, berührte ihn doch eigentümlich.

Man kehrte zur Gesellschaft zurück. Mit Befriedigung konstatierte Hindorf, daß sein Gang mit Frau Kracht niemandem aufgefallen zu sein scheine. Jener kurze Liebeshandel zwischen den Kindern benachbarter Güter war damals unter den beiden Familien streng geheimgehalten worden; die Welt wußte nichts mehr davon.

Kurz nachdem sich Hindorf von Helene Kracht verabschiedet hatte, trat der alte Weudena zu ihm und sagte: „Ich sah Sie vorhin mit meiner Tochter Helene. Sie können sich denken, daß mir altem Manne dabei sonderbare Gedanken gekommen sind, lieber Hindorf. Ihre guten Eltern, Gott hab sie selig! — Und meine Frau, die damals noch lebte, und ich selbst ... Es ist manches anders gekommen, als wir es uns gedacht haben. Und dabei meinten wir es doch alle gutzumachen. Ja, es hat mich ergriffen, als ich Sie vorhin mit Helene gehen sah. Wir tappen eben alle im Dunklen."

Ernst Hindorf ahnte, was der alte Mann mit seiner unbeholfenen Rede ausdrücken wollte. Die beiderseitigen Eltern waren es gewesen, die die Verbindung zwischen ihm und Helene verhindert hatten. Sicherlich hatten sie es gut gemeint; es fehlte ja die Gewähr, daß die Neigung zweier unerfahrener Menschenkinder durch ein ganzes Leben aushalten werde. Vernunft und Erfahrung des Alters waren stärker gewesen als die Verliebtheit der Jugend. Wer konnte heute sagen, ob es zum Guten oder zum Schlechten ausgefallen sei, daß die Alten damals ihren Willen durchgesetzt hatten! Aus den Worten des greisen Herrn

klang deutlich die Reue heraus. Ob Vater Weudena wohl an jene Szene dachte, wo er Ernst Hindorf, der damals noch Student war, alle weiteren Besuche in Dromsdorf verboten hatte, weil er seine Tochter ins Gerede bringe? Damals hätte der junge Mann niemals gedacht, daß er einem Manne, der seinem Stolze solche Beleidigung antat, jemals würde kühlen Blutes gegenübertreten können. Heute schaute er zu Herrn von Weudena auf wie zu einem väterlichen Freunde, mit einem aus Ehrfurcht, Mitleid und Vertrauen gemischten Gefühle, dem jede Bitterkeit fehlte.

Helene hatte kaum ein Jahr nach jenem Bruch einen entfernten Verwandten geheiratet, einen Herrn Kracht, der sich, nachdem er aus der deutschen Armee wegen Soldatenmißhandlung entlassen worden war, nach Rußland gewandt hatte. Kracht besaß in den Ostseeprovinzen weitläufige Besitzungen und galt für reich. Man hatte sich damals allgemein gewundert, daß Helene Weudena, darin ihrer älteren Schwester, Frau Mälich, folgend, ohne Liebe heiratete. Die Ehe war kinderlos geblieben. Helene hatte alle Beziehungen zu den alten Freunden und Nachbarn abgebrochen. Die Weudenas sprachen nicht gern von ihr; wahrscheinlich hatten sie keine guten Nachrichten von dem Kinde in der Ferne. Vor zwei Jahren war Kracht gestorben. Die Erbschaft war infolge Überschuldung und Unverkäuflichkeit der russischen Güter eine Enttäuschung gewesen. Nicht einmal ihre Aussteuer hatte Helene Kracht unversehrt in die Heimat zurückgebracht. Jetzt lebte die Witwe abwechselnd beim Vater und bei der verheirateten Schwester. Aber schon sehnte sie sich fort aus der Abhängigkeit in der eigenen Familie. Schon als Mädchen hatte Helene als „schwieriger Charakter" gegolten. Es hieß neuerdings, daß sie sich in Dromsdorf nicht mit den jüngeren Schwestern und im Hause des Superintendenten nicht mit dem Hausherrn vertragen könnte. Die Nachbarschaft war geneigt, ihr aus ihrem Stolz einen Vorwurf zu machen. Ernst Hindorf rechnete ihr die selbstbewußte, ungebeugte Haltung, die sie zur Schau trug, besonders hoch an. Es würde ihn geschmerzt haben, hätte er in Helene Kracht ein verkleinertes, vom Schicksal gebrochenes Wesen wiedergefunden. So, wie sie war, brauchte er sich nicht zu schämen, daß er ihr die Erstlinge seiner Liebe dargebracht hatte.

Später am Abend zog man sich vor der Nachtkühle ins Haus zurück. In dem geräumigen Gartensaale sollte zum Klange von Klavier und Violine getanzt werden.

Ernst Hindorf hätte hier das Feld gern der Jugend überlassen, aber er wollte doch nicht von dem Feste gehen, ohne wenigstens ein paar Worte mit dem jungen Mädchen gesprochen zu haben, das aller Wahrscheinlichkeit nach in nicht allzu langer Zeit die Braut seines Bruders werden würde. So näherte er sich denn Fräulein von Plessow, als gerade im Tanzen eine Pause eingetreten war.

Er knüpfte an das an, was sie Gemeinsames besaßen: die Lamnitz-Baderwischer Nachbarschaft früherer Jahre. Die Plessows hatten zur Erzieherin eine Schweizerin gehabt, die ehemals auch bei Hindorfs gewesen war und Ernst sowohl wie seine Schwester Constanze erzogen hatte. Von Lamnitz

aus war die Schweizerin nach Dromsdorf gegangen, zu den Wendenas; die kleine Anne Marie Plessow war ihr letzter Zögling gewesen. Jetzt lebte Mademoiselle Finsterly hochbetagt in der Kreisstadt, nachdem sie einen großen Teil des Landadels durch ihre Hände hatte gehen sehen. Babette Finsterly, von ihren früheren Zöglingen allgemein „das Bäbchen" genannt, war gewissermaßen zum Wahrzeichen der Gegend geworden.

Von Baderwisch aus war die Erzieherin eines Abends im Lamnitzer Herrenhause erschienen, atemlos, ohne Kopfbedeckung, die graue Lockenperücke fliegend, in höchster Aufregung fragend, ob man nicht wisse, wo ihr Zögling sei. Das Kind wäre nirgends zu finden. Wenn Anne Marie ein Leid widerfahren, müsse sie sich das Leben nehmen, hatte sie in ihrem komischen Schweizerdeutsch ausgerufen; denn sie habe das arme Kind durch eine angedrohte Strafe in Verzweiflung gejagt. Damit war Babette fortgestürzt. Am andern Morgen, nachdem man die Verlorene mit Laternen in allen Winkeln vergeblich gesucht hatte, fand ihr Verschwinden eine natürliche Erklärung. Anne Marie war, statt zu Bett zu gehen, auf eine der dicht beasteten Platanen im Garten gestiegen und hatte in der Baumkrone die Sommernacht zugebracht. Natürlich war sie von den Ihren und der Erzieherin mit Jubel begrüßt worden, als sie wieder zum Vorschein kam; denn man hatte sich ihretwegen schon den ärgsten Befürchtungen hingegeben. Des kleinen Schlaukopfs ganzer Zweck, der Strafe zu entgehen, war damit voll erreicht gewesen.

An jenes von der Nachbarschaft damals viel besprochene lustige Ereignis erinnerte Hindorf die junge Dame. In ihrer Art, ihm zu antworten, lag jedoch etwas, das ihn befremdete — etwas feindlich Abweisendes. War ihr die Erwähnung jenes Jugendstreiches peinlich? — Er wechselte sofort das Thema, erkundigte sich, ob sie mit dem Umzuge von Baderwisch nach Reitern zufrieden sei. Aber es wollte ihm nicht gelingen, eine befriedigende Antwort von dem jungen Dinge zu erlangen. In Anne Mariens Miene malte sich ein eigentümliches scheues Mißtrauen; anders konnte er sich wenigstens das trotzige Zurückwerfen des feinen Köpfchens, das Erröten, die kurzen, unklaren Antworten nicht deuten. Er überlegte, was das wohl bedeuten könne. Was hatte Anne Marie Plessow gegen ihn? Sollte sie angesteckt sein von ihres Vaters Abneigung gegen die Hindorfs? — Je länger er über das wunderliche Verhalten des Mädchens nachsann, desto wahrscheinlicher wurde ihm, daß sie ihn in dem Verdachte habe, er wolle sie sondieren. Im Grunde hätte sie mit dieser Vermutung ja nicht einmal so ganz unrecht gehabt. Daher ihre beinahe spröde Zurückhaltung, die nichts andres war als Abwehr gegen eine ihr unzart erscheinende Ausforschung.

Eigentlich gefiel Hindorf ihr Verhalten. Es war ihm lieb, daß Anne Marie sich bei der ersten Prüfung aus nicht allzu nachgiebigem Material erwies. Wie er seinen Bruder kannte, war für ihn ein allzu leichter Sieg gar nicht wünschenswert. Naturen wie Eberhard brauchten Hindernisse, Schwierigkeiten, welche ihre nur schlummernden Kräfte zur Betätigung herausforderten. Seine Unterhaltung mit Fräulein von Plessow fand dadurch ein Ende, daß die Jugend von neuem zum Tanze gerufen wurde. Hindorf gab deshalb das Be-

obachten nicht auf. Er hatte im Laufe des Abends wiederholt Gelegenheit, Eberhard und Anne Marie tanzen und sich unterhalten zu sehen.

Was er sah, bestärkte ihn nur in der Ansicht, daß Anne Marie eine höchst aparte, durchaus nicht leicht zu überblickende Persönlichkeit sei, und daß sein Herr Bruder sich gewaltig täusche, wenn er annahm, sie mit leichtem Handstreiche zu gewinnen.

Es war nach Mitternacht als Ernst Hindorf die Heimfahrt antrat. Eberhard hatte sich noch im letzten Augenblicke entschlossen, den Bruder auf seinem Wege zu Pferde zu begleiten. Hindorf vermutete, daß er mit ihm zu sprechen wünsche, und er glaubte auch zu wissen, worüber.

Die Fahrt ging in die milde Sommernacht hinein. Über ihnen stand ein Himmel von tiefer Bläue, mit unzähligen Sternen bedeckt. Kein Lüftchen regte sich, Bäume und Sträucher schliefen, selbst an den sonst immer geschwätzigen Straßenpappeln hing das Laub wie erstarrt; das einzige Lebendige in der weiten Natur schienen die Insekten zu sein, die im Gras und Kornfeld ihre Miniaturkonzerte ausführten.

Anfangs kam man durch ein paar verträumte Dörfer, dann gab es für mehr als eine Stunde keine menschliche Behausung am Wege. Taunige Wiesenflächen und unregelmäßige Waldbestände wechselten miteinander ab.

Eberhard trabte neben dem Wagen her. Die Brüder hatten bisher nur wenige, gleichgültige Bemerkungen gewechselt; man hatte ja noch einen langen Weg vor sich.

Ernst Hindorf war versunken in den Anblick des Himmelsgewölbes. Er liebte solches Untertauchen der Seele in der Sternenwelt. Nichts gab einem so stark das Gefühl des Alleinseins als der Anblick dieser Milliarden Punkte und Pünktchen, die das Bild waren von Welten. Nichts war so tröstend für das Gemüt des Einsamen als diese allgegenwärtigen Lichtlein. Die Sterne bedurften der Nacht, damit das Auge sie erkenne. War es nicht schön, zu denken, daß auch hinter unserm Leben, verhangen nur durch die Schleier des Alltäglichen, viele schöne Gestirne standen! Nur manchmal, in gottbegnadeten Stunden, wenn wir uns auf uns selbst besannen, traten sie unaufdringlich hervor und erzählten uns von den Geheimnissen der Ewigkeit.

Denn das Leben war näher, als die prosaischen Geschäfte des Werkeltages es ahnen ließen. Das Anziehen und Ausziehen, das Gelderwerben und Geldausgeben war nur der grauen Schale zu vergleichen, die einen bedeutungsvollen Kern von edleren Zwecken enthielt. Auf der Talfahrt dieser wunderlichen Pilgerschaft glitt man dahin wie auf einem Strome mit gewundenen Ufern; man sah immer nur ein kurzes Stück der Fahrt vor sich und ein langes hinter sich; und bei jeder neuen Krümmung war man überrascht über das Unerwartete, das hinter allerhand Kulissen dem blöden Auge verborgen gelegen hatte. Hinterher, ja hinterher, da war man klug! Da wußte man ganz genau, an welchen Klippen man hätte weise vorbeisteuern sollen.

Das Wiedersehen heute mit Helene Kracht hatte ihm ein ganzes Kapitel seines Lebens aufgeschlagen, wie ein Buch. „Arme Helene!“ Am liebsten

hätte er das laut ausgerufen. Wie sie gealtert war! Das Leben nahm die Frauen doch grausam mit! Nichts lebte mehr von der alten Verliebtheit in ihm, nicht ein Funken. Mitleid, das war alles, was noch in der Asche des einstmals so hoch flackernden Feuers glimmte.

Und plötzlich tauchten die Bilder vor ihm auf aus jenen Tagen, zum Greifen deutlich. Er sah sich heimlich das Pferd besteigen an jedem Sommerabend seiner Studentenferien; die Eltern glaubten, er gehe auf den Rehbock. — Dann wie toll von Lamnitz nach Dromsdorf gejagt! Dort im verfallenen Jägerhäuschen in einem dunklen Winkel des Parks hatten sie ihr Rendezvous; Viertelstunden waren es immer nur. Auch Helene mußte allerhand Finten und Ausflüchte ersinnen den Ihren gegenüber, um das Entdecktwerden zu verhüten. Einmal schenkt er ihr ein goldenes Herzchen an einem seidenen Bande, das sie zeitlebens unter ihrem Kleide zu tragen verspricht. Wo mochte das arme kleine Geschmeide jetzt wohl sein? Verloren und vergessen jedenfalls, wie jene ungezählten Küsse, die sie getauscht hatten.

Schließlich kam, was kommen mußte: Sie wurden entdeckt, verraten durch Leute, die sein Pferd reiterlos an der Gartenpforte angebunden gefunden hatten. Entrüstung der Eltern, Drohungen, Tränen, starke Worte! Der alte Herr von Hindorf verlangt, der Sohn solle sich das Mädchen, das er doch nicht heimführen könnte, aus dem Kopfe schlagen; Vater Weudena fordert von dem jungen Menschen das Ehrenwort, daß er jeden Verkehr mit seiner Tochter aufgebe. Ernst Hindorf verweigert beides. Briefe, die er an Helene schreibt, erhält er uneröffnet zurück. Nach einiger Zeit gelingt es ihm, dem Mädchen auf Umwegen einen Brief in die Hände zu spielen; auch dieser bleibt unbeantwortet. —

Dann kam eine unerfreuliche Periode in seinem Leben. Den Verkehr mit der Auserwählten seines Herzens hatten ihm die alten Leute verbieten können; niemand konnte ihn verhindern, auf den Trümmern seiner Liebe wüste Orgien zu feiern. An die Stelle des Jugendideals, das er in seinem Herzen viel zu hoch gestellt hatte, um es nicht rein zu erhalten, trat die Dirne. Ein Jahr darauf stand er vor dem Vater und beichtete seine Schulden. — Ernst Hindorf hatte seinen Bruder vergessen, hatte das Fest vergessen, von dem sie kamen, die jungen Damen und alle die freundlichen Eindrücke des verflossenen Abends, als ihn Eberhards Stimme jäh aus seinen Träumen riß. Der fing an, von Horst Plessow und seiner Braut zu reden. Man spreche von einer Million, die sie gleich mitbekomme, und zwei weiteren, die zu erwarten stünden, wenn erst ihr Vater, der die übelriechenden Stoffe fabrizierte, gestorben sein würde.

Die Art und Weise, wie Eberhard davon erzählte, halb leichtsinnig sich über die Braut lustig machend, halb respektvoll die Größe ihres Vermögens bewundernd, mißfiel dem älteren Bruder. Ernst hatte gedacht, Eberhard sei mitgekommen, um von ganz andern Dingen zu ihm zu sprechen als von der Mitgift des Fräulein Tubus.

Nach und nach erst begriff er, daß Eberhard nur um das herumredete, was er eigentlich auf dem Herzen hatte. Er sprach von Agathe Mildenau, von Marka Weudena und andern jungen Mädchen, aber den Namen von Anne

Marie Plessow nahm er nicht in den Mund; und gerade dadurch verriet er sich dem Bruder.

Ernst beschloß bei sich, ihm eine Brücke zu bauen, selbst von dem anzufangen, was Eberhard so überängstlich vermied. Den Kutscher brauchte man nicht zu fürchten; der alte Johann war taub wie eine Nuß.

„Weißt du, über wen ich mich aufrichtig gefreut habe?“ sagte der ältere Bruder; „über Fräulein von Plessow. Ich hätte dem alten Ede nimmermehr eine solche Tochter zugetraut.“

„Ist sie nicht ein großartiges Mädel!“ rief Eberhard. Nun schien ihm die Zunge mit einem Male gelöst. Anne Marie war entzückend, schneidig, famos, wunderschön, reizend, süß und noch vieles andre mehr.

Ernst Hindorf hörte mit innerstem Behagen zu. Es tat so wohl, diesen Ton wieder zu vernehmen: den Ton begeisterter Schwärmerei. Wie vor dem Ausdrucke echter Neigung die Blasiertheit dahinschwand, wie alles Gemachte abfiel! Dieses Zutagetreten des Guten, Reinen, Starken in einem Menschen war das Rassezeichen der Liebe. Er freute sich für seinen Bruder, daß er endlich das Größte in dieser Welt gefunden hatte. Aber auch ihn selbst ergriff etwas wie Glücksahnen, trotz aller Resignation, die seine Erfahrungen ihm nahelegten. Wie das Ertönen einer altbekannten, geliebten Melodie, die man lange nicht vernommen hat, war es, stark und fortreißend und dabei ein wenig mit Melancholie durchsetzt. Aber nichts Bitteres lag darin, auch nichts die Sinne Beunruhigendes. Es war gut, zu denken, daß die Liebe in der Welt noch nicht ausgestorben war, daß die Jugend denselben Traum träumen durfte, der uns einstmals so unsäglich beglückt hatte. Nein, er war nicht eifersüchtig auf seinen Bruder; gerade er, der auf Liebesglück verzichtet hatte, er, der wußte, daß er sein Teil gehabt, daß das, was einmal gewesen war, nie wiederkehren würde, konnte sich neidlos am Glücke andrer freuen.

Der Sternenhimmel blickte, ein schmaler Streifen aus unendlicher Höhe, in die enge Gasse hernieder, welche der Weg in den alten Nadelbestand legte. Lautlose Stille. Zwischen den Säulen des hundertjährigen Forstes stand warme Luft. Der Boden dünstete die am Tage angesammelte Sonnenwärme aus. Ein fast betäubender Duft von Moos, Kräutern, Harz, Nadeln, Laub, Farnen lag über dem Tännicht. Alle Poren des Waldes waren geöffnet.

Eine Nacht, so recht gemacht zum Mitteilen vertraulicher Dinge. Ernst Hindorf ließ den Bruder sich aussprechen, hütete sich wohl, zu unterbrechen. Alle Erwägungen der Vernunft kamen später noch zurecht. Die Liebe hatte nun einmal das Recht, den kühnen Kapitän Verstand von der Kommandobrücke zu verdrängen. Solange das Wetter klar war, schadete das auch nichts. Früh genug würden Wolken, Sturmzeichen und der hohe Wogengang des Lebens den alten Steuermann wieder auf seinen Platz rufen.

Vor allem hütete sich Ernst Hindorf vor einer Frage: „Wovon wollt ihr eigentlich leben?“ Die Stunde würde kommen, wo sie aufgeworfen werden mußte, aber dann war es besser, wenn Eberhard sie selbst stellte. Daß Anne Marie nicht viel mitbrachte, stand fest, und Eberhards Verhältnisse waren

sicherlich heute nicht besser als damals, als der ältere Bruder ihm die Schulden bezahlt hatte. Aber diese Dinge konnten überwunden werden, wenn nur eines sicher war: daß die beiden einander liebten.

Nach dem, was ihm der Bruder soeben gestanden hatte, konnte Ernst Hindorf an Eberhards Liebe nicht mehr zweifeln. Aber wie stand es mit dem andern Teil? Eberhard schien stillschweigend anzunehmen, daß Anne Marie seine Neigung erwidere. Er sprach mit jener den verwöhnten jungen Männern nur zu oft eigenen Zuversicht von der Zukunft, als habe er Ede Plessows Jawort bereits schwarz auf weiß in der Tasche. Trotz aller Familienantipathie würde der Vater der jungen Dame schwerlich unüberwindliche Schwierigkeiten machen; wie man Ede Plessow nun einmal kannte, war es ihm nur lieb, wenn er die Tochter loswurde, und Eberhard war sicherlich ganz der Schwiegersohn nach seinem Herzen. Aber das Mädchen selbst ... Wieder tauchten Anne Mariens feine, kapriziöse Züge vor Ernst Hindorfs Erinnerungen auf, die stolze, abweisende, spröde Haltung, die sie gegen ihn an den Tag gelegt hatte. Wenn sich Eberhard die Sache nur nicht zu leicht vorstellte! Wenn er nur nicht den großen Fehler so vieler Verliebter beging, die Gefühle, die er selbst empfand, beim andern Teile einfach als selbstverständlich voraussetzen!

Hierüber Gewißheit zu bekommen, war schwer. Als Ernst eine tastende Frage nach dieser Richtung tat, merkte er, daß Eberhard sie gar nicht verstand. Ob Anne Marie ihn liebe? — Komische Frage! Er machte ihr doch nun schon seit Monaten offenkundig den Hof, tanzte den Souperwalzer regelmäßig mit ihr, zeigte sich oft in Reitern, ritt mit ihr und dem Vater aus; ein andrer Bewerber war nicht da. Nein, er durfte Anne Mariens sicher sein. Das Anhalten um ihre Hand war eigentlich nur noch Formsache.

Was der junge Mann mit Selbstbewußtsein zu seinen Gunsten anführte, bewies dem älteren Bruder nur, daß dem guten Eberhard noch keine Ahnung davon aufgegangen war, daß von all den schwer zu durchschauenden Dingen der Schöpfung das weibliche Herz das rätselhafteste ist.

Man konnte nur hoffen, daß ihn seine Siegeszuversicht nicht täuschen möge.

Während die Brüder in der stillen Sommernacht ihren Weg nach Lamnitz verfolgten, stand im Herrenhause von Drosselbach am offenen Fenster der Dachmansarde ein Paar junger Mädchen engumschlungen und blickten in die nächtlich verträumte Landschaft hinaus.

Agathe Mildenau und Anne Marie Plessow waren, nachdem die letzten Gäste sich entfernt hatten, in das gemeinsame Schlafzimmer hinaufgeeilt. An ein Zubettgehen dachten sie nicht. Das war ja bei solchen Festen das schönste: nachträglich alles zu besprechen, Beobachtungen auszutauschen, all die unzähligen kleinen, großwichtigen, hochinteressanten Erlebnisse des Nachmittags und Abends lustig durcheinanderzuschütteln.

Anne Marie war von den Mildenaus eingeladen worden, einige Tage in Drosselbach zuzubringen. Die Freundschaft der beiden Mädchen stand in dem

Stadium, wo beide nicht existieren zu können glaubten, ohne einander wöchentlich mindestens einmal gesehen zu haben, und wo in den Zeiten kurzer Trennung die Stunden bis zum nächsten Wiedersehen eifrig gezählt wurden. Der Augenblick, da man sich nichts zu sagen gehabt hätte, war zwischen ihnen noch nicht gekommen; kaum aber hatte man sich getrennt, so war in wenigen Stunden auch schon wieder genug Stoff angesammelt, um sich lange Briefe zu schreiben, die nach der geheimnisvollen Wichtigkeit, mit der sie behandelt wurden, sehr inhaltreich sein mußten.

Die Freundschaft der beiden hatte schon im Stift begonnen. Ausgegangen war sie von einer fast leidenschaftlichen Bewunderung Agathens für Anne Marie. Dabei war Agathe ein Jahr älter als die Freundin — was unter Pensionärinnen schon etwas bedeutet. Und sie war auch die bei weitem bessere Schülerin gewesen. Agathens Vorzüglichkeit wurde von allen Seiten anerkannt. Lehrer und Lehrerinnen schätzten Agathe Mildenau als ein leicht zu lenkendes Kind von zuverlässigem Charakter und guten Sitten. Bei den Mitschülerinnen war sie beliebt wie wenig andre; neidlos blickte man auf ihre Vorzüge. Es verstand sich ganz von selbst, daß sie Klassenerste wurde und als Stiftserste das Institut verließ.

Ganz anders verhielt es sich mit Anne Marie Plessow. Die Lehrerschaft dachte sehr verschieden über ihre Gaben sowohl wie über ihren Charakter; nur über eines war man sich einig: daß die kleine Plessow eines der schwierigsten Mädchen sei, das dem Institut jemals zur Erziehung übergeben worden war. Unter den Mitschülerinnen genoß Anne Marie eine ungewöhnliche Stellung. Man liebte sie oder haßte sie; manche fürchteten sich auch vor ihr. Anne Marie war frühzeitig hübsch; ja, sie konnte Augenblicke haben, in denen man sie mit dreizehn bereits schön nennen durfte. Sie hatte schon darum eifersüchtige Neider und Widersacher unter ihresgleichen. Ihre Leistungen waren höchst ungleichartig. Von zu Haus, wo sie als das Jüngste von fünf Brüdern halb wie ein Junge aufgewachsen war, hatte sie nicht allzuviel an Kenntnissen mitgebracht; dafür war ihr der anschlägige Kopf des Naturkindes in hohem Grade eigen, und in allen körperlichen Übungen, im Turnen, Tanzen, Spielen war sie weitaus die Geschickteste. Eines hatte sie aus der Unabhängigkeit des Vaterhauses mitgebracht: Geistesgegenwart und Mutterwitz. Wenn es galt, gegen eine unbeliebte Mitschülerin zu hänseln oder gegen die Lehrerschaft Opposition zu machen, fand man Anne Marie stets unter den Neckluftigen an der Spitze der Fronde. Es lag etwas Ungebändigtes in ihr, das ihre feine, anmutige, aparte Erscheinung Lügen strafte; unter den Mitschülerinnen wurde über keine mehr getuschelt als über Anne Marie; den Erzieherinnen gab sie Rätsel auf über Rätsel; gleichgültig ließ sie niemanden. Der einfacher veranlagten Agathe Mildenau hatte sie es von vornherein angetan.

Vor den Augen der beiden jungen Mädchen lag der Park von Drosselbach. Der feine englische Rasen, die Blumenbeete verschwanden in einer großen, einfarbigen Fläche. Die Baumgruppen hie und da auf den Plätzen nahmen sich aus wie dunkle, nach vorn übergebeugte, vermummte Gestalten. Über den Wiesen im Hintergrunde stand ein blasses, unbewegliches Nebeltuch und

als feine, graue Linie etwas höher am Horizont ein ferner Höhenzug. Der Mond gab allen Dingen kaum merkliche Silberkonturen. Darüber das Sternenheer des Himmels, ein mit aller Pracht und Größe verschwenderisch ausgestatteter Baldachin. Damit es zu diesem Bilde voll sanfter Schönheit an Musik nicht fehle, rauschte in der Ferne der Ausfluß des großen Teiches über sein Wehr. Wie eine süße, unaufdringliche Melodie ertönte das gleichmäßige Fallen und Abströmen des Wassers.

Die beiden Mädchen hatten ihre Gesellschaftskleider abgelegt und waren in die losen Nachtjacken geschlüpft. So standen sie dicht aneinander gelehnt in dem tiefen Dachfenster. Agathe, die Zartere, hatte der Nachtkühle wegen ein wollenes Tuch um Hals und Schultern geschlungen. Anne Marie wurde von ihrem langen, vollen Haar wie von einem dunklen Mantel bekleidet.

Es war zwischen diesen beiden bereits alles Erdenkliche durchgesprochen worden: die Toiletten der Damen, das Rudern, das Krocket und das Tennisspielen, das Tanzen, wie die Herren sich benommen, was sie gesagt hatten. Die eine von ihnen hatte dies beobachtet, die andre jenes; gab es wirklich noch etwas, was nicht berührt worden wäre? —

Agathe Mildenau würde es für ein Verbrechen gegen die Freundschaft angesehen haben, wenn sie Anne Marie gegenüber irgend etwas Wichtigeres verheimlicht hätte. Ob die Freundin ebenso aufrichtig gegen sie sei, wußte sie nicht genau. Manchmal hatte sie das Gefühl, daß Anne Marie ihr nicht alles sage, was sie denke und fühle; das war für Agathe sehr schwer zu ertragen. So fest sie auch davon überzeugt war, daß es ein besseres, großartigeres Wesen als Anne Marie Plessow nicht gebe, so stand sie doch vor manchem, was dieses Mädel tat und sagte, ratlos, ja erschreckt. Wiederholt schon war Agathe, die in allen Dingen, außer in ihrer schwärmerischen Neigung für Anne Marie, die goldene Mittelstraße liebte, durch die Freundin in Konflikte geraten, im Stift mit den Lehrern, seit man zu Haus war, mit den Eltern; denn vieles an Anne Marie galt in den Augen der Erwachsenen nicht als korrekt. Die wohlerzogene Agathe aber, die sich von selbst nie eine Unart zuschulden kommen ließ, konnte außer sich geraten, wenn Anne Marie getadelt wurde; ganz unbedingt nahm sie dann für ihre Freundin Partei. Die einzigen Aufregungen in dem sonst einfach und glatt verlaufenen Leben von Agathe Mildenau waren immer nur durch Anne Marie Plessow hervorgerufen worden.

Die neueste Beunruhigung, die Agathen befallen hatte, hing auch wieder mit dieser Freundschaft zusammen. Es war nämlich der aufmerksamen Agathe nicht entgangen, daß unter den Erwachsenen etwas im Werke sei. Wollte man etwa gar Anne Marie unter die Haube bringen? Frau von Nettelmüller hatte neulich eine unvorsichtige Bemerkung fallen lassen, die von Agathen aufgefangen worden war. Seitdem hatte sich ihr Auge für alles, was mit dieser Angelegenheit zusammenhing, geschärft. Das Mädchen sah, daß ihr Onkel Eberhard viel im Plessowschen Hause verkehrte, und heute abend war ihr aufgefallen, daß er beim Tanzen Anne Marie ganz besonders ausgezeichnet hatte. Obgleich nun Eberhard Hindorf der Bruder ihrer Mutter war, und wennschon durch eine Heirat mit ihm Anne Marie noch näher mit ihr und

den Ihren verbunden worden wäre, war Agathe dennoch eifersüchtig. Es blieb eine unerhörte Erfahrung für sie, daß Anne Marie ihr von so wichtigen Dingen beharrlich schwieg. Daß das Mädchen sehen müsse, was vorging, war doch klar; längst mußte sie sich über Eberhard Hindorfs Verhalten ihre Gedanken gemacht haben. Und wenn dem so war, wie nahm sie seine Courmacherei auf? Würde sie sich entschließen, ihn zu nehmen? Wenn jemand auf der Welt existierte, der ein Recht hatte, in dieser Sache gehört zu werden, so war sie es doch: die einzige Freundin.

Heute nacht nun hatte Agathe ganz sicher auf ein Geständnis gehofft, es war jedoch nichts dergleichen gekommen. Wiederholt hatte das Mädchen den Namen ihres Onkels Eberhard in das Gespräch einzuschmuggeln gewußt, mit geschärftem Ohre lauschend, was Anne Marie wohl über ihn zu sagen haben würde; aber jene hatte von ihm genau so kühl gesprochen wie von den andern Herren, ohne sich nur das geringste anmerken zu lassen, daß er ihr etwas Besonderes bedeutete.

Und dabei war Agathe doch so im Innersten ungeduldig, zu erfahren, wie es damit stünde. Daß Anne Marie ihr irgend etwas verberge, glaubte sie nun ganz bestimmt zu wissen. Sie kannte die Freundin aus rückhaltlosem Verkehr bis in die kleinsten Eigentümlichkeiten hinein. Anne Marie konnte heftig sein, leidenschaftlich, auch wetterwendisch, aber verschlossen hatte Agathe sie noch nie gekannt; heute abend jedoch schien sie bei aller Gesprächigkeit irgendwie befangen und jedenfalls auffällig wenig bei der Sache.

„Wer ist eigentlich der netteste von unsern ganzen Herren?“ fragte Agathe, als eine kurze Pause in der Unterhaltung eintrat, in scheinbarer Harmlosigkeit. Und als keine Antwort erfolgte, fuhr sie fort: „Der beste Tänzer ist ja entschieden dein Bruder Job; aber ich finde, mit meinem Onkel Eberhard unterhält es sich besser, meinst du nicht auch?“

„Ich weiß nicht!“ erwiederte Anne Marie. „Er hat eigentlich nicht viel Gescheites zu sagen.“

„Aber findest du nicht, daß er sehr comme il faut ist, Anne Marie.“

„Um Gottes Willen, das sind sie doch alle.“

„Aber . . .“ Agathe stockte befremdet. „Er sieht doch famos aus. Keiner hat eine solche Figur, und wie chik er sich anzieht!“

„Sein Bruder ist viel, viel vornehmer,“ sagte Anne Marie halblaut.

„Onkel Ernst,“ rief Agathe. „Findest du, daß der gut aussieht?“

„Wie er aussieht, weiß ich nicht. Ich finde nur, daß er etwas unaussprechlich Vornehmes hat.“

Agathe mußte sich erst an diesen Gedanken gewöhnen. Onkel Ernst, der Witwer mit seinen fünfunddreißig Jahren, erschien diesem jungen Wesen schon fast wie ein alter Mann. Sie hätte ihn niemals mit Onkel Eberhard verglichen, der ihr den Jahren und dem Wesen nach so viel näherstand; im stillen wunderte sie sich sehr, daß Anne Marie einen Vergleich zog zwischen den Brüdern.

„Ich sah, daß du dich mit Onkel Ernst unterhieltest,“ sagte Agathe nach einiger Zeit; „was hat er denn zu dir gesagt?“

„Er hat gar nicht viel gesagt." —

„Ja, er gilt für sehr schweigsam; meine Mutter sagt, er sei die Verschlossenheit in Person."

„Verschlossen! — Nein, das ist nicht wahr! Findest du nicht, daß seine Augen sehr schön sind?"

„Seine Augen?" —

„Ja, sie sind wunderschön. Ich war so erstaunt über seine Augen, daß ich ganz zerstreut wurde; man kann sich bei seinen Augen so vieles denken; sie erzählen allerhand ganz unabhängig von dem, was er zu einem sagt. Ist dir das niemals aufgefallen?"

Agathe konnte mit einem ehrlichen „Nein" antworten. An Onkel Ernst hatte sie noch niemals das geringste Interessante entdecken können. Anne Marie fand seine Augen schön! — Wer kümmerte sich denn überhaupt um die Augen der Herren?

War das nun bloß eine von Anne Mariens Exzentrizitäten, oder war es mehr? Sie hatte das alles so merkwürdig ernst gesagt. In ihrem Urteil über Menschen waren die Freundinnen ja schon oftmals weit auseinander gegangen. Anne Marie faßte manchmal Zuneigungen, die man gar nicht begriff. Agathe dachte da vor allem an eine Sache, die ihr immerdar in schmerzlicher Erinnerung bleiben würde. Im Stift hatte der Religionsunterricht in den Händen eines älteren Geistlichen gelegen, den zu verehren Modesache war. Anne Marie Plessow war eine der wenigen gewesen, die diesen Kultus nicht mitmachte. Der alte Herr erkrankte und wurde von den Ärzten auf ein halbes Jahr nach dem Süden geschickt; in der Zwischenzeit sollte ihn ein jüngerer, eben erst ordinierter Geistlicher vertreten. Dieser hatte weder in Erscheinung noch Vortrag etwas besonders Anziehendes; er kam den Schülerinnen gegenüber nicht aus einer gewissen umständlichen Befangenheit heraus. Alle Welt freute sich, als der alte Lehrer wiederkehrte, und niemand weinte dem Lückenbüßer eine Träne nach. Allein Anne Marie Plessow machte darin eine Ausnahme. Sie, die dafür bekannt war, niemals Rührung zu zeigen, die darum bei manchen Mitschülerinnen für herzlos galt, und die nicht selten von den Erziehern den Tadel der Verstocktheit zu hören bekommen hatte, brach bei der kurzen Abschiedsrede, die der scheidende Theologe hielt, in heftiges Weinen aus; dann zog sie sich in den Schlafsaal zurück. Agathe Mildenau, als ihre anerkannt intimste Freundin, wurde abgesandt, in Erfahrung zu bringen, was ihr fehle. Aber die Vertraute kehrte unverrichteter Sache zurück; auch niemand anders erfuhr jemals, was Anne Marie so tief bewegt hatte.

Für Agathe, die die instinktive Abneigung des kränklichen Menschen gegen alle Aufregungen hatte, blieb an Anne Mariens Unberechenbarkeiten immer etwas Unheimliches. Die Zuneigung der Freundin zu andern Menschen aber war sie geneigt in ihrem eifersüchtigen Gemüt als Untreue und persönliche Kränkung aufzufassen. Doch war sie auch wieder zu ängstlich, um viel zu sagen, denn sie wußte, daß Anne Marie Vorwürfe übel aufnahm.

Die Mädchen standen noch eine ganze Weile im Fenster und blickten schweigend in die stille Landschaft hinaus; jede war mit ihren eigenen Gedanken

beschäftigt. Die Nebel hatten sich zu einer weißen Wand zusammengezogen, die den fernen Höhenzug völlig verdeckte. Der Mond war ganz verschwunden. Auch die Sterne schienen gleichsam aufgesogen von der milchigen Färbung, welche die Himmelsglocke nach und nach angenommen hatte. Der herannahende Morgen kündigte sich durch einen mattgelben Schimmer an, der wie ein Hauch nur — man wußte nicht, woher — den eben noch grauen, farblosen Dingen angeflogen war.

Plötzlich ertönte ein erst leiser, schnell anwachsender, süß-sehnsuchtsvoller Laut aus dem Gebüsch. „Unser Sprosser," sagte Agathe. Der Park von Drosselbach war bekannt für das Vorkommen von Nachtigallen.

Kühner und kühner wurde der unsichtbare Sänger. Erst schmelzend, weich und schüchtern, nur wie ein Versuch erklang der Schlag, dann immer bewußter und stolzer, bis zur vollen, rücksichtslosen Leidenschaft.

Anne Marie hatte sich von der Freundin losgemacht. Mit gespannter Aufmerksamkeit lauschte sie. Agathe sah sie ängstlich beobachtend von der Seite an. Wie schön das Gesicht war in seiner Umrahmung von dunklem Haar, dem die Strahlen der Morgenröte einen goldigen Schimmer verliehen; wie zart diese roten Lippen, wie edel geschnitten Nase und Stirn, wie wunderlich tief und glänzend das Augenpaar! Aber warum zog sie die Stirn so zusammen, warum preßte sie die Lippen so schmerzlich aufeinander, warum verschleierten sich die Augen auf einmal?

Agathe schmiegte sich an Anne Marie an und suchte sie dichter zu sich heranzuziehen. „Was hast du — was ist dir? Sag mir's doch!"

„Nichts!" rief Anne Marie fast unwillig.

Agathe trat vom Fenster zurück. Sie war enttäuscht, gekränkt. Auf einmal empfand sie die Morgenkühle. „Ich gehe zu Bett," sagte sie traurig. „Wir haben viel zu lange geschwärmt. Kommst du nicht auch?"

Anne Marie gab keine Antwort. Und während Agathe in die Kissen versank, sah sie, schon halb traumumfangen, die Freundin, wie sie noch immer am Fenster stand und dem lockenden Sänger da draußen lauschte.

(Fortsetzung folgt.)

Im Hauptquartier der kaiserl. russischen Armee in Polen

unter dem Oberkommando des Generalfeldmarschalls Grafen Berg.

September 1863 — November 1865.

Persönliche Erinnerungen

von

J. von Verdy du Vernois[1]).

Mit der Abreise des Großfürsten Konstantin trat eine neue Periode in der geschichtlichen Entwicklung der polnischen Insurrektion ein. Fast gleichzeitig vollzog sich auch für meine persönlichen Verhältnisse eine weitere Wandlung durch das bald darauf erfolgende Eintreffen meiner Gattin in Warschau. Ihre Ankunft beendete unsre Korrespondenz und entzog mir dadurch die Grundlage, auf der ich bisher meine Mitteilungen aus jener Zeit zusammengestellt habe; nur noch wenige der damals von mir geschriebenen Briefe stehen mir aus dem September und Oktober 1863 zur Verfügung. Was ich daher in den nachfolgenden Blättern weiter berichten werde, stützt sich im wesentlichen auf Erinnerungen; doch kam mir hierbei eine sichere Unterlage zu Hilfe durch die Notizen des von meiner Gebieterin geführten Tagebuches.

Bei der Beschaffenheit des Stoffes sah ich mich daher veranlaßt, den hier vorliegenden zweiten Teil insofern anders zu gestalten wie den ersten, als ich denselben in einzelne Gruppen zerlegte und eine jede derselben einheitlich zusammenfaßte.

So entstanden die einzelnen Abschnitte: Politische Übersicht; Mitteilung der noch aus den ersten Monaten vorhandenen Briefe; Dienstliche Beziehungen; Gestaltung der gesellschaftlichen und häuslichen Verhältnisse sowie Skizzen einzelner Persönlichkeiten.

---

[1]) Den ersten Abschnitt dieser Erinnerungen „unter weiland Sr. Kaiserl. Hoheit Großfürst Konstantin Nikolajewitsch (1863)" findet man in den Heften Oktober bis Dezember dieser Zeitschrift, 1903, Bd. CXVII, S. 66 ff., S. 234 ff. und S. 397 ff. Die Redaktion.

Auch in dieser Form dürften die Erinnerungen dazu dienen, der geschichtlichen Darstellung jener Zeit durch Momentaufnahmen aus dem täglichen Leben einige Stimmungsbilder hinzuzufügen.

I. Übersicht der politischen Ereignisse von der Abreise des Großfürsten Konstantin bis zu meiner Abberufung.

(September 1863 bis November 1865.)

Nachdem Graf Berg die Zügel der Regierung in die Hand genommen, hörte die Tätigkeit der geheimen Verbindungen, hörten insbesondere auch ihre Mordtaten noch keineswegs sofort auf. Bereits am 19. September wurde auf den Statthalter selbst ein sorgfältig vorbereitetes Attentat ausgeführt, dem er jedoch glücklich entging. Ich komme auf dieses Attentat in den Mitteilungen aus meinen Briefen zurück.

Die größere Zahl der Anfälle erfolgte im Monat November; der letzte derselben richtete sich am 4. Januar 1864 gegen einen Major von Rothkirch. Von besonderem Interesse war ein Attentat auf den General-Polizeimeister von Warschau sowie — indirekt von Folgen für uns begleitet — die Ermordung eines russischen Spions, indem diese zur Konfiskation des am Sächsischen Platze gelegenen großartigen Hotel de l'Europe führte, in dem wir später unsre Wohnung angewiesen erhielten.

Der General-Polizeimeister Trepoff war ein Mann von großer, allgemeiner Bildung und von ehrenwertem Charakter. Durch den Grafen Berg in die gewichtige Stellung gebracht, erwies er sich seiner Aufgabe im vollsten Maße gewachsen. Mit klarem Blick für die Verhältnisse, voller Initiative und unermüdlich in seiner Tätigkeit, ebenso gerecht wie energisch, verband er mit allen diesen Eigenschaften eine gänzliche Verachtung jeder Gefahr. So ging er fast stets ohne besonderen Schutz in den Straßen der Stadt umher, obwohl ihm mehrfach Todesurteile des geheimen Komitees, zugestellt worden waren, die sich erfahrungsmäßig meist als Vorboten mörderischer Anfälle erwiesen. Als er am Morgen des 2. November, nur von seiner jugendlichen Tochter begleitet, sich auf dem Wege von seiner Wohnung nach dem Schlosse befand, ward er von drei Hängegendarmen plötzlich von hinten angegriffen. Obwohl ein nach seinem Haupte geführter Hammerschlag und ein Dolchstich ihn verletzten, gelang es seiner Geistesgegenwart, einen der Verbrecher an der Gurgel zu packen und festzuhalten, worauf dessen Genossen eiligst zu entfliehen suchten. Auch diese wurden erfaßt. Zu der Tat waren die drei von einem Geistlichen vorbereitet worden, während der revolutionäre Stadthauptmann die Leitung von einem in der Nähe liegenden öffentlichen Lokale aus übernommen hatte; zwei von ihnen wurden nach gerichtlicher Verurteilung an der Stelle des Attentats aufgehängt, der dritte tötete sich selbst. Trepoffs Verwundungen erwiesen sich zum Glück nur als leichte. Nicht so gut erging es ihm mehrere Jahre später als General-Polizeimeister von St. Petersburg, wo er durch die Revolverkugel eines fanatischen Mädchens schwer verletzt wurde.

Mit diesem erneuten Vorgehen in Mordtaten waren die Versuche der geheimen Regierung, das Volk zur weiteren Teilnahme an allen Aufstandsbestrebungen zu veranlassen, Hand in Hand gegangen. Namentlich machte der Terrorismus sich auf das äußerste fühlbar, als es im September einer berüchtigten Persönlichkeit des äußersten Flügels der Roten — Ignaz Chmielinski — gelang, die bisherige Nationalregierung zu stürzen und mit mehreren zu jeder Schandtat fähigen Gesellen ihre Stelle einzunehmen[1]).

So unmenschlich nun auch diese neue Regierung verfuhr, so gelang es ihrem Einflusse doch nicht, der bewaffneten Beteiligung des Volkes an der Insurrektion einen neuen Aufschwung zu geben, wenngleich dasselbe noch eingeschüchtert genug blieb, um ihren sonstigen Anordnungen sich zu fügen. Von Hause aus hatte die große Masse indolent und ohne Prüfung dem Druck der Leiter Folge gegeben, aber die Opfer, die gebracht worden waren, ohne daß die Vorspiegelungen der Verführer irgendwelche durchgreifenden Erfolge gezeitigt, vielmehr nur grenzenloses Elend verbreitet hatten, ließen es schließlich doch zu einer gewissen Erkenntnis gelangen. Die persönliche Teilnahme am Kampfe trat infolgedessen immer mehr und mehr zurück, und so verringerte sich von diesem Zeitpunkte an die Zahl der Zusammenstöße zwischen den Truppen und den Insurgentenbanden, so daß der Aufstand unter umsichtig getroffenen und energisch durchgeführten Maßregeln des Grafen Berg nach dieser Richtung hin allmählich gänzlich erlosch. Im wesentlichen äußerte sich die aufständische Bewegung von da an nur noch in Bemühungen, den Verwaltungsapparat der russischen Regierung außer Funktion zu setzen und dadurch wo möglich Zustände zu schaffen, welche zur Zerrüttung aller Verhältnisse führen sollten. So wurde in Warschau das Gebäude des Ministeriums des Innern mit allen seinen Archiven niedergebrannt; auch trug man sich sogar mit dem Gedanken, durch Anfertigung falschen Papiergeldes in massenhaftem Umfange den Kredit Rußlands zu untergraben.

Aber das Elend und der Abscheu, welche die an die Spitze gelangte Mörderbande verbreitete, riefen selbst in polnischen Kreisen eine Reaktion hervor, die sehr bald zum Sturze auch dieser geheimen Regierung führte. Von einflußreichen Mitgliedern der Adelspartei wurde in Krakau ein gewisser Traugutt erwählt, um eine neue Herrschaft zu begründen. Derselbe war ein in Litauen ansässiger ehemaliger russischer Ingenieuroberst; ihm gelang es tatsächlich noch vor Ablauf des Jahres, die bisherigen Mitglieder zu vertreiben und dafür selbst die fernere Leitung des Aufstandes in die Hand zu nehmen. Seine Ansichten treten am deutlichsten in dem Erlasse „der Nationalregierung an das polnische Volk" vom 1. Januar 1864 hervor. Langatmig im höchsten Grade, unverständlich in philanthropischen Ergüssen und politischen Hinweisen, schwülstig und durchaus nicht dem Verständnis des

[1]) Knorr spricht sich in seiner „Geschichte der polnischen Aufstände" dahin aus, daß ihr Auftreten die abscheulichsten Ausbrüche des Sansculottentums noch weit überbot ... „Blut war jetzt die einzige Losung, Mord das einzige Mittel der revolutionären Gewalt, ihren Forderungen Ansehen zu verschaffen."

Volkes angepaßt, ist er charakteristisch für den Verfasser[1]). In ihm wird die Fortsetzung des Kampfes anbefohlen; die „Gesünderen und die Stärkeren" werden „ins Lager zum blutigen Streite" aufgefordert; den andern dagegen, den Schwächeren und Älteren", trägt die Nationalregierung auf, „alle Bedürfnisse für die Kämpfenden zu liefern ... und allen, sowohl Alten als Jungen, die Russen auf jede Art und an allen Orten zu vertilgen".

Für eine Fortsetzung des Aufstandes fehlte es aber an Waffen und an Geld, und vor allem fanden sich die erforderlichen Menschen nicht mehr. Es wäre unter den obwaltenden Verhältnissen überdies der Erlaß einfach dazu angetan gewesen, das Volk auf die Schlachtbank zu liefern[2]).

Zum Glück — man kann wohl sagen: für die endliche Erlösung der Polen selbst — war Traugutts Tätigkeit eine kurz bemessene. Bereits Ende März fiel er mit mehreren seiner Spießgesellen in die Hände der Russen, und wenn sich auch ein Ersatz für ihn fand, der noch einmal versuchte, den erlöschenden Funken neu zu beleben, so wurde doch auch dieser, ein früherer Student mit Namen Wazkowski, bald darauf unschädlich gemacht; zweckentsprechenden Maßregeln des Grafen Berg aber gelang es, die letzten Zuckungen demnächst in kürzester Frist zu ersticken und seiner Nation wie den Polen dadurch den größten Dienst zu leisten.

Zur Lösung seiner Aufgabe erachtete der neue Statthalter zunächst eine Verstärkung der Armee wie vor allem der Polizei für erforderlich. Auf seinen Antrag erfolgte dann auch sehr bald die Heranziehung weiterer Truppenteile nach Polen, so daß die dort verfügbaren Streitkräfte, wenn meine Notizen richtig sind, auf etwas über 180 000 Mann anwuchsen. Es war dies eine Ziffer, die wohl hinreichend erschien, um jede Fortsetzung der Insurrektion ersticken zu können, selbst wenn es den Führern derselben gelungen wäre, die gesamte Bevölkerung wieder zu einer solchen emporzureißen. Ich habe aus-

[1]) Der Erlaß umfaßt im Knorrschen Werke über vier enggedruckte Seiten.

[2]) Auch der Schluß des Erlasses ist so bezeichnend, daß ich es nicht unterlassen kann, aus demselben hier noch einige Stellen von dem im Knorrschen Werke gegebenen Wortlaut anzuführen: „Und jetzt, Brüder, achten wir nicht darauf, daß wir nicht viele militärische Waffen haben, aber dafür sind wir Millionen Polen, während nicht einmal 200 000 Stück Russen unter uns sind. Beim Russen ist unsre Waffe, denn er hat sie ja für unser blutiges Geld, welches er uns abgedrückt hat, gekauft; es wäre eine Schande für uns, wenn wir unser Eigentum nicht zurücknehmen wollten. Werfen wir uns nur mit aller Kraft auf den Feind, wie jeder es nur kann, wenn wir nur einig und willig sind, werden wir ihnen jene Kanonen und Flinten entreißen, mit denen er uns zu schrecken gedenkt. Die Arbeit wird für uns um so leichter, weil es den Russen jetzt im Winter schwer wird, die Kanonen mit sich zu schleppen und anzuwenden; ebenso wird er, wenn ihm die Hände erfrieren, aus dem Karabiner nicht recht zielen können." — Es gibt kein Wort, welches scharf genug wäre, die gewissenlosen Leiter des armen Volkes gebührendermaßen zu verurteilen, und man kann nur aufrichtig beklagen, daß es dem Terrorismus solcher Führer verfallen war. Was dem polnischen Volke nicht gelungen: die Russen niederzuwerfen, als ihm Waffenvorräte noch reichlich zuströmten, das sollte jetzt von den abgehetzten Überresten erreicht werden, indem man darauf hinwies, sich die Waffen des Feindes zu verschaffen!

den damaligen Verhältnissen die Ansicht gewonnen, daß, wo es sich um Unterdrückung aufständischer Bestrebungen handelt, man die dafür zu verwendenden Mittel stets von Anfang an auf das allerreichlichste bemessen sollte. Wenn auch die an Ort und Stelle befindlichen Regierungsorgane nur eine bestimmte Forderung an Truppen stellen, so gebe man ihnen von selbst das Doppelte oder Dreifache des von ihnen Beanspruchten. Man gelangt dann jedenfalls schneller und wohl ohne größere Opfer zum Ziel. Die Kosten, welche das Heranziehen von zahlreicheren Truppen verursacht, werden jedenfalls durch Ersparnis an beträchtlichen Opfern aufgewendet, welche sich sonst bei längerem Beharren in zügellosem Zustande lawinenhaft vergrößern.

Die Reinigung der Polizei von allen noch in ihr befindlichen unsicheren Elementen, wie ihre Vermehrung, hatte sich ebenfalls als eine unabweisbare Notwendigkeit herausgestellt. Die nunmehr erfolgte Erhöhung ihres Bestandes war eine ziemlich beträchtliche. Das Personal hierzu wurde der Armee entnommen und kam zum größten Teil in Warschau zur Verwendung. Von da an konnte eine ausreichende Bewachung aller Gebäude sowie des Treibens ihrer Bewohner zur Durchführung gelangen, wodurch die Gehilfen der nationalen Regierung mit der Zeit immer mehr und mehr in ihrer verderblichen Tätigkeit beengt wurden.

Außer der Verwertung ausreichender Personalkräfte bedarf es zur Bekämpfung derartiger demagogischer Umtriebe allerdings eines gleichzeitigen und energischen Vorgehens auf administrativen und gesetzgeberischen Wegen. Wo eine geschickte Agitation die bestehenden staatlichen Einrichtungen zu untergraben sucht, gerät der Rechtsstaat in gar bedenkliche Schwankungen, und wenn dessen Leiter dann den falschen Weg betreten, entgegenkommende Beruhigungsmittel anwenden zu wollen oder sich gar der Hoffnung hingeben, der krankhafte Zustand der Massen werde sich mit der Zeit von selbst verflüchtigen, dann tritt die Gefahr heran, daß das ganze Staatsgebäude zum Verderben aller leicht über Nacht zusammenbricht. Daß es hier nicht dazu gekommen ist, lag in der Machtfülle des russischen Kaiserreiches, welcher der polnische Bruchteil stets erliegen muß, sobald er auf sich selbst angewiesen bleibt. In Frage könnte nur die Zeitdauer kommen, in der das Erliegen stattfinden würde; dabei aber waren von wesentlichem Einfluß die zur Anwendung gelangenden Regierungsmittel, je nach ihrer Zweckmäßigkeit.

Man lasse sich auch nicht dadurch täuschen, daß in den leitenden Kreisen revolutionärer Verbindungen häufig arge Kämpfe entstehen; auch darf man nicht immer in solchen Erscheinungen die Anzeichen bevorstehender Auflösung erblicken. Was in dieser Beziehung die französische Revolution am Ende des 18. Jahrhunderts gelehrt hat, bestätigt die Entwicklung der polnischen Insurrektion: das Ergebnis derartiger Zwistigkeiten ist meist nur, daß die zerstörenden Tendenzen immer mehr die Oberhand gewinnen.

In derartigen Lagen ist es die Aufgabe der Staatsleitung, die Entwicklung scharf zu überwachen, dann aber auch, wenn es erforderlich wird, rücksichtslos, unbeirrt durch irgendwelche Bedenken die Maßregeln anzuordnen und mit äußerster Energie durchzuführen, welche den drohenden Ansturm

niederzuschlagen vermögen. Und zwar wird dies um so weniger Opfer kosten, wenn es bereits in dem Stadium geschieht, in dem der glimmende Funke noch nicht den aufgespeicherten Stoff zum Explodieren gebracht hat.

Von den durch Graf Berg getroffenen administrativen Anordnungen war die Unterstellung aller Lokalbehörden unter die militärischen Chefs der einzelnen Gouvernements, in die Polen zerfiel, die umfassendste und am meisten durchgreifende[1]). Die Chefs dieser Distrikte erhielten die Rechte der Generalgouverneure eingeräumt, was ihnen ein mit wenigen Ausnahmen unumschränktes Eingreifen nach allen Richtungen hin gestattete. Ihnen fiel hierdurch die Kontrolle in Gerichtssachen wie in den Finanzangelegenheiten, so auch in allen Zweigen zu, welche sich auf die geistlichen Verhältnisse, auf den Unterricht und auf das Bau- und Postwesen bezogen, weiterhin die Bestrafung aller politischen Verbrechen sowie die Enthebung und Neubesetzung der meisten Beamtenstellen. Die Gemeindevögte wurden sämtlich entfernt und durch von den Bauern zu wählende ersetzt. Sehr bald machte sich die Zweckmäßigkeit dieser Anordnung bemerkbar.

Weitere Maßregeln, die bis Anfang Januar 1864 getroffen wurden, richteten sich gegen die Geistlichkeit und gegen die Einwohnerschaft.

In bezug auf erstere wies der betreffende Erlaß darauf hin, daß die höhere Geistlichkeit auf die niedere keinen Einfluß ausgeübt habe, um diese von ihrer verbrecherischen Tätigkeit abzuhalten, und legte, ungerechnet eine bereits im Dezember 1863 angeordnete allgemeine Kontribution, eine weitere von 18% des Einkommens dem höheren Klerus und eine von 6% den Kapitelkanonizis auf. Es sei hierbei bemerkt, daß die in den Klöstern stattgefundenen Revisionen ergeben hatten, wie diese in weitem Umfange als Waffen- und Vorratsdepots benutzt worden waren; auch fanden sich in ihnen eingekleidete Insurgenten, ebenso in dem Bernhardiner Kloster zu Warschau eine den revolutionären Zwecken dienende Buchdruckerei vor.

Jene allgemeine Geldkontribution war eine einmalige; sie wurde damit begründet, „daß die Mittel zur Wiederherstellung der Ordnung außerordentliche Ausgaben erforderten, die Einwohner aber der Regierung zur Erreichung dieses Zweckes nicht zu Hilfe kämen". Für Freistellen und Teilbesitzer betrug sie den einfachen Satz der bereits bestehenden Steuern, bei allen Grundbesitzern weltlicher oder geistlicher Güter das Viereinhalbfache derselben.

Außerdem wurde über Warschau noch eine besondere Steuer verhängt, „da diese Residenzstadt seit mehr als zwei Jahren zu einem Herde von Verbrechen und zur Hauptquelle alles über das Land fließenden Unglücks geworden ist". Die Steuer war mit 8% des Einkommens von den Besitzern von Häusern und Immobilien zu entrichten.

Von weiteren Verordnungen, die sich auf Einzelheiten bezogen, seien noch angeführt: das sogenannte Sequestrationsgesetz vom 5. Januar 1864, welches, außer der persönlichen Verantwortlichkeit, sich auf die Haftbarkeit des

[1]) Polen war in administrativer Beziehung in die Gouvernements Warschau, Kalisch, Radom, Lublin und Ploczk eingeteilt, welche meist dem ältesten Divisionsgeneral der in ihnen befindlichen Truppen unterstellt wurden.

gesamten beweglichen wie unbeweglichen Vermögens derjenigen Individuen bezog, die mit der aufständischen Organisation in Beziehung standen oder teil am Kampfe nahmen. Ferner die für Warschau noch besonders getroffenen Maßregeln, die sich gegen den Meuchelmord wandten. (22. September 1863.) Nach diesen sollten bei jedem auf der Straße erfolgten Attentat, wenn der Mörder nicht ergriffen wurde, die Zeugen des Vorfalles, sobald sie keine Hilfe zum Ergreifen des Verbrechers leisteten, als Mitschuldige angesehen und den Gesetzen des Kriegszustandes gemäß bestraft werden. Flüchtete sich der Mörder in ein Haus und wurde dort von den Bewohnern nicht festgehalten, so sollte dasselbe zur Unterbringung des Militärs mit Beschlag belegt und von den Bewohnern sofort geräumt werden. Geschah aber der Mordanschlag in einem Hause selbst, so traf die Verantwortlichkeit den Eigentümer und die Bewohner; das Gebäude nebst allem, was sich in ihm befand, fiel der Militärbehörde zur freien Verfügung zu. Eine kurz vorher erlassene Verordnung (vom 10. September 1863) besagte, daß jeder Mörder an der Stelle, an der er sein Verbrechen begangen, gehängt, die Häuser aber, welche dem Aufstande dienten, konfisziert oder demoliert werden sollten.

Ferner wurde zur Überwachung der Bewohnerschaft angeordnet, daß alle Hauseingänge stets verschlossen und der Verkehr durch einen ständig anwesenden Wächter beobachtet werden sollte, der über alle in demselben Wohnenden stets unterrichtet sein mußte. Auch gegen das demonstrative Anlegen von Trauerkleidern und Abzeichen wurde eingeschritten und nur denen, die um Familienmitglieder trauerten, das Anlegen derselben gestattet; Zuwiderhandelnde sollten mit Geld- beziehentlich Freiheitsstrafen belegt werden.

Alle diese Maßregeln in ihrer Zusammenwirkung hatten bei energischer Durchführung das Ergebnis, daß bis Ablauf des Jahres 1863 geordnetere Verhältnisse anfingen, sich wieder Bahn zu brechen, und die Organe der russischen Regierung allmählich dazu gelangten, die Situation zu beherrschen. Im vollsten Umfange wurde dies in der ersten Hälfte des Jahres 1864 erreicht; nur im Juli dieses Jahres trat noch einmal eine polnische Nationalregierung auf, welche ein paar Verordnungen erließ, die aber wirkungslos verliefen. Die große Masse des unglücklichen Volkes sehnte sich nach Ruhe. Sie fand sich um so leichter bereit, von weiterer Teilnahme an den umwälzenden Bestrebungen abzustehen, als jetzt auch die russische Regierung sich stark genug zeigte, ihr Schutz gegen die Gewalttaten geheimer Komitees zu gewähren.

Schließlich handelte es sich noch darum, in administrativer Beziehung eine Neugestaltung durchzuführen, und zwar auf Grund der soeben in allen Ressorts gemachten Erfahrungen. Dazu bedurfte es zahlreicher Beamten, und so erschien mit dem für die Einführung neuer Organisationen auserwählten Wirkl. Geh. Staatsrat Milutin eine große Anzahl von Zivilfunktionären aus dem Innern Rußlands in Warschau und breitete sich von dort in die einzelnen Gouvernements Polens aus. Unbekannt mit der Eigenart und dem Entwicklungsgange der Verhältnisse, zum Teil ohne Erfahrung, mögen anfangs mannigfache Mißgriffe vorgekommen sein; auch sprach man damals von vielfachen Reibungen, die dem Grafen Berg seine Tätigkeit sogar recht

erschwert haben sollten. Jedenfalls verstand er aber mit vielem Geschick, sich in seiner gewichtigen Stellung zu behaupten und auch in dieser Periode mit vollem Erfolg Herr der Lage zu bleiben.

Mir sind die Einzelheiten in jenem Entwicklungsgange nicht mehr ausreichend gegenwärtig, so daß ich mir kein Urteil erlauben kann. Überdies sind, um ein solches zu fällen, weitgehende administrative und juristische wie noch andre Kenntnisse vonnöten, über die ich nicht verfüge. Tatsächlich war, als ich im November 1865 von meinem dortigen Posten abberufen wurde, in diesen Richtungen manches geschehen, das gesamte Organisationswerk jedoch noch nicht zum Abschluß gelangt.

Der hier gegebene kurze Abriß von der weiteren Entwicklung der Lage Polens kennzeichnet die inneren politischen Verhältnisse, unter denen nach Abberufung des Großfürsten Konstantin Nikolajewitsch meine Mission in Warschau bis zu ihrer Erledigung verlief.

II. Briefliche Mitteilungen aus den Monaten September und Oktober 1863.

Aus den nach Abreise der großfürstlichen Herrschaften noch an meine Frau gerichteten Briefen sei hier zunächst des Attentates gedacht, das sich gegen den neuen Statthalter Feldmarschall Grafen Berg richtete:

„Es war am 19. September, als ich aus dem Kasino der Garnison, welches in der Hauptstraße von Warschau, der Krakauer Straße lag, heraustrat und mich wunderte, sie fast menschenleer zu finden, — ein Zeichen, daß irgend etwas Besonderes sich ereignen sollte. Mehrfach war es schon bekannt geworden, daß in Erwartung irgendeines Gewaltstreiches von seiten des Komitees den Bewohnern geheime Weisungen zugingen, sich nicht auf der Straße zu zeigen. Ich hatte aber kaum Zeit, hierüber irgendwelche weitere Beobachtung zu machen, als plötzlich mehrere heftige Detonationen aus geringer Entfernung von links her ertönten. Indem ich mich nach dorthin umwandte, sah ich, daß die Straße an der Stelle, wo sie sich vor einem Hause verengte, vollständig von einer dichten Pulverdampfwolke ausgefüllt war, in der sich ein Paar bäumender Pferde in undeutlichen Umrissen markierte. Also ein Attentat! Auf wen aber? Dies waren die ersten Gedanken, die mir kamen. In demselben Augenblick durchbrach den Vorhang, den der Pulverrauch bildete, eine Equipage, deren Pferde vom Kutscher nur mit Mühe gebändigt wurden, und die gleich darauf vor mir vorbeijagte, umgeben von einigen Kubanschen Kosaken. In der Equipage befand sich der Graf von Berg und an seiner Seite der diensttuende Adjutant, Stabsrittmeister von Wahl. Ein Blick nach der Stätte des Mordanschlags zeigte mir unter der bereits in die Höhe steigenden Dampfwolke auf der Straße sich wälzende Pferde sowie andre, die zusammengekoppelt von einzelnen Kosaken gehalten wurden, — ein Zeichen, daß die übrigen Mannschaften des Convois mit Blitzesschnelle in das ein mächtiges Massiv bildende Haus eingedrungen waren. Es sollte ihnen jedoch nicht gelingen, die Mordgesellen zu fassen, da das Attentat von dem obersten Stockwerk her ausgeführt worden war, welches mit

den an den Hinterstraßen liegenden Gebäuden in enger Verbindung stand; überdies war auch das Innere des Hauses, das über tausend Menschen bewohnten, durch seine ganze Bauart einer schnellen Verfolgung überaus ungünstig.

„Ich eilte sofort nach dem Schlosse, um mich zu überzeugen, ob der Statthalter nicht etwa verwundet worden sei, und traf dort auf den Stabsrittmeister von Wahl, der mir das Nähere ausführlich erzählte. Danach waren nicht bloß aus dem obersten Stockwerk des Zamoiskischen Hauses mehrere Schüsse gefallen, sondern auch zwei Orsini-Bomben geworfen worden, der Graf war zum Glück unverletzt geblieben, während Wahl einige Sprengstücke leicht gestreift hatten. Aus Wahls Mitteilungen erwähne ich noch, daß Graf Berg sich bei dem Vorfall benommen hätte, als ob er ihn gar nichts anginge. Hiervon konnte ich mich bald selbst überzeugen, denn da ich dem Statthalter meine Glückwünsche zu seiner Errettung aussprechen wollte, empfing dieser mich sofort und berührte in der Unterhaltung nur ganz vorübergehend das Ereignis, indem er scherzend sagte: ‚Eine Bombe ist mir auf dem Rücken geplatzt. Übrigens trifft es sich gut, daß das Haus so überaus geräumig ist; es fehlt an Wohnungen; da kommt uns die Konfiskation desselben sehr zustatten.' Nur seine schöne englische Stute bedauerte er, welche durch einen Granatsplitter getroffen war. Hierauf leitete er die Unterhaltung auf dienstliche und gesellschaftliche Verhältnisse. Ebenso verhielt er sich den zahlreichen von allen Seiten herbeiströmenden höheren Offizieren und Beamten gegenüber.

Noch während dieser Unterhaltung ging die Meldung ein, daß es nicht gelungen sei, die Attentäter zu erreichen, ferner über die Zahl der verwundeten Kosaken und Pferde, die übrigens, was die Mannschaften betraf, nur eine sehr geringe war; gleichzeitig wurden einzelne Sprengstücke der explodierten Bomben gebracht."

(Der hier erwähnte Herr von Wahl gehörte ebenfalls zu denjenigen Persönlichkeiten, denen ich zu besonderer Dankbarkeit und Anhänglichkeit verpflichtet bin. Wir standen in guten, freundschaftlichen Beziehungen zueinander, und sein liebenswürdiges Entgegenkommen ist allzeit dasselbe geblieben. Der junge Stabsrittmeister von damals ist inzwischen bis zur Würde eines Gouverneurs von Wilna aufgestiegen und heute Chef der Gendarmerie des gesamten Reiches.)

„Nach dem Besuch im Schloß begab ich mich auf den Schauplatz des Attentates; es war mir von Interesse nunmehr zu sehen, ob und wie die angedrohte Demolierung des Gebäudes, bezüglich seine Konfiskation zur Ausführung gelangen würde. Daß letzteres sofort geschehen würde, war mir im Schlosse versichert worden. Als ich mich dem Schauplatz jetzt zuwandte — es war inzwischen dunkel geworden —, sah ich schon von weitem auf der Straße hohe Flammengarben in die Höhe schlagen und das Brennmaterial dazu vom obersten Stockwerk aus den Fenstern herunterfliegen. Es war dies die gesamte Einrichtung derjenigen Zimmer, welche den Attentätern zur Ausführung ihrer Pläne von den Eigentümern überlassen worden waren. Die Polen sahen nun wohl, daß mit der vom Gouvernement angekündigten Drohung voller Ernst gemacht wurde. Als ich Alexander Offenberg, der mit Gardeulanen zum Ab-

sperrungskordon gehörte, begrüßte, flog eben ein Klavier von oben herab auf die Straße."

Meine Empfindungen hierbei drücken sich in einem nach Hause gerichteten Briefe vom Montag, den 20. September, aus. In demselben heißt es: „Ich bin wahrhaftig kein Barbar. Aber obwohl ich neben den arretierten Besitzern jener Einrichtung stand, die der Zerstörung ihres Eigentums zusahen, und deren Jammer mitanhörte, hatte ich doch nur ein Gefühl der Befriedigung über die Durchführung der angedrohten Strafen. Dem Terrorismus kann man nur durch Anwendung ganz besonders empfindlicher Mittel entgegentreten. Denen aber, welche sich zu Mitschuldigen verabscheuungswürdiger Taten gemacht haben, kann man nur sagen: Ihr habt euer Schicksal selbst verschuldet! Derartige strenge Maßregeln waren notwendig, und sie haben auch ihren großen Nutzen gehabt. Übrigens hatte der Statthalter noch die Liebenswürdigkeit, mir an diesem Tage zu sagen: ‚Ich bin von den Soireen der Herrschaften daran gewöhnt, Sie jeden Abend zu sehen, und jetzt sehe ich Sie so selten, daß ich Sie bitten muß, mich doch häufig des Abends zu besuchen.' — Das war sehr freundlich und gut gemeint; wann der Besuch aber stattfinden soll, weiß ich nicht, da der Graf in der Regel bis vier Uhr morgens arbeitet."

Auf eine frühere Bemerkung, meine Frau möchte sich mit dem Gedanken vertraut machen, auf einige Zeit nach Warschau zu kommen, eine Idee, die ihr nicht recht in den Sinn wollte, hat in diesem Briefe folgende Stelle Bezug: „Warte nur! Lache mich nur immer aus, aber wer zuletzt lacht, lacht am besten, und ich werde Dich doch plötzlich hier haben, ehe Du und die Mama es sich versehen!" Letztere, welche bei uns wohnte, wollte sie nämlich nicht gern nach dem „Sodom und Gomorra" fortziehen lassen.

Ich muß aber noch auf einen Brief vom 14. September zurückgreifen, da sich seit der Abreise des Großfürsten meine Lage insofern verändert hatte, als Oberst von Treskow, der die Herrschaften begleitete, längere Zeit fortblieb, unsern Manövern beiwohnte und auch noch Urlaub nahm, so daß ich überhaupt an sein Wiederkommen nicht mehr glaubte. Dieser Brief erwähnt auch des am vorhergegangenen Sonntag gefeierten Namenstages Sr. Majestät des Kaisers: „Des Morgens große Gratulationscour beim Statthalter im Schloß, dann Kirche. Ferner gemeinschaftliches Mittagsmahl im Klub, wo, nachdem Graf Berg sich empfohlen, alle Offiziere Rechenberg und mich umdrängten und unter gewaltigen ‚Urras' auch ein Glas auf das Wohl unsres Allergnädigsten Herrn tranken. Nach dem Mittagsessen, das nach sechs Uhr zu Ende, wollte ich eigentlich zu Sarytschoffs gehen, deren jüngstes Töchterlein Geburtstag hatte, und denen ich bei Tisch zugesagt, hinzukommen, aber da erklärte mir eine ganze Anzahl von den Festgästen, sie hätten sich verabredet, bei mir Tee zu trinken. So fand sich denn eine zwar ungebetene, aber höchst angenehme Gesellschaft zusammen: die Generale Graf Kreutz, Rall, Emil Wittgenstein, der würdige Oberst von Gerschau, der biedere Bremsen, Rechenberg u. s. w. In lebhafter Unterhaltung verbrachten wir die Zeit von 6½ Uhr abends bis 2½ Uhr nachts zusammen.

„Am folgenden Abend hatte mich Wittgenstein zu einem großartigen Souper feierlichst eingeladen und mich dabei um die Benutzung des großen

Salons, der zu unsrer Wohnung gehörte, gebeten. Letzterem Wunsch konnte ich mit dem größten Vergnügen entsprechen, in bezug auf das Souper aber mußte ich mich entschuldigen, da ich den Abend Frau von Tęgoborska zugesagt hatte. Auch sie war im Begriff, ihren Hausstand aufzulösen, — ein Zeichen, daß die Rückkehr des Großfürsten ausgeschlossen erschien. Ihr Gatte war bereits in seiner Eigenschaft als stellvertretender Hofmarschall den großfürstlichen Herrschaften gefolgt.

„Als ich am Morgen einen Augenblick bei ihr war, hatte sie mich eingeladen, dabei aber bemerkt, daß fast alles schon eingepackt sei; sie wisse überhaupt nicht, ob sie noch Tassen und sonstiges Tischgerät zur Verfügung habe. Infolgedessen packte ich am Abend meine aus dem Hotel für mich mitgenommene Teetasse, Löffel, Teller u. s. w. aus meinen Taschen zum Gaudium der Anwesenden hervor. Um zwölf Uhr verließ ich Tęgoborskis und ging zu dem nebenan wohnenden Grafen Osten-Sacken, bei dem ich bis zwei Uhr morgens blieb, hoffend, nunmehr meinen Salon von Wittgensteins Gästen geleert zu sehen und ruhig schlafen zu können. Da hatte ich aber die Rechnung ohne den Wirt gemacht! Dort schäumten die Wogen der Geselligkeit noch immer hoch auf, so daß ich bis fünf Uhr morgens mit tätig sein mußte.

„Sonntag mittag war ich mit Rechenberg, Graf Kreutz und dem General Baron Krüdener, der uns nun leider auch bald verläßt, um eine Division in Wilna zu übernehmen, beim General Rall eingeladen, wo wir den Abend verblieben. Morgen gibt Oberst Annenkoff, ein überaus talentvoller, junger Herr, den Generalstabsoffizieren ein Diner, zu dem ich ebenfalls gewünscht bin, und zum Mittwoch abend haben mich die Offiziere vom Preußischen Grenadierregiment eingeladen. Du siehst, die Geselligkeit hat hier im September einen so hohen Pegelstand erreicht, wie es kaum bei uns in der Hochsaison der Fall ist. Die meisten Familien aus unserm engeren Kreise sind schon fort; morgen reisen Nabokoffs, übermorgen Frau von Tęgoborska; dann bleibt von allen denen nur noch Madame Sarytschoff, und ihr kann man doch schließlich, so herzlich gern man es auch möchte, nicht zumuten, daß sie den ganzen Tag für uns da sei. Wenn nun auch diese Familie zu unserm größten Leidwesen fortginge — was wohl bald geschehen dürfte —, befinden wir uns unter 200000 Einwohnern fast ohne jeden weiblichen Umgang und müssen das Treiben eines Feldlagers durchleben, ohne daß wir, in den Wällen einer trauernden Stadt gefesselt, die Poesie eines solchen genießen können! Das wird instruktiv werden! General Rall hat beschlossen, sich einmauern zu lassen, Graf Kreutz will jetzt bereits seinen Winterschlaf beginnen, und überall, wohin man kommt, hört man nur Ausrufe wie: „Que le Diable nous emporte!“ oder „C'est une vie! Sapristi!“ Du siehst also wohl ein, daß mit der Zeit doch nichts andres übrig bleibt, als daß Du herkommst. Treskow will uns wegen unsrer Zukunft schreiben, General von Minckwitz (der Chef des Stabes) wird für ein Quartier sorgen, und sobald noch einige Wochen vergangen sind und ich über alles in der Neugestaltung der Dinge hinlänglich orientiert bin, wollen wir ernstlich an Deine Warschauer Reise denken.

„Die armen Grodnoer haben schweres Unglück mit ihren Offizieren. In der Affäre, in der Grabbe geblieben, war ein andrer, eben aus dem Korps gekommener Offizier, Yermoloff, schwer verwundet worden und ist seinen Wunden vor ein paar Tagen erlegen. Nun schrieb ich Dir doch, daß General Krasnokutzki, der das Regiment kommandiert, am Morgen der Abreise des Großfürsten mit einer Kolonne an der Bahn vorausgeschickt war. Auch er hat vor kurzem ein Gefecht gehabt, bei dem wieder einer seiner Offiziere, Garaynoff, so schwer blessiert worden ist, daß ihm wahrscheinlich der Arm wird abgenommen werden müssen. Noch am Tage vor dem Abmarsch hatte der Ärmste mir gesagt, daß er jetzt nur eine Expedition mit seiner Schwadron mitzumachen wünsche und dann eine Verwendung als Generalstabsoffizier nachsuchen werde. So hat das Regiment nun schon drei Offiziere tot und einen verwundet verloren, während die übrigen Gardetruppen, die sich hier befinden — außer Artillerie und den Ulanen eine ganze Infanteriedivision —, keinen getöteten oder schwer verwundeten Offizier zu verzeichnen haben."

„Mittwoch, den 16. September. Also — Warschau im Belagerungszustande! Ei, was Du und Irene und die Tante und die Kreuzzeitung Neues wissen! Habe ich nicht schon oft gesagt, daß man den Zeitungen nicht in den polnischen Angelegenheiten trauen dürfe? Es würde wohl ein Kunststück sein, jetzt Warschau noch einmal in Belagerungszustand zu erklären, da man dies schon im Januar getan und die Bewohner sich bereits acht Monate lang in diesem nicht gerade sehr beneidenswerten Zustande befinden. Und wenn Du eine Depesche lesen solltest: ‚Ganz Warschau steht in Flammen', was nicht zu den Unmöglichkeiten gehört — ich meine die Depesche, aber nicht den Brand —, so bitte ich Euch, es nicht zu glauben, und wenn es selbst acht Tage lang wiederholt werden sollte!

„Eben wurde ich durch den Abschiedsbesuch des Generals von Krüdener unterbrochen, der seine Division in Wilna übernimmt; ein pflichttreuer, redlicher Mann von vornehmem, edlem Charakter. Wir trennten uns unter herzlicher Umarmung.

„Wie wird es nun unter Graf Bergs Regierung hier werden? Wir müssen es abwarten. Schwer hat er es, und zu einer durchgreifenden Änderung gehört zunächst eine völlige Veränderung im Beamtenpersonal; das aber zu erhalten, ist aus Mangel an geeigneten Elementen auch ein großes Kunststück!

„Daß Annenkoff gestern ein Diner gab, habe ich schon geschrieben; mir glückte zur allgemeinen Freude ein Toast in russischer Sprache. Annenkoff ist ein junger, ungemein begabter und gewandter Offizier, den Graf Berg mithergebracht hatte. Unternehmend und ehrgeizig, verbindlich und rücksichtslos zugleich, beteiligte er sich mehrfach an Expeditionen und zeichnete sich so aus, daß er, hier als Leutnant eingetroffen, zum Oberst (26 Jahre alt) avanciert und auch zum Flügeladjutanten Sr. Majestät ernannt worden ist. Sein Vater bekleidete die Stelle eines Gouverneurs in Kiew, d. h. der Provinzen Volhynien, Podolien und Ukraine." — Im Jahre 1870 traf ich mit dem jungen Annenkoff in Versailles wieder zusammen, wo er bis zum Schluß des Krieges bei uns blieb; späterhin hat er durch den Bau großer Eisenbahn-

linien in Asien im Auftrage der Regierung ganz Hervorragendes geleistet und sich weithin einen besonderen Ruf erworben. — Ferner heißt es in dem Briefe:

„Gestern im Theater sah ich in einer Parkettloge einen Herrn in Zivil, dessen Gesichtszüge für mich eine besondere Anziehungskraft besaßen; zufällig traf ich ihn, als ich nach der Aufführung zum Prinzen Galizin ging, bei diesem. Er wurde mir als Dr. Heyfelder vorgestellt, der als Militärarzt sich bereits in einer höheren Stellung befindet. Sein Vater war vor Jahren aus Preußen nach Rußland gekommen; er selbst stand im Begriff, sich mit einer Dame aus einer russischen Fürstenfamilie zu verheiraten. Nun war mir der Name Heyfelder sehr bekannt; ich hatte ihn häufig von meinen Eltern gehört, die mit einer Familie Heyfelder sehr intim befreundet waren, als mein Vater, noch vor meiner Geburt, mit einem Träger desselben bei den Ulanen in Trier stand. Der Austausch unsrer elterlichen Erinnerungen ergab, daß wir beide die Söhne dieser alten Freunde waren; eine Laune des Zufalls erneuerte hier in Warschau Beziehungen, die vor mehr als dreißig Jahren zwischen unsern Eltern bestanden hatten." — Mein Dr. Heyfelder hat übrigens auf ärztlichem Gebiet späterhin noch eine hervorragende Rolle gespielt.

„Den 24. September. Bestelle dem X meine Grüße und sage ihm, er solle sich von den Zeitungen nicht so anführen lassen, daß er glaubt, in der Hölle ließe es sich angenehmer leben als hier in Warschau. Man lebte hier als Offizier ganz still und friedlich; nur dann und wann würde ein Mensch gemordet, daran wäre man aber schon vollständig gewöhnt. Was mich beträfe, so hätte ich mir noch nicht die geringste Sorge gemacht, und was meine Frau beträfe, so würde ich sie mir schon zu behüten wissen. Im übrigen könnte man hier ebenso sicher von einer von oben heruntergeschleuderten Bombe getroffen werden wie in Magdeburg von einem herunterfallenden Dachziegel. Hier wie dort steht man in Gottes Hand!"

Zur Erläuterung dieser Zeilen muß ich bemerken, daß meiner Frau von allen Seiten abgeredet wurde, nach Warschau zu gehen, insbesondere aber vom obigen Herrn X, unsrem Hausarzt. Aus den bezüglichen brieflichen Mitteilungen ersah ich, daß die Leute sich nach journalistischen Schilderungen eine ganz unzutreffende, wüste Idee von den Warschauer Zuständen gemacht hatten. Das ist immer so, wenn die Ereignisse aus dem allgewohnten täglichen Schienenweg entgleisen. Das habe ich auch bei meinen letzten, auf einen Aufstand bezüglichen Erlebnissen erfahren, als ich im Jahre 1896 Augenzeuge der armenischen Revolte in Konstantinopel war. Was Korrespondenten in solchen Fällen alles den Lesern ihrer Zeitungen für Übertreibungen aufbürden, und woran diese alsdann blindlings glauben, geht über alle Beschreibung. Bei den angegebenen Zahlen der Ermordeten kann man häufig mindestens immer eine Null streichen und von den angeführten Tatsachen wenigstens drei Viertel in das Gebiet der Phantasie verweisen! — Und nun versuche man nur im Gespräch, die Leute von dem Unsinn zu überführen. Da bekommt man gewiß die Antwort: „Es steht aber doch in der Zeitung!"

30. September. Zur Erläuterung der nachfolgenden Zeilen muß ich bemerken, daß der Kommandeur des St. Petersburger Grenadierregiments

König Friedrich Wilhelm III., Generalmajor von Karzow, von unserm Allergnädigsten Herrn mit einer Einladung zu den Manövern beehrt worden war und seine schöne und liebenswürdige Gattin inkognito mit nach Berlin genommen hatte. Meine Frau war damals von ihrem Berliner Besuch bereits seit längerer Zeit wieder nach Magdeburg, meiner eigentlichen Garnison, zurückgekehrt, wo sie mit meiner Mutter noch das Quartier in der Knochenhauer Uferstraße bewohnte. Bei den nahen freundschaftlichen Beziehungen, welche sich längere Zeit zwischen der Familie des Generals und mir entwickelten, hatte Frau von Karzow dem Wunsche nicht widerstehen können, auch meine Frau kennen zu lernen, mit der schon Photographien ausgetauscht und durch gegenseitige Mitteilungen mannigfache Berührungspunkte entstanden waren. So war sie nach Magdeburg gefahren, worüber mir meine Frau sehr beglückt geschrieben hatte. Jetzt, nach Beendigung der Manöver, wieder nach Warschau des Morgens früh zurückgekehrt, schickten Karzows sofort zu mir, ließen ihr Eintreffen melden und mich bitten, um ein Uhr bei ihnen zu essen. Pünktlich zur bestimmten Stunde trat ich bei ihnen ein. Hier heißt es in dem Brief weiter:

„Es hat mir sehr wohl getan, zu hören, mit welcher Herzlichkeit Frau von Karzow von Dir sprach. Sie fand Dich so munter, so lebhaft, so . . ., nun, ich will lieber abbrechen, sonst würdest Du noch am Ende eitel. — Es kam wirklich bei ihr alles aus dem Herzen. Daß ich aber meine gute Mama kenne, beweist wohl die Frage, die ich an Frau von Karzow richtete, ob diese denn nicht meine „schöne Locke" hervorgeholt habe. — Und richtig: die Locke hat also auch paradiert."

Mit diesem Büschel Haare verhält es sich folgendermaßen: Ich war bereits als Knabe mit einem reichen Haarwuchs gesegnet, und diesen in lange Locken zu arrangieren, war immer die besondere Freude und der besondere Stolz meiner guten Mutter gewesen. Doch alles Irdische ist vergänglich, und es kam so auch die Zeit heran, wo sich die prächtigen Locken in das Unvermeidliche schicken mußten. Bevor ich nach dem Potsdamer Kadettenkorps wanderte, trennte die grausame Schere eines Friseurs sie von mir. Aber mit Tränen in den Augen raffte meine Mutter zusammen, was an Haaren in voller Länge noch zu retten war, und verwahrte diese, in einer mächtigen Locke vereint, in einem Schächtelchen, welches sie nur bei ganz außergewöhnlicher Veranlassung aus der Kommode hervorholte, um sie dann voller Stolz zu zeigen. So hatte Frau von Karzow sie natürlich auch zu sehen bekommen. Das mir gebliebene Haar ist im Laufe der Zeiten weiß geworden, von dem goldenen Glanze ist nichts mehr zu sehen, aber die Reliquie in der Schachtel, die jetzt mit ihrem Inhalt im Besitz meiner Frau ist, erinnert mich noch heute daran, wie es einst gewesen, — und an die Liebe einer Mutter!

„Dann hat mir noch Frau von Karzow auf die Seele gebunden, Dir genau mitzuteilen, was sie mir vom Besuch unsres königlichen Herrn in Berlin bei ihr erzählen würde. Also höre und passe genau auf. Ihr Gatte war gleich nach der Ankunft mit ihr ins Theater gegangen. Am andern Tage fragte ihn der König, ob er nicht am Abend vorher dort gewesen wäre. Karzow, der das Theater in Zivil besucht hatte und dies deswegen nicht

geradezu eingestehen, anderseits doch die Wahrheit durchblicken lassen wollte (wie er mir sagte), antwortete: „Pardon, Sire, certainement il y avait là quelqu'un, qui a beaucoup de ressemblance avec moi!“ — Majestät sah ihn schelmisch an, sagte jedoch weiter nichts. Am Tage danach, auf dem Manöverfelde, fragte er ihn dann aber wieder: „Est-ce que vous avez très-souvent de nouvelles de Madame et de Varsovie?“ Worauf Karzow nichts übrig blieb, als zu sagen: „Il faut que j'avoue: Ma femme est à Berlin.“ Majestät, welcher dies längst wußte, lachte und fragte weiter, ob sie augenblicklich in Berlin sei. „Non! Elle est à Magdebourg.“ — „Comment donc à Magdebourg?“ — „Pour y visiter Madame de Verdy dont le mari est notre très bon ami.“ In liebenswürdigster Weise äußerte hierauf der allergnädigste Herr: „Ah! c'est bien aimable de Madame; c'est un acte de charité, parceque Madame de Verdy est déjà depuis longtemps séparée de son mari!“ Das Gespräch endete damit, daß der König die Hoffnung aussprach, die Generalin noch sehen zu können.

„Karzow glaubte nicht, daß sich bei der Kürze der Zeit dieser Ausspruch erfüllen würde. Da fuhr plötzlich Seine Majestät am British Hotel vor und ließ durch den Adjutanten (von Strubberg) anfragen, ob die Generalin zu Hause sei. Daraufhin habe er fast eine halbe Stunde bei ihr verweilt und in entzückender Weise geplaudert; auch sei sie beglückt worden durch einen sehr schönen Schmuck, bestehend aus Armband und Brosche in Brillanten, inwendig mit dem Porträt des hohen Herrn. (Du erinnerst Dich doch, daß der König Pate ihres letzten Töchterchens ist.) Auch welchen Eindruck ihr Magdeburg gemacht, sowie eingehend nach Dir und Mama habe er sich erkundigt. Der General, welcher bei früherer Anwesenheit schon einen hohen Orden erhalten hatte, empfing die marmorne Büste des Königs; die zum Manöver mitgenommenen Offiziere wurden mit Dekorationen begnadigt. — Eines niedlichen Zwischenfalles erwähnte Frau von Karzow noch mit besonderem Humor. Unser ritterlicher Herr küßte ihr bei der Begrüßung die Hand, sie ‚verlor‘, wie sie erzählte, ‚darüber alle Fassung und wußte nicht, wie sie sich dabei benehmen sollte.‘ Als echte Russin glaubte sie, nichts Schicklicheres tun zu können, als, wie es bei ihr zu Lande Sitte ist, den königlichen Herrn auf die Stirne zu küssen. ‚Aber bei dem Experiment‘, setzte sie mit trauriger Miene hinzu, bäumte sich der König nach rückwärts, und ich fühlte wohl, daß ich nicht das Richtige getroffen hatte.‘

„Ich kann Dir die erfreuliche Mitteilung machen, daß nach meiner Ansicht hier in Polen die Verhältnisse einen Aufschwung zur wesentlichen Besserung nehmen; die Details hierüber in einem späteren Briefe. Heute früh wurde ich zweimal durch dumpfe Trommelwirbel an das Fenster gerufen. Jedesmal wurde einer der National-(Hänge-)Gendarmen, die vereidigt sind, die sogenannten ‚Urteile der Nationalregierung‘ auszuführen — auf deutsch: zu morden —, vorübergefahren, um mitten in der Stadt erschossen zu werden. Fünf solcher Exekutionen haben heute auf verschiedenen Plätzen der Stadt stattgefunden. Nach kurzer Zeit kehrten die beiden hier vorbeigegangenen Kommandos mit den Leichen der Verbrecher zurück. Die völlig gerechtfertigte

Maßregel scheint — ad oculos demonstriert — einen gewaltigen Eindruck zu machen. Du hast keinen Begriff, wie öde die große Stadt geworden ist. Als ich herkam, mußte man in den Hauptstraßen, wenn man es eilig hatte, mitten auf dem Damm laufen, um nur fortzukommen. Jetzt begegnet man, mit Ausnahme von Soldaten, höchstens auf je dreißig Schritt einem Menschen."

„Sonntag, den 4. Oktober. Was Krieg betrifft, so liegt er schon lange in der Luft, aber meine Ansicht ist immer gewesen, daß er wo anders explodiert, und zwar in Schleswig-Holstein. Doch müssen die Angelegenheiten dort sehr vorsichtig behandelt werden, sonst gibt es einen europäischen Krieg. Ich wäre äußerst unglücklich, wenn dann auch unser Armeekorps sich in Bewegung setzte und ich hier bleiben sollte, und alles würde ich daran geben, um rechtzeitig dort noch einzutreffen. Es wäre trostlos, wenn ich die Tätigkeit meiner Kameraden nicht teilen dürfte in dem Augenblick, da sich das langersehnte Feld einer ernsten Betätigung unsres Berufes vor uns eröffnet!

„Übrigens hege ich die Hoffnung, daß die hiesigen Wirren nun bald ihr Ende erreichen; wenigstens habe ich in diesem Sinne an Manteuffel und General von Werder geschrieben. Wenn hierbei manchem das frühere Verhalten des Grafen Berg, solange der Großfürst noch hier war, unverständlich erscheinen dürfte, so ist es mir, nach verschiedenen Indizien, doch jetzt ziemlich klar geworden; aber darüber bei sicherer Gelegenheit. Es lag eben in den Verhältnissen begründet. Jedenfalls gewinnt die Regierung täglich mehr an Terrain, und sehr habe ich mich gefreut, Graf Berg in hohem Maße auf die baldige glückliche Durchführung mit vollster Zuversicht blicken zu sehen. Vorgestern aßen Rechenberg und ich bei ihm, und da sagte er bei der Tasse Kaffee: ‚Passen Sie auf: wenn kein großer Krieg dazwischenkommt, wird hier die ganze Geschichte schnell zusammenklappen!' Übrigens sind 27000 Mann frischer Truppen im Einrücken in Polen begriffen — eine ganz nützliche Verstärkung."

„Donnerstag, den 8. Oktober. Heute erwarte ich Treskow, der seine Ankunft mir mitgeteilt hat. — Besonders Neues gibt es nicht. Vorgestern fand seit vierzehn Tagen zum ersten Male hier wieder ein politischer Mord statt, und zwar im Hotel de l'Europe, an einem erst vor wenigen Tagen angekommenen Reisenden (Dr. Hermani), der den Polen als Spion verdächtig war. Da nun nach den vom Grafen Berg ausgegangenen Verordnungen jeder Hausbesitzer für alle derartige Vorfälle in seinem Hause verantwortlich ist, so hat man einfach das Hotel konfisziert und es dem Truppenkommando überwiesen. Es ist dies der mächtigste Gasthof Warschaus, vielleicht einer der größten, die überhaupt existieren, und nimmt ein ganzes Straßenviereck ein, so daß das Gouvernement in den Besitz eines überaus wertvollen Grundstücks gelangt. Ich denke jedoch: in ruhigen Zeiten wird es einst wieder seinen bisherigen Besitzern zufallen.

„Einen großen Teil meiner Zeit bringe ich in der diplomatischen Kanzlei zu, an deren Spitze nach Tegoborskis Abgang Graf Osten-Sacken getreten ist. Dieser wie Schlözzer, André Budberg und die übrigen sind prächtige Leute. Insbesondere gut stehe ich mich auch mit Osten-Sacken, der bei seinem Vater, dem Verteidiger von Sebastopol, zehn Monate lang in der belagerten Stadt

zubrachte und schon reiche Erfahrungen in der diplomatischen Karriere gemacht hat. Ich habe noch niemanden gefunden, mit dessen Gedanken über größere Verhältnisse ich so übereinstimmte. Manchmal staune ich ordentlich, Sätze von ihm aussprechen zu hören, die genau übereinstimmen mit den Ansichten, die ich mir im stillen über denselben Gegenstand gebildet habe. Er ist ein gewandter Diplomat, ein äußerst geistreicher Mann mit einem vortrefflichen Herzen, dabei für die meisten schwer taxierbar, da er sehr gern scherzt und neckt und Ernst und Spaß durcheinandermischt. Er wünscht immer, daß ich einst nach St. Petersburg als Militärbevollmächtigter käme; er wolle schon dafür sorgen, daß ich dort mit offenen Armen empfangen werde u. s. w.; der Gedanke, dorthin zu kommen, ist aber nicht realisierbar."

„Freitag, den 9. Oktober. Gestern nachmittag ist endlich Treskow wieder angelangt, und bis Mitternacht haben wir zusammen geplaudert. Was er sagte, wußte ich vorher. Er hatte mit Moltke wegen einer Reise von mir nach Berlin gesprochen. Derselbe wollte es sich noch überlegen. Das scheint nun also nichts zu sein. Dann hätte er wegen einer Dienstreise für mich nach den Ostseeprovinzen sich bemüht, damit ich endlich einmal etwas andre Luft schnappen könnte. Die Idee war mir neu. Was hätte ich wohl bei meiner hiesigen Stellung in den Ostseeprovinzen zu suchen? Endlich habe er auch bei Manteuffel eine Reise nach St. Petersburg für uns beide angebahnt, damit wir uns Seiner Majestät vorstellten. Auch daran glaube ich nicht. Einer von uns beiden bleibt dann jedenfalls in Warschau — und der eine bin ich. Schließlich machte er noch die Bemerkung, daß er mich doch nur dann nach Berlin schicken könne, wenn etwas sehr Wichtiges vorfiele. Richtig, aber dann reist er selbst! Ich weiß eigentlich gar nicht, wozu alle die Pläne sind. Hier heißt es ruhig aushalten und damit: basta!"

Im übrigen ist der mehrere Bogen umfassende Brief zum großen Teil mit Reflexionen ausgefüllt, wie wertvoll für mich dieses Kommando doch schon bisher gewesen sei, und zwar nach den mannigfachsten Richtungen hin. Einem jungen Manne — ich zählte damals 31 Jahre — könne nichts dienlicher sein, als einmal in andre Verhältnisse zu gelangen, wie die sind, in denen er bis dahin gelebt hat, und je verwickelter sie sich alsdann gestalten, desto lehrreicher kann sich die neue Lernzeit für ihn erweisen. Namentlich ist es vorteilhaft, sich dabei in fremden Ländern zu bewegen. Da erkennt man bald, daß manche Sitte und Gewohnheit, über die man vielleicht früher recht abstoßend geurteilt hat, ihre volle innere Berechtigung besitzt.

Dr. Heyfelder, der sich an diesem Tage nach Deutschland oder Frankreich begeben wollte, sollte diesen Brief mit nach Berlin nehmen, aber am Sonntag befand er sich noch in Warschau. Obwohl ununterbrochen in Gesellschaft mit den Herren von der diplomatischen Kanzlei, hatte man es in dieser versehen, ihm die erforderlichen Papiere zu beschaffen. Mein Brief vermehrte sich am Sonntag um einen neuen Bogen.

„Heyfelder ist eine hübsche Erscheinung, schlank, blond, 34 Jahre alt, der echte Sohn der Rheinlande, heiter, sangesfroh — zum Glück singt er auch wundervoll —, und so wird des Morgens bei Sarytschoffs, des Nachmittags

und Abends in der diplomatischen Kanzlei bei Osten-Sacken so manches schöne Lied gesungen unter Begleitung der Anwesenden — ich natürlich ausgenommen, denn sonst ginge die Harmonie in die Brüche. Wir speisten heute bei Osten-Sacken, was diesmal, glaube ich, sich auf eine außerordentliche Kommissionssitzung stützte, da ich infolge eines vor ein paar Tagen bei ihm eingenommenen Mittagessens Veranlassung nahm, jedesmal, wenn ich ihn nur zu sehen bekam, ihn zu necken, indem ich das damalige Menü für mich aufsagte. Es hatte nämlich bestanden in: 1. Rindfleischsuppe mit Rindermark, 2. Rindfleisch mit Gurken, 3. Rinderbraten mit Gurkensalat, 4. Kompott: Eingemachte Gurken, 5. Früchte ohne Rindfleisch und 6. Ochsenkäse. Diesmal war aber nicht wieder ein Ochse, wie ich behauptete, konfisziert und verurteilt worden, sofort aufgegessen zu werden; diesmal war es wirklich ‚großartig'! Nachher gingen wir ins Theater, wo ‚Orpheus' gegeben wurde; der Göttertanz und der Auszug aus dem Olymp riefen infolge der von den Tänzerinnen entwickelten vollendeten Grazie einen nicht enden wollenden Beifallssturm hervor; man wird aber auch schwerlich derartiges anderswo zu sehen bekommen. Den Abend brachten wir bei Sarytschoffs zu, wo es nicht lange währte, bis ‚unser Gesangverein' wieder sein Bestes von sich gab."

Heyfelder kam noch nicht fort, und so erhielt der Brief am Montag, den 12. Oktober, wiederum eine erneute Fortsetzung; in dieser heißt es u. a.: „Wie es in der Krim um unsre großfürstlichen Herrschaften steht, davon weiß hier niemand ein Sterbenswort. Ich habe in den letzten Tagen einen drei Bogen langen Brief an Tegoborski dorthin geschrieben, der so gehalten ist, daß er ihn jedermann vorlesen kann."

Im weiteren Verlauf des Oktobers wird in den Briefen folgendes Ereignis besonders hervorgehoben:

„Es war am 28. Oktober, einem Sonntage, als plötzlich das auf einem größeren Platze, dem Theater gegenüber, gelegene Rathaus (— oder Ministerium des Innern? —) an vier Stellen zugleich in Flammen auflohte. Durch Vernichtung der in demselben aufbewahrten wichtigen Dokumente und sonstiger für die Verwaltung notwendiger Aktenstücke hoffte die Nationalregierung eine beträchtliche Verwirrung anzurichten. Wir hatten an dem Abend zufällig nichts Bestimmtes verabredet, und so wurde für Treskow und mich dieser Akt ein Gegenstand des Zeitvertreibes. Auf dem weithin abgesperrten Platz fanden sich allmählich alle näheren Bekannten ein, und die ganze Gesellschaft nahm auf geretteten Sofas und Fauteuils Platz, rauchte Zigaretten, trank ihren Tee, der aus einer in der Nähe befindlichen Konditorei geholt wurde, und ließ sich ‚etwas vorbrennen'." Es war immerhin eine interessante Abwechslung in unsern sonstigen Abendunterhaltungen. Da es fiskalisches Gut war, das dort in Rauch aufging, hat sich wohl niemand von uns das Ereignis sehr zu Herzen genommen. In gewissen Stimmungen kann selbst aus einer Niederträchtigkeit eine angenehme Unterhaltung entstehen!

(Ein zweiter Artikel folgt.)

Die Paradieseserzählung.

(1. Mose 2, 4b—3.)

Von

Hermann Gunkel.

Zur Zeit, da Gott Jahve Erde und Himmel schuf, — als noch keine Sträucher auf Erden waren und keine Kräuter gewachsen waren, weil Gott Jahve noch nicht hatte regnen lassen auf Erden, und Menschen noch nicht waren, den Acker zu bebauen, aber ein Strom (?) brach aus der Erde hervor und tränkte die ganze Fläche des Ackers, — da formte Gott Jahve den Menschen aus Staub vom Acker her und blies ihm den Odem des Lebens in die Nase; so wurde der Mensch ein lebendiges Wesen. Da pflanzte Gott Jahve einen Garten in Eden, fern im Osten, und setzte den Menschen, den er geformt hatte, darein. Gott Jahve ließ aus dem Acker allerlei Bäume sprossen, prächtig anzuschauen und lieblich zu essen, und den Baum des Lebens mitten im Garten und den Baum der Erkenntnis von gut und böse. Ein Strom aber entspringt in Eden, der den Garten bewässert; der teilt sich dann in vier Arme: der erste heißt Pishon, das ist der, der das ganze Land Chawila umfließt, wo das Gold ist; das Gold des Landes ist köstlich; da ist das Bedolach-Harz und der Shoham-Stein. Der zweite Fluß heißt Gichon, das ist der, der das ganze Land Kush umfließt. Der dritte Fluß heißt Chiddeqel, das ist der, der östlich von Ashshur fließt. Der vierte Fluß, das ist der Perath. Dann nahm Gott Jahve den Menschen und setzte ihn in den Garten von Eden, ihn zu bebauen und zu bewahren. Nun gab Gott Jahve dem Menschen den Befehl: von allen Bäumen des Gartens darfst du essen, soviel du willst; aber vom Baume der Erkenntnis von gut und böse, von dem darfst du nicht essen; denn am Tage, wo du von dem issest, mußt du des Todes sterben! Dann sprach Gott Jahve: es ist nicht gut, daſs der Mensch allein sei; ich will ihm ein Wesen verschaffen, das ihm beisteht und zu ihm paſst. Da formte Gott Jahve weiter aus dem Acker alles Getier des Feldes und alle Vögel des Himmels

und brachte sie zum Menschen, um zu sehen, was er dazu sagen würde: und was der Mensch zu ihnen sagen würde, genau so sollten sie auch heißen. So sagte der Mensch die Namen allem Vieh und den Vögeln des Himmels und allem Getier des Feldes. Aber für einen Menschen fand er kein Wesen darunter, das ihm hätte beistehen und zu ihm passen können. Da ließ Gott Jahve einen wunderbaren Schlaf auf den Menschen fallen, daß er entschlief; dann nahm er eine seiner Rippen und füllte die Lücke mit Fleisch aus. Die Rippe aber, die er dem Menschen entnommen hatte, baute Gott Jahve zu einem Weibe aus und brachte sie dann zum Menschen. Da sprach der Mensch:

Diese endlich ist Bein von meinem Bein
und Fleisch von meinem Fleisch;
Die soll Männin heißen,
denn vom Mann ist sie genommen.

Darum läßt der Mann Vater und Mutter und hängt dem Weibe an, so daß sie ein einziger Leib werden. Die beiden aber, Mann und Weib, waren nackend und schämten sich nicht.

Wer diesen Anfang der uralten und ehrwürdigen Paradieseserzählung mit künstlerischem Blick übersieht, wird sofort bemerken, daß hier zwei verschiedene Fäden zusammengewoben sind. Der eine Faden stellt die Einleitung zur Paradieseserzählung dar: zunächst eine Beschreibung des Paradieses, in das der Mensch von Gott gesetzt wird, dann Gottes Verbot, vom Baum der Erkenntnis zu essen, zuletzt am Schluß des Ganzen die Beschreibung der Unschuld der Menschen im Gottesgarten; alles dies die Exposition zur folgenden Erzählung, in der wir dann hören, wie die Menschen das göttliche Verbot übertreten, ihre Unschuld verlieren und dann aus dem Paradiese vertrieben werden. Nehmen wir nun die Sätze, die zu diesem Faden gehören, heraus, so bilden auch die überbleibenden ein organisches Ganzes: der Gedanke, der sie zusammenhält, ist, daß es sich in ihnen um die Entstehung der Welt handelt; es ist eine Art Schöpfungsgeschichte, derjenigen von 1. Mose 1 vergleichbar, die uns hier erhalten ist. Ursprünglich haben die beiden, gegenwärtig zusammengefügten Stoffe nichts miteinander zu tun: der Paradiesesgeschichte brauchte nicht notwendig diese Schöpfungsgeschichte voranzugehen, und ebenso verlangt auch diese keineswegs, daß ihr die Erzählung vom Paradiese folgt. Es ist aber auch sonst ein dem Sagenforscher wohlbekannter Fall, daß zwei Erzählungen, die in der mündlichen Tradition selbständig nebeneinander gestanden haben, von dem Schriftsteller, der sie aufschreibt, zu einer Komposition zusammengefaßt werden. Diese beiden Mythen aber haben sich angezogen, weil sie beide in der Urzeit spielen[1]). Wollen wir also die alten Erzählungen so verstehen, wie sie ursprünglich verstanden worden sind, so müssen wir sie aus der Verbindung, die sie gegenwärtig haben, wieder herausnehmen und einzeln betrachten.

[1]) Den ersten Satz des Ganzen mag man sinngemäß zum Paradiesesmythus rechnen.

Zunächst die Schöpfungserzählung, zur besseren Übersicht des Lesers oben in Antiqua gesetzt. Wer von 1. Mose 1[1]) zum zweiten Kapitel kommt, gerät damit in eine ganz andre geistige Luft. Jenes Stück stammt aus der spätesten Quelle des Pentateuch, dieses aus der ältesten, aus dem sogenannten Jahvisten. Der gewaltige Unterschied beider Quellen, die höchst verschiedene Zeitalter des israelitischen Volkes widerspiegeln, zeigt sich auf Schritt und Tritt. Das erste Kapitel spricht den Supernaturalismus aus, zu dem sich das „Judentum", d. h. die letzte Phase der israelitischen Geschichte, erhoben hatte: der schaffende Gott steht außerhalb der Welt und wirkt auf sie durch sein allmächtiges Wort ein. Aber dieser supernaturalistischen Zeit war eine andre vorausgegangen, da Israel viel naivere, dem Heidentum ähnlichere Vorstellungen von Gott hegte. So heißt es hier z. B., daß Jahve seine Geschöpfe „formte", d. h. sie mit seinen eigenen Händen bildete, wie der Töpfer den Ton knetet. Und auch die Anschauung von der Welt, die sich in diesen Erzählungen ausspricht, ist in beiden Fällen sehr verschieden. In 1. Mose 1 ein konsequentes Denken, das zu den letzten Gründen hindurchdringt und dem Gedanken zustrebt, daß Gott alles erschaffen habe. Hier aber eine kindlichere, altertümlichere Denkungsweise, die sich begnügt, zu erzählen, wie Gott Menschen und Tiere und Pflanzen hervorgebracht habe, aber damit schon am Ende angekommen ist; daß auch die Erde selbst und gar der Himmel Gottes Schöpfung sei, dieser Gedanke liegt hier noch fern. Dort also der Geist abstrakter, unpersönlicher Wissenschaft, eine wirkliche Schöpfung der Welt. Hier aber redet der altisraelitische Bauer, der seine nächste Umgebung betrachtet und fragt, wie das alles geworden sei: er selber und sein Weib samt den Tieren, mit denen er arbeitet, und den Pflanzen, von denen er lebt. Das ist der Kreis seines Interesses; Himmel und Erde interessieren ihn nicht. Wer eine solche Geschichte aus der Kindheit des menschlichen Geschlechts verstehen will, der muß selbst Kindessinn in sich tragen; er muß Achtung haben vor dem Tiefsinn, der sich ahnungsvoll darin äußert, aber sich gar wohl hüten, die Bescheidenheit des Altertums durch das Flittergold eines viel späteren Zeitalters aufputzen zu wollen.

Die Erzählung beginnt, wie jede Schöpfungserzählung, mit der Schilderung des Urzustandes, ehe die Gottheit einschritt. Es gab eine Zeit, da noch nichts auf Erden zu sehen war; noch waren keine Pflanzen entsprossen; die Erde war eine trockene, wasserlose Wüste. Ganz anders ist die Entstehung der Welt in 1. Mose 1, wonach die Welt ursprünglich Wasser gewesen ist, bis die Gottheit einschritt und das Wasser in zwei Teile zerteilte. Offenbar treten in diesen beiden Erzählungen verschiedene Klimata hervor. In 1. Mose 1 wird das Klima eines Überschwemmungen unterliegenden Alluviallandes vorausgesetzt, wo die Welt in jedem Jahre aufs neue aus dem Wasser emportaucht; in 1. Mose 2 dagegen das Klima eines Wüstenlandes, das im Spätsommer unter der Dürre seufzt, bis die Gottheit das Land mit dem

[1]) Vgl. meinen Aufsatz „Die jüdische und die babylonische Schöpfungsgeschichte" in dieser Zeitschrift, Mai 1903. Eine ausführlichere Erörterung beider Erzählungen findet der Leser in meinem Kommentar zur Genesis. Zweite Auflage. 1902.

heißbegehrten Regen segnet und so die ganze Welt neu schafft. Wenn demnach die Erzählung von 1. Mose 1 in Babylonien zu Hause ist, so muß 1. Mose 2 aus Kanaan, Syrien oder Mesopotamien stammen.

Kindlich ist die Beschreibung des Einzelnen. Der Mythus unterscheidet die „Sträucher", das sind Wüstengewächse, die dem Menschen keinen Nutzen bringen, und die „Kräuter", die auf dem Acker gedeihen, eine Speise für Menschen und Vieh; von Bäumen redet er überhaupt nicht, ebensowenig wie er die Entstehung des Meeres erwähnt, oder wie er bei der Schöpfung der Tiere von den Fischen redet — offenbar muß es in der Landschaft, die der Mythus voraussetzt, wenig Bäume gegeben haben. Bei weitem wissenschaftlicher als diese naive Unterscheidung der Nutzpflanzen und der nutzlosen Gewächse ist die Einteilung der Pflanzen je nach der Art ihres Samens in 1. Mose 1. — Ebenso kindlich ist auch die Reflexion darüber, was jener ältesten Welt gemangelt hat. Der Mythus denkt sich den Urzustand so, wie sich die Erde noch gegenwärtig im Spätsommer darstellt: es fehlt ihr der Regen, oder, wie die alte Erzählung sagt: Gott Jahve[1]) hatte noch nicht regnen lassen. Daß die Gottheit es ist, die den Regen gibt, ist dem Israeliten höchst anschaulich: der Regen kommt ja vom Himmel her. So ist von Gottes Gnade alles Leben abhängig; denn ohne Regen muß alles Grün verdorren und Mensch und Tier verdursten. Anderseits ist dem palästinensischen Bauer auch dies deutlich, daß er selber etwas dazu tun muß, daß Pflanzen wachsen; denn zwar die „Sträucher" der Wüste sprossen allein durch Gottes Regen, aber damit „Pflanzen" wachsen, muß der Mensch mit Hand anlegen.

Hiermit ist die Disposition des Folgenden angegeben: die ersten Schöpfungen sind das Wasser, das die Erde fruchtbar macht, und der Mensch, der den Acker bearbeitet. Dabei ist nicht recht deutlich, in welcher Form sich der Mythus das Wasser vorgestellt hat; es ist nicht recht zu sagen, wie sich der „Strom" (die Übersetzung ist übrigens fraglich) zu dem Regen, von dem im vorhergehenden gesprochen worden ist, verhält.

Besonders bemerkenswert ist, was der Erzähler über den Menschen sagt. Der Mensch zerfällt in zwei Teile: Leib und Seele. Der Leib ist „aus Staub vom Acker her" gebildet; dieser Zug antwortet auf die Frage, woraus der Körper des Menschen bestehe. Der Antike sieht sich in der Welt um und sucht nach einem Stoff, dem das Fleisch ähnlich ist; Holz ist es nicht, Stein oder Wasser auch nicht; so verfällt er schließlich auf die Erde. Diese Lösung des Problems erschien ihm deshalb um so natürlicher, als der Körper — Voraussetzung ist dabei die Sitte der Beerdigung — zum Schlusse wieder zu Erde wird. Uns Modernen mag eine solche Antwort sehr ungenügend erscheinen; wir sollen aber nicht vergessen, daß wir hierin einen Erstlingsversuch der organischen Chemie besitzen. — Zugleich erklärt der Mythus damit nach der geistreichen hebräischen Art den Namen des Menschen: er heißt „Mensch" ādām, weil er aus dem Acker adāmā stammt. Hieraus sieht man,

[1]) Wie sich der seltsame Ausdruck „Gott Jahve" erklärt, ist schwer zu sagen; jedenfalls aus dem Eingreifen irgend eines Redaktors. Redaktionelle Tätigkeit tritt auch sonst in diesem Abschnitt mehrfach hervor.

wie sich der Mythus den Menschen denkt: Mensch ist für ihn so viel wie Ackersmann, Mensch heißt Bauer; andre Berufe kennt der Erzähler nicht. Der Mythus muß also in einem Bauernvolke entstanden sein. Das Leben des Bauern hängt mit seiner Scholle — so hören wir hier, und so klingt es in der Paradiesesgeschichte wider — aufs innigste zusammen: aus dem Acker stammt er selbst, nach dem Acker ist er genannt, den Acker zu bebauen ist sein Beruf, auf dem Acker — so hören wir am Schluß der Paradieseserzählung — ist seine Wohnung, und zum Acker kehrt er im Tode zurück. Eine rechte, den Erdgeruch atmende Bauernphilosophie! — Außer dem Körper hat der Mensch noch etwas Geheimnisvolles in sich, was die Gebilde der menschlichen Hand von Gottes Geschöpfen, was das Leblose von den lebendigen Wesen unterscheidet. Der Hebräer nennt es den Lebensodem; diese Zusammenstellung oder Verwechselung von Leben und Atem kommt in sehr vielen Sprachen vor und ist für antike Beobachtung sehr natürlich: solange der Mensch Atem hat, lebt er; mit dem Atem aber verläßt das Leben seinen Körper. Woher kommt dies Wunderbare, Geheimnisvolle? Draußen in der Natur findet der Hebräer es wieder; es ist das Lebendige, Göttliche in der Welt; Gott selbst schreibt er es zu, dem Lebendigen, der den Odem in sich hat und ihn der Kreatur mitteilt und zurückzieht, wie er will. Nun aber stellt sich der Mythus in seiner Kindlichkeit vor, daß Gott etwas von seinem eigenen Odem seinem Geschöpf in die Nase — den hervorstehenden Teil des Gesichts — eingeblasen habe; und nun geschah das Wunder, daß dieser Odem nicht wie der unsrige spurlos in der Luft verging, sondern daß er zu einem neuen, selbständigen Wesen ward. So naiv diese Einkleidung ist, so ist es doch eine tiefe Idee: der Mensch ist Gott verwandt, der menschliche Odem ist eine Ausstrahlung des göttlichen!

Nun folgt die Schöpfung der Tiere und des Weibes. Der Erzähler hat sich nicht begnügt, beides einfach nebeneinander zu berichten, wie es der ihm poetisch weit unterlegene Bericht von 1. Mose 1 tut, sondern er hat nach einem verbindenden Faden gesucht und ihn in geistreichster Weise in der Idee der Gesellschaft des Menschen gefunden, die Gott für ihn gesucht hat. Der Mensch ist jetzt da; aber er ist noch nicht „gut"; und „gut" möchte doch der Gott wie jeder Bildner seine Geschöpfe sehen. Es fehlt dem Menschen — so findet Gott selbst — eine „Hilfe", ein Wesen, das ihm bei der Arbeit beisteht und zu ihm paßt. Der Mensch kann nicht allein sein. Auch das eine Erkenntnis, die in die Tiefe dringt; ist doch kein Wesen auf Erden so auf Gesellschaft mit seinesgleichen angewiesen wie der Mensch; der Mensch ist, so sagen die griechischen Philosophen, ein Wesen, von Natur für Gesellschaft bestimmt (Zoon politikon). So muß Gott noch einmal an das Werk des Bildens gehen, und diesmal bildet er Wesen aus demselben Stoff, aber von andrer Gestalt, das Getier des Feldes und die Vögel des Himmels. So ist also die Tierschöpfung hier in eine ganz besondere Geschichte eingestellt: sie ist einst unter ganz eigentümlichen Umständen geschehen und hat damals einen ganz bestimmten Zweck gehabt; diese Fülle der konkreten Züge bildet den eigenen Reiz des antiken Mythus. — Die so entstandenen Tiere führt Gott

dem Menschen vor, „um zu sehen, was er dazu sagen würde“; und die Namen, die der Mensch so nennen würde, sollten von nun an, so bestimmte Gott, die gültigen sein. Voraussetzung dieser Worte ist eine naive Anschauung vom Namen. Die Moderne setzt überall, wo sie über die Sprache nachdenkt, die Existenz *mehrerer* Sprachen voraus und weiß, daß die einzelne Vokabel zu der benannten Sache keine innerliche Beziehung hat; „Namen sind Schall und Rauch“. Anders die Antike, die stets nur an eine Sprache denkt oder diese wenigstens für die normale hält; ihr sind die Namen nichts Zufälliges, sondern mit der Sache gegeben: die Dinge heißen wirklich so, wie der Mensch sie nennt; der Ochs z. B. heißt Ochs, und nur ein Narr könnte Esel dazu sagen. Über dies Verhältnis wundert sich der Antike und fragt, woher es sich erkläre. Er antwortet, indem er auf eine göttliche Bestimmung zurückgeht: Gott hat es so eingesetzt; als Adam den Löwen sah, sagte er „Löwe“; darum heißt dies Tier nach Jahves Willen fortan „Löwe“. So nannte der Mensch alle Tiere bei Namen; aber für sich selbst fand er unter ihnen allen keine passende Gesellschaft. Der Erzähler denkt, daß diese Verschiedenheit von Mensch und Tier gerade in den Namen niedergelegt ist; denn alle diese Namen der verschiedenen Tiere sind von dem Worte „Mensch“ weit unterschieden; als Adam „Löwe“ sagte, sagte er eben damit „nichts für einen Menschen“ und schüttelte den Kopf. Man beachte zugleich, mit welcher eigentümlich gemischten Stimmung der Mensch nach dieser Erzählung den Tieren gegenübersteht. Er empfindet, daß sie ihm verwandt sind; sind sie doch wie er selbst aus Erde gebildet; und hat doch Gott selber zuerst für möglich gehalten, daß er an ihrer Gesellschaft Gefallen finden würde. Aber dennoch fühlt er sich ihnen fremd und andersartig. Eine echt antike Tierbetrachtung! Die Tierbetrachtung hat eine große Geschichte, in der sich die jeweilige Anschauung vom Menschen spiegelt. Epoche hat hierin besonders die Auferstehungslehre gemacht, nach der zwischen Mensch und Tier ein spezifischer Unterschied befestigt ist: denn die Seele des Menschen hat ewiges Leben, das Tier aber verfällt dem Tode. Seitdem diese Lehre das Denken beherrscht, seitdem der Mensch erkannt hat, daß sein Geist göttlich und ewig ist, hat man sich bemüht, Mensch und Tier möglichst entfernt zu denken und sogar das „Essen“ der Menschen vom „Fressen“ der Tiere zu unterscheiden. Die hebräische Antike kennt diese Lehre noch nicht; sie hegt viel naivere Vorstellungen vom Tiere, die daher höchst charakteristischerweise wieder mit den Anschauungen der modernen Naturwissenschaft zusammentreffen.

So ist das erste Experiment verunglückt; der Mensch hat keine passende Gesellschaft gefunden, und Gott muß auf ein neues Mittel denken. Diesmal aber verfährt er mit besonderer Weisheit: ein Wesen, wie er selbst aus Erde gebildet, hat der Mensch verschmäht; nun verwendet Gott einen besseren Stoff: er nimmt etwas — vom Körper des Menschen selbst! Das wird der Mensch doch nicht als ihm fremd zurückweisen können! — So läßt Gott einen wunderbaren Schlaf über ihn fallen: ein besonders anschaulicher, hübscher Zug, der offenbar den Zweck hat, dem naheliegenden Einwand, daß eine solche göttliche Operation doch sehr schmerzhaft für den Menschen hätte sein müssen, zu be-

gegnen. Die hebräische Sprache hat für solchen wunderbaren Schlaf ein besonderes Wort, das wir etwa mit „Hypnose" übersetzen könnten. Derartige okkultistische Erfahrungen, die von der jüngsten Moderne erst wieder entdeckt worden sind, werden in der Antike, die hierin besser und unbefangener beobachtet als wir, als allgemein bekannt vorausgesetzt. Warum nimmt Gott gerade eine Rippe? Ein innerer, dem Menschen nicht notwendiger Teil mußte es sein, und Rippen hat er ja genug. — Als der Mensch nun das Weib sah, da erkannte er sofort, wie eng sie ihm verwandt sei. Ein unmittelbares Gefühl sagte ihm, daß dies Wesen ganz anders ihm nahe steht als die Tiere, daß sie aus seinem eigenen Leibe stammt. Das erste Empfinden, das über ihn kommt, als er sie schaut, ist das Entzücken: Bräutigams Jubel! Nun endlich, nach so langem Suchen, die ersehnte Gehilfin! Und so bricht er in jubelnde Worte aus, die im Hebräischen, wie es oft beim Höhepunkt der Erzählung geschieht, rhythmische Haltung haben. Darin macht er von dem Recht, Namen zu geben, Gebrauch; er nennt das neue Wesen ishsha, Weib, weil sie zum ish, zum Manne gehört. Die innere Verwandtschaft drückt er durch die Wortverwandtschaft aus. — Schließlich fügt der Erzähler noch ein Wort von sich aus hinzu. Das ist der Grund, so sagt er, warum der Mensch das Weib so sehr begehrt; die stärksten Bande, die ihn bisher gehalten haben, zerreißen darüber: Vater und Mutter läßt er im Stich. Er strebt danach, mit dem Weibe ein Leib zu werden, denn er ist ja ursprünglich ein Leib mit ihr gewesen; in der Liebe vereinigt sich wieder, was ursprünglich zusammen war. Was für eine Liebe der Mythus meint, ist nach den Ausdrücken, die er gebraucht, ganz deutlich; es ist die Geschlechtsgemeinschaft. Man hat die alte Erzählung oft mißverstanden, indem man irgendwelche, ihr fremde Gedanken eingetragen hat; wie sich denn diese Urgeschichten viele Umdeutungen haben gefallen lassen müssen. Ein Mißverständnis würde es z. B. sein, wenn man hier an die bürgerliche Institution der Ehe oder gar der Einehe dächte. Man beachte auch das Verhältnis von Mann und Frau, das hier unbefangen vorausgesetzt wird: Mann und Frau sind sich hier keineswegs ebenbürtig, sondern der Mann ist „der Mensch", und das Weib ist seine Gehilfin, es ist um seinetwillen da; das ist antike Lebensanschauung. Sehr deutlich ist am Schluß der Erzählung, wozu das Weib erschaffen ist; damit kontrastiert stark der unmittelbar folgende, zur Paradieseserzählung gehörige Satz, wonach Mann und Weib zuerst in Unschuld zusammengelebt haben: ein deutlicher Beweis dafür, daß beide Sätze ursprünglich nicht beisammengestanden haben können. Ebenso ist die Freude über das Weib am Ende der Schöpfungserzählung schwer mit der Paradieseserzählung zu reimen, wonach die erste Tat des Weibes den Menschen um alle Freude gebracht hat.

So steht dieser Schöpfungsmythus vor uns in schlichter und doch tiefsinniger, kindlicher Schönheit, ein Entzücken besonders für jeden künstlerischen Sinn, der nicht müde geworden ist, die Illustration zu diesem Text zu liefern. Wer den Unterschied von antiker Wissenschaft und Kunst an klassischen Beispielen studieren will, der möge 1. Mose 1 mit dieser Erzählung vergleichen.

Noch bei weitem höher an Schönheit der Darstellung wie an Tiefe der Gedanken steht freilich die folgende Paradiesesgeschichte.

Zunächst das Paradies selbst. Jeder Mensch und jedes Volk träumt einen Traum von Glück und Frieden und ungestörtem Genuß. Jeder träumt davon anders: der Jüngling schwärmt von den Tagen der Zukunft, und der Greis versenkt sich voll Wehmut in die sonnige Zeit seiner Jugend, und nur darin stimmen sie beide überein: in der Gegenwart herrschen Elend und Herzeleid, da ist das Glück nicht zu finden. Die Überlieferung der Völker aber versetzt dies Bild der Sehnsucht in die Urzeit, an den Anfang unsres Geschlechtes oder an das Ende der Dinge. Vom Paradies der Vorzeit redet sie mit Trauer: es ist unwiederbringlich verloren; von der seligen Endzeit mit Begeisterung: sie wird sicherlich kommen! Mannigfach haben sich diese idealen Bilder im Laufe der Zeit gewandelt: Israel hat in seiner älteren Epoche am Ende der Geschichte eine herrliche Existenz seines Volkstums erhofft; in einer späteren Zeit, um die Wende der Religionen, war sein Ideal eine Gemeinschaft seliger Geister im Himmel, selig im Anschauen Gottes. So verrät jede Zeit ihre eigenste Art, wie sie sich das „goldene Zeitalter" ausmalt. Wie wird hier das Paradies beschrieben? Als ein Garten von allerlei Bäumen, prächtig anzuschaun und mit Früchten, lieblich zu essen. In diesem Garten — so läßt der Erzähler noch durchblicken — wohnte die Gottheit selbst, und sie hat den ersten Menschen Zutritt gegeben. Wie sind diese Worte zu deuten? Daß ein Baumgarten Gottes Wohnung ist, versteht der Hebräer unmittelbar. Die Antike hielt vielfach gewisse Bäume mit ihrer unendlichen Lebenskraft und dem geheimnisvollen Rauschen in ihren Zweigen für Heiligtümer Gottes. Die Fruchtbäume auf dem Acker pflanzt der Mensch, aber die Zedern des Libanon sind von Gott gepflanzt. Auch Oasen oder natürliche Parks, üppig sprießende Wildnisse mitten im unfruchtbaren Land erschienen ihm als Pflanzungen Gottes. Von einem solchen, besonders herrlichen und wunderbaren Park ist hier die Rede. Wir nennen ihn nach dem Griechischen paradeisos; das Wort ist orientalisches Fremdwort. Dorthin wird der Mensch versetzt, um den Garten zu bebauen und zu bewachen; die ersten Menschen sind Gärtner gewesen im Paradiese! Das ist der sehnsüchtige Traum des Bauern. Der Baum, so denkt sich der Bauer, trägt seine Früchte, Jahr für Jahr, ohne viel mühselige Arbeit; der Acker aber muß alljährlich im Schweiße des Angesichts bestellt werden. So verlegt der Bauer die goldene Zeit in einen herrlichen Baumgarten, den Garten Gottes! Die konkrete Schilderung des Paradieses, die die Erzählung gibt, zeigt ihre Art; sie ist idyllisch-kindlich: es waren prächtige Bäume mit wohlschmeckenden Früchten.

Wo sucht die Erzählung das Paradies? Wir haben darüber verschiedene Angaben. Die eine Tradition sagt: im Lande Eden, fern im Osten. „Eden", das die volkstümliche hebräische Tradition sich nach dem hebräischen Wort Eden = Wonne gedeutet hat, ist wohl ursprünglich nach dem Babylonischen als „Steppe" zu verstehen: eine Angabe, die zu der andern, daß der Garten „im Osten" gelegen habe, wohl paßt. Im Osten Kanaans liegt ja die ungeheure Steppe, von deren furchtbaren Gefahren der kanaanäische Bauer sich mit

Grauen erzählt. Daß das Paradies gerade hier gesucht wird, erklärt sich offenbar aus dem Eindruck des Kontrastes: der Gottesgarten erscheint um so herrlicher, wenn er sich in der schaurigen Wüste befindet. Und zugleich erklärt dieser Umstand, warum es uns unmöglich ist, das Paradies zu betreten. Eine andre Ansetzung findet sich am Schluß der Geschichte, wonach Jahve *östlich* vom Garten von Eden die Keruben sich lagern ließ (3, 24), wonach der Garten selber also im Westen liegen muß. Das wird zugleich die babylonische Vorstellung gewesen sein, die das Land der Götter, wie es scheint, hinter dem großen Meer sucht; eben dort, wo das Elysium der Griechen liegt. — Von späterer Hand ist dem Bericht eine genauere geographische Angabe über die Lage des Paradieses eingesetzt (2, 10—14). Ein gewaltiger Strom bewässert den Garten; wie wir denn auch sonst von solcher Wasserfülle des Paradieses hören (1. Mose 13, 10 u. a.); dem Orientalen, der stets Wasser und immer wieder Wasser begehrt, erscheint das besonders herrlich. Von diesem Paradiesstrom gehen nun *vier* Flüsse aus; daß es vier sind, kommt daher, daß der antike Orient von den vier Ecken der Welt und den vier Teilen der Erde redet; gemeint ist hier also, daß jeder Weltteil einen Strom hat, der ihm das Wasser zuführt. Der Erzähler nennt nun die Ströme bei Namen; er zählt offenbar von Osten nach Westen her auf und schließt mit Chiddegel (Tigris) und Perath (Euphrat); die beiden erstgenannten sind also Ströme des fernen Ostens, von denen der Erzähler eine dunkle Kunde hat. Er hat sich bemüht, den Lauf dieser Ströme geographisch festzulegen; seine Geographie ist freilich eine sehr kindliche: Euphrat und Tigris, so meint er, sind Abzweigungen desselben größeren Urstromes. Der erste Fluß, der Pischon, umfließt das Land Chawila, das nach andern Angaben Arabien und zugleich Äthiopien ist: beides wird nicht deutlich unterschieden. Ebenso unbestimmt ist das Land des Gichon, Kusch, das Südarabien mit dem damit zusammenhängend gedachten Äthiopien bedeutet. Der Erzähler selber weiß wohl, daß seine Leser mit diesen Worten keine genauen Vorstellungen verbinden, und setzt daher noch eine Angabe über die Produkte des Landes hinzu; das ist so, wie wenn wir Rußlands Lage an dem Pelzwerk oder Frankreichs am Rotwein klarmachen wollten. Das hohe Alter der Beschreibung zeigt der Satz, daß der Tigris östlich von Assur fließt; das bezieht sich auf die uralte Hauptstadt des Landes, die so wie das Land selber Assur heißt und westlich vom Tigris liegt — sie war Residenz bis 1300 —, während die späteren Hauptstädte und besonders Ninive östlich liegen. Wenn wir uns deutlich machen wollen, wo dieser Erzähler das Paradies gesucht hat, so haben wir von der für uns und ebenso auch schon für ihn ganz deutlichen Bestimmung auszugehen, daß Euphrat und Tigris daher kommen. Nun sagt er es zwar nicht ausdrücklich, aber es ist eine notwendige Folgerung, da alles Wasser bergab fließt, daß er annimmt, das Paradies liege *auf hohem Berge*, und zwar, da *alle* Ströme der Erde daher kommen, *auf dem höchsten Berge der Welt*, und diesen Berg sucht er im Oberlaufe der beiden ihm bekannten Ströme, des Euphrat und Tigris. Demnach können wir sagen, wo diese Überlieferung zu Hause ist, nämlich in Mesopotamien. Dies Land ist im

Norden durch gewaltige Berge abgeschlossen; daß man sie für die höchsten der Welt hielt, wissen wir auch aus der Sintflutsage. Hierhin hat die Phantasie den Gottesgarten übertragen. Jeder, der selbst einmal am Fuße ungeheurer Bergriesen gestanden hat, wird diese Idee verstehen. Sie ragen in den Himmel hinein, Nachbarn der Gottheit; kein Fuß betritt sie, kein Auge ergründet ihr Geheimnis. Was mag da oben sein? Mitten in der schaurigen Öde ein herrlicher Garten, wo Gott selber wohnt, ein herrlich bewässertes Land, denn alles Wasser kommt ja daher. — Alle Überlieferungen vom Paradiese aber stimmen darin überein, daß es ferne von allen Menschen liegt: hinter der furchtbaren Steppe, über den schrecklichen Bergen, jenseits des schaurigen Meeres, jedenfalls da, wo du nicht bist, und wohin du niemals kommst! — Auch von den Propheten wird nicht selten in allerlei Andeutungen vom Paradiese gesprochen, das in der Endzeit wiederkehren soll; Jerusalem wird — so heißt es hier — einst verklärt werden zum Sitze des höchsten Gottes, zum höchsten Berge in der Welt, von wo sich die lebendigen Wasser ergießen, an deren Ufern wunderbare Bäume stehen (vgl. Hesek. 47, 1—12; Joel 4, 18; Sach. 14, 8, Offenbarung Joh. 22, 1 f.). Hier hören wir also gleichfalls vom Paradies auf dem Gottesberge. Dieselbe Überlieferung ist uns im Eranischen bezeugt. Aus dem späteren Judentum besitzen wir schließlich noch eine neue Vorstellung von der Lage des Paradieses; da wird es im Himmel gesucht, und der Strom des Paradieses wird mit der Milchstraße identifiziert, die, wie wir auch sonst wissen, im Orient als ein Fluß aufgefaßt wird, der, wie ein Blick auf die Himmelskarte lehrt, in vier Abzweigungen auseinanderfließt. Man darf wohl annehmen, daß dieser Glaube an das himmlische Paradies auf orientalische Tradition zurückgeht, und daß die Anschauung von dem viergeteilten Paradiesesstrom, wie wir sie schon in 1. Mose 2 finden, in der Gestalt der Milchstraße ihren letzten Grund hat. Vorausgesetzt würde dabei die altorientalische Anschauung sein, daß die Erde das Abbild des Himmels ist.

Unter den Bäumen des Paradieses sind zwei wunderbare, der Baum des Lebens und der Baum der Erkenntnis von gut und böse. Was der Baum des Lebens ist, wird am Schluß der Erzählung erklärt: wer davon ißt, lebt ewig; seine Früchte verleihen also die Unsterblichkeit. Von solchem Baum redet das hebräische Sprichwort mit Vorliebe, ebenso wie vom Lebensborn, dessen Wasser unsterblich macht. Solche herrlichen Dinge existieren — leider! — nicht in Wirklichkeit, sondern sie gibt es nur in der wundervollen Märchenwelt des Mythus. Sie sind für Israel nicht eigentümlich; auch die Babylonier erzählen vom Lebenswasser und auch wohl vom Lebensbaum. Danach ist auch der Erkenntnisbaum zu verstehen; es ist gleichfalls ein Wunderbaum; seine Früchte geben dem Genießenden die Erkenntnis. Dies sagt im folgenden die Schlange und gibt am Schlusse des Ganzen Gott selber zu. Hier ist also nichts zu allegorisieren und kein weiteres Geheimnis zu suchen, sondern wir sollen kindlich und harmlos glauben, daß es solche wunderbaren Bäume gibt. Sie im Paradiese zu finden, kann uns nicht auffallend erscheinen; denn in den Gottesgarten gehören solche Gottesbäume; haben sie doch charakteristisch-göttliche Eigenschaften in sich: Unsterblichkeit ist ja nach dem alten Israel ein

göttliches Vorrecht, und auch die „Erkenntnis" macht — so hören wir im folgenden ausdrücklich — Gott gleich. In einer heidnischen Erzählung über denselben Gegenstand könnte geschildert werden, wie diese Bäume im Garten der Götter notwendig sind, da die Götter eben durch sie Leben und Erkenntnis haben; so wie die Götter der Griechen Ambrosia genießen. Was aber diese „Erkenntnis von gut und böse" ist, wird im folgenden deutlich.

Nun hat Gott — so fährt die Exposition fort — dem Menschen einen Befehl gegeben und ihm den Baum der Erkenntnis bei Todesstrafe verboten. Welche Absicht Gott dabei gehabt hat, sagt der Mythus nicht. Es ist für jene alte Erzählungskunst charakteristisch, daß sie nicht oder sehr wenig Gedanken schildert, sondern vielmehr Handlungen oder Worte. Das Sinnenfällige, das, was man sehen oder hören kann, ist der Gegenstand dieser alten Erzählungen; das innere Leben des Herzens zu ergründen, ist ihnen noch nicht gegeben. Eben deshalb haben jene Erzählungen eine so wunderbare Deutlichkeit und Anschaulichkeit, die ein späteres, mehr reflektierendes Geschlecht nie wieder erreicht hat. Zugleich aber ist diese eigentümliche Kargheit in der Schilderung der Gedanken für unser Verständnis der Geschichten eine fast unüberwindliche Schwierigkeit. Denn die Gedanken, die jenem Zeitalter so selbstverständlich zu sein schienen, daß man sie kaum beachtete, sind uns bei der unendlichen Zeitenferne nicht mehr ohne weiteres deutlich. Das ist der Hauptgrund, weshalb jene alten Geschichten so mannigfach gedeutet werden konnten. In früheren Generationen hat man naiv die jeweiligen Ideen in diese Erzählungen eingetragen; unser Geschlecht aber hat eine strengere Aufgabe vor Augen: wir sollen so sehr in jene Antike geistig eingehen, daß wir imstande sind, zu den von den Erzählern mitgeteilten Worten und Handlungen das entsprechende innere Leben zu ergänzen. An dieser Stelle würde nun der Erzähler verwundert sein, daß wir überhaupt fragen können, was Gott mit dem Verbot des Erkenntnisbaumes gewollt habe; wenn Gott diesen Baum verbietet und eine furchtbare Strafe auf die Übertretung setzt, wenn ferner im folgenden erzählt wird, daß er den Menschen verflucht hat, als er sein Gebot dennoch übertreten hat, so ist ja wohl klar — so würde der Erzähler uns antworten — daß Gott eben nicht gewollt hat, daß der Mensch von diesem Baume esse. Aber warum will Gott nicht — so fragen wir weiter —, daß der Mensch die Erkenntnis bekomme? Auf diese Frage antwortet der Erzähler nicht. Ebensowenig hören wir, wie es zu erklären ist, daß Gottes Androhung der Todesstrafe nicht in Erfüllung geht. Jedenfalls ist diese Schwierigkeit nicht durch irgend eine Umdeutung, wie sie so billig und so beliebt sind, zu beseitigen. Was aber der Erzähler über diese Fragen gedacht hat, können wir erst auseinandersetzen, wenn wir das Ganze übersehen.

Nun noch ein weiteres Wort zur Exposition über den Unschuldszustand der Menschen. „Sie waren nackend und schämten sich nicht." Damit will der Erzähler schildern, wie die Menschen waren, ehe sie vom Baum der Erkenntnis gegessen hatten. Das Gegenstück dazu ist dann im folgenden, daß sie, sobald sie davon gegessen haben, „erkennen, daß sie nackend sind". Was hier der Erzähler deutlich machen will, ist im letzten Grunde ein seelischer

Zustand; wir sahen aber schon, daß die alte Kunst das Mittel der direkten psychologischen Charakteristik, dessen sich die Moderne bedient, nicht besitzt; sie setzt aber in diese Lücke etwas ein, was sie vollauf ausfüllt, nämlich ein einzelnes, möglichst anschauliches Beispiel, an dem der innere Zustand sinnenfällig geworden ist. Hier können wir also erkennen, was sich der Erzähler unter der Erkenntnis von gut und böse vorstellt. Daran, daß die ersten Menschen sich nicht schämen und nackend gehen, zeigt er, daß ihnen diese Erkenntnis fehlt; daß sie sich schämen und daher bekleiden, beweist, daß sie sie besitzen. Das Wissen oder Nichtwissen, das hier in Betracht kommt, ist also zunächst das um den Unterschied der Geschlechter. Das Vorbild aber, aus dem diese Züge genommen sind, ist deutlich der Zustand der Kinder, die sich noch nicht schämen — ein Zustand, der im Morgenlande nicht, wie bei uns, ein liebliches Geheimnis der Kinderstube ist, sondern den man dort auf jeder Gasse beobachtet, und über den man daher dort auch öffentlich reden kann: die Kinder gehen dort nackend, und niemand nimmt Anstoß daran. Dies Nichtwissen um Mann und Weib ist nun in der Paradiesesgeschichte nicht das Ganze, sondern nur ein besonders hervortretendes Beispiel: der Erzähler will den ganzen geistigen Zustand der Kinder an diesem einen Zuge veranschaulichen. Er versteht also unter der Erkenntnis das, was die Erwachsenen mehr haben als die Kinder, die Einsicht, die Vernunft, zu der auch das Wissen um den Unterschied der Geschlechter gehört. Auch der sonstige Sprachgebrauch des Hebräischen lehrt die Richtigkeit dieser Erklärung: der Kinder Art ist es, daß sie „nicht um gut und böse wissen" (5. Mose 1, 39), d. h. daß sie nicht wissen, das jeweilig Gute, Nützliche, Passende, auch sittlich Gute von dem Entgegengesetzten zu unterscheiden (Jes. 7, 15 f.). So versteht es also der Mythus, den arglosen, unbefangenen Sinn des Kindes, den er vor Augen hat, durch ein geradezu genial herausgegriffenes Beispiel mit wahrhaft einziger Kunst deutlich zu machen; und wenn man ihn so oft mißverstanden hat und noch immer wieder mißversteht, so ist er wahrlich nicht daran schuld. Das „Gewissen" z. B., das man häufig unter dieser Erkenntnis verstanden hat, ist sicherlich miteingeschlossen, aber nicht allein dabei gemeint. — Wie lange der Mensch im Paradiese gewesen ist, hören wir nicht. Dergleichen genaue Bestimmungen kann der Mythus seiner Art nach nicht geben, und nun gar an dieser Stelle!

Wie lange Frist, das kann ich nicht ermessen,
Denn alles Maß der Zeiten war vergessen.

Nun war die Schlange listiger als alle Tiere des Feldes, die Gott Jahve geschaffen hatte; sie sprach zum Weibe: sollte Gott euch denn wirklich verboten haben, von allen Bäumen des Gartens zu essen? Das Weib erwiderte der Schlange: von den Früchten der Bäume im Garten dürfen wir essen; nur von den Früchten des Baumes mitten im Garten hat Gott befohlen: ihr sollt nicht davon essen noch sie berühren, sonst müßt ihr sterben. Da sprach die Schlange zum Weibe: mitnichten werdet ihr sterben, sondern Gott weiß wohl, daß sich euch, sobald ihr davon eßt, die Augen auftun:

dann werdet ihr wie Gott selber sein und erkennen, was gut und böse ist. — Da sah das Weib, wie köstlich der Baum zu essen war, wie herrlich anzuschauen und wie prächtig zu betrachten; so nahm sie von seinen Früchten, aß und gab auch ihrem Manne neben ihr, und der aß auch. Da taten sich ihnen beiden die Augen auf, und sie erkannten, — daß sie nackend waren. So nähten sie sich Feigenblätter zusammen und machten sich Schürzen daraus.

Die Schlange gehört nach dem deutlichen Wortlaut des ersten Satzes zu „den Tieren des Feldes"; sie ist das klügste der Tiere, selbst klüger als der damals noch kindliche Mensch; ja, sie weiß etwas von den geheimnisvollen Kräften des Wunderbaums: sie hat geheimes Wissen, das außer ihr nur noch Gott selber besitzt. Ferner kann sie sprechen. Schließlich aber hat sie Feindschaft wider Gott, den sie bei dem Menschen verleumdet; sie möchte am liebsten Gott und Menschen widereinander verhetzen. Wie ist eine solche Darstellung „der Schlange" zu erklären? Daß Tiere menschlich denken und reden, ist im Märchen, in der Tierfabel, auch in der Sage nicht merkwürdig; auch die hebräische Sage erzählt von dem Reden der Eselin; daran haben unsre Vorfahren geglaubt, die Aufklärer haben darüber gespottet, und wir verstehen es jetzt nach unsrer geschichtlichen Einsicht als ein Zeichen der Kindlichkeit jener Epoche. Das Kind traut den Tieren noch gegenwärtig die Sprache zu und hat nicht das mindeste Bedenken, wenn man ihm von sprechenden Tieren erzählt. So kann es also auch nicht auffallen, wenn die Schlange hier redet; es war das eine Zeit, so würde der Antike uns antworten, wo die Tiere noch sprechen konnten: die Zeit des Mythus. Daß die Schlange als besonders schlau und bösartig geschildert wird, erklärt sich aus dem unheimlichen Eindruck des Tieres. Doch scheint Mythologisches im Hintergrund zu stehen: ursprünglich wird die „Schlange" ein Dämon in Schlangengestalt gewesen sein. Daß sich Dämonen und Götter, besonders böse Götter, in Schlangengestalt offenbaren, ist den Völkern hin und her geläufig und besonders von den Eraniern bekannt. Die spätere, jüdisch-christliche Erklärung, die Schlange sei der Teufel, ist unrichtig; aber, wie in ähnlichen Fällen sehr häufig, auf richtiger Fährte.

Die folgende Erzählung hat durch ihre Meisterschaft der indirekten psychologischen Schilderung stets das Entzücken feinfühliger Leser erregt: in den wenigen Worten und Handlungen, die er seinen Personen zuschreibt, versteht es der Erzähler, sie im Innersten deutlich zu machen. Eine höchst interessante, ja pikante Szene ist es, mit der er beginnt. Da steht das junge Weib in gutgläubiger Harmlosigkeit, das nicht ahnt, wie verderblich die Worte der bösen Schlange sind, jetzt noch viel mehr ein Kind als ein Weib, ohne Erfahrung, mit dumpfen Sinnen; und vor ihr die bitterböse, schlaue Schlange: das Symbol der kindlichen Unschuld und das der raffinierten Aufgeklärtheit nebeneinander. Die Schlange weiß von Gottes Verbot; woher, verrät uns der Erzähler nicht. Jetzt stellt sie sich, als sei sie ungenau unterrichtet und wolle sich jetzt beim Menschen authentisch orientieren. Sie übertreibt dabei Gottes Verbot aufs stärkste und tut, als sei sie befremdet über solche Härte. Alle Bäume des Gartens, so beginnt sie, hat Gott euch verboten? sollte das wirklich wahr sein? ist Gott wirklich ein solcher Tyrann und ihr in so arger

Sklaverei? So sät sie Mißtrauen und Argwohn in das Herz des Weibes. Dies aber ist rasch bei der Hand, den schimpflichen Verdacht zurückzuweisen, und stellt eifrig die Erlaubnis voran: nein, alle Bäume sind erlaubt; nur einer ist verboten! Damit hat die Schlange das Weib auf das Thema gebracht, worüber sie sprechen wollte. Jetzt erdreistet sie sich, Gottes Wort direkt als falsch zu bezeichnen: der Tod wird sie sicherlich nicht treffen, vielmehr werden sich „ihre Augen auftun"! Was heißt das: die Augen tun sich auf? Der Schläfer und der Blinde halten die Augen geschlossen; wer sie offen hält, wacht, sieht, beobachtet. Dem Blinden, der sehend wird, öffnen sie sich. Die Redensart vom Auftun der Augen bedeutet daher gewisse wunderbare Erfahrungen, wo der Blick mit einem Male gewahrt, was ihm vorher verschlossen war (vergl. z. B. 1. Mose 21, 19; 2. Könige 6, 17). Jetzt, so will die Schlange sagen, seid ihr wie blind; eure Augen sind gehalten; aber wenn ihr esset, dann werdet ihr plötzlich nie Gesehenes gewahren. Dies neue Wissen aber ist — so sagt die Schlange — das Wissen um gut und böse; und dadurch werden sie Gott selber gleich! Was mag das junge Weib für neugierige Augen machen, wenn es von solchem großen, wunderbaren Geheimnis hört, unter dem es sich ja freilich einstweilen nichts Bestimmtes zu denken vermag; und wie mag es im stillen beklagen, daß ihm dies Wissen verboten ist! — Wie sind diese Worte der Schlange zu beurteilen? Die Tatsachen, die die Schlange behauptet, sind nach Meinung des Erzählers selbst sämtlich richtig; sie hat die geheime Kraft des Baumes wirklich zutreffend angegeben, dies Wissen macht wirklich Gott gleich; und auch daß die Menschen nicht sogleich nach dem Essen sterben, geht in Erfüllung. Zugleich aber läßt die Schlange eine Beleuchtung dieser Tatsachen einfließen: Gott sei mißgünstig, daß er dem Menschen dies hohe Gut nicht gönne. Nun hat der Erzähler seine eigne Beurteilung dieser Beleuchtung nicht ausdrücklich auseinandergesetzt, wie denn überhaupt die alten Erzähler ihr Urteil über die berichteten Begebenheiten zu verschweigen pflegen; auch hierin sind sie ebenso karg wie in der direkten psychologischen Entwicklung. Erst eine Übersicht des Ganzen kann uns lehren, wie der Mythus selbst diese Worte der Schlange betrachtet hat.

Nun hat das böse Tier sein Werk getan; daher wird von ihm einstweilen nicht geredet; in solchem Fallenlassen der für die Fortführung der Handlung nicht mehr notwendigen Personen sind die Erzähler sehr unbekümmert. Wundervoll ist die folgende Schilderung: das Weib sieht sich den Baum, von dem die Schlange gesprochen hat, jetzt näher an und bemerkt, was sie vorher nicht gesehen hat, daß er so herrliche Früchte trägt. Und dies besticht sie: der raffinierten Schlange mag an dem Baum die Hauptsache sein, daß er geheime Kraft in sich birgt, das Weib aber in seiner Kindlichkeit denkt daran, wie schön seine Früchte aussehen, und wie herrlich sie schmecken müssen. Harmlos und kindlich lüstern tut sie die folgenschwerste Tat ihres Lebens. Daß sie dann ihrem Mann gibt und auch der ißt, erscheint dem Erzähler natürlich: wie viel Worte gebraucht er, um die Übertretung des Weibes zu erklären, und wie rasch macht er die des Mannes ab! Er denkt: wenn das Weib verführen will, so kann der Mann nicht widerstehen. Die Ver-

führung des Mannes durch das Weib ist auch in andern Traditionen ein sehr beliebtes Sagenmotiv. Die erste Folge des Essens ist die von der Schlange angekündigte; der Erzähler macht das nach der Gewohnheit des Erzählungsstils daran deutlich, daß er denselben Ausdruck braucht wie vorher; jetzt „öffnen sich ihre Augen" wirklich! Es ist hebräische Stilregel, so oft man über denselben Gegenstand zu sprechen hat, zur Instruktion des Lesers auch denselben Ausdruck wieder zu gebrauchen. Und worin besteht nun die wunderbare, geheimnisvolle Erkenntnis, die das Weib so reizte? Der Mythus macht es an demselben Beispiel klar, das er vorher für ihre Unwissenheit angewandt hat: auch solche Wiederholung nach hebräischer Stilregel und sicherlich ungemein geistreich. Solange sie unwissend waren, kannten sie keine Scham und gingen nackend; sobald sie aber wissend geworden sind, „erkannten" sie, daß sie nackend seien; daran hatten sie vorher gar nicht gedacht! So oft sie sich vorher auch betrachtet hatten — daß sie Mann und Weib seien, hatten sie vorher nicht gesehen; jetzt nahmen sie es mit einem Male wahr. Die Entwicklung, die die ersten Menschen so durchgemacht haben, ist dieselbe, die jeder von uns hinter sich hat; wir freilich haben sie im Laufe von Jahren erlebt, sie in einem Moment. Woher haben sie diese plötzliche Kenntnis? Der Erzähler, der uns die Sache so schön erzählt hat, würde unwillig werden, wenn wir ihn mit dieser Frage behelligten: er hat ja ganz klar gesagt, daß dieses Wunder die Zauberwirkung des Baumes ist. Die Sünde, die sie begehen, und die Erkenntnis, die sie erlangen, ist hier also nicht unmittelbar, psychologisch miteinander verbunden; dennoch darf man sagen, daß diese Idee, die der Erzähler in seiner Darstellung noch nicht erreicht, ihm schon unbestimmt vorschwebt: die Aufklärung, die Reife wird nur erlangt durch Sünde hindurch. Man denke an die Art, wie den halbwüchsigen Kindern die erste Kunde von den geschlechtlichen Dingen zukommt. Nur einen Zusammenhang von Sünde und Schamgefühl der Geschlechter möge man hier nicht vermuten; weiß doch jeder, der Kinder beobachtet, daß die Schamhaftigkeit eine Tugend und keineswegs eine Folge der Sünde ist; und hat der Erzähler doch an einen solchen Zusammenhang hier gar nicht gedacht. Seit uralter Zeit hat man diese Erzählung vom „Sündenfall" benutzt, um die Lehre von der Sünde zu geben, und hat die wundervolle Geschichte daher nicht selten mißhandelt, indem man in sie allerlei mehr oder weniger Fremdartiges eingetragen hat.

Als sie nun die Schritte Gott Jahves hörten, der sich in der Morgenkühle[1]) im Garten erging, da versteckten sich Mann und Weib vor Gott Jahve, mitten unter den Bäumen im Garten. Gott Jahve aber rief den Menschen und sprach zu ihm: wo bist du? Er sprach: ich habe wohl deine Schritte im Garten gehört; aber ich scheute mich, ich bin ja nackend, da habe ich mich versteckt. Er sprach: wer hat dir kundgetan, daß du nackend bist? Du hast doch nicht von dem Baume gegessen, von dem ich dir zu essen verboten hatte? Der Mensch sprach: das Weib, das du mir beigesellt hast, die hat mir von dem Baume gegeben; da habe ich gegessen. Da sprach Gott Jahve

[1]) Wörtlich: beim Winde des Tages.

zum Weibe: was hast du getan! Das Weib sprach: die Schlange hat mich verführt; da habe ich gegessen.

Der Erzähler berichtet nicht etwa, daß Jahve von Anfang an alles gewußt, unsichtbar gegenwärtig alles gesehen habe, sondern vielmehr, daß er, morgens im Garten lustwandelnd, zufällig die Übertretung entdeckt habe. Eine eigentliche Allwissenheit Jahves wird dabei also nicht vorausgesetzt; eine solche hätte der Erzähler sich überhaupt nicht vorzustellen vermocht. Für jene Antike war Jahve zunächst eine höchst realistisch vorgestellte Person, und die Religion jener Zeit hatte mit konkreten Anschauungen und nicht mit abstrakten Reflexionen zu tun. So erklärt es sich, daß die absoluten Eigenschaften, die eine spätere, mehr philosophisch denkende Zeit von der Gottheit aussagt, in jener älteren Epoche unerhört sind. Natürlich gibt es von solchen „Anthropomorphismen", d. h. Vermenschlichungen Gottes sehr verschiedene Grade, auch im Alten Testament. Die Schilderung Jahves in der Paradieseserzählung ist besonders anthropomorphisch, was ihr hohes Alter innerhalb der israelitischen Tradition beweist. Solche Vermenschlichungen tun indes dem Respekt vor Jahve nicht den mindesten Abbruch. Auch hier bleibt Gott, obwohl er nicht als allwissend vorgestellt wird, doch dem Menschen an Verstand und Wissen unendlich überlegen; er inquiriert ihn mit so großer Sicherheit wie die Mutter ihr Kind; er durchschaut ihn völlig und hat ihn in kurzem zum Geständnis gebracht.

Des Morgens, da der kühle Wind sich erhebt, lustwandelt Jahve im Garten: eine höchst kindliche, sehr altertümliche Anschauung. Daß es des Morgens geschah, nicht des Abends, wie man gewöhnlich übersetzt, scheint nach dem Wortlaut des Textes näherzuliegen und paßt auch besser zum Zusammenhang: die Übertretung war eine Tat der Nacht; am Morgen kommt die Reue. Nun hören die Menschen das Geräusch seiner Tritte und verstecken sich. Sonst — so dürfen wir ergänzen, hatte der Mensch sich immer freiwillig eingestellt, wenn Gott in den Garten kam; und Gott hatte sich dann an seiner liebsten Schöpfung erfreut. Den Grund des Versteckens gibt der Mensch selber an: „ich scheute mich"; wie das Kind, wenn es das Gebot des Vaters übertreten hat, seinen Blick flieht, so wagt der Mensch es nicht, Gott vor die Augen zu treten. Als Jahve aber den Menschen nicht findet, ruft er ihm zu: „wo bist du?" Nun würde der Moderne schildern, wie der Mensch, an allen Gliedern zitternd, halb aus den Bäumen hervortrat und in einiger Entfernung vor Gott stehen blieb; der Antike aber hat für solche Nebenumstände keinen Sinn und dringt auf die Hauptsache; das sind hier die gesprochenen Worte. Diese Worte des Menschen sind eine sehr naturwahre Schilderung des bösen Gewissens. Er hat aus der Frage den Vorwurf gehört, daß er sich nicht freiwillig gestellt habe, und will sich entschuldigen: ich habe wohl deine Schritte gehört, aber ich scheute mich. Nun kann er's aber doch nicht übers Herz bringen, Jahve auch die volle Wahrheit über die Ursache seiner Furcht zu gestehen; sondern er fügt einen halben Vorwand hinzu: „ich bin nackend"; wer nackend ist, geht doch nicht in Gesellschaft; „also mußte ich mich wohl" — diese Nüance liegt im hebräischen Ausdruck — „verstecken." Hiermit hat sich der Mensch, ohne es zu wollen, verraten, und Jahve erkennt sofort: der Mensch

weiß, daß er nackend ist. Das wußte er doch vorher nicht! Und sogleich errät der Gott den Grund: er hat von dem Baum gegessen! Drohend fährt er ihn an: woher weißt du das? Du hast doch nicht mein Verbot übertreten? Der Mensch wagt nicht mehr zu leugnen. Aber ebensowenig wagt er zu bekennen. So gesteht er die Übertretung stillschweigend ein, aber schiebt die Schuld auf das Weib. Damit sagt er Gott, ohne es zu merken, wie die Sache geschehen ist. Versteckt aber wagt er sogar einen Vorwurf gegen Gott selbst: du selbst bist schließlich schuld! Denn warum hast du sie mir beigesellt? Der Mensch ist also feige und trotzig zugleich: der Erzähler kennt das menschliche Herz. Nun läßt Gott den Menschen stehen und wendet sich an das Weib: „was hast du da getan?" Das Weib, nicht besser als der Mann, schiebt die Schuld weiter auf die Schlange. Diese wird nicht weiter gefragt, weil es unnötig wäre: ihr, als einem bösen Wesen, ist die Verführung zuzutrauen. So liegt die ganze Begebenheit vor Gottes Augen deutlich da: der Mensch hat die Frucht gegessen, das Weib hat sie ihm gegeben, die Schlange hat sie dazu verführt. Dieser ganze Zusammenhang ist, nach dem Maßstab jener einfachen Antike gemessen, sehr kompliziert; um so mehr bewundert der Hebräer seinen Gott, daß er ihn mit wenigen Fragen herausbekommen hat. Solche geistreiche Geschichten vom scharfsinnigen Untersuchungsrichter hört der Orient gern; man erinnere sich z. B. an das salomonische Urteil oder an die Historie von Susanna und Daniel in den Apokryphen.

Nun folgen die Verfluchungen. Über Segen und Fluch denkt die Antike anders als wir. Sie ist überzeugt, daß die Gottheit oder ihr Bote Worte sprechen kann, die nicht wie gewöhnliche Menschenworte im Wind verwehen, sondern die wirken und schaffen. Der Gottesmann kann vor den Berg treten und ihm in Gottes Namen befehlen: tue dich auf; so tut er sich auf. Denn wenn Gott spricht, so geschieht es. Und so gesichert schien der Antike jener Glaube, daß sie ihn als eine zureichende Erklärung für einen gegenwärtigen Tatbestand verwenden konnte. Die mancherlei Fragen, die sie erwägt, beantwortet sie gern durch den Hinweis auf ein vorzeiten ausgesprochenes Gotteswort. Warum ist Jakob mächtiger und weiser als Esau? warum hat Ephraim den älteren Bruderstamm in den Hintergrund gedrängt? Weil einst über sie ein Segen gesprochen worden ist (vergl. 1. Mose 27. 48, 13 ff.). Daher kommt es, daß die alten Erzählungen so gerne von solchen Segen oder Flüchen erzählen. Wir verstehen sie, wenn wir sie als Antworten auf bestimmte Fragen auffassen. Derartige Gottesworte pflegen am Schluß der Erzählungen zu stehen: sie sind ja das Ziel, dem alles übrige zusteuert, der Höhepunkt des Ganzen. Für die Antike ist auch das selbstverständlich, daß solchen wunderwirkenden Worten poetische Form zukommt.

Beachtenswert ist die Disposition. Die Sünde geht von der Schlange aus, über das Weib, zum Manne; die Untersuchung umgekehrt vom Manne, über das Weib, zur Schlange; die Verfluchung setzt bei dem Hauptschuldigen ein, der Schlange, und geht dann zum Weib und zum Manne. Also ein besonders zierlicher Aufbau, jedesmal der Sache völlig entsprechend, und

doch in reizvoller Abwechslung. Jedem Kunstverständigen wird deutlich sein, daß eine solche Feinheit nicht von selber entsteht, sondern nur als letzte Blüte einer hochentwickelten ästhetischen Kultur zu verstehen ist. Wer sich in den Geist dieser so tiefsinnig und doch so graziös erzählten Geschichten versenkt hat, mag nur sie und immer wieder nur sie lesen; denn er findet in der ganzen Welt nicht ihresgleichen!

Zunächst der Fluch über die Schlange.

Da sprach Gott Jahve zur Schlange: Weil du das getan hast,

Verflucht seist du vor allem Vieh,
vor allem Getier des Feldes!
Auf dem Bauch sollst du kriechen,
Staub sollst du fressen,
deines Lebens Tage!
Feindschaft setze ich zwischen dir
und zwischen dem Weibe,
zwischen deinem und ihrem Geschlecht!
Es trete dir nach dem Haupt,
du lechze ihm nach der Ferse!

Solcher Fluch ist die Antwort auf eine Frage; die Frage aber ist angeregt durch einen Tatbestand. Die Schlange läuft nicht auf Füßen wie andre Tiere; sondern sie geht, unheimlicherweise, auf dem Bauche. Und ebenso sonderbar ist auch ihre Nahrung: sie frißt, nach Meinung der Hebräer, Staub. Das ist der Tatbestand, den der Antike wahrnimmt, und über den er sich wundert. Und so erhebt er die Frage: woher kommt diese jämmerliche Lebensart? Darauf gibt unsre Erzählung die Antwort: weil sie die Menschen verführt hat, darum hat sie Jahve verflucht. Übrigens geht aus diesen Worten mit aller Deutlichkeit hervor, daß die Schlange für den Erzähler ein Tier ist und nichts andres. „Der Teufel geht nicht auf dem Bauche und frißt keinen Staub." — Und ferner beobachtet der Hebräer den ewigen Kampf, der zwischen der Schlange und dem Menschen entbrannt ist; beide bekämpfen sich auf Leben und Tod. Jeder streitet dabei mit seinen Mitteln: die Schlange schnappt dem Menschen, wenn sie kann, nach der Ferse; er aber zermalmt ihr, wenn er es vermag, den Kopf. Beide wollen nicht verwunden, sondern töten. Im Hebräischen werden für die Tätigkeit beider, die wir mit verschiedenen Worten übersetzen mußten („treten", „lechzen"), in geistreicher Weise zwei gleichklingende Ausdrücke gebraucht, womit der Erzähler sagen will, daß sie beide sich nichts schuldig bleiben; was er tut, das tut sie auch. Von einem Ende dieses Kampfes, von einer Entscheidung wird nichts gesagt; sie werden sich hassen und töten, solange es Menschen und Schlangen gibt. Woher dieser erbitterte Streit auf Leben und Tod? Das ist die grauenvolle Wirkung des Fluches Jahves! Einst haben sich beide gegen Gott verbünden wollen; da hat er sie zur ewigen Feindschaft verurteilt. — Die christliche, besonders die lutherische Kirche hat diese Stelle als „Protevangelium" auf den Sieg des sterbenden Christus über den Teufel ausgelegt. Daß diese Erklärung falsch ist, bedarf keiner weiteren Beweisführung; auch hier ist die „Schlange" nichts andres als das Tier; und ihr „Geschlecht" (hebräisch: Same)

sind die Schlangen, ebenso wie das „Geschlecht" des Weibes die Menschen sind. Dennoch wird es den Zeitgenossen schwer, sich in eine so einfache und natürliche Erklärung zu finden; wer sich an gewürztem Wein den Geschmack verdorben hat, findet reinen Naturwein schal, und wer vom Taumelwein der Allegorese getrunken hat, wird schwer wieder nüchtern.

Zum Weibe aber sprach er:

Viel will ich dir Mühsal und Seufzer bereiten;
mit Schmerzen mußt du Kinder gebären!
Nach deinem Mann gehe deine Sehnsucht, er aber sei dein Herr!

Weiter betrachtet der Mythus das Elend des Weibes. Er denkt an die vielen Nöte und Schmerzen, von denen das Weib in seinem Geschlechtsleben geplagt ist, besonders an die der Schwangerschaft und Geburt, und fragt nach dem Grunde aller dieser Not. Zugleich denkt er an die jämmerliche Lage des Weibes, das vom Mann tyrannisiert wird: nach ältester israelitischer Anschauung gilt das Weib als gekauftes Eigentum des Mannes. Und doch sehnt es sich nach dem Manne; es begehrt seine eigene Sklaverei! Woher dies Elend? Das ist Gottes Fluch. Das Weib hat ihr Geschlecht durch eine Sünde entdeckt; so ist ihr Geschlechtsleben verflucht worden.

Zum Manne aber sprach er: Weil du deinem Weibe gehorcht und von dem Baume gegessen hast, von dem ich dir zu essen verboten hatte:

Verflucht sei der Acker um deinetwillen,
mit Mühsal sollst du von ihm essen deines Lebens Tage!
Dorn und Distel soll er dir tragen,
und du mußt essen das Kraut des Feldes.
Im Schweiß deines Angesichtes sollst du Brot essen,
bis du zum Acker zurückkehrst, denn von ihm bist du genommen.
Denn Staub bist du, und zum Staub mußt du zurück!

Der Fluch über den Mann steht mit Willen an letzter Stelle; dieses Wort ist dem Erzähler, der für Männer erzählt, die Hauptsache; die Reihenfolge der Flüche bietet also eine Steigerung, die mit dem furchtbarsten Worte erschütternd schließt. — Zum Schluß betrachtet der Mythus das Leben des Menschen selbst; der Mensch ist für diese Erzählung ebenso wie für die Schöpfungsgeschichte, die mit ihr verbunden ist, ein Bauer, der den „Acker" bearbeitet und sich vom „Kraut des Feldes" nährt. Aber wie schwere Mühsal ist dem vielgeplagten Ackersmann beschieden! Der Acker, von dem er sich nähren muß, trägt von selber nur unnützes Unkraut; im Schweiße seines Angesichts ißt er sein Brot; eine Szene aus dem Leben: am Rain des Feldes hat sich ein Bauer zur kurzen Ruhe hingesetzt, um sein Brot zu essen, und der Schweiß rinnt ihm dabei vom Angesicht. Das ist der Inhalt des menschlichen Lebens! Woher diese Mühsal? Weil Jahve den Acker verflucht hat um des Menschen willen! Man beachte wohl, daß der Fluch nicht in der Arbeit selber besteht; aber daß die Arbeit so sauer, daß der Acker so störrisch ist, das erscheint dem Hebräer, dessen Boden nichts von selber trägt, als eine schwere Last. Und zum Schluß der Tod! Mit demütigenden Worten kündet ihm das die Gottheit an: weißt du, woher du genommen bist, du Gernegroß,

der du der Gottheit gleich sein wolltest? „Staub bist du, und zum Staub mußt du zurück!“ Das ist die gemeinsame Anschauung der hebräischen Antike, daß die Sterblichkeit eine wesenhafte Eigenschaft menschlicher Natur ist; erst eine viel spätere Zeit des Judentums neigt unter dem Einfluß neuer, aus der Fremde eindringender Anschauungen dem Glauben zu, daß der Mensch zu ewigem Leben bestimmt sei; diesen späteren, jüdisch-christlichen Glauben aber darf man nicht in den alten Mythus eintragen. — Der Mythus spricht eine trübe Anschauung vom menschlichen Leben und speziell vom Acker aus; der landläufigen Meinung seiner Zeit, wonach der Ackerbau eine Segensstiftung der Gottheit ist, setzt er die Behauptung entgegen, daß der Acker von Gott verflucht ist: ein Ton des Pessimismus der Urzeit.

Der Schluß der Erzählung ist in zwei Rezensionen überliefert, die gegenwärtig zusammengearbeitet vorliegen. Die älteste Form des Schlusses berichtete einfach:

So schickte ihn Gott Jahve aus dem Garten von Eden, den Acker zu bebauen, aus dem er genommen war, und ließ östlich vom Garten von Eden die Keruben sich lagern.

Dieser Schluß ist so kurz, wie ihn die hebräische Erzählung liebt. Zum Acker ist der Mensch verflucht; jetzt wird er aus dem Garten fortgeschickt, um den Fluch des Ackers kennen zu lernen. An das Tor des Paradieses aber stellte Gott die Keruben. Diese Wesen werden hier als bekannt eingeführt; sie sind hier und an andern Stellen Wächter des Göttlichen, sonst auch Träger oder Reittiere der Gottheit. Sie werden als halbgöttliche Wesen gedacht, ihrer Gestalt nach als Mischung verschiedener Tiere: eine letzte Erinnerung an die Tierverehrung einer längst vergangenen Vorzeit. Wenn die Keruben den Weg wehren, kann kein Mensch hindurch; diese Figuren stellen also hier die Idee dar, daß es dem Menschen unmöglich ist, ins Paradies zurückzukehren.

Eine zweite Rezension führt hier noch den Lebensbaum ein: „Gott Jahve sprach: der Mensch ist geworden wie unsereiner, daß er von gut und böse weiß.“ Jahve sagt nicht, daß der Mensch ihm persönlich gleich geworden sei; er gleicht nicht dem einen, besonderen Gotte, sondern er gleicht „uns“, d. h. den Wesen göttlicher Natur, zu denen auch Jahve gehört. Solche Worte denkt sich der Erzähler gesprochen im „Rat der Heiligen“, unter den Geistern, die Jahve dienen. Eine Eigenschaft göttlichen Wesens hat der Mensch wider Jahves Willen bekommen. „Nun aber, daß er nur nicht die Hand ausstrecke und sich auch vom Baume des Lebens nehme und esse und unsterblich werde —!“ Vorher, als der Mensch harmlos und töricht war, bestand die Besorgnis nicht, daß er auch den Baum des Lebens entdecke und sich daran vergreife; jetzt aber, da er wissend geworden ist, liegt sie nahe. Darum schreitet Jahve ein, ehe es auch diesmal zu spät wird. „So trieb er den Menschen aus“; vor das Paradies aber stellte er „die Flamme des zuckenden Schwertes, um den Weg zum Lebensbaume zu bewachen.“ Die Flamme des zuckenden Schwertes ist als ein wunderbares, göttliches Schwert gedacht, ein

Feuerschwert, das sich durch geheimen Zauber von selbst bewegt. Auch dies wie die Keruben eine Vorstellung aus der altorientalischen Mythologie; auch sonst reden die Völker überall von Schwertezauber und von Zauberschwertern. Solches Flammenschwert ist um so furchtbarer, als es unverwundbar ist. Die Maler geben dies Schwert gewöhnlich dem Kerub in die Hand; ursprünglich ist es ein selbständiges Wesen. Auch dies Wesen stellt hier die Idee dar, daß niemals wieder ein Mensch den Gottesgarten betreten wird.

Schließlich sind an diese Stelle der Erzählung noch zwei Motive gesetzt: daß der Mensch sein Weib benannte, und daß Jahve den Menschen Kleider aus Fell machte; beides paßt nicht recht hierher und wird aus andrer Tradition stammen.

Der Paradiesesmythus hat als Ganzes „ätiologische" Art, d. h. wie viele andre Mythen antwortet er auf bestimmte Fragen. Wir verstehen einen solchen Mythus, wenn wir wissen, was er erklären will und wie er es erklärt.

Die Frage, die der Mythus beantwortet, erfahren wir aus seinen letzten Worten. Er will dasjenige erklären, was als eine Folge der berichteten Begebenheiten gegenwärtig noch andauert; diese Folge ist, daß der Mensch zwar die Erkenntnis besitzt, aber nicht mehr im Paradiese wohnt und viel Elend und Mühsal hat: das Weib in den Nöten ihres Geschlechtes, der Mann auf seinem verfluchten Acker. Das ist es, was der Mythus erklären will. Er erklärt also Wohl und Wehe des menschlichen Lebens, seine besondere Auszeichnung: die Vernunft, und sein trauriges Geschick: Mühsal des Ackerbaues und Wehen der Geburt. Um diese Fragen des Mythus richtig zu verstehen, müssen wir vor allem die Stimmung erkennen, in der der Mythus von diesen Dingen spricht, eine Aufgabe, schwierig genug für uns Nachgeborene, deren Denken und Empfinden so weit von jener alten Welt entfernt ist, doch nicht unmöglich für den, der mit liebevollem und selbstverleugnendem Nachempfinden aus allen Kräften seiner Seele jenen Alten nahezukommen sucht.

Wie betrachtet der Mythus die Erkenntnis von gut und böse? Er erkennt an, daß sie ein Gut ist: der Erwachsene ist dadurch dem Kinde überlegen. Ja, der Mensch ist darin der Gottheit ähnlich. Man würde im Sinne der Antike hinzufügen können, daß nur der Mensch die Erkenntnis hat; die Tiere haben sie nicht. Nun würde uns Modernen naheliegen, mit Pathos die Herrlichkeit menschlichen Wesens zu feiern.

„Alle die andern
Armen Geschlechter
Der kinderreichen
Lebendigen Erde
Wandeln und weiden
Im dunkeln Genuß
Und trüben Schmerzen
Des augenblicklichen
Beschränkten Lebens,
Gebeugt vom Joche
Der Notdurft."

„Nur allein der Mensch
Vermag das Unmögliche;
Er unterscheidet,
Wählet und richtet.
Er allein darf
Dem Guten lohnen.
Den Bösen strafen,
Heilen und retten.
Und wir verehren
Die Unsterblichen,
Als wären sie Menschen,
Täten im großen,
Was der Beste im kleinen
Tut oder möchte."

In ganz anderm Tone redet der alte Mythus. An einem Beispiel schildert er, was die Erkenntnis besagt: früher ging der Mensch nackend als ein unwissendes Kind, jetzt weiß er es besser. Gewiß hat der Erwachsene vor dem Kinde vieles voraus; aber diese Überlegenheit empfindet man nicht mit Begeisterung; von der Geschlechtsreife redet man nicht mit Pathos. — Aber die Erkenntnis macht doch anderseits Gott gleich? Gewiß, aber nicht Jahve gleich! Es gibt nach altisraelitischem Glauben gar viele und mannigfaltige Gottwesen, große und kleine, mächtige und geringe; und daß der Mythus nicht meint, der Mensch sei dem Höchsten der Gottwesen, Jahve, wirklich gleich geworden, geht aus dem Schluß der Erzählung deutlich hervor: Jahve bleibt in seiner Überlegenheit, und als ein armer Sünder steht der Mensch vor dem durchdringenden Scharfblick Gottes, der ihm fluchen und ihn austreiben kann, ganz wie er will! Wir würden also besser tun, wenn wir mit den genaueren Ausdrücken unsrer Sprache von Gottähnlichkeit und nicht von Gottgleichheit sprechen würden. — Demnach läßt sich sagen, wie der Erzähler die Worte der Schlange an das Weib verstanden hat; diese Worte sind allerdings Wahrheit, aber nur ein Teil der Wahrheit. Die Schlange fügt nicht hinzu, daß der Mensch, wenn er auch in diesem einen Stücke Gott ähnlich wird, in allem übrigen ihm weit unterlegen bleibt und, wenn er sich vergeht, Gottes schweres Strafgericht zu fürchten hat. So „betrügt" die Schlange das Weib schändlich, indem sie ihm — die Wahrheit sagt. Man wird zugeben, daß dieser Betrug höchst geistvoll erzählt wird.

Ferner denkt der Mythus über das Geschick des Menschengeschlechts nach; er ist überzeugt, daß es Mühsal, nichts als Mühsal ist: Mühsal der Gebärenden, Mühsal des Landmanns. Und das empfindet er mit tiefem Schmerz: in den erschütternden, schauerlichen Worten des Fluches schildert er das Elend des Menschen, das ohne Hoffnung ist; denn solange es Menschen gibt, werden Weiber mit Schmerzen gebären und Männer im Schweiß ihres Angesichtes ihr Brot essen.

Der Mythus hat beide Beobachtungen zusammengestellt: er hat damit das Fazit des menschlichen Lebens gezogen und zugleich seine Überzeugung ausgedrückt, daß diese beiden Seiten des Lebens zusammengehören. Was er damit gemeint hat, können wir erkennen, wenn wir das Beispiel vom Leben der

Kinder, das ihm an einer Stelle deutlich vorschwebt, fortführen. Wie anders ist das Leben der Kinder als das der Erwachsenen! Sie kennen die Not des Lebens noch nicht; man sieht es ja: sie spielen und lachen auf der Straße. Aber freilich, sie haben auch noch nicht die Vernunft; man sieht es ja: sie laufen nackend umher. Wenn der Mensch aber zu Jahren kommt und vernünftig wird und Kleider anzieht, da schickt man den Jüngling aufs Feld, und das Mädchen wird Frau: da ist's aus mit dem Lachen.

Wie kommt es aber, daß so die Vernunft und die Not des Lebens einander begleiten? Das ist die Frage, die der Mythus aufwirft.

Die Antwort gibt der Mythus wie jeder „Mythus" in der Form der Erzählung. Er setzt ein, indem er von einer Urzeit erzählt, in der es anders war als jetzt: damals kannten die Menschen die mühselige Ackerarbeit noch nicht, sondern wohnten im herrlichen Paradiese, unter wundervollen Bäumen, im Garten Gottes selbst. Dabei legt der Erzähler den Nachdruck nicht darauf, daß die Menschen damals in Gemeinschaft mit Gott gelebt haben — hätte er das sagen wollen, so hätte er es an einem konkreten Zuge dargestellt — sondern daß sie damals glücklich gewesen sind. Aber anderseits waren sie damals noch wie die törichten Kinder, sie gingen nackend und schämten sich nicht.

Dann erzählt der Mythus weiter, wie es kam, daß die Menschen die Erkenntnis erlangten, aber zugleich zur Mühsal des Lebens verurteilt wurden. Der moderne Denker würde beides innerlich miteinander verbinden; er würde darstellen, daß die Vernunft selber dem Menschen nicht nur ein Gut, sondern zugleich ein Fluch ist, daß mit der besseren Einsicht die Ruhelosigkeit, die Unzufriedenheit, das stete Sich-abmühen verbunden ist.

Zwar bin ich gescheiter als alle die Laffen,
Doktoren, Magister, Schreiber und Pfaffen:
Dafür ist mir auch alle Freud' entrissen.

Auch das antike Denken strebt schließlich einer solchen inneren Verbindung beider Seiten des menschlichen Lebens zu, aber, ungewohnt, über Psychologisches zu reflektieren, und nach antiker Art die Dinge nicht subjektiv, sondern objektiv fassend, verbindet es beides nur äußerlich und schiebt dazwischen eine geschehene Sünde ein: das Erwachen zur Mündigkeit ist durch eine Sünde wider die Gottheit zustande gekommen; der Mensch hat sich die Vernunft wider Jahves Willen geraubt; Gott aber hat diesen Frevel bestraft, indem er durch seinen Fluch das Elend über die Menschen herabrief.

Warum aber mußte das Gewinnen der Vernunft ein Frevel sein? Warum hat Gott sie dem Menschen nicht von sich aus gegeben? Eine Frage wie diese wird von den alten Erzählern niemals aufgeworfen; selbst wenn sie geschult gewesen wären, solche psychologischen Probleme überhaupt zu erörtern, so hätten sie doch in diesem Falle den Sachverhalt für völlig klar gehalten: denn die Gedanken Gottes, um die es sich hier handelt, sind ihnen eben selbstverständlich. Doch haben die Erzähler hier Andeutungen fallen lassen, aus denen wir uns orientieren können. Die Erkenntnis — so hören wir — macht Gott ähnlich, und Gott will nicht, daß der Mensch

ihm ähnlich werde. Das sind Ideen, die uns sehr fremd geworden sind und uns Gottes geradezu unwürdig erscheinen, aber in jener Antike eine große Rolle spielen. Als einmal die Gottessöhne Menschentöchter heirateten und mit ihnen Riesen erzeugten, hat Gott, um das Menschengeschlecht nicht zu groß werden zu lassen, die Lebensdauer der Menschen verkürzt (1. Mose 6); als die Menschen in gemeinsamer Arbeit einen Turm bis in den Himmel bauen wollten sich zu ewigem Namen, hat Gott ihre Kraft gebrochen, indem er sie zerstreute. Denn zwischen Gottheit und Menschheit besteht eine Schranke, und Gott will nicht, daß der Mensch sie überschreite. So hat Gott die Erkenntnis sich allein vorbehalten. Als aber der Mensch sie wider seinen Willen erlangt, hat er dafür gesorgt, daß die Bäume nicht in den Himmel wachsen, und ihm das Paradies genommen. Daher also kommt es, daß der Mensch mit der Vernunft zugleich ein so schweres Los auf Erden hat.

Die Stimmung des Mythus ist traurig. Wenn man Gewinn und Verlust abmißt, so kann man nicht schwanken: der Mythus redet von der Vernunft ohne Pathos, aber mit tiefer Trauer von dem elenden Geschick des Menschen. Freilich hat diese Trauer des Mythus nicht das volle Pathos der Tragödie. Denn die Tragödie würde das Elend des Menschen motivieren durch eine ungeheure Schuld; sie würde darstellen, wie der Mensch sich im Übermut des Titanen gegen Gott erhebt, bis ihn der Zorn der beleidigten Gottheit hinabschleudert. Ganz anders unser Mythus, wonach der Mensch nicht mit vollem Bewußtsein von der Bedeutung der Sache einen entsetzlichen Frevel begangen hat, sondern vielmehr verführt worden ist: er hat eine Kindersünde getan, naschhaft, harmlos; er ahnte nicht die ungeheuren Folgen seiner Tat. Also nicht eine Tragödie enthält der Mythus, sondern er erzählt von den jammervollen Folgen eines törichten Kinderstreichs.

Besonders schwierig ist es für uns Moderne, die religiöse Stimmung der Erzählung zu erfassen; lastet doch auf uns eine mehr als zweitausendjährige Geschichte, in der der Mythus, je nach den Gedanken der Zeit, immer wieder umgedeutet worden ist. Diejenige Eigenschaft Gottes, die für den Mythus in erster Linie in Betracht kommt, ist die, daß er die Schranke zwischen Gottheit und Menschheit aufrechterhält. Von dieser Eigenschaft aber kann man in sehr verschiedener Stimmung sprechen; man kann darin — wie es die Griechen getan haben — einen Neid der Gottheit sehen und sich gegen diesen mißgünstigen Gott trotzig oder murrend auflehnen; man kann — so hören wir es bei den Propheten Israels — im Jubelhymnus den majestätischen Gott preisen, der den hoffärtigen Frevler, der ihm gleich zu sein begehrt, in den Staub zurückwirft. Beide Stimmungen finden sich in unserm Mythus nicht. Von Auflehnung oder Murren gegen Gott ist keine Spur; vielmehr ist der Mythus überzeugt, daß Gott im Recht und der Mensch im Unrecht gewesen ist. Der Mensch wußte, daß er gegen Gottes Verbot handelte; und Gott hatte den Tod darauf gesetzt. Ja, Gott hat noch Gnade walten lassen und seine ursprüngliche Drohung nicht einmal vollzogen; so erkennen wir, wie es der Erzähler verstanden hat, wenn Gott sein Wort: ihr werdet jenes

Tages des Todes sterben, nicht ausgeführt: Gott hat es sich aus Barmherzigkeit reuen lassen. Anderseits ist der Mythus auch von der hinreißenden Begeisterung der Propheten weit entfernt. Seine Stimmung ist also zwischen diesen beiden Extremen zu suchen. Wir dürfen sie uns deutlich machen, indem wir an das Verhältnis des israelitischen Bauern zu seinem Knechte erinnern, ein Verhältnis, das im alten Israel so oft mit dem religiösen verglichen wird. Der Bauer gibt seinem Knecht Unterhalt und Schutz; dafür aber muß jener ihm dienen. Zwischen einem braven Herrn und seinem getreuen Knecht besteht ein gutes Verhältnis; aber es gibt zwischen ihnen auch einen Unterschied, und der soll so bleiben! Der Herr denkt nicht daran, den Knecht als seinesgleichen zu behandeln. Denn der Knecht soll den Herrn *fürchten*! So denkt sich der alte Hebräer sein Verhältnis zu Gott. Gott ist gut und gnädig; aber er erlaubt nicht, daß der Mensch sich ihm gleichstelle; denn der Mensch soll Gott *fürchten*. Dies Verhalten der Gottheit aber findet der Hebräer ganz in Ordnung; er verlangt gerade im Namen der Religion, daß Gott von jedermann gefürchtet werde; es wäre ihm ein Ärgernis, wenn etwa ein Mensch über die Grenze des Menschlichen hinausginge; und er billigt es, daß die Gottheit diese Schranke aufrechterhält. Gott hat also Recht, wenn er dem Menschen die Erkenntnis vorenthalten hat, und wenn er, als er sich trotzdem an dem Baum vergriffen hatte und dadurch an *einem* Punkt der Gottheit gleich geworden war, ihn dafür gründlich bestraft hat.

Man beachte, welche Stellung die *Sünde* im ganzen Organismus der Geschichte einnimmt. Es ist herkömmlich, diese Erzählung den „Sündenfall" zu nennen; mit Unrecht, denn diese zentrale Stellung hat der Sündenfall hier keineswegs; vielmehr steht die Hauptsache, wie immer in solchen hebräischen Erzählungen, am Schluß; und diese Hauptsache ist die Austreibung aus dem Paradiese. Der „Sündenfall" ist demnach hier nur ein Zug zweiten Ranges; er soll erklären, wie es zur Austreibung gekommen ist.

Diese Gedanken und Stimmungen des alten Mythus sind freilich arm und gering, wenn wir sie mit denen vergleichen, die späteren Geschlechtern zu Gebote stehen. Kein historisch Gebildeter wird daran Anstoß nehmen: die vielen Propheten und Denker und Dichter, die seit dieser uralten Erzählung gewesen sind, haben nicht umsonst gelebt.

Schließlich haben wir noch ein Wort über die *Herkunft* des Mythus zu sagen. Solche Erzählungen sind niemals Erfindungen eines einzelnen Kopfes, sondern haben, wo sie uns begegnen, stets eine lange Geschichte der Überlieferung hinter sich. Daß dieser Satz auch für diesen Mythus gilt, zeigen die uralten mythologischen Züge, die durch die gegenwärtige Gestalt der Erzählung noch hindurchschimmern — der Garten mit seinen Zauberbäumen ursprünglich eine Wohnung der Gottheit, die Schlange ursprünglich ein Dämon, die Keruben, das Zauberschwert — und die mancherlei altertümlichen Anthropomorphismen. Denken wir uns nun diese Erzählung in älterer, heidnischerer Form, so können wir auf manche Frage Antwort geben, die in der gegenwärtigen Rezension nicht recht zu erledigen ist: Warum befinden sich die beiden Bäume, die doch den Menschen verboten waren, über-

haupt im Paradiese? Weil die Götter davon essen. Warum ist die böse Schlange zugelassen? Weil sie ursprünglich ein Gott ist und im Garten Zutritt hat; besonders aber kann der Umstand, daß die Schlange Gottes Worte geradezu Lügen straft und damit Recht behält, letztlich nur daraus erklärt werden, daß der betreffende heidnische Gott in der ältesten Überlieferung die Unwahrheit und die Schlange die Wahrheit gesagt hat. — In der älteren Rezension ist — so dürfen wir uns wohl vorstellen — das Geschlechtliche, das der Hebräer in seiner Keuschheit verhüllt, viel derber hervorgetreten; da hatte z. B. die verbotene Frucht aphrodisische Bedeutung, wie denn in der orientalischen Liebespoesie „das Pflücken der köstlichen Frucht ein beliebtes Bild des Liebesgenusses" ist u. a.

Auch haben wir im Alten Testament selbst noch gewisse, allerdings dunkle Anspielungen, die uns eine solche ältere mythologische Form der Erzählung zeigen (Hiob 15, 7 f.; Hesek. 28). Danach ist der Urmensch eine Art Halbgott gewesen, der einst mit auf Gottes heiligem Berge gewohnt hat, aber wegen seiner Hoffart von Gott auf die Erde verstoßen worden ist.

Die vielen mythologischen Züge, die der Mythus ursprünglich besessen haben muß, machen wahrscheinlich, daß er aus der Fremde nach Israel gekommen ist. Mehr oder weniger ähnliche Motive werden in den Überlieferungen andrer Völker nicht selten behandelt; bei den Griechen z. B. in der Prometheussage. Besonders frappant sind die eranischen Parallelen. So erzählt die persische Sage von Meschia und Meschiane, die zuerst nur von Früchten gelebt, aber, von Ahriman verführt, den guten Gott verleugnet und ihre ursprüngliche Reinheit verloren haben; eine andre Sage berichtet, wie Jima, der König der goldenen Zeit, unter dem es weder Krankheit noch Tod, weder Hunger noch Durst gegeben hat, sich dem Hochmut hingab und so sein Reich an den Dahâka verlor. Freilich dürfen wir aus solchem Zusammentreffen nicht vorschnell folgern, daß die altisraelitische Tradition von der eranischen abhängig sei; ein solcher eranischer Einfluß auf Israel ist erst aus viel späterer Zeit (aus der Zeit des Perserreiches) bezeugt und auch erst damals denkbar. Vielmehr haben wir anzunehmen, daß solche Traditionen Gemeingut des ganzen Kulturkreises gewesen und etwa von Mesopotamien aus nach West und Ost ausgegangen sind. Auf Mesopotamien als Ursitz der Tradition führt besonders die Beschreibung der Paradiesesströme. Es gibt eine babylonische Gemme, auf der zwei Gestalten, bekleidet, sitzend dargestellt sind, die nach den Früchten eines zwischen ihnen stehenden Baumes die Hand ausstrecken; hinter der einen scheint eine Schlange angebracht zu sein. Man hat diese Abbildung schon seit einiger Zeit mit der Paradiesesgeschichte in Beziehung setzen wollen, indes ist irgendwelche Sicherheit nicht zu erzielen. Eine babylonische „Paradiesesgeschichte" kennen wir einstweilen nicht. Die Behauptung, Babylonien selbst sei ursprünglich das „Land des Paradieses" gewesen, ist nur ein müßiger Einfall, kaum der Widerlegung wert: das Paradies liegt nicht im Kulturland, sondern weit von allen Menschen, in unerreichbarer Ferne.

Ostern 1904.

Nach dem fernen Osten

auf der transsibirischen Bahn.

Von

Msgr. Grafen Vay von Vaya und zu Tuskod.

Ist es wirklich möglich, in den fernen Osten auf dem Landweg zu gelangen? Ist die sibirische Bahn für das Publikum offen? Ist sie bequem? — Dies waren die allgemeinen Fragen, die jedermann ohne Ausnahme bei meiner Rückkehr an mich richtete. Was das erste betrifft: ja, es ist möglich. Hinsichtlich des zweiten muß man Unterschiede machen. Es ist wohlbekannt, daß man, um durch Rußland zu kommen, mit einem vom örtlichen russischen Konsul signierten Paß versehen sein muß. Es ist anders für Priester und sonstige geistliche Würdenträger, die nicht zur griechischen Kirche gehören; diese bedürfen einer vom Zaren selbst gewährten besonderen Erlaubnis. Drittens: die Bequemlichkeit! Die Expreßzüge sind nicht allein komfortabel, sondern luxuriös. Ich erinnere mich nicht, auf meinen vielen Reisen etwas gesehen zu haben, was besser eingerichtet und mehr geeignet gewesen wäre, den Reisenden die lange Anstrengung der Fahrt vergessen zu lassen. Die transsibirische Bahn ist ohne Zweifel ein staunenerregendes Werk der Ingenieurkunst. Sie mag ihre Mängel haben und noch mancherlei Änderungen erfordern; als ein Ganzes jedoch verdient sie volle Bewunderung. Außer ihrer kommerziellen und strategischen Wichtigkeit dürfte sie als ein bloß zivilisatorischer Faktor von unberechenbarer Wirkung werden.

Eine andre Frage, die beständig an mich gerichtet wird, ist: ob die Reise nicht sehr monoton sei? Führt sie nicht durch ein uninteressantes und flaches Land? Sind die Eingeborenen nicht von einem sehr niederen Typus? Darauf ist zu erwidern, daß es ganz davon abhängt, für was der Wanderer sich interessiert. Wenn er nach Abwechslung und Erregung ausblickt, mag die Fahrt bis zu einem gewissen Grade ereignislos sein. Denen, die schweizerische Landschaftsbilder und alpine Erhabenheit erwarten, mag, was sie hier finden, flach und farblos erscheinen. Auf gesellschaftlichen Verkehr und Vergnügungen darf natürlich nicht gerechnet werden. Aber allen, die

Sinn für Land und Leute haben — ich meine solche, deren Empfindungen durch die tieferen Charakterzüge der verschiedenen Länder und ihrer Einwohner bewegt werden — ihnen kann die Reise durch den asiatischen Kontinent nicht verfehlen, eine Reihe beständiger Offenbarungen zu bieten. Vom geographischen Standpunkte aus ist das Land, wie ich zugebe, zum Teil sehr flach; und zuweilen verfolgt der Zug tagelang seinen Weg in einer ungebrochenen Linie durch grünes Weideland oder das Dickicht jungfräulicher Wälder. Die Menschen, die man an verschiedenen Weilern trifft, sind sicherlich rauh aussehende Kinder der Steppe; aber gerade der unberührte Zustand dieser Regionen und die Eigenart ihrer Bewohner sind es, die ihnen für den Kenner der Geschichte und Volkskunde den größten Wert verleihen. Das Land mag hügelig oder flach sein, seine höchsten Anliegen werden nicht durch seine rein äußerlichen Züge bestimmt, und das Anziehende einer Rasse besteht nicht nur in ihrem fortgeschrittenen Zustande. Sie mag noch sehr primitiv sein, in Zelten leben, Felle tragen und, unkultiviert, ein nomadisches Leben führen und uns dennoch einen Einblick in ihre charakteristischen Eigenschaften und Fähigkeiten geben. Unangetastet von äußeren Einflüssen gewähren solche Völkerschaften sogar besseres Material für die psychologische Beobachtung und können uns als ungewöhnliche menschliche Zeugnisse hinsichtlich der Möglichkeiten ihrer Zukunft dienen.

Was aber in reichem Maße für den Mangel panoramischer Effekte entschädigt, ist die ungeheure Weite der Landschaft. Großartig ist sie in jedem Betracht. Wellenförmige Steppen gleich dem wogenden Ozean; niemals endende, dicht bewaldete Regionen, die sich ohne Grenze zu dehnen scheinen. Ihre vornehmlichste Schönheit — wenn man es Schönheit nennen kann — ist die Stimmung. Der Reiz dieser nördlichen Regionen von Asien zittert in ihrer Atmosphäre. Stimmung und Atmosphäre! Dies sind die beiden Züge jenes fremdartigen Landes, welches am meisten Eindruck auf mich machte während der endlosen Stunden, in denen ich von der Plattform meines Eisenbahnwagens hinausblickte oder wenn ich an einer oder der andern Dorfschaft hielt, und wiederum, wenn ich eins der Eingeborenenlager besuchte. Von allem, was ich an Neuem und Überraschendem wahrnahm, war unzweifelhaft das überraschendste doch das „Ungesehene", das, was man die moralische oder metaphysische Seite nennen könnte: die ungesehene Stärke, überströmende Lebenskraft, uranfängliche Macht, die sich mittelbar wieder und wieder in zahllosen Formen und Erscheinungen offenbart. Wir sehen es im Boden und im Volke. Es drückt sich gleicherweise aus in der belebten und unbelebten Natur. Wir gewahren es in den ungepflügten Feldern, und wir fühlen es in der noch unerwachten Menschheit. Es ist mehr eine instinktive Empfindung als absolute Wirklichkeit, die uns die Zukunft dieses Teils der Erde enthüllt.

Ich ging langsam vorwärts, ließ keinen interessanten Punkt unbeachtet, machte einen kurzen Halt, wo immer etwas mich ansprach; und als ich meine Reise beendet hatte, tat es mir leid, daß sie so kurz gewesen, und ich bedauerte, daß die Zeit zu beschränkt war, um mir zu gestatten, tiefer in

die Dinge einzudringen. Aber ich verfehlte nicht, meine Eindrücke von Tag zu Tag niederzuschreiben. Ich notierte mir kurz alles, was bemerkenswert, neu oder überraschend war, so wie sich's mir eben darbot, wie ich's in dem Augenblicke sah.

Gegenwärtig, da die allgemeine Teilnahme für den fernen Osten sich erweitert hat, und es so scheint, als ob man über asiatische Nationen und ihre verschiedenen Rassen ein wenig mehr zu wissen wünsche; da jedes Jahr mehr Reisende und Forscher sehen wird, welche das Band zwischen West und Ost fester zu knüpfen versuchen, hoffe ich, daß einige wenige Auszüge aus meinem Tagebuche dem Wunsche der einen entgegenkommen und die Absichten der andern fördern werden. Dort öffnet sich ein weites Feld der Tätigkeit und ein ausgedehntes Gebiet der Erkenntnis; und viel ist dort zu tun vom kommerziellen, wissenschaftlichen und humanitären Gesichtspunkte für die Wohlfahrt der ganzen zivilisierten Welt und den größeren Ruhm des Allmächtigen.

I. Von Petersburg nach Moskau.

Der Zar stimmte sehr freundlich der Bewilligung zu, die notwendig ist, um sein gewaltiges Reich zu durchqueren[1]; und nach meiner Abschiedsaudienz brachte mir ein Beamter all die erforderlichen Papiere, die vom Eisenbahnminister unterzeichnet worden waren. Was für ein interessanter Mann Fürst Chilkoff ist, und was für ein Enthusiast obendrein! Er lebt buchstäblich inmitten seiner Lokomotiven, Schienen und Schlafwagen. Ich glaube, sein bevorzugter Aufenthalt sind die weitläufigen Eisenbahnwerkstätten der Hauptstadt. Wenn man ihn sieht, würde man glauben, er sei in Chicago geboren; er spricht vollendet Englisch und mit einer leicht amerikanischen Betonung. Gleichfalls Amerikaner ist er in seinem scharfen Geschäftssinn und seiner unbegrenzten Energie. Ihn über neue Strecken, Tunnel und Stahlbrücken sprechen zu hören, ist wie eine lebendig schildernde technische Vorlesung; und wenn er

[1]) Der Verfasser, Msgr. Graf Vay von Vaya, ein hoher Würdenträger der katholischen Kirche, bedurfte, wie aus der Vorbemerkung erhellt, als nicht zur orthodoxen Kirche gehöriger Geistlicher der besonderen Erlaubnis des Zaren. — Von Geburt Ungar, verbrachte Graf Vay von Vaya viele Jahre am österreichischen Hofe und war zeitweise Page der Kaiserin. Sein Vater war kaiserlicher Kammerherr. Seine Studien machte Graf Vay von Vaya in Deutschland, der Schweiz, England und Frankreich. Während seiner Universitätszeit ward er bereits zum Ehren-Attaché im österreichisch-ungarischen Dienste ernannt. Später widmete er sich dem Dienste der Kirche und trat in das Gregorianische Seminar zu Rom ein, wo er sieben jahrelang den philosophischen und theologischen Studien oblag. Er legte hohe Fähigkeiten an den Tag, wurde von Leo XIII. zum Monsignore ernannt und als Delegat nach Madrid gesandt. Er hat später mit dem Prinzen Belmonte und Monsignore Sambucetti bei dem Jubiläum der Königin Viktoria den Vatikan vertreten. Nach Vollendung seiner theologischen Studien wurde er zur Würde eines päpstlichen Protonotars erhoben. Als solcher unternahm er, um die verschiedenartigen charitativen und religiösen Institutionen kennen zu lernen, durch alle fünf Erdteile Reisen, deren Ergebnisse er demnächst in einem Werke veröffentlichen wird. Aus diesem hat der geistliche Herr uns einige Abschnitte mitgeteilt; sie sind englisch geschrieben und von uns übersetzt worden.
Die Redaktion.

auf seine Lieblingstheorien über Lokomotiven, Kessel und Pumpen kommt, dann bedauert man, nicht mehr von den Mysterien und dem Zauber der Maschinenkunde zu verstehen.

Fürst Chilkoff hat eine gründliche Lehrzeit in der Mechanik durchgemacht und viele Jahre lang das Fach in den Vereinigten Staaten studiert. Er hat dort praktisch gearbeitet und sich mit allen Geheimnissen des Eisenbahnwesens vertraut gemacht. Als er endlich in die Heimat zurückkehrte, hoffte er, seine Kenntnisse und Fähigkeiten zum besten seiner Landsleute nutzbar zu machen. Aber jeder Posten von einiger Wichtigkeit war besetzt. Wie ich gehört habe, sagte man ihm, es sei nur eine untergeordnete Stelle in der mechanischen Abteilung vakant. „Gebt sie mir," war seine Antwort, und heute ist er Minister aller russischen Staatseisenbahnen von nahezu 25 000 Meilen und andrer Verkehrsmittel.

Sein Arbeitszimmer ist ein großer Raum im Eisenbahn-Ministerium, das wie ein Landhaus innerhalb umfangreicher Anlagen steht. In der Mitte dieser berühmten Kanzlei befinden sich zwei lange Tische, die mit Büchern, Plänen und Eisenbahnkarten bedeckt sind. Das gleiche gilt von den Wänden, und als er mir in liebenswürdiger Weise die Route erklärt, die ich einschlagen muß, steht er auf und zeigt sie mir auf einer Landkarte seinem Schreibtisch gegenüber. Welch ein ungeheures Territorium dieser asiatische Kontinent ist! Ich blicke daraufhin mit einer Art von Staunen und einer Anwandlung von Furcht. Werde ich wirklich hindurch gelangen und in einem bequemen Eisenbahnwagen, so wie man einen Ausflug aufs Land macht? Mein Gastfreund scheint meine Gedanken zu erraten und versichert mir mit einem Lächeln, daß die Linie von einem Ende zum andern unter derselben Zentralverwaltung steht und ein telegraphischer Apparat vom Hauptamt ihm ununterbrochen Berichte über die ganze Länge bringt. „Ich begreife vollkommen, daß dies andern Ländern seltsam und ungewöhnlich erscheinen mag; aber Sie dürfen nicht vergessen, daß unsre Tendenzen und unsre Stärke in der Zentralisation bestehen." Er hat die sibirische Reise oft und oft gemacht und erteilt mir höchst schätzbare Auskunft über das, was wirklich sehenswert, und die Plätze, an denen ich Halt machen soll. Diese Bahn ist ein großartiges Werk, und in Anbetracht ihrer Länge scheint es fast unglaublich, in wie kurzer Zeit sie vollendet worden. Einschließlich der Zweiglinien erstreckt sie sich über 10 000 Meilen, und ihr Bau ward erst vor zwölf Jahren begonnen. Fürst Chilkoff hat gleichzeitig unter seiner Verwaltung 10 400 Postämter und über 100 000 Meilen Telegraphenlinien.

Ich verlasse sein Haus mit wertvollen Winken und einem Paket Briefen und Empfehlungen; und mit einem herzlichen Händedruck wiederholt der Fürst: „Glückliche Reise, und vergessen Sie nicht, mich wissen zu lassen, wenn etwas nicht nach Wunsch gehen sollte."

Mein letzter Tag in Petersburg ist noch gedrängter als es die ganze Woche schon war. Abschiedsbesuche machen, Kartenlassen, Einschreiben des Namens in Visitenbücher und was an Vorbereitungen noch zu erledigen blieb, nehmen den größeren Teil dieses Tages in Anspruch. Aber dies hin und her

gibt mir Gelegenheit, die Stadt noch einmal von einem Ende zum andern in ihrem ganzen Umfange zu sehen, bevor ich sie verlasse. Was für ein außerordentlicher Gedanke, eine Stadt inmitten eines Morastes zu bauen! Kanäle zu graben, wo man keine Straßen anlegen kann, und umgeben zu sein von einer Ebene, so platt wie ein Tisch. Peter der Große muß von Amsterdam einen sehr starken Eindruck bekommen haben. Es gibt Winkel in St. Petersburg, die sumpfig und dunstig sind, wie an den Ufern des Zuidersees. Aber wenn die Stadt Reminiszenzen an das ruhige, trauliche Holland weckt, so sind dort auch glänzende Straßenzüge gleich den Pariser Boulevards. Der Newsky Prospekt mit seinem Lärm und Verkehr, voll von Farben und voll von Leben, ist einzig. Er ist die Hauptader dieser großen Stadt, mit Palästen der kaiserlichen Familie und der Großen des Reiches, mit öffentlichen Bauten, Bazaren, Werkstätten und jedem nur denkbaren Gebäude. Und jedes ist von andrem Stil, jedes von andrer Höhe, jedes anders bemalt mit einer der Regenbogenfarben. Ihr vornehmster Zug — ich darf sagen das, was sie anziehend macht — ist das Unzusammenhängende. Von wie vielen verschiedenen Seiten während dieser letzten Woche hatte die russische Metropole sich mir gezeigt und auch in wie mannigfach verschiedenem Lichte! Indem ich, bevor ich für immer abreise, mich an alles dies zu erinnern versuche, denke ich vorzüglich an das, was angenehm, lehrreich und gut war. Denn ich komme nicht, um zu kritisieren, ich komme nur als Durchreisender und notiere darum in meinem Tagebuche mit Vorliebe das, wovon ich lernen kann. Ich verstehe vollkommen die große Anziehung, die St. Petersburg für Fremde hat. Ich gebe sie auch zu, wiewohl ich selbst es nicht als meinen Wohnort oder meine Arbeitssphäre wählen möchte. Die Feinheit ist perfekt und, in der Tat, wenn man nicht zu einem Lande gehört, verlangt man als vorübergehender Besucher kaum mehr. Die Bedingungen des Lebens, wenigstens für die Wohlhabenden, sind höchst angenehm, die Umgangsformen, alles, was man wünschen kann, von ausgesuchter Vollendung. Ich glaube nicht, daß man irgendwo mit besser unterrichteten und reicher ausgestatteten Menschen in Berührung kommen kann als hier. Einige der wissenschaftlichen Institute, wie die Marineakademie und die öffentliche Bibliothek, sind sehr sehenswert; und die neue Polytechnische Schule — eine reguläre Stadt für sich selbst mit ihren fünf Fakultäten und ihren Laboratorien — ist einzig in ihrer Art. Dann die Museen und Galerien, welche die erlesensten Kunstschätze enthalten. Die berühmte Eremitage, groß wie sie ist, kann kaum alle fassen: Antiquitäten, Gemmen, Juwelen, Waffen, Vasen, Stiche und Gemälde, alle ersten Ranges; und ich muß sagen, man weiß zu schätzen, was man besitzt, und die Anordnung ist vortrefflich. Ohne Frage ist hier eine hohe geistige Strömung oder, wenn man sie lieber so nennen will, Unterströmung, die sich in manchen glänzenden Erscheinungen kundgibt; zuweilen ganz unerwartet zwischen Unrat und Verfall.

Die kolossalen elektrischen Kugeln werfen ein kaltes und blendendes Licht über den düstern Square vor dem Moskauer Bahnhof. Eine dichte Menge strömt in die Gänge, Hallen und Wartezimmer, braust und brandet

gleich der schwellenden Flut und ergießt sich zuletzt über den Bahnsteig. Reisen in Rußland hat einen ganz andern Sinn als bei uns — es bedeutet wirklich einen Umzug, ein regelrechtes déplacement, als ob die Leute für immer gingen. All ihre Habe scheint ihnen zu folgen, so ungeheuer und so mannigfaltig ist ihre Ausrüstung. Von einfachen Koffern und Reisetaschen bis zu Küchengeräten, und sogar Möbelstücken, umfaßt sie alles, was man in seiner eigenen Wohnung nur wünschen könnte. Und dann, wenn sie Abschied nehmen, ihr Händeschütteln, ihre Umarmungen und ihre Tränen, wie wenn sie einander niemals wieder begegnen sollten. Und dies ist nur der Lokalzug nach Moskau; was wird es dort erst auf dem sibirischen Bahnhof geben!

Die Fahrt dauert nur eine Nacht, über die berühmten weizenbauenden Ebenen, und morgen, in früher Stunde, hoffe ich, die alte Hauptstadt der Zaren zu erreichen. Ich werde dort meine Reise unterbrechen, um die ehrwürdige Residenz der mächtigen Herrscher zu sehen und die Schauplätze zu besuchen, auf denen so viele wichtige Kapitel der Geschichte des Ostens sich abgespielt haben — den hochragenden Kreml mit seinen Mosaikbasiliken und Schatzhäusern, die jetzt unter ihren goldenen Domen in ruhigem Schlummer von der Vergangenheit träumen. Und ich will mich vorbereiten und bis zu einem gewissen Grade für Sibirien akklimatisieren, denn Moskau gehört ganz und gar zu dem andern Kontinent; es ist in Wirklichkeit die Hauptstadt von Asien.

II. Durch das europäische Rußland.

Die erblassende Scheibe der sinkenden Sonne verschwindet langsam unter dem Horizont der wogenden Kornfelder. Der erste Tag der Reise ist vorüber. Er war einförmig, ruhig, ermangelte aber nicht jeglichen Reizes. Wir haben endlose Felder reichen Landes durchpflügt, das einen friedlichen Anblick der Bewirtschaftung bot. Hier und dort zerstreut einige wenige Dörfer mit dunklen Lehmhütten und großen, weißen Kirchen. Zuweilen trifft man auf den Landsitz eines Edelmanns, Gebäude, die an ein indisches Bungalo erinnern, breitgestreckt, meistens ebenerdig und halb versteckt hinter alten Bäumen. Auf der Landstraße ziehen Bauern in langen Reihen mit Karren und Pflügen von ihrem Tagewerk heim. Sie leben selten auf den Farmen und kehren immer, wie weit auch die Arbeitsstätte sein mag, zur Nacht in ihre Dörfer zurück. Das ganze Bild atmet so vollkommenen Frieden, die langsam sich bewegenden, singenden Arbeiter und die kleinen, in Abendlicht getauchten Dörfer drücken ein solch einfaches Glück aus, daß ich mir kaum vorstellen kann, wie diese selben Distrikte der Schauplatz von Gewalttat und grausamen Verbrechen haben sein können. Man hat Mühe, zu glauben, daß die jüngsten Unruhen grade hier, unter den stillsten aller Mushiks, ausgebrochen sein sollten. Wie schwer ist es doch, das innerste Empfinden dieses seltsamen Volkes zu verstehen! Sie mögen noch so schläfrig aussehen, unkultiviert und um ein paar Jahrhunderte zurück: von einem Tag zum andern können sie erwachen, und wenn sie erwachen, brechen ihre Leidenschaften hervor wie ein Lavastrom, den nichts aufhalten kann.

Während des Tages halten wir an vielen kleineren und größeren Ortschaften, alle unbedeutend und sehr weit von der Station, zuweilen so weit, daß ich kaum verstehe, warum wir überhaupt halten. Meilen und Meilen in der Runde ist keine menschliche Behausung, und man wundert sich, von wessen Händen all diese Felder bebaut werden. Der ansehnlichste Ort schien Marsanka zu sein: es ist eine typische russische Landstadt mit ihren Holzhäusern, jedes von einem Blumengarten umgeben und jeder Garten eingehegt von einem Lattengitter. Die Häuser und Torwege sind alle in hellen Farben gemalt. Ein Fluß umzieht den ganzen Ort wie eine Schlinge, und jenseits des Flusses liegen niedrige Hügel. Den Hauptzug der Landschaft bilden zahllose Windmühlen von allen Größen und jeder denkbaren Konstruktion, alle gleich augenfällig, gleich hoch und gleich ausgestattet mit riesigen Segeln. Sie alle drehen sich, sie alle arbeiten, als ob sie niemals aufhören wollten. Ich glaube nicht, daß ich in meinem Leben mehr Windmühlen zusammen gesehen habe; ich zählte deren mehr als hundert. Was für ein fruchtbares Land muß das sein, um so vielen zu tun zu geben!

Es ist Nacht, als wir in Pienza ankommen, und wir können nichts außer dem Bahnhof unterscheiden. Aber wie ich höre, ist dies die Hauptsehenswürdigkeit der Stadt: ein schönes Gebäude, wiewohl aus Holz errichtet. Ich muß hinzufügen, daß alle Stationen längs der Bahnlinie hübsch und zweckmäßig sind. Alle sind gut gehalten; die meisten haben wohlversorgte Restaurants mit reichlich gedeckten Tischen und aufmerksamer Bedienung. Die Preise sind hoch, aber es kann nicht anders erwartet werden in Anbetracht der Entfernung, aus der zuweilen die Vorräte beschafft werden müssen. Hier in Pienza finde ich sogar Luxus: Trauben und Pfirsiche aus der Krim, Wein aus Deutschland und Frankreich, alle Arten englischer und amerikanischer Konserven und als Schmuck schöne alte französische Kandelaber, wahrscheinlich aus dem Schloß eines bankrotten Adligen.

Der Bahnhof ist belebt. Eine große Menge von Offizieren und Beamten, alle in Uniform. Einige sind Reisende, andre sind nur zum Vergnügen aus der Stadt gekommen. Der große Expreßzug hat den Reiz der Neuheit noch nicht verloren und ist halbwöchig der Gegenstand allgemeiner Bewunderung. Unser Zug besteht aus zwei Wagen erster und drei Wagen zweiter Klasse, einem Speisewagen, Gepäckwagen, Tender und Lokomotive. Ein langer Korridor führt von einem Ende zum andern und gewährt für die tägliche Bewegung einen angenehmen Spaziergang. Die Coupés sind gefällig eingerichtet; das von mir eingenommene, ein sogenannter Salon, bietet mir ein behagliches Heim während der Fahrt. Der Speisewagen ist in amerikanischem Stil gehalten, und wie ich sehe, sind alle Plätze von Morgen bis Abend besetzt. Meine Reisegefährten scheinen als einzige Beschäftigung ihre Mahlzeiten zu haben, denn jedesmal wenn der Zug hält und ein Restaurant da ist, steigen sie aus und setzen sich aufs neue zu Tisch. In der Tat sind meine Fahrtgenossen groß im Essen und groß im Reden; sie sprechen über alles mit derselben Ungezwungenheit und demselben Freimut. Besonders wenn es über ihre eignen Landsleute und ihre Regierung hergeht, finden ihr Sarkasmus

und ihre witzigen Bemerkungen kein Ende. Jedem, der sich über die lokalen Zustände unterrichten will, gibt die sibirische Reise eine außergewöhnliche Gelegenheit. Die Leute werden rasch miteinander bekannt, und sobald dies geschehen, sind sie glücklich, jemanden zu finden, gegen den sie sich auslassen können. Ehe noch vierundzwanzig Stunden vergangen waren, wußte ich mehr über die Kornfelder und kleinen Dörfer, die wir berührt hatten, über den Agrarier Plehwe und Herrn von Wittes Handelsunternehmungen, als ich jemals erwartet. Es scheint, daß Rußland gegenwärtig eine ernste Krisis durchmacht, die jedermann betrifft, Reiche und Arme, besonders die letzteren. Die Lage der Bauern ist oft sehr hart, wenngleich die Berichte, die wir lesen, im allgemeinen übertrieben sind. Die Schule und sittliche Erziehung könnten viel tun, um sie aus ihrem stagnierenden Zustand zu heben, ihnen Selbstvertrauen einzuflößen und gesunden Ehrgeiz zu wecken. Aber hier gerade mangelt es, wo doch so viel Gutes zu bewirken wäre. Und sie würden es wohl verdienen: diese russischen Bauern, als Ganzes, sind ein vorzügliches Material. Kräftig und gesund, leicht zu leiten und nicht schwer zu verbessern. Mehr noch, sie haben zumeist ein unverdorbenes Herz und sind der Dankbarkeit fähig. Was ich einmütig getadelt höre, ist die lokale Verwaltung. Wenn ich nur die Hälfte von dem glauben dürfte, was man über die Wertlosigkeit der Beamten, ihre Unwahrhaftigkeit und Zugänglichkeit für Bestechung sagte, es würde schlimm genug sein und hinreichen, die beständigen Ausbrüche des Volksunwillens zu erklären. Das Gefühl zwischen den sogenannten Progressisten und den Konservativen wird immer unduldsamer, und das Streben nach Reform in kleinerem oder größerem Maßstab scheint allgemein zu sein. Einige sind voll Hoffnung, andre pessimistisch; einige sehen Rußlands Zukunft auf den alten patriarchalischen und primitiven Grundlagen gesichert, andre glauben an industriellen Aufschwung, Handel und Fortschritt. Es ist ein großes Problem, und gleichermaßen instruktiv, den Vertretern der einen oder andern Theorie zuzuhören. Doch ich fürchte, daß beide in ihren sanguinischen Voraussetzungen gleich weit von dem entfernt sind, was sich als die Wirklichkeit erweisen wird.

Alle diese Gespräche, denen ich lausche, dienen als Erklärung oder Beschreibung dem Panorama, das sich unaufhörlich vor uns ausbreitet, indem wir rasch dahingleiten. Es ist eine Art Prolog zu der Epik dieses Landes, das wir bald ganz verlassen haben werden.

Morgen werden wir über die Wolga und die nahezu eine Meile lange Stahlbrücke kommen. Dort, in Samara, werde ich kurz verweilen, um die bekannten öffentlichen Institute zu besuchen, auf welche die Stadt so stolz ist: Waisenhäuser, Asyle und andre Wohltätigkeitsanstalten. Und weiterhin, gegen Osten, wird der Zug sich längs des Uralgebirges nach Sibirien winden.

III. Westsibirien.

Um halb neun des Morgens kreuzen wir die Grenze der beiden Kontinente. Wir sind in Asien. Eine Art mysteriösen Empfindens bemächtigt sich meiner. Ganz neue Eindrücke dringen auf mich ein. Ermutigende Hoffnungen erwachen,

die, wie ich vertraue, mir Ausdauer geben werden, meine Arbeit und meine Absichten zu vollführen.

Asien! Welch ein Feld der Erforschung! Welch eine unbegrenzte Möglichkeit des Höherstrebens! Bescheiden, wie unsre Bemühungen sein mögen, der Erfolg in der Zukunft ist unberechenbar. Vom kommerziellen, zivilisatorischen und religiösen Standpunkt ist dort ein gleich weites Gebiet der Tätigkeit.

Unser letzter Tag in Europa verging im Baschkirenland. Eine Hochebene, eine herbe, kalte Region, von der nomadischen Rasse gleichen Namens bewohnt. Schöne Menschen sind es, von wuchtiger Gesichtsbildung und prächtigem Körperbau, sehr konservativ in ihren Gewohnheiten, sehr „clannisch" in ihren intimeren Beziehungen und auch jetzt noch vornehmlich in Zelten lebend. Sie tragen Schaffelle, bedecken den Kopf, wie die Eskimos, mit Pelzwerk, und statt der Stiefeln wickeln sie um Füße und Beine Häute, die, wie die klassischen Sandalen, mit endlosen Lederstreifen festgebunden sind. Sie sehen ungeschlacht, aber malerisch aus. Ihre Bewegungen sind ohne Frage plastisch. Diese Rasse ist eine der schönsten des tartarischen Stammes, und ich erfahre zu meinem Bedauern, daß sie langsam ausstirbt.

Wir halten an verschiedenen Plätzen, und auf jedem Bahnhof sind Baschkiren, Männer und Frauen, alle einander sehr ähnlich. Sie bringen von ihren Lagern Milch, Eier und Geflügel zum Verkauf. Ich frage einige von ihnen nach dem Preise ihrer Ware, und bin erstaunt über die Wohlfeilheit des Marktes. Fleisch kostet das Pfund nicht mehr als fünf Kopeken, und für zwanzig Rubel kann man ein Pferd kaufen, und noch dazu ein gutes. Der Boden ist reicher Humus; seine Fruchtbarkeit ist außerordentlich, und er besitzt jede Eigenschaft für landwirtschaftliche Zwecke. Er verheißt eine gedeihliche Zukunft, und, was noch mehr, das Klima ist höchst kräftigend, — rauh und windig, erinnert es mich an das der nördlichen Moore Schottlands. Sogar die Landschaft, wo sie ein wenig mehr hügelig wird, hat eine gewisse Ähnlichkeit und denselben Zauber der Einsamkeit und Melancholie. Dieser ganze Distrikt machte auf mich einen tiefen Eindruck, in geographischer sowohl als ethnologischer Hinsicht, und durch seine Größe kann er nicht verfehlen, zum Gemüt zu sprechen.

Die weltweit berühmte Uralkette dagegen, ich muß es bekennen, entsprach meinen Erwartungen nicht. Ich verstehe die Schönheit der Gletscher und schneebekleideten Gipfel, steril wie sie sein mögen, und ebenso empfinde ich durchaus den Reiz einer weiten Ebene oder einer sandbedeckten Wüste. Aber das Medium, das weder das eine noch das andre, weder wirklich schön noch erhaben ist, das, was so viele bewundern und eine „hübsche Landschaft" nennen, spricht mich nicht an. Was mich mehr fesselte, waren die volkswirtschaftlichen Aussichten dieses langen Strichs von Abhängen. Der Umfang der Schätze, die diese Kette birgt, ist noch unbekannt, wiewohl Minen vorhanden sind, die bereits im achtzehnten Jahrhundert blühten. Die Schächte von Suleta, welche im Jahre 1757 abgeteuft worden, sind heute noch in Betrieb. Die Minen gehören teils der Krone, teils werden sie von Gesellschaften bearbeitet, und einige sind Privateigentum. Die Strogonoffs und Beloselskys haben in diesen

Gruben ihren ganzen Reichtum gemacht. Einige derselben scheinen unerschöpflich. Mehr noch: außer Gold, Silber, Blei und Eisen scheint jedes Mineral in ihren Tiefen enthalten zu sein. Wir treffen unterwegs, wo wir halten, zahlreiche Arbeiter, die sich, ohne sichtbaren Grund, in langen Zickzacklinien den Berg hinaufbewegen. Es erstaunt mich einigermaßen, daß sie gar nicht wie Grubenarbeiter aussehen. Weder sind sie von Kohlenstaub und Rauch geschwärzt noch haben sie den finsteren Ausdruck und die traurigen Gesichtszüge von Leuten, die des Sonnenlichts beraubt, den größeren Teil ihres Lebens unter der Erde zubringen. Man würde sie eher für Pächter und Menschen von heiterer Gemütsart halten. Die Löhne, wie ich höre, sind niedrig; aber die Bedürfnisse dieser Leute sind gering, so daß sie sich leicht verschaffen können, was sie brauchen, um glücklich zu sein. Auf der Spitze des Berges steht ein hoher Granitobelisk, mit einer kurzen aber bedeutsamen Inschrift. Es sind nur zwei Worte: auf einer Seite „Europa", auf der andern „Asien".

Wir sind in Westsibirien, in der Mitte der ausgedehnten Steppe. Sie scheint endlos, und nichts ist da, woran man ihren Raum messen könnte. Sie gleicht der See und weckt Empfindungen wie der Ozean. Unser Zug kriecht dahin wie ein schwarzes Reptil, wie das Ungeheuer eines Feenmärchens, seinen heißen Dampf und schwarzen Rauch gegen den wolkenlosen Himmel ausatmend. Und was für ein Himmel das ist! Blaßblau, kalt und glatt, wie aus einem einzigen Riesenblock von Türkis gehauen. Ich bedaure, abermals dem allgemeinen Urteil der Reisenden über diesen Erdenwinkel widersprechen zu müssen: sie finden die Fahrt traurig und langweilig. Mit keiner dieser Bemerkungen vermag ich übereinzustimmen. Statt traurig finde ich vielmehr, würde tiefe Ruhe ein angemessener Ausdruck für den Charakter dieser Landschaft sein, und was die Langweile betrifft, so ist das eine Frage der persönlichen Beschaffenheit.

Wieder unterbreche ich meine Reise verschiedentlich und finde überall mehr Beachtenswertes und mehr neues Studienmaterial, als ich vorauszusetzen gewagt habe. Westsibirien ist ein wunderbares Territorium; es besitzt alles, was erforderlich ist, um ein Land blühen zu machen. Ich verstehe durchaus die große Teilnahme, die man ihm zuwendet, und es ist natürlich, daß die Regierung in der freigebigsten Weise für die Förderung seines Fortschrittes sorgt. In verhältnismäßig kurzer Zeit sind mehrere bedeutende Städte gebaut worden. Petropaulowsk und besonders Omsk, Tobolsk und Tomsk sind bereits wohlbekannte Zentren mit reichausgestatteten öffentlichen Instituten. Die Regierung unterhält mehrere große Schulen und höhere Unterrichtsanstalten und tut alles, was sie vermag, um neue Ansiedler in die unbewohnten Gegenden zu ziehen.

Die Kolonisation Sibiriens ist eine der wichtigsten inneren Fragen: Tausend und Tausende von Quadratmetern zu bevölkern, all ihre Hilfsmittel auszunutzen, ein Land zu schaffen, wo jetzt nur Oberfläche und Raum sind. Und die Regierung weiß heranzuziehen. Grund und Boden werden unter den günstigsten Bedingungen verliehen. Eine Besteuerung findet während der ersten Jahre nicht statt, Saatgut wird zu billigem Preise geliefert, und, wenn

verlangt, werden Ackergerätschaften und Maschinen auf vierteljährliche Abzahlung verkauft. Die Reise ist so gut wie frei, das Fahrgeld auf wenige Kopeken für Hunderte von Meilen herabgesetzt. Petropaulowsk ist bestimmt, eines Tages der Knotenpunkt von Zentralasien zu werden, wenn Eisenbahnlinien nördlich das Obital entlang und südlich via Atmolinsk nach Taschkend und Bokhara laufen werden. All dieses ist wohl ausgedacht und bereits planmäßig festgesetzt. Seine Ausführung ist nur eine Frage der Zeit, und Zeit ist bekanntlich, wie die Geschichte lehrt, niemals ein Hindernis für irgend etwas gewesen, wonach Rußland getrachtet hat.

Die lange Linie durch diese weite, wüste Strecke wird in Zwischenräumen durch kleinere und größere Bahnstationen bezeichnet. Für wen und wofür? möchte man fragen, da ringsherum nichts ist, keine Stadt, kein Dorf, nicht eine einzige menschliche Behausung. Aber, so sagt man uns, die Regierung wird bald eine bauen. Der Platz hat schon seinen Namen, und einige dieser imaginären Städte haben sogar eine kleine griechische Basilika mit grellleuchtenden, grünen Kuppeln. Andre wieder sind zum Teil vollendet, und ihre weiten Straßen werden von ein paar hölzernen Gebäuden begrenzt. An den Ecken sieht man geräumige Läden, in dem offenen Squarn etwas wie eine Schule, daneben ein Lagerhaus für Weizen und Unterkunftshäuser für Ansiedler. Es nimmt sich alles von der Station so hübsch aus, daß ich vermute, es sei absichtlich so gemacht, um verlockend zu wirken. Einige dieser neuen Ortschaften entbehren nicht des artistischen Reizes, und sicherlich haben alle die gleiche Tendenz, national zu erscheinen, indem sie an dem heimatlichen Geschmack festhalten und dem moskowitischen Baustil folgen. Und ich muß sagen, er erweist sich in Übereinstimmung mit der Umgebung und zugleich als praktisch und der Örtlichkeit angepaßt. Der Neusiedler baut sich ein kleines Holzhaus und sucht ihm ein freundliches Aussehen zu geben durch zierliches Schnitzwerk, wenn er kann, unfehlbar aber dadurch, daß er es mit allen Arten heller Farben bemalt.

IV. Zentralsibirien.

Von unbegrenzten Weiden kommen wir in unermeßliche Wälder. Tagelang sind wir von einer herrlichen Vegetation umgeben. Schöne Bäume von verschiedenartiger Farbe sind da, dunkle Eichen und blasse Ulmen, Kupferbuchen und Silberbirken. Ihre Farbe ist eben im Wechsel begriffen. Das Laub welkt, und wenn man durch die Waldestiefen blickt, sieht man die Blätter zittern, sich loslösen und niederrieseln in goldenen Schauern. Wundervoll ist dieses sibirische Waldland, unbekannt, fast unbetreten, bezaubernd in seiner jungfräulichen Frische.

Die Bahn durchschneidet in gerader Linie hunderte von Meilen, und nichts ist auf beiden Seiten zu sehen, als uralte Bäume und gefiederte Farne. Welch ein Feld für den Botaniker! Welch eine Sammlung schöner Kräuter und Moose! Was für köstliche wilde Blumen! Ihr Kolorit ist tief und prachtvoll und das Grün des Grases von der reichsten Schattierung. Manche dieser Arten sind noch kaum gekannt, und es ist erstaunlich, in diesen weit

entlegenen Regionen Pflanzen zu finden, die zu Familien ganz andrer Breitengrade gehören. Wenn die Flora so überraschend, ist es die Fauna noch viel mehr. Tiere sind hier von jeder Gestalt und jeder Beschaffenheit, von großen Bären zu winzigen Eichhörnchen; Wölfe, Füchse, Schneeleoparde, wilde Ziegen, Marder, Zobel, Hermeline und zahlreiche Katzenarten. Für den Ornithologen wäre dies ein Land besonderer Untersuchung. Die Vögel und ihr Leben in Sibirien scheinen eine der Beachtung werte Vergangenheit zu haben; hier könnte man die Gesetze ihrer Wanderung studieren. Einige kommen von so weit her wie Australien, während andre als ihr Winterquartier Neuseeland wählen. Die Theorien zur Erklärung dieses Naturgeheimnisses weichen sehr voneinander ab, und der Grund des weiten Wanderns wird von den Forschern verschiedentlich angegeben. Auch die Schmetterlinge und Käfer sind ganz einzig, — in der Tat, es ist eine Welt für sich, wie verloren in diesem fernen Sibirien. Und nicht minder fesselnd als die belebte Natur sind die fossilen Überreste, die längs der Ufer der Flüsse und in der Dunkelheit der Erde gefunden worden sind. Man hat da prächtige Exemplare antediluvianischer Skelette ausgegraben, die sorglich in den Museen von St. Petersburg, Moskau und Irkutsk aufbewahrt werden.

Die lange Strecke zwischen Tomsk und Irkutsk hat den Ruf, die traurigste und ödeste zu sein. Ich erwarte nicht, viel zu finden, und das mag wohl der Grund sein, daß ich so überrascht war, durch Städte wie Krasnoyark, Kanks und Udinsk zu kommen. Namentlich die erstere ist ein Mittelpunkt für Handel und Wandel. Außer Weizen und andren Zerealien ist sie das Depot für die steigende Ausfuhr von Häuten, Pelzen, Talg, Fett und neuerdings Butter. Der Butterexport fängt an, von der größten Wichtigkeit für Sibirien zu werden. Die Landwirtschaft verbreitet sich mehr von Tag zu Tag, und vornehmlich vollbringen die Dänen in dieser Hinsicht viel. Der jährliche Export nach Europa, besonders nach dem englischen Markt, ist erstaunlich, zumal wenn man erwägt, daß es hier keine Winterweide gibt und das Vieh durch Stallfütterung erhalten werden muß. Man begreift leicht, welche Leistung an Arbeit und Sorgfalt das erfordert, und doch muß es sich rentieren, wenn man die Zahl dänischer Familien in Anschlag bringt, die jährlich kommen, um sich in Sibirien anzusiedeln. Eine Zeitlang ist Krasnoyark der Endpunkt der westlichen sibirischen Eisenbahn gewesen, und es verdankt diesem Umstand zum Teil seine heutige Bedeutung. Auch Udinsk ist in raschem Wachstum begriffen und das Zentrum eines weiten Bezirks. Rings um den Bahnhof sah ich ein ungeheures Lager russischer Tarantas oder Karren, schwer beladen mit Säcken auf Säcken. Scheunen neben der Bahn waren vollgepackt mit Weizen und Korn, die jedoch nicht lange dort bleiben, denn während der ganzen Fahrt kreuzten wir beständig Züge, die mit Getreide gefüllt waren. Wie wird es erst sein, wenn dies Riesenland, das ganze Sibirien, unter Kultur ist!

Dies alles ist vollbracht worden seit dem Bau der Eisenbahn und wie anregend, das Land sich vorzustellen in seiner vollen Entwicklung! Die Natur hat es sichtlich mit allem ausgestattet; und mehr und mehr wundre ich mich,

dies „schreckliche Sibirien“ in Wirklichkeit reicher zu finden, als seinen Nachbar über der See — den schönen kanadischen Kontinent.

Hinter den grünen Wäldern zeigt sich ein dunkelblauer Wall, der das Land gen Süden einhegt, die Kette des Altai. Ihre Länge beträgt 600 Werst. Ihre Gipfel scheinen erdrückt unter dem schweren Gewölk. Jenseits liegt China. Der Altaidistrikt hat einige der schönsten Landschaften der ganzen Erde. Er ist herrlich bewaldet, besprenkelt mit Seen und bewässert von gewaltigen Strömen und Flüssen, den größten Asiens, die von dort nach dem Polarmeer fließen. Der Altai ist die Wiege der ältesten Menschengeschlechter. Die frühesten Einwohner gehörten zu demselben Stamm wie Finnen und Turanier, und vorhistorische Reste von ihnen werden bis auf den heutigen Tag gefunden. Sogar Herodot erwähnt sie. Späterhin schweiften mongolische Horden über die stillen Täler, und die gegenwärtige Bevölkerung zeigt sichtbare Spuren der außerordentlichen Mischung der verschiedenen Rassen, die hier entsprangen oder dies Land überfluteten. Was für berühmte Leute einige von ihnen wurden! Welch ungeheure Macht manche von ihnen erwarben! Mit was für imposanten Zügen haben sie die Blätter der Geschichte gefüllt! Und wie in jenen vergangenen Tagen, bewahren viele dieser Stämme ihre Unabhängigkeit und unbegrenzte Freiheit. Sie haben sogar den alten Namen des höchsten Gipfels beibehalten und nennen ihn, wie immer zuvor, Chin-Chan, den goldenen Berg.

Aus meinen Betrachtungen werde ich von dem Klang der Bahnhofsglocke in Irkutsk geweckt. Endlich bin ich in der großen Stadt angelangt, die man hier das „Paris“ von Sibirien nennt. Seit gestern morgen bin ich in dem gleichnamigen Gouvernement gereist, dessen administratives Zentrum Irkutsk ist. Die fünf Abteilungen dieses ungeheuren Distrikts: Nijni-Oudinsk, Balagansk, Kirinsk, Irkutsk und Erbolinsk sind jede so groß wie ein Land für sich. Er erstreckt sich südwärts bis China und taucht gen Norden in das Eismeer. Seine Mannigfaltigkeit gleicht seinem Umfang. Neben Regionen flachen Weidelandes hat er Gebirge, die sich zu alpinen Höhen auftürmen. Monkow-Sarde ist 11 430 Fuß hoch. Der Fruchtbarkeit des Bodens entspricht der Reichtum seiner Minen. Aber dieses weite Territorium enthält kaum eine Million Bewohner. Sein nördlicher Teil liegt völlig brach und ist so gut wie unerforscht. Die gegenwärtige Bevölkerung ist mongolischer und finnischer Abkunft. Die zahlreichsten sind die Tungusen und Kalmücken. Sie führen ein Nomadenleben, und ihre Beschäftigungen sind Viehzucht, Jagd und Fischfang. Mit Ackerbau sind sie noch nicht bekannt, und wenn sie sich an Flüssen oder in fruchtbaren Gegenden niedersetzen, überlassen sie die Kultur des Bodens den Slawen und erwerben ihre Werkzeuge und Gerätschaften durch die einfache Methode des Tausches. Ihre Religion ist Götzendienst. Im Süden gibt es viele Buddhisten, und die Tartaren bekennen sich vorzugsweise zum Mohammedanismus.

Von all den fremdartigen Menschen, die man in Sibirien trifft, wendet die allgemeine Teilnahme sich wohl am meisten den Sträflingen zu. Während des letzten Jahrhunderts allein sind mehr als 100 000 hierher ins Exil

verschickt worden. Nur die Hälfte von ihnen ist jemals in die Heimat zurückgekehrt; der Rest starb dahin. Nach Verbüßung der Strafe siedelte nur ein verhältnismäßig kleiner Teil sich hier an. Doch alles das ist oft von berühmten Autoren erzählt und beschrieben, in so lebhaften Farben gemalt, so sehr in all seiner Düsterkeit geschildert, in so schmerzlichem Tone beklagt worden, daß ich bei meinem Besuch einiger Gefängnisse und Arbeitshäuser sehr überrascht war, sie anders zu finden, als ich erwartet hatte. Zieht man die Lebensbedingungen eines russischen Verbrechers in Betracht, so ist der Unterschied zwischen Heim und Gefängnis hier nicht härter als in irgendeinem andren Lande. Wenn die Beamten und Gefangenwärter Leute mit menschlichen Sympathien sind, ist den Sträflingen auch hier Gelegenheit geboten, ihre Zeit in einer Weise zu verbringen, die bessernd auf sie wirken muß. Das wirkliche Elend beginnt erst bei denen, die von höherer Bildung und verfeinerter Gewöhnung sind, die — gerecht oder ungerecht — für ihre Meinungen gestraft werden und für ihre Überzeugungen leiden.

Den Irkutsker Bahnhof zu beschreiben in einer nebligen und regnerischen Herbstnacht zu der Stunde, wo der Expreßzug ankommt, ist einfach unmöglich. Und zu erklären, wie man von der Station in die Stadt kommt, ist es noch mehr. Um damit anzufangen, der Bahnhof ist überhaupt kein Bahnhof. Wege oder Straßen sind nicht zu sehen; und eine Stadt nach unsrem Begriffe des Wortes existiert nicht. Wenn es hell gewesen wäre, würde ich versucht haben, einige Bilder dieser Trostlosigkeit aufzunehmen; aber es ist pechfinster, und so muß ich mich darauf beschränken, ein paar Bemerkungen meiner ersten Eindrücke wiederzugeben.

Der Zug hält mit einem plötzlichen Ruck. Die Tür meines Coupés wird mit Heftigkeit aufgerissen, einige Kerle, die wie Räuber aussehen, springen herein, und so rasch, wie sie gekommen sind, verschwinden sie wieder — aber, ach! mit meinem ganzen Gepäck. Wie lange es gedauert, bis ich alles wieder beisammen hatte, erinnere ich mich nicht; und wie oft ich vom einen Ende des langen Bahnsteigs bis zum andern hin und her gegangen bin, entzieht sich meiner Berechnung. Auf der kalten Plattform des Irkutsker Bahnhofs schwindet jede Vorstellung von Zeit und Raum vollständig. Ich glaube, ich würde bis zu dieser Stunde noch suchen, wenn ein martialisch blickender Offizier mir nicht zu Hilfe gekommen wäre. Seine Höhe ist imposant, sein Benehmen befehlshaberisch und seine Stimme dröhnend. Er wendet alle seine beneidenswerten Eigenschaften auf einmal an, und alle zu dem nämlichen Zweck — mein Gepäck zu finden. Er ficht, um dies zu vollbringen, indem er sich einen Weg bahnt durch Barrikaden von Kisten, Säcken, Reisetaschen und Möbelstücken; er heißt Leute aufstehen und ihm Platz machen; er schimpft und schnauzt jeden Kofferträger und jeden Muschik an, der ihm in die Quere kommt, und — verwunderlich, wie es mir erscheint! — seine Bemühungen werden vom Siege gekrönt. Er händigt mir alles ein, was mir gehört. Ich danke ihm herzlich für seine Freundlichkeit und spreche meine aufrichtige Hoffnung aus, daß ich ihn, in Anerkennung seiner strategischen Fähigkeiten, zum Rang eines Generals befördert finde, wenn ich je wieder

nach Sibirien komme. Und hier kann ich nicht umhin, zu bemerken, mit welcher Höflichkeit und welchem herzlich guten Willen man mir überall sowohl von seiten der Angestellten als der Reisenden entgegenkam. Es schien, als ob jeder wünsche, zu helfen, Auskunft zu geben und anzubieten, was er hatte. Ihr Verhalten, vom höchsten bis zum geringsten, war untadelhaft. Ich gehe weiter und sage, daß ich auf keinem Bahnzug jemals Bedienstete getroffen habe, die so aufmerksam und so gutmütig gewesen wären. Und viele Geduld mußten sie üben. Die elektrischen Glocken der verschiedenen Kompartimente schienen beständig zu klingeln, als ob die einzige Beschäftigung einiger der Reisenden darin bestände, zu fragen, was sie bereits wissen, oder zu bestellen, was sie nicht brauchen.

Peitschen knallen, Pferde wiehern, Kutscher rufen, Reisende schreien, Gepäckträger zanken. Das ist das Stillleben, das mich vor dem Bahnhof erwartet! Ich nehme mir eine von den vielen kleinen Droschkys, von denen hunderte da sind, alle wacklig und offen, wie die Wägelchen im sonnigen Neapel. Der einzige Unterschied ist, daß statt des Sonnenscheins Schloßen auf uns herabrieseln. In einer zweiten Droschky folgt mein Gepäck, kunstvoll zusammengefügt wie ein Mosaik. Wir fahren in einem See von Schmutz. Er bedeckt alles wie ein dünner Morast. Die Tiefen darunter müssen beträchtlich sein, denn manchmal taucht meine Droschky darin ein und der lavafarbene Strom flutet um unser kleines Vehikel. Aber es muß wohl zum Gebrauch auf Land- und Wasserstraßen gebaut sein. Dann habe ich zuweilen die Empfindung, als ob ich nicht auf Rädern rolle, sondern in einem Kanoe schwimme. Wir erreichen Festland in Gestalt einer Brücke, die aus zusammengenagelten und -gebundenen Blöcken hergestellt ist. Die Brücke ist lang, aber endlich, als wir ans Ende gekommen, verkündet der Kutscher mit Stolz: „Wir sind in Irkutsk!" Ich kann nicht unterlassen, zu fragen: „Wo?" Denn ich sehe kein Haus, noch irgendwelches Zeichen einer Stadt. Es dauert eine Weile, bis ich in den Tiefen der Nacht hohes Pfahlwerk unterscheiden kann, ähnlich demjenigen, das im Mittelalter die Soldatenlager umgab. Über den Pfählen erheben sich einige Dächer, niedrig und schräg, wie Zelte. Aber bei einer scharfen Biegung verbreitet eine glänzende elektrische Kugellampe ihre Strahlen wie ein Leuchtturm an der See, der den Schiffer in einen sicheren Hafen führt. Ihrem Lichte folgend, landen wir am Portal des berühmten Hôtel de la Métropole. Denn berühmt ist es. Ich werde es auch nicht vergessen und hoffe, es niemals wiederzusehen. Ich glaube, daß es alles in sich begreift, was der schlechte Geschmack des Westens und die Unreinlichkeit des Ostens hervorzubringen vermögen. Ein Kellner im Gesellschaftsanzug, aber dem Anschein nach ohne Wäsche, geleitet mich über einen mit Brüsseler Teppichen und Kehricht bedeckten Gang in ein Zimmer, das mit grünem Plüsch möbliert ist, aber der Betten entbehrt. Man erwarte vom Reisenden, wird mir gesagt, daß er sein eigenes Laken und Decken mitbringe. Ich habe nichts dergleichen, und nach einigem hin und her werde ich mit Bettzeug versehen, das ich lieber nicht gebrauche; ich ziehe vor, mich für die Nacht mit einem Lehnstuhl und einigen Reisedecken zu begnügen. Was ferner fehlt, ist

ein Waschtisch; denn das wunderliche Gestell in der Ecke kann kaum so genannt werden, da es, offenbar nur als Zierrat, eine Schale hat so klein wie ein Fingerhut. Kein warmes Wasser! Und wenn man solches verlangt, bringen sie ein paar Tropfen in einem Milchtopf. Endlich ist auch keine Luft da. Die Fenster sind das ganze Jahr lang vernagelt. Beim Versuch, eins zu öffnen, wäre es beinahe in Stücke zerfallen. So daß ich jetzt, wenn gefragt, wie die Hôtels in sibirischen Städten beschaffen sind, sagen muß: man hat Plüsch und Gold, aber keine frische Luft und kein warmes Wasser.

V. Die Hauptstadt Sibiriens.

Wie soll ich all die lärmenden Eindrücke der ersten vierundzwanzig Stunden in Irkutsk beschreiben! Nach dem Dunkel der Nacht brach ein strahlender Morgen an, so leuchtend, wie ich selten einen gesehen habe. Als ich zuerst um mich blickte, schien alles in einer Flut von Licht zu schwimmen. Die kleinen Holzhäuser schienen sich in Paläste verwandelt zu haben. Das Pfahlwerk bot Farben dar von hundertfach verschiedener Abtönung. Monumente und vergoldete Dome waren aus dem Boden gewachsen. Das düstere Bild der vergangenen Nacht verschwand ganz und gar, von dem Sonnenlichte vertrieben, wie entweichender Alpdruck. Was für ein Zauberer doch dieser Himmelskörper ist — ein Maler, ein Bildhauer und Architekt. Aus dem Nichts kann er gestalten und aufbauen und uns schauen und bewundern lassen, wo alles nur Blendwerk ist.

Indem ich zu den Ufern der Angara hinabschreite, gehen mir die Adjektiva aus. Mir fehlt der Ausdruck, um die Reinheit des Himmels, die Mannigfaltigkeit der Tinten des entfernten Nebels und die ganze Landschaft der Ebene mit ihren zitternden Luftspiegelungen zu schildern. Ich glaube, daß man am frühen Morgen und bei Sonnenuntergang den Reiz dieses seltsamen Landes am besten erfahren kann. Um die träumerischen Legenden zu verstehen, die auf diesem Boden geboren worden sind und sich die Seele dieses Volkes zu vergegenwärtigen; um einzudringen in diese wunderbare Atmosphäre, voll von Rätseln und Geheimnissen.

Irkutsk ist ein großer und wichtiger Mittelpunkt, der Sitz des Militär- und Zivilgouverneurs, des katholischen Bischofs und des Kommandanten der Truppen. Höhere Schulen sind hier, viele öffentliche Institute und Fabriken. Irkutsk ist eine bedeutende Handelsstadt, einer der hervorragendsten Märkte für den internationalen Verkehr. Die Hauptstraße ist eine unabsehbare Reihe von Läden, voll von Artikeln „made in Germany“ und einigen aus Amerika. Viel englische Ware sehe ich nicht. Wie ich erfahre, sind englische Handelsinteressen nur bei einigen größeren Bergwerken und Bauunternehmungen beteiligt.

Besondere Erwähnung verdient das sibirische Nationalmuseum. Es ist ein schönes, steinernes Gebäude, reich an allem, was sich auf Ursprung, Geschichte und Volkskunde von Sibirien bezieht. Ein paar Stunden in diesen Hallen verbracht, geben einen höchst umfassenden Einblick in die Daseins-

bedingungen der verschiedenen Rassen und Stämme, welche diese Gegenden seit Jahrhunderten bevölkert haben.

Auch vom gesellschaftlichen Standpunkte scheint Irkutsk einige Annehmlichkeiten zu bieten. Regierungsbeamte, Offiziere und andre betrachten es als eine besondere Gunst, hierher versetzt zu werden. Es bietet sich hier Gelegenheit zu mannigfacher Unterhaltung, und im Mittelpunkt der Stadt ist ein sehr anspruchsvolles Gebäude — das kaiserliche Opernhaus. Das Leben ist kostspielig, und die Bevölkerung zeigt einen starken Hang zum Luxus, sogar zu mehr, was man Verschwendung nennen könnte. Geld wird leicht und nutzlos ausgegeben, wie das gemeiniglich in wachsenden Städten und neuen Ansiedlungen der Fall ist. In dieser Hinsicht besteht eine entfernte Ähnlichkeit zwischen Irkutsk und einem Hürdendorf des amerikanischen Westens oder einer australischen Grubenstadt. Und am Nachmittag, wenn jedermann auf dem Holzpflaster promeniert, das wie eine Brücke über und durch die schmutzigen Straßen führt, zeigen die Einwohner genau dieselbe Verschiedenheit des Ursprunges und der sozialen Stellung wie in jenen überseeischen Orten. Außer russisch höre ich deutsch sprechen. Polen gibt es hier in großer Zahl, und ebenso sind die baltischen Provinzen ansehnlich vertreten. Fast aller Handel liegt in ihren Händen; die Russen sind, allgemein gesprochen, kein kommerzielles Volk. Zu erwähnen ist auch eine beträchtliche Kolonie von Chinesen, die zumeist den Import des berühmten Überlandtees via Kiachta betreiben.

Alle diese Menschen wandern unablässig die langen Fußsteige auf und nieder; andre sitzen, mit Pelzen bedeckt, vor ihren Haustüren, um das Schauspiel anzusehen. Gegen acht Uhr wird alles still. Die Straßen werden verlassen, die Türen geschlossen, die Fensterläden befestigt, die Lichter ausgelöscht, und nur noch die Nachtwächter schlendern langsam von einer Ecke zur andern, mit ihren Holzknarren rasselnd, um die Hauseigentümer wissen zu lassen, daß sie wachen und dem Diebe auf der andern Seite der Straße Zeit zum Entweichen zu geben.

Dennoch ist es der Mühe wert: ich würde jedem Reisenden empfehlen, in einer der großen sibirischen Städte ein paar Tage zu verweilen, trotz der zweifelhaften Hotels und primitiven Einrichtungen. Es gibt ein ganz andres Bild der Gebäude, der Einwohner und ihrer Art zu leben, als man aus Beschreibungen gewinnen kann.

VI. Transbaikalien.

Ich erreiche den Höhepunkt der Reise. Wir kreuzen den Baikalsee. Dies ist die am meisten bewunderte Strecke der ganzen Überlandtour: eine weit ausgedehnte Wasserfläche, glänzend wie ein Spiegel, umgeben von hohen Bergen und majestätischen Felsen. Doch was ich früher über Hügellandschaften gesagt habe, bin ich geneigt zu wiederholen: Seedistrikte sprechen mich nicht an. Das Meer in seiner Größe, die Heide in ihren mannigfaltigen Abtönungen sind beide in ihren künstlerischen Werten vollkommen, verschieden nur in der Auffassung. Das Meer imposant wie ein Gemälde von Meesdag, die Heide

duftig wie ein Corot, jedes vollendet in seinem Stil; aber ein See, und selbst der hübscheste, bleibt immer etwas, was ich nur als eine Chromolithographie bezeichnen möchte. Der Baikalsee, von Norden gesehen, verliert seine Ufer, so daß er den Vorteil hat, wie ein Ozean zu erscheinen. Die ganze Ferne ist flach, in Silberdunst gehüllt und hier und da durchbrochen von den kristallenen Spitzen der jenseitigen Gebirge. Einige Eilande sind umhergestreut, manche ungeheure Felsen wie von der Hand eines Titanen hineingeworfen. An jeden knüpft sich eine Sage; jeder hat sein besonderes Märchen. Alle diese Felsen und Inseln waren von Zwergen und Feen bewohnt, die eine wunderbare Vergangenheit hatten und die erstaunlichsten Gaben besaßen. Der zum Geheimnisvollen geneigte Sinn dieses altertümlichen Volkes hat jeden dieser auffallenden Punkte mit einer Erzählung ausgestattet; für den Eisenbahnbau zeigen sie sich weniger günstig, und am Südostufer bereiten sie ihm ein großes Hindernis. Die Linie um den Baikalsee ist noch nicht vollendet. Mehrere Tunnel sind noch zu bohren und eine beträchtliche Menge Felsen zu durchbrechen. Diese jedoch ist die einzige Strecke, welche dem Ingenieur Schwierigkeiten bereitet. Alles übrige war leicht herzustellen, und mit Ausnahme der großen Brückenbauten waren die Schienen einfach auf ebenen Grund zu legen. Und obwohl die Arbeit keine schwere war, hätte sie besser getan sein können. Die Schienen sind alle miteinander zu leicht, und nachdem sie nur ein paar Jahre erst befahren, muß beständig an ihnen repariert werden, und sehr bald wird man sie überhaupt erneuern müssen, da sie fehlerhaft balancieren. Gegenwärtig wird der Zug auf einem riesigen Schiff, das in Newcastle gebaut ist, über den See gefahren. Im Winter bedient man sich eines Eisbrechers, der aber sehr langsam arbeitet; die Verwaltung stellt daher für Passagiere und Güter kleine Schlitten zur Verfügung, mit denen man rascher über die gefrorene Fläche kommt.

Unser Boot ist überfüllt mit Reisenden aller Nationen und aller Arten. Außer russischen Beamten sind fremde Kaufleute da, mehrere Deutsche, ein Amerikaner und ein Däne, ein Detachement Soldaten, die Gefangene bewachen, und einige Ansiedler. Und so habe ich Gelegenheit, die vier Hauptklassen dieses neuen Landes zu sehen. Denn sie sind in der Tat die vier verschiedenen Elemente, mit denen Sibirien sich bevölkert. Es macht einen eigenen Eindruck auf mich, mit welch vollkommener Hingebung sie das gemeinsame Schicksal in ihrer neuen Heimat teilen. Die Soldaten sind Kosaken, eine Art irregulärer Truppen, die vollkommene Freiheit genießen. Die Regierung weist ihnen ein gewisses Terrain an, auf dem sie Landwirtschaft treiben, Vieh, besonders Pferde züchten und gleichzeitig zur Ableistung von Militärdienst verpflichtet sind. Sie sind rüstige Menschen, ausgezeichnete Soldaten und verdienen ihren altbewährten Ruhm der Tapferkeit. Die Ansiedler sind ganz andren Stammes und kommen zumeist aus dem mittleren und südlichen Rußland — apathisch aussehende, elend gekleidete, arme Leute mit bleichen Gesichtern und traurigen Augen. Ihre ganzen Familien, Väter und Mütter, Großeltern und Großkinder — alle ziehen in dies ferne Land der Verheißung, um da zu leben und zu sterben. Die russische Regierung ist sehr darauf bedacht, in diesen östlichen

Teilen Sibiriens Ackerbauer anzusiedeln. Das Land ist bis jetzt fast noch unkultiviert. Pächter sind sehr selten, und den Bergwerken fehlt es an Arbeitern. Die Aussichten sind hier noch viel größer als in Westsibirien; das einzige Hindernis ist die Entfernung. Aber die Reise, wie ich vorhin erwähnt habe, kostet so gut wie gar nichts: der Betrag ist nur ein nomineller. Offenbar müssen die russischen Staatsbahnen es sich leisten können, mit Verlust zu arbeiten: ihr Defizit im letzten Jahre belief sich auf 14 Millionen Rubel. Aber der Hauptzweck der russischen Staatsbahnen ist nicht, Geld zu machen, wenigstens jetzt nicht. Was sie anstreben, ist das neuerworbene Land zu kolonisieren und ihre slawischen Stammesgenossen unter den eingeborenen Mongolen und Tartaren anzusiedeln. Und vor und über allem ist das strategische Interesse in Betracht zu ziehen. Unzweifelhaft ist die sibirische Bahn eine Militärbahn und mit all ihren Knotenpunkten und Kreuzungen in der Absicht geplant, Truppen und Munition rasch zu befördern. Sogar das oft erörterte Rätsel: warum diese Bahn es so häufig vermeidet, näher an die wichtigsten Ortschaften heranzugehen, dürfte zum Teil wohl vom militärischen Gesichtspunkt aus seine Erklärung finden. Ob die Bahn in ihrem dermaligen Zustande sich als ganz befriedigend für den Transport großer Armeekorps erweisen wird, ist eine Frage, über welche die Meinungen verschieden sind[1]). Man darf nicht vergessen, daß sie zum Teil noch im Bau begriffen ist und ihre schließliche Vollendung noch weit in der Zukunft zu liegen scheint.

Die Fahrt über den Baikalsee dauert zwischen vier und fünf Stunden. Das Wasser ist sehr erregt, und Windstöße brechen ganz unerwartet aus. Wir langen gegen Sonnenuntergang am östlichen Ufer an. Der Ort heißt Myssowa. Er besteht aus einigen ringsumher verstreuten Holzhäusern und einem roh gefertigten Stationsgebäude. Im Speisezimmer jedoch ist ein in verschwenderischem Stil gedeckter Tisch, und wie in allen, auch den kleinsten Bahnhofsrestaurants dieser Linie, fehlt nicht ihr Stolz: ein vergoldetes Mittelstück und ein fünfarmiger Kandelaber. Da wir erst um Mitternacht weiterfahren, habe ich Zeit zu einem Ausgang, von dem ich jedoch bald zurückkehre, denn es ist so traurig draußen. Da der Ort der Mittelpunkt eines reichen Minendistrikts ist, zeigt er alle die dunklen Seiten des Grubenarbeiterlebens. Ich fürchte, daß jedes der wenigen Häuser ein Wirtshaus ist. Das Geld, das die Leute während eines harten Tagewerks verdienen, wird in den Stunden der Nacht weggeworfen. Vor der Station stehen ein paar von ihnen herum; trübselig und stumpfsinnig dreinschauende Gesellen, aus den Spelunken der westlichen Städte hergekommen und nach dem östlichen Sibirien verschlagen. In diesen entlegenen Gegenden werden Arbeiter gut bezahlt, und aus diesem Grunde bleiben so viele hier von diesen Wandervögeln.

Es schneit hart. Die federigen Flocken fliegen und schwirren wie weißbeschwingte Schmetterlinge gegen den blaßgrauen Himmel. Es ist bitter kalt,

[1]) Es ist nicht außer acht zu lassen, daß dieser Aufsatz vor Ausbruch des gegenwärtigen Krieges geschrieben wurde. Die Redaktion.

die Fenster meines Eisenbahnwagens sind dick überfroren, und wenn sie auftauen, ist nicht viel zu sehen. Die hohen Gebirge sind verschwunden, und eine majestätische Ebene liegt vor uns. Der Distrikt ist hügelig, hier und dort ein Fluß und sehr dürftige Vegetation. Dörfer scheinen unbekannt zu sein. Der erste Ort von einiger Bedeutung, an dem wir halten, ist Petrowsk. Er verdankt seinen Ursprung seinen tiefen Gruben, enormen Fabriken und einem großen Zuchthaus, das die Arbeiter liefert. Was für ein düsterer Platz! Niemals habe ich trostlosere Fabriken und Schmieden gesehen. Und niemals erschien Rauch mir schwerer und schwärzer, als ich ihn hier aus den zahllosen Schornsteinen steigen sah. Es ist eine Hölle, deren Schrecken nur der Genius Dantes hätte schildern können. Und wenn Petrowsk ein Stadttor hätte, könnte seine einzige Inschrift sein: „Lasciate ogni speranza voi ch' entrate."

Und wie viele haben diesen gräßlichen Ort betreten! Wie viele der russischen und polnischen Edelleute sind hierher verbannt worden — Narischkins, Murawiews, Anenkoffs, Volskonskys, Trubetzkois — wir finden unter denen, die hier geweilt, Nachkommen von ihnen allen. Wie vieler historischen Familien politische Hoffnungen sind hier gestrandet! Den Jammer von Omsk hat Dostojewsky beschrieben, der von Petrowsk wird niemals ganz bekannt werden. Manchen der Verbannten sind ihre tapferen Frauen gefolgt, Damen von wunderbarem Mut, welche Paläste verlassen haben, um ihre Männer zu begleiten und ein freiwilliges Exil zu erleiden.

Durch den Frost von Transbaikalien setzen wir unsre Reise fort. Man sagt mir, daß das Land sehr reich sei. Über dreißig Bergwerke sind gegenwärtig in Betrieb, und es könnten ihrer noch mehr sein. Wo man mit der Landwirtschaft begonnen hat, ist es ein großer Erfolg gewesen, und einige der Städte zeigen Zeichen steigender Handelstätigkeit. Doch ich weiß nicht, warum dieser Teil Sibiriens ganz und gar den Reiz vermissen läßt, den ich ein paar Tage zuvor nicht genug bewundern konnte. Das Hochplateau der Baschkiren, die Steppen der Kirgisen und die dichten Forste der Kalmücken hatten alle ihren eigenen Zauber und ihre besondere Atmosphäre. Transbaikalien hat ohne Zweifel eine große ökonomische Zukunft, aber nicht dieselbe landschaftliche Schönheit. Die Einwohner sind Burjäten, Nomaden wie die andern, aber sie haben nicht die sympathischen Züge und erscheinen so fremdartig, so ganz anders. Ihre gelbe, pergamentne Haut und kleinen, geschlitzten Augen entbehren jeden Ausdrucks, oder wenn sie einen haben, ist er uns unverständlich, indem wir neugierig auf sie blicken, als ob sie Kinder eines andern Planeten wären. Sie leben in Zelten oder Hütten, die mit einer aus Pferdehaar bereiteten Art von Filz gedeckt und mit Fellen ausgestattet sind; auch sie züchten vornehmlich Pferde und besitzen Gestüte von beträchtlichem Umfang. Männer und Frauen sind gleich gute Reiter und leben im Sattel von der Wiege bis zum Grabe, und Männer und Frauen tragen fast dieselbe Kleidung: schwere Stiefel und niedrige Filzhüte, und lassen ihr langes Haar in fettigen Strähnen herabhängen. Sie sehen den Chinesen sehr ähnlich und noch mehr den Tibetanern und Butanern, bekennen sich auch zu derselben Religion, denn fast alle sind Buddhisten. Hunderte von Lamas

schwärmen über das Land, und es gibt mehrere Klöster, die diesen gehören. Die Regierung, die im allgemeinen jedem Glauben außer dem der griechischen Kirche so feindselig ist, duldet nicht nur, sondern unterstützt dem Anschein nach ihre Ansprüche bis zu einem gewissen Grade. Rußland scheint neuerdings ein großes Interesse an seinen buddhistischen Untertanen zu nehmen, deren es einige hunderttausend zählt. Es gewährt ihnen sogar jede Erleichterung für ihre großen Pilgerfahrten zu dem Lama von Lhassa im geheimnisvollen Tibet.

Der letzte Tag wird im Amurgebiet verbracht, diesem ungeheuren Distrikt, der Rußland, ohne daß es das Schwert gezogen, und ohne Kosten durch einen einzigen Federstrich des Grafen Murawiew nach dem Vertrag von Peking im Jahre 1860 zugesprochen worden ist. Von Chitta wendet die Linie sich gegen Südost, und wir nähern uns der sogenannten chinesischen Grenze. Um Mitternacht erreichen wir unsern Bestimmungsort, eine Niederlassung, in einem Winkel der Gobiwüste verloren. Er heißt Manchury. Auf der andern Seite dehnt sich die Mandschurei aus, von der man mich emphatisch versichert, daß sie zu dem gelben Reich gehöre. Von hier ab läuft die Bahn unter einem andern Namen: statt „Russische Staatsbahn" führt sie den der „Östlichen Chinesischen Eisenbahngesellschaft". Sie hat drei Hauptzweiglinien: eine von Sibirien nach Charbin, die zweite von Charbin nach Wladiwostok, die dritte von Charbin nach Port Arthur. Sie vereinigen das Gelbe mit dem Schwarzen Meer über Moskau und den Stillen Ozean mit der Ostsee über St. Petersburg. Was vor wenigen Jahren noch als ein Traum erschien, hat sich heute verwirklicht.

Während man den neuen Zug rangiert — ein Salonwagen mit Schlafgemach, Arbeitszimmer, Veranda, Dienergelaß und Küche, von der Verwaltung mir freundlich zur Verfügung gestellt, wird bis Niutschwang und Port Arthur mir als Heimstatt dienen —, habe ich Zeit, meine Erinnerungen zu sammeln und meine Papiere zu ordnen. Es war mehr zu notieren, als ich geglaubt hatte, denn ich fand des Merkwürdigen in jeder Richtung und von jeder Art. Sibirien ist mehr als ein Land, es ist ein Kontinent — ich möchte fast sagen: eine Welt für sich. Es hat seine charakteristischen und besonderen Züge, seinen eigenen Boden und sein eigenes Volk, seine eigene Geographie, Ethnologie und sein eigenes Klima. Es ist ein ganz unbekanntes Land, neu oder alt, wie man es nennen will. Um es einigermaßen zu verstehen, bedarf es mehr des Instinkts als der Gelehrsamkeit, mehr der Sympathie als der Analyse. Der Beobachter muß Empfindung haben. Es mag uns ansprechen oder nicht, uns gefallen oder nicht, aber es kann nicht verfehlen, Eindruck zu machen und zu imponieren. Es ist ein Land von nahezu 5 000 000 (engl.) Quadratmeilen und hat acht organisierte Provinzen, deren jede größer ist als die meisten der westlichen Königreiche. Es kann aus dem unerschöpflichen Schatze Rußlands verbessert und unterstützt und beschützt werden von einem Heere, das Millionen zählt. Es ist großartig in jedem Betracht. Es wird bewässert von Asiens größten Strömen und besitzt die

ausgedehntesten Süßwasserseen der Hemisphäre. Es hat ein größeres Areal anbaufähigen Bodens als ganz Europa zusammen, und seine Waldungen sind kaum zu messen. Seine Berge türmen sich hoch in die Wolken hinein. Was als Monotonie berufen ist, sollte eher unabsehbare Weite genannt werden, denn es ermangelt nicht der Mannigfaltigkeit, nur daß man ihr in sehr langen Zwischenräumen begegnet. Dieselben Merkmale gelten zum Teil von den Bewohnern. Sie gehören zu mannigfachen Sippen und Stämmen von verschiedenen Rassen. Einige zählen zu der tatarischen, andre zu der kaukasischen Familie. Einige sind gelb, andre sind weiß. Heute sind letztere die Beherrscher Sibiriens, aber es ist die Heimat der ersteren. Werden die Weißen die Herren bleiben, oder werden sie überwältigt werden von den Gelben, oder werden sie sich amalgamieren und in ihrer unermeßlichen Masse aufgehen? Welch ein ernstes Problem und wie unlösbar! Es ist so schwer, die Natur dieses Volkes zu verstehen, so schwer, seine Gedanken zu lesen. Wer vermöchte jemals von ihrem Innenleben sich eine Vorstellung zu machen oder ihre Ideenwelt sich zu vergegenwärtigen? Einst mächtig, jetzt in Verfall, führen sie heute ein untergeordnetes, unorganisiertes Dasein, der Energie entbehrend, unfähig jedes höheren Aufschwungs. Und doch sind diese Nomaden stramme Geschöpfe, alle die physische Kraft ihrer Vorfahren aus der Zeit von Dschingis-Khan besitzend. Wie lange wird es dauern, bis sie erwachen? Wie lange, bis sie alle die Vorteile der westlichen Kultur erwerben und die erhebende Macht des Christentums erfahren?

So viele Fragen, die nur die Geschichte der Zukunft beantworten wird. Die beste Prophezeiung wird, fürchte ich, hinter dem zurückbleiben, was die Wirklichkeit sein sollte. Ich fürchte, es wird noch manche Kriege geben und — ich hoffe — Friedensschlüsse auch und Konferenzen und Verträge. Aber Rassenkämpfe können nicht auf dem Schlachtfeld oder in den Parlamenten entschieden werden. Das Schicksal der Menschheit hat ein höheres Tribunal.

Aber was immer die Zukunft des fernen Ostens sein mag: die sibirische Bahn wird unzweifelhaft einen gewissen Anteil, wenn nicht an der Änderung, so doch an der Beschleunigung ihres Verlaufes haben.

Es war ein mächtiger Schritt vorwärts. Der Schritt eines Kolosses.

Das Wirtschaftsleben der Völker und der Seekrieg.

Von

Curt Freiherrn von Maltzahn.

I.

Man sieht heute die erste Aufgabe, die der Seekriegführung gestellt wird, in der Erringung der Seeherrschaft. Des Gegners Kriegsflotte soll besiegt, von der See vertrieben und in ihren Häfen festgehalten werden. Der Sieger bekommt dadurch die Verkehrswege der See in seine Gewalt und kann das Gewonnene ausnutzen zur Eroberung des feindlichen Landes, zur Schädigung der Küsten des Gegners, zu Angriffen auf dessen Kolonien und auf dessen Handel, soweit seine Wege über See führen. Die Seeherrschaft gibt also die Möglichkeit, den Gegner entweder über die Brücke der See hinweg im Landkriege zu besiegen, wo die Gebiete der kriegführenden Staaten nicht aneinander grenzen, oder ihm an seinen Seeinteressen einen Schaden zuzufügen, den er schwerer empfindet als das, was man durch den Krieg ihm abringen will, und ihn so zum Frieden zu zwingen. Von diesen beiden Formen, in denen das durch die Seeherrschaft Errungene ausgenutzt werden kann, interessiert uns am meisten die zweite, der reine Seekrieg, der, nur mit der Flotte geführt, auf der See beginnt und auf der See endet. Er wird schließlich das Hauptmittel zur Erzwingung des Friedens darin sehen, den eigenen Seehandel zu schützen und den des Feindes zu vernichten: *der reine Seekrieg ist ein Handelskrieg.* Der Kampf mit des Gegners Flotte ist dann, wie beim Ansetzen des Landkrieges auch, nur das Vorstadium. Je mehr das Wirtschaftsleben des feindlichen Volkes abhängig ist vom Seehandel, desto tiefere Wunden wird man ihm zufügen, desto eher kann man darauf rechnen, durch den Seekrieg allein den Frieden zu erzwingen. Es entsteht hieraus aber eine *gegenseitige* Abhängigkeit zwischen dem Seekriege und dem Wirtschaftsleben der Seevölker. Denn setzt sich der Seekrieg solche Ziele, so wird er seine Formen ihnen auch anpassen müssen, d. h. abhängig vom Wirtschaftsleben werden. Um ein einheitliches Bild dieses Zusammenhanges zu geben, wird es daher nötig sein, auch auf die Entwicklung von Strategie und Taktik des Seekrieges einzugehen, soweit es zum Verständnis notwendig ist.

Mit der Entstehung der Formen des Seekrieges eng verbunden sind dann ferner die Anschauungen, die sich, dieser Entwicklung folgend, herausgebildet haben über das, was als Mittel der Kriegführung dem Feinde und den Neutralen gegenüber erlaubt ist, d. h. die Anschauungen des Völkerrechts, speziell des Seekriegsrechts. Man sieht heute die See, abgesehen von den nach moderner Auffassung engbegrenzten Hoheitsgewässern der einzelnen Staaten, als gemeinsamen Besitz aller an, auf dem niemandem Hoheitsrechte zustehen außerhalb der Schiffe, die seine Flagge tragen. Aber höher als diesen im Interesse aller von allen garantierten Besitz stellt man das Recht, Krieg zu führen, dasjenige Recht, in welchem die Souveränität eines Staates ihren höchsten Ausdruck findet. Dieses Recht den Mitgliedern der Staatengemeinschaft zu wahren, liegt ebenfalls im Interesse aller, und deshalb ist es nur folgerichtig, wenn man dem reinen Seekriege das einzige Mittel, das er hat, um den Frieden zu erzwingen, international zugesteht, den Angriff auf den feindlichen Seehandel. Hierzu und zur Ausschließung von Kriegskonterbande gibt das Seekriegsrecht den Kriegführenden denn auch Befugnisse, die weiter gehen als diejenigen der am Kriege nicht beteiligten Staaten, Rechte, die auch die Kriegführenden im Frieden nicht besaßen. Es gestattet Angriffe auf feindliches Privateigentum, die der Landkrieg nicht kennt; es gestattet innerhalb gewisser Grenzen, Kauffahrer neutraler Staaten anzuhalten und zu visitieren; ja es erlaubt sogar, unter bestimmten Garantien neutralen Schiffen den Handelsverkehr mit dem feindlichen Lande gänzlich zu verbieten und dadurch tief in das Wirtschaftsleben andrer Staaten einzugreifen.

Was ich bisher ausgeführt habe, schildert in großen Zügen die heutige Lage. Um sie als etwas historisch Entstandenes richtig zu verstehen, um die Aufgaben, die sie und die nächste Zukunft uns stellen, richtig aufzufassen, ist aber ein Blick in die Vergangenheit unerläßlich. Es hat vieler Kriege bedurft, um die Aufgaben des Seekrieges in so klarer Gliederung zu erkennen, wie wir sie heute sehen. Eine lange Entwicklungsreihe mußte durchlaufen werden, um das Wirtschaftsleben der Völker so eng mit Seehandel und Seeverkehr zu verknüpfen, und Kriegserfahrung, wirtschaftlicher Fortschritt und die Entwicklung der Zivilisation mußten zusammenwirken, um die heutigen völkerrechtlichen Anschauungen entstehen zu lassen. — Ich beginne daher meine Darstellung mit einem kurzen Rückblick auf die Geschichte der Seevölker und die Entwicklung des Seehandels.

Will man in der Geschichte des Seehandels nicht zu weit zurückgreifen, so muß man von einem Abschnitt ausgehen, der einschneidend genug war, um als Grundlage zu dienen, und als solchen sehe ich das Zeitalter der Entdeckungen an. Vor dem Jahre 1500 bestand Seehandel in größerem Maßstabe in drei großen Seegebieten: in der Ost- und Nordsee, im Mittelmeer und im Indischen Ozean mit seinen östlichen Hintermeeren. Als Zwischenglied kann der Handelsweg von der Straße von Gibraltar zum westlichen Eingang der Nordsee gelten. Von diesen das alte Europa umfassenden Seehandelsgebieten führten, teils den schiffbaren Flüssen folgend, teils auf den wenigen, außerdem durch Zollschranken und sonstige Hindernisse allerlei Art stark beeinflußten

Landstraßen, Handelswege in das Innere des Kontinents hinein. Sie konnten aber vom Mittelmeer aus nur die oberdeutschen Städte, Nürnberg, Augsburg, Regensburg, von der Ost- und Nordsee her Niederdeutschland nur bis zu einer Linie in den Bereich des Seehandels ziehen, die von Köln über Göttingen und Halle nach Frankfurt a. O. verläuft. Einen durchgehenden Nord-Südhandel gab es nur im Westen; er führte einerseits über die Alpenpässe, andrerseits das Rhonetal hinauf zum Rhein und diesen abwärts zur Nordsee. Die jährlichen Märkte in den Städten der Champagne dienten als Zwischenglied. Aber auch er wurde je länger je mehr durch die den Westen des Kontinents umfassende, Lissabon als Mittelsplatz benutzende Seehandelsstraße ersetzt, so daß schon hier der Seehandel als die peripherische Durchgangslinie des Gesamthandels auftritt.

Der Handel nach dem Orient, bis nach Indien, China und dem Malaiischen Archipel reichend, bewegte sich auf zwei großen Linien. Die nördliche führte, teils den Seeweg, teils Karawanenstraßen benutzend, nach Konstantinopel, mit einem nördlichen Ausläufer bei Nowgorod endend. Die Zeit ihrer Hauptbedeutung war jedoch um 1500 bereits vorüber. Sie konnte die Konkurrenz der südlichen Linie nicht ertragen, die, seit durch Beendigung der Kreuzzüge die durch diese geschaffene Handelsbarriere gefallen war, auf weitere Strecken den Seeweg benutzte und durch Syrien und Ägypten hindurch zur Mittelmeerküste führte. Die dem Handel und der Kultur erschlossenen arabischen Sultanate in Syrien und am unteren Nil bildeten hier die kürzeste Landbrücke zu dem Seehandel der Araber, der den Indischen Ozean bis hinunter zum 20. Grad südlicher Breite an Afrikas Küste beherrschte und im Osten an chinesische und malaiische Handelswege anschloß.

Der allgemeinen Richtung der die Länder der alten Kulturwelt umschließenden und sie verbindenden Meere folgend vermittelte also der Seehandel den Warenaustausch zwischen dem Osten und dem Westen. Die Waren, die er bewegte, waren aber in den nordischen Meeren andre als im Mittelmeer und den daranschließenden Meeren des fernen Ostens. Die Hansen, bis gegen die Mitte des 15. Jahrhunderts die Herren des Handels in der Ost- und Nordsee, tauschten die Bodenerzeugnisse und Rohstoffe der wenig kultivierten Hinterländer der Ostsee, schwedische Erze, russisches und polnisches Getreide und Holz, Pelzwerk und Wachs, gegen die Erzeugnisse der höheren Kultur und des milderen Klimas von Westeuropa ein. Einen wichtigen Handelsartikel bildeten ferner die Erträge ihrer in der Ostsee und den norwegischen Gewässern betriebenen Fischerei, mit denen sie den Osten wie den Westen versorgten. Die Fischerei kann man auch insofern als eine der Grundlagen des hansischen Warenaustausches ansehen, weil sie ihn unabhängig machte von andern. Fische waren fast der einzige Handelsartikel, für den die Hansen nicht auf andre angewiesen waren; ihre eigene Tätigkeit lieferte ihn.

Als Grenzen des Handelsgebietes der Hansen kann man im Osten Nowgorod, im Westen Brügge ansehen, wenn auch ein Zweig ihres Handels, sich mit dem vom Mittelmeer herkommenden hier überdeckend, bis Lissabon hinunterreichte. Von dort bezogen sie Orientwaren und Fabrikate des italienischen und südfranzösischen Gewerbes, soweit diese nicht bis Flandern

direkt verschifft wurden. Brügge war ihnen aber auch deshalb wichtig, weil die flandrischen Städte der Sitz hochentwickelten Gewerbfleißes und den Hansen deshalb für ihren Warenaustausch um so unentbehrlicher waren, je weniger sie selbst an Handelswaren hervorbrachten. England, bis in das 15. Jahrhundert hinein fast ein reines Agrarland, lieferte Wolle als Rohstoff für das flandrische Gewerbe; erst allmählich begann dort eigene Gewerbtätigkeit sich zu entwickeln. Aber der englische Handel wie der der skandinavischen Reiche war fast ganz in den Händen der Hanse, die ihn durch finanzielle Übermacht, durch geschickte Verträge und schließlich mit kriegerischer Gewalt sicherte.

Der Mittelmeerhandel, von dessen äußersten Ausläufern nach Norden wir eben gesprochen haben, war nach Niederringung der ehemaligen italienischen Rivalen (Amalfi, Pisa, Genua) beinahe vollständig in der Hand von Venedig vereinigt. Neben ihm wäre nur Florenz zu nennen, das nach Erwerbung des Hafens von Livorno Genuas Seeverbindungen aufgenommen hatte, und Barcelona. Die Seewege im Mittelmeer verbanden fast durchweg Länder höherer Kultur miteinander, den Süden Europas bis Mittelfrankreich und Mitteldeutschland hinein mit den Gebieten des Orients, die Kostbarkeiten aller Art, prächtige Stoffe, Spezereien und Gewürze lieferten. Auf ihnen wurden, wenn man davon absieht, daß den daran armen Schwemmländern am Nil Erze und Schiffbauholz aus Europa geliefert wurden und daß auch Getreide und Salz mit zu den Stapelartikeln des Seehandels gehörten, mehr hochwertige Erzeugnisse bewegt als in den nordischen Meeren.

Im übrigen zeigt der Handel in den beiden Hauptgebieten europäischer Seefahrt sowohl in der äußeren Form wie in der inneren Organisation allerlei Ähnlichkeit. In großen Seekarawanen bewegte sich die schwerfällige, den Gefahren der stürmischen Wintermonate nicht gewachsene Seefahrt der damaligen Zeit in den nordischen Meeren wie im Mittelmeer. Ihr Schutz gegen Piraten und gegen Freibeuter konkurrierender Handelsmächte bestand teils in der Zusammenfassung der Kauffahrer zu gegenseitigem Schutz und in ihrer Bewaffnung, teils in der Begleitung durch Kriegsfahrzeuge. Die Handelswege endeten über See in Niederlassungen, die eine gewisse Exterritorialität inmitten der fremden Staaten genossen, in denen sie lagen. In diesen Niederlassungen verkörperten sich auch die Handelsgerechtsame aller Art, die meist den ausgeprägten Charakter des Monopols unter Ausschluß aller Konkurrenz trugen. Die lose Organisation der Hanse ließ ihr Kollektivmonopol vielleicht noch nicht so scharf hervortreten, wie sich dieser Charakter des damaligen Handels in der die See beherrschenden Republik Venedig ausprägte. In ihr war denn auch das Wesen des Seestaates vielleicht allein zu damaliger Zeit erkennbar in seiner Vereinigung von Handel und Finanzkraft einerseits und staatlichem Schutz durch eine auch im Frieden bestehende Kriegsflotte anderseits. Beträchtlicher Landbesitz in Italien, an den Küsten des Adriatischen Meeres und in der Levante machte überhaupt Venedig mehr zu einem wirklichen Staat, als die andern damaligen Stadtstaaten es waren. Auf staatlicher Grundlage ruhten dann ferner das aragonische Barcelona und

am Atlantischen Ozean Lissabon, die Hauptstadt des Königreichs Portugal, das, von der Unternehmungslust seiner Herrscher getragen, schon seit Beginn des 15. Jahrhunderts die Seewege des Atlantischen Ozeans immer weiter nach Süden hin erschloß und allen Staaten auf dem Wege der Entdeckungen voranschritt. Sieht man in diesem Sinne von Venedig, Barcelona und Lissabon ab, so kann man sagen, daß der Handel überhaupt wie der Seehandel im besonderen im Mittelalter mehr die städtische als die staatliche Gewalt zur Grundlage hatte. Dies ist durch den Zustand des politischen wie des Wirtschaftslebens der Zeit durchaus erklärlich. Es war die Zeit, da von den miteinander ringenden Gewalten, den Herrschern und den großen Adelsvasallen, noch keine gesiegt hatte, eine Zeit allgemeiner Gärung und Unruhe. Die Staatsgewalt war in den Händen der Fürsten noch nicht so fest vereint, daß sie sich der Entwicklung der wirtschaftlichen Interessen der Untertanen im Innern wie ihrer Vertretung nach außen hin mit Erfolg hätte zuwenden können. Da war denn hinter den schützenden Mauern der Städte das Bürgertum erstarkt, Handel und in den Zünften fest organisiertes, kapitalkräftiges Gewerbe blühten, und in ihrem Zusammenschluß durch politische Bündnisse oder in der eigenen Macht fanden dann die Städte die Möglichkeit, ihre Interessen, die der Staat nicht schützen konnte, selbst zu wahren. Denn auch die militärische Beherrschung des Meeres ging von den Städten aus, die mit Kriegsgewalt die Vorherrschaft ihres Handels erzwangen, wo andre Mittel versagten. Wo aber die Staaten die See als Kriegsstraße benutzen wollten, wie es in den Kreuzzügen der Fall gewesen war, da traten die Seehandelsstädte mit ihren Transportmitteln und ihren Kriegsschiffen helfend ein, und zwar zum gegenseitigen Nutzen. Denn der Seehandel der italienischen Mittelmeerstädte ist zum Teil aus der Berührung hervorgegangen, die die Kreuzzüge zwischen Morgenland und Abendland schufen. Ja, bis in die nordischen Meere hinauf holten die Staaten sich solche Hilfe. Als im Jahre 1340 die lange Zeit der Kriege zwischen England und Frankreich begann, fochten in der Seeschlacht bei Sluys, dem Hafen von Brügge, auf französischer Seite genuesische Galeeren.

Die Macht der Städte, zum Teil auch derjenigen im Inlande, beruhte also einerseits auf den Kräften, die ihnen der den Kontinent umschließende Seehandelsweg zuführte, anderseits aber darauf, daß die Staaten Europas innerlich noch nicht so weit erstarkt waren, daß sie die Selbständigkeit der Städte hätten hindern können. In beiden Beziehungen sollten Änderungen kommen. Die großen Entdeckungen verlegten den Handelsschwerpunkt allmählich an die ozeanische Westküste von Europa, und die zweite Hälfte des 15. Jahrhunderts ließ überall die Staatsgewalt erstarken und damit Machtfaktoren entstehen, gegen die die Kraft der Städte bald nicht mehr ausreichte. In Spanien bereitete die Heirat zwischen Isabella von Kastilien und Ferdinand dem Katholischen den Einheitsstaat vor, während zugleich die Einnahme von Granada die jahrhundertelangen Kämpfe gegen die Mauren abschloß. Frankreich und England beendeten im Jahre 1453 die lange Reihe von Kriegen, deren Beginn im Seekriege ich vorher erwähnte, und die Regierungszeit Ludwigs XI. in Frankreich wie die der Tudors in England kann

für beide Staaten als der Anfang einer neuen, kraftvolleren Epoche angesehen werden. Auch in Deutschland erstarkte die Fürstengewalt so weit, daß sie die Vorherrschaft der Städte nicht mehr neben sich dulden wollte; eine Zusammenfassung der Kräfte des Reiches, die eine starke Vertretung nach außen hin möglich gemacht und so auch den Städten genutzt hätte, kam jedoch nicht zustande. Für den Handel der Hanse war dies um so empfindlicher, weil auch in den nordischen Reichen vieles sich geändert hatte gegen die Zeit, als sie durch Zusammenfassung der städtischen Macht stark gewesen war unter Schwachen. Politische Veränderungen andrer Art waren es, welche im Osten die nach den reichen Ländern Asiens hinüberführenden Handelswege verlegten. Rußland hatte, nach Abschüttelung des Mongolenjochs neu erstarkt, die Republik Nowgorod sich einverleibt und die dortige Handelsniederlassung der Hanse lahmgelegt. Für Venedigs Verbindungen nach dem Orient aber schuf das Vordringen der handels- und kulturfeindlichen Osmanen, die 1453 Konstantinopel erobert hatten, immer schwierigere Verhältnisse und entriß ihm in der Levante eine seiner Besitzungen nach der andern.

So bereitete sich die neue Zeit vor, die dem Wirtschaftsleben der politisch erstarkten Staaten des Westens durch die Eröffnung der neuen Seewege noch weitere Kräfte zuführen sollte. Die Zeit der städtischen Herrschaft über die See war beendet: die Zeit der großen Seestaaten begann. An dieser neuen Entwicklung konnte das innerlich zerrissene, von Kriegen zerfleischte Zentralreich Deutschland nicht mehr teilnehmen. In der kraftvollen Kaiserzeit hatten die den Kontinent umfassenden alten Seehandelswege ihm von allen Seiten her Kräfte zugeführt und es auch wirtschaftlich in den Mittelpunkt gestellt; von dem neu sich erschließenden Weltmeer war es weit abgerückt, und wo dessen Handelswege an deutsche Küsten heranführten, wurden sie von andern Völkern ausgenutzt.

Wenn ich nun dazu übergehe, in großen Zügen ein Bild davon zu entwerfen, wie in den vier Jahrhunderten der neuen Zeit bis zum Sturz Napoleons der Seekrieg sich ausgestaltete, wie er sich anpaßte an das Wirtschaftsleben der Völker, so möchte ich doch zunächst unter Hinweis auf die soeben besprochenen Verhältnisse des Mittelalters behaupten, daß Keime hierzu in diesem bereits klar zu erkennen sind. Damals schon konnten Landesprodukte und Fabrikate weit voneinander getrennter Gebiete auf den überall fahrbaren, zur Bewältigung von Massen besser als die des Landes geeigneten Straßen der See ausgetauscht werden. Es bestand, wenn auch nur in beschränktem Maße, über die See hinweg ein Ausgleich zwischen an Bodenschätzen armen und an solchen reichen Gebieten, zwischen Gütererzeugung und Güterverbrauch. Zwar war bei der damals agrarischen, mehr auf sich selbst ruhenden Wirtschaftsweise dieser auf See sich vollziehende Ausgleich nicht für alle Teile eines Landes und nicht für alle Gebiete seines Wirtschaftslebens entscheidend, er schloß aber doch schon Werte in sich, die, je näher das Land der See lag, um so mehr einen wesentlichen Teil des Nationalbesitzes ausmachten. So führt das Wirtschaftsleben des Mittelalters bis an die Schwelle der Neuzeit, wo

am Ende einer langen Entwicklungsperiode von der Lage eines Landes zur See, von der Ausbreitung seines Handels und seiner Industrie und von dem Schutz, den diese genießen, die gesamte Volkswirtschaft immer abhängiger wurde, so daß schließlich im Interesse aller Teile des Volkes das Verhältnis zur See eine Existenzfrage für den modernen Staat geworden ist. In diesem Sinne ist also ein jeder der heutigen Staaten ein Seestaat, und für unser Thema entsteht die Frage: Von welchen Faktoren wird die Rolle bedingt werden, die ein solcher Staat im Völkerleben spielt?

Ich greife auf die Schriften eines derjenigen Männer zurück, die als die berufensten Schilderer des Verhältnisses der Staaten zur See gelten können, wenn ich — Mahan in einigen Punkten ergänzend — sage: Die Seemacht eines Staates beruht auf Produktion, Schiffahrt und Märkten. Soll sie erhalten bleiben, so gehört dazu zunächst eine für Produktion und Volksbestand genügend große, in ihrem Bestande militärisch gesicherte Landbasis, sodann die Sicherung des Seeweges im Kriege. Nach diesen Elementen: nach der wirtschaftlichen Macht, die einem Lande aus der richtigen Entwicklung und Benutzung seiner überseeischen Beziehungen erwächst (der Seemacht), und nach der kriegerischen Macht von Flotte und Heer, die es besitzt, um sie zu schützen, wird denn auch das Entstehen und Vergehen der Seestaaten zu betrachten sein, deren Geschichte uns jetzt in einem kurzen Überblick beschäftigen soll.

Das 16. Jahrhundert stellte zwei Völker in den Vordergrund: die Portugiesen und die Spanier. Zwar ging die Entdeckung von Amerika durch Kolumbus derjenigen des Seeweges nach Ostindien voraus, aber die portugiesische Entdeckung brachte doch schnellere Erfolge. Dies lag zunächst daran, daß Portugal besser darauf vorbereitet war, das auszunutzen, was sich ihm bot; es hat dann aber weiter seinen Grund darin, daß der portugiesische Handel nicht erst neue Quellen zu erschließen brauchte, sondern nur an die Stelle desjenigen trat, welchen die Araber im Indischen Ozean seit Jahrhunderten mit den auf hoher Kulturstufe stehenden Reichen Indiens und Ostasiens betrieben hatten. Portugal fand für den Handelsverkehr mit Indien einen neuen Weg, der ihn unter Ausschaltung der bisher bestehenden Zwischenglieder direkt nach Europa führte. Aus Lissabon, dem bisherigen Umschlagsmarkt zwischen dem Mittelmeer und dem Norden Europas, wurde ein selbständiger Welthandelsplatz, der Venedig bald immer mehr Konkurrenz machte.

Zu dieser Umlegung der Seehandelswege trugen aber auch Ereignisse andrer Art mit bei. Denn zu derselben Zeit, als die portugiesischen Seefahrer — Entdecker, Kaufleute und Krieger zugleich — den Arabern in heißem Ringen die Handelsherrschaft über den Indischen Ozean entrissen und die asiatischen Herrscher zwangen, portugiesische Faktoreien an ihren Küsten zu dulden, verschloß das Vordringen der osmanischen Macht nach Syrien und Ägypten die Landfortsetzung der Seewege des Mittelmeers nach dem fernen Osten hin. Dieses Meer, einst die Hochstraße des Seeverkehrs für Europa, begann zu veröden, und was an Handelsbeziehungen mit der Levante sich erhielt, lebte von der Gnade des Großherrn in Konstantinopel und litt auf

seinem Wege unter fortwährender Beunruhigung durch mohammedanische Seeräuber, je weiter die Osmannenherrschaft, an der afrikanischen Küste westwärts verschreitend, das Mittelmeer umschloß. Weiter als zu einer Vermittlung des Handelsverkehrs für andre hat es aber Portugal nicht gebracht. Zwar entstanden, als durch einen Zufall Brasilien entdeckt worden war und die Portugiesen weiter in die asiatische Inselwelt hinein vordrangen, neben den Handelsniederlassungen in fremden Staaten auch selbständige portugiesische Kolonien, aber zu einer gedeihlichen Weiterentwicklung zu einem See- und Kolonialstaat fehlte Portugal vor allem die gesicherte staatliche Existenz. So ist denn sein wirtschaftlicher Aufschwung nur von kurzer Dauer gewesen. Die Rolle, die es als Seestaat in der späteren Zeit gespielt hat, wurde zunächst dadurch bestimmt, daß es, als Land schon immer eine spanische Enklave, da der Mannesstamm des Herrscherhauses 1580 erlosch, von Philipp II. seinem Reiche einverleibt wurde. Spaniens Feinde wurden auch seine Feinde, und an sie verlor es den größten Teil dessen, was das Zeitalter der Entdeckungen ihm gebracht hatte. Nach Wiedererlangung seiner Selbständigkeit geriet es mit dem Sinken der spanischen Machtstellung und dem Erstarken Englands in die Abhängigkeit zu diesem Staate, die es heute noch am Leben erhält.

Einen andern Typ des Seestaates stellte von jeher Spanien dar. Den Handelsstaat Portugal kann man sich losgelöst von andern nicht denken; er war für ganz Europa der Vermittler des Verkehrs mit Indien geworden. Spanien, dem die Entdeckungen des Kolumbus eine neue Welt erschlossen, kann man als das erste Kolonialreich und, wirtschaftlich betrachtet, als einen Vorläufer des Merkantilismus ansehen, soweit darunter ein in sich geschlossenes Wirtschaftsgebilde zu verstehen ist, das, unter Ausschließung andrer, Mutterland und Kolonien mit monopolistischen Banden umschließt. Aber nach beiden Seiten hin hat Spanien nach einem kurzen kräftigen Anlauf, der ihm große Räume erschloß und es mit einem Male an die Spitze aller überseeischen Bestrebungen stellte, nur Unvollkommenes geleistet. Die Konquistadoren eroberten für Spanien Reiche einer alten Kultur, aber sie zerstörten sie nur, um sie auszubeuten. Statt die in den überseeischen Gebieten ruhenden Kräfte zu entwickeln und sie in Verbindung mit dem heimischen Gewerbsleben zu einem Werte produzierenden Gesamtorganismus auszugestalten, der nutzbringend sein konnte für beide Teile, schwächte die Ausbeutung durch Handels- und Industriemonopole die Kolonien, und der trügerische Reichtum an edlen Metallen, der aus den Bergwerken von Mexiko und Peru nach dem Mutterlande hinüberströmte, sollte seinem Wirtschaftsleben nur schaden. Die Bande, die Spanien mit seinen Kolonien vereinten, umschlossen also nicht einen kräftigen, sich selbst genügenden Wirtschaftsorganismus, wie er das Ziel des Merkantilismus war, sondern ein Staatswesen, das, von seinen eigenen Kräften zehrend, von Beginn an dem wirtschaftlichen Verfall entgegenging, das also auch nach außen hin nicht diejenige Stärke zeigen konnte, die die Vorbedingung für den merkantilistischen Staat ist. Denn Abschließung nach außen muß ruhen auf wirtschaftlicher und militärischer Stärke. Für Spanien fiel dies bald um so mehr ins Gewicht, weil es seinen Seeinteressen nicht den Einfluß auf die Gesamt-

politik des Staates einräumen konnte, wie er zu ihrer Förderung notwendig gewesen wäre. Das Spanien, dem Kolumbus die Neue Welt entdeckte, war in die politischen Beziehungen von Europa noch nicht so verflochten, daß es sich den neuen Zielen nicht hätte zuwenden können; das Weltreich Karls V. aber stand vor einer Aufgabe, die seine Kräfte nach allen Seiten hin in Anspruch nahm. Spanien war der Mittelpunkt der habsburgischen Weltmacht geworden, aber seiner Entwicklung zum Seestaat war diese Stellung nicht günstig. Den Niederlanden, in denen er geboren und erzogen war, wandte der Kaiser sein Interesse zu, soweit die Händel der Welt es nicht in Anspruch nahmen. Sein Nachfolger auf Spaniens Thron, Philipp II., übernahm dann ein Reich, das, für den Zusammenhang seines europäischen Besitzes in Italien, den Niederlanden und auf der Pyrenäischen Halbinsel auf den Seeweg angewiesen und an mächtige Nachbarn zu Lande grenzend, schon an sich in einer schwierigen Lage war. Da blieb denn für die Förderung der Kolonien und des Seehandels um so weniger übrig, je mehr der autokratische, von wildem Glaubensfanatismus erfüllte Charakter des Königs die Schwierigkeiten verschärfte und sich zum Teil selbst die unversöhnlichen Feinde schuf, unter deren Angriffen die Seemachtstellung Spaniens dem Verfall entgegenging, noch ehe sie zur rechten Entfaltung hatte kommen können: Holland und England.

In dem alten Handelsgebiet der Rheinmündungen hatten sich schon unter burgundischer Herrschaft die Niederlande zu hoher Blüte entwickelt. So lange in ihnen die seefahrttreibenden holländischen Provinzen im Nordosten mit den gewerbreichen flandrischen Gebieten im Südwesten vereinigt waren und die habsburgische Weltmacht ihnen den Rücken deckte, schlossen sie alle Elemente in sich, aus denen ein leistungsfähiger Seestaat sich entwickeln konnte. Karl V. hatte, so weit die Glaubenseinheit nicht darunter litt, durch Privilegien aller Art und durch Gewährung eines hohen Maßes von Selbständigkeit diese Entwicklung gefördert, aber seinem Nachfolger war grade die Selbständigkeit unsympathisch, und mit unnachsichtiger Strenge verfolgte er den politischen wie religiösen Drang nach Freiheit, der sich namentlich in dem der See zugewandten Teil der Niederlande regte. So kam es zuerst zum Aufstande der gesamten Provinzen, dann zur Trennung der bisher vereinten Gebiete. Der südwestliche, zumeist katholische Teil beugte sich unter spanische Herrschaft, an der Küste und auf den Inseln aber bildete sich als reiner Handelsstaat die Republik der Niederlande. Ihre wirtschaftliche Kraft wie ihre staatliche Existenz ruhte allein auf der Beherrschung der See. Sie wären in der langen Zeit der Unabhängigkeitskämpfe der militärischen Macht Spaniens längst erlegen, wenn nicht ihre siegreichen Flotten den spanischen Heeren den Seeweg verlegt hätten, und unter ihren Angriffen begann das Abbröckeln des überseeischen Besitzes und Handels, den die Entdeckungen dem spanisch-portugiesischen Staate gebracht hatten. Schon unter der habsburgischen Herrschaft hatte der niederländische Handel, dessen Hauptsitz damals Antwerpen war, den hansischen in der Ostsee überflügelt und ihn schließlich auch aus England verdrängt. Jetzt wurden die spanisch gebliebenen Niederlande ganz von der See abgeschnitten, ihr Großgewerbe verlor alle überseeische Ausfuhr, aber Amsterdam wurde der erste Welthandelsplatz von Europa.

Durch innere Wirren lange in der Entwicklung seiner wirtschaftlichen Kraft zurückgehalten, trat England trotz seiner günstigen Lage zur See erst spät in den Wettbewerb um den Handel ein. Die politischen und religiösen Gegensätze zu Spanien machten es von Anfang an zum Verbündeten Hollands, aber nur der gemeinsame Feind hielt den Interessenstreit nieder, der sich zwischen den beiden protestantischen Seestaaten um so mehr herausbildete, je mehr sie in das spanisch-portugiesische Erbe eindrangen und je drückender bei dem Aufschwung, den England unter der Regierung der Königin Elisabeth nahm, die Vorherrschaft Hollands auch für den englischen Seeverkehr sich fühlbar machte. Aber das Ende des Jahrhunderts fand sie noch als Verbündete auf dem Plan, und die Besiegung der spanischen Armada im Jahre 1588 kam beiden zugute. Sie bedeutet zugleich den Wendepunkt in dem Bestreben Spaniens, die im Norden entstandenen Seestaaten niederzukämpfen.

So war bereits ein vorläufiger Abschluß erreicht; die spanisch-portugiesische Handels- und Seeherrschaftsperiode neigte sich ihrem Ende zu, die niederländisch-englische begann. Für das Wirtschaftsleben der neuen Seevölker hatte das Zeitalter der Entdeckungen wohl neue Ziele gebracht, es hatte sie hinausgeführt in die große Arena des Welthandels, aber was dieser Handel an Warenmengen bewegte, war doch noch zu gering, um bestimmend auf den Gesamtorganismus des Wirtschaftslebens volkreicher Staaten und auf ihre Gesamtpolitik einzuwirken. Nur der reine Handelsstaat, der erste Typus des Seestaates, der sich voll ausbildete, machte eine Ausnahme. Das kleine Holland, das sich, glücklicher als sein portugiesischer Vorläufer, zunächst zwischen den mächtigen Nachbarn behaupten konnte und, als Erbe der Hanse, den der Masse nach immer noch obenan stehenden nordeuropäischen Seehandel ganz an sich gezogen hatte, lebte allein von der See. Es konnte seine Seeinteressen zum bestimmenden Faktor für die Handhabung der gesamten Staatsgeschäfte machen. Hierin liegt das Geheimnis seiner Erfolge, und man kann die Republik der Niederlande als eine Übergangsform ansehen zwischen den Seehandelsstädten des Mittelalters und dem modernen Seestaat. Auch in seiner Organisation setzte der Handel fort, was das Mittelalter in monopolistischem Sinne begonnen hatte. Ausschließung des Konkurrenten war die herrschende Tendenz, und hierin beteiligten sich denn auch überall die Staaten als solche, indem sie den sich bildenden großen Handelskompagnien Gerechtsame verliehen und versprachen, sie darin zu schützen.

Was man von der See wollte, war vorläufig nur Handel. Da war es denn nur natürlich, wenn man, wo dem Handel Gefahr drohte, die Schiffe bewaffnete, die ihm dienten. Eine scharfe Trennung zwischen Kriegsflotte und Handelsflotte bestand nicht; der Handel schützte sich selbst. Wenn aber der Staat zu kriegerischen Unternehmungen Schiffe brauchte, so charterte er Handelsschiffe, zwischen die er seine wenigen Kriegsschiffe einreihte. Aber das 16. Jahrhundert bereitete doch auch schon für den Seekrieg den Übergang vor. Je weitere Gebiete die Entdeckungen erschlossen, desto mehr mußte sich aus den Küsten- und Binnenseeschiffen das die Welt umkreisende Hochseeschiff entwickeln, und der Kriegsschiffsbau mußte dem folgen. Vorläufig ging aber noch alles

nebeneinander her, armierte Kauffahrer, Kriegsschiffe verschiedener Typen, Freibeuter, und auch im Kriege selbst war eine Grenze nicht gezogen zwischen dem regulären Kampf, dem gewaltsamen Einbruch in fremde Handelsgebiete, Küstenraub und Piraterie. Da konnte sich denn auch die Strategie des Seekrieges den neuen Verhältnissen noch nicht anpassen, und die Taktik, deren Waffe, das Schiff, in der Umformung begriffen war, tappte im Dunkeln. Spaniens Flotte, ostwärts dem Mittelmeer, westwärts dem Ozean zugewandt, hat Altes und Neues nebeneinander am längsten konserviert und sich selbst dadurch Schwierigkeiten geschaffen, da eine Aushilfe zwischen den beiden Kriegsschauplätzen so zur Unmöglichkeit wurde. Für das Mittelmeer blieb die zur längeren Verwendung auf See ungeeignete Rudergaleere mit der Geschützaufstellung im Bug und der Schwächung der Breitseite durch den Einbau der Ruder zunächst erhalten; für die Ozeanfahrt entstand die Segelgaleere, deren artilleristische Stärke in der Breitseite lag. So war die Schlacht von Lepanto im Jahre 1571, in der Spanien im Verein mit Venedig dem Vordringen der Türken wehren wollte, ein Kampf zwischen Ruderschiffen. Ihre Taktik bestand darin, daß die zum Schutz der schwachen Breitseiten nebeneinandergestellten Schiffe auf den Feind losgingen und, nach kurzem Einleitungsgefecht mit der vorn im Schiff aufgestellten Artillerie, im wilden Massenkampf die Entscheidung zu erzwingen suchten. Taktische Überlegungen prägten sich bei solchem Kampfe eigentlich nur darin aus, daß man die Flügel der Formation vorbog, um den Feind dort mit Übermacht zu umfassen, oder daß man sie zurückzog, wenn man der Schwächere war, um so der Überflügelung zu entgehen. Es wurde dann aus der Grundform, die alle Schiffe in eine gerade Linie nebeneinanderstellt (der Dwarslinie, wie man heute sagt), der Halbmond oder die Sichel. Und in dieser für Ruderschiffe geschaffenen Halbmondsform durchfuhr auch die Armada, in deren Schiffsgewirr das Segelschiff der außermittelmeerischen Gewässer doch schon überwog, den englischen Kanal: das Alte hatte sich überlebt, das Neue sich noch nicht durchgesetzt.

Unvermittelt stehen sich Anfang und Ende des Zeitalters der Entdeckungen auch gegenüber, wenn man an die Grundlage des heutigen Seerechts, die Freiheit des Meeres, denkt. Der Papst, nach katholischer Auffassung über den Völkern stehend, setzte im Jahre 1493 eine durch den Atlantischen Ozean gehende Linie als Grenze des Seegebiets zwischen Spanien und Portugal fest und sprach „aus reiner Freigebigkeit und kraft der Autorität des allmächtigen Gottes, ihm durch den heiligen Petrus übergeben", dem einen Staate die westwärts davon zu entdeckenden Länder zu, dem andern die nach Osten hin gelegenen, was beide dann auch als ein Monopol für den in diesen Gebieten zu treibenden Seehandel auffaßten. Als sie auf ihrem Entdeckungswege im Stillen Ozean sich begegneten, einigten sie sich in einem Vertrage vom Jahre 1529 über die dortige Grenze. Daß mit dieser Verteilung der Welt diejenigen Völker nicht einverstanden sein konnten, welche hierbei leer ausgegangen waren, ist klar. Als Protest hiergegen und zugleich als erste das Recht aller Völker auf das Meer darlegende Veröffentlichung erschien 1609 die Schrift des Holländers Hugo Grotius: „Mare liberum, sive de jure quod Batavis competit ad

Indicana commercia.“ So versuchten völkerrechtliche Anschauungen sich durchzuringen, und an das anzuknüpfen, was in andrer Form früher bereits bestanden hatte. Denn schon das römische Recht zählt das Meer zu den Dingen, die dem natürlichen Rechte nach allen gemeinsam gehören, und es hatte auch an Versuchen nicht gefehlt, in Privatkompendien das zusammenzufassen, was sich im Laufe des Mittelalters in den europäischen Meeren zu einer Art Gewohnheitsrecht für Krieg und Frieden herausgebildet hatte. Alles dieses aber war durch die stürmischen Anfänge der neuen Zeit außer Übung geraten und daß sich bei einer Art der Kriegführung, wie ich sie soeben geschildert habe, ein eigentliches Seekriegsrecht nicht bilden konnte, ist wohl verständlich.

Der Dreißigjährige Krieg brachte eine neue Gruppierung der Mächte, die auch Bedeutung gewinnen sollte für die Staaten, die miteinander um die Vorherrschaft auf der See rangen. Spanien setzte in ihm seine letzten Kräfte ein zur Niederwerfung der Niederlande. Da diese ihm die See verschlossen, versuchte es, von seinen italienischen Besitzungen her über die Pfalz hinweg eine Etappenstraße für den Landkrieg sich zu erkämpfen. Langjährige Kriege mit Frankreich waren die Folge, aber das Geschehene vermochte Spanien nicht zu ändern. Die Niederlande, tatsächlich schon längst im Besitze ihrer Freiheit, wurden im Westfälischen Frieden auch formell als Staat anerkannt. Frankreich, unter Richelieus kraftvoller Regierung erstarkt, hatte in den letzten Teil des Krieges immer tatkräftiger eingegriffen. So war es zu einer Machtstellung gelangt, die es ihm ermöglichen sollte, zur Vormacht in Europa zu werden und auch, nachdem mit Niederwerfung der Fronde die Periode des Nachlassens unter Mazarin überwunden war, mit gutem Erfolge in den Wettbewerb um die See einzugreifen. Diese Verschiebung gewann dann auch Einfluß auf den Kampf zwischen England und Holland, den ihre wachsende Handelsrivalität unvermeidlich machte, und der, von der Seite der See her betrachtet, dem 17. Jahrhundert neben dem Aufstreben Frankreichs seine Signatur gibt. Die Niederlande hatten — wie einst die Hanse begünstigt durch den Streit andrer — allein mit Hilfe der See emporkommen können; sobald aber in Frankreich ein mächtiger Nachbar ihnen erstand, zeigte sich, daß ohne gesicherten Landbesitz ein Seestaat nicht bestehen kann. Das Inselreich England, so hinderlich ihm die politischen Umwälzungen waren, die gerade diese Zeit ihm brachte, konnte sich seines Konkurrenten im Streit um die Vorherrschaft zur See entledigen. Aber auch etwas andres tritt hierin zutage: Kein kraftvoller Staat wird dulden, daß ein andrer dauernd seine Geschäfte besorgt und den Gewinn dafür einsteckt. Der reine Handelsstaat ist auf die Dauer nicht lebensfähig; Holland mußte weichen, um einer vollkommneren Form des Seestaates Platz zu machen.

Hiermit setzten denn auch die englisch-holländischen Kriege ein. Durch Erlaß der Navigationsakte erhob Cromewell Einspruch gegen die holländische Handelsbevormundung; ihre siegreiche Verfechtung begründete Englands Größe und bereitete Hollands Fall vor, der vollendet wurde, als die zur Verteidigung seiner

Grenzen gegen den übermächtigen Nachbar geführten Landkriege zur Zeit Ludwigs XIV. die Finanzen des Staates und den Machtstand des Landes vernichteten. Jetzt begannen denn auch die Beziehungen zwischen dem Wirtschaftsleben einerseits und der Rüstung für den Seekrieg, der Seekriegführung und dem Seekriegsrecht anderseits sich bestimmter auszuprägen. Bisher war der Handel das für die überseeischen Beziehungen der Völker allein Entscheidende gewesen. Zwar hatten sich die Handelsniederlassungen bereits zu Handelskolonien erweitert, aber erst die Siedelungskolonien sollten die festen Abnehmer der Gewerbeerzeugnisse des Mutterlandes werden, das seinerseits die Rohstoffe der überseeischen Gebiete verarbeitete und die Kolonialwaren handelsmäßig vertrieb. So erst wurden die wirtschaftlichen Teile in merkantilistischem Sinne zu einem Ganzen vereint und damit die nach den Anschauungen der damaligen Zeit richtigen wirtschaftlichen Konsequenzen der Entdeckungen gezogen. Die Rückwirkung auf die Seekriegsrüstung konnte nicht ausbleiben. Für den Handel mit den hochwertigen Waren Indiens genügten die wenigen Seekarawanen und der verhältnismäßig geringe Laderaum, den die der Unsicherheit des Meeres wegen mit Kriegsrüstung versehenen kleinen Schiffe hergaben. Den in falsche wirtschaftliche Bahnen gelenkten Verkehr Spaniens mit seinen Kolonien besorgten die wenigen Silberschiffe. Je vielseitiger und umfangreicher aber die Verbindung zwischen Kolonien und Mutterland für die andern Staaten sich ausgestaltete, je mehr auch für diese weiteren Entfernungen Massenbewältigung Aufgabe des Seeverkehrs wurde, desto notwendiger wurden die dauernde Beherrschung der See als Straße und die Trennung zwischen Handelsflotte und Kriegsflotte. England und Frankreich sollten die ersten sein, die mit Hilfe der Kolonien durch Verbindung von Produktion, Schiffahrt und Märkten unter militärischem Schutz den modernen Begriff des Seestaates verwirklichten. Ehe sie jedoch in ernsthaften Wettbewerb miteinander traten, hatten beide noch allerlei Wandlungen durchzumachen.

Dem kraftvollen Vorwärtsstreben Englands unter Cromwell folgte in der Zeit der Restauration zunächst ein Nachlassen. Die durch dynastische Verhältnisse beeinflußten wechselnden Bündnisse unter den drei Seemächten ließen es zu einem Austrag zwischen England und Holland nicht kommen. Frankreich stand zwischen ihnen, beeinflußte die Politik beider und gewann dadurch Zeit, auf der See festen Fuß zu fassen. Die englisch-holländischen Kriege wirkten aber auf die Ausgestaltung der Kriegsflotten und ihrer Verwendung schon früher ein als die Siedelungskolonien, von deren Einfluß ich vorher gesprochen habe, und zwar in demselben Sinne wie diese. Um den Seehandel waren sie entstanden; da ist es denn erklärlich, daß man zunächst das Kriegsobjekt auch strategisch zum Angriffsobjekt machte. Dem feindlichen Seehandel ging man zu Leibe, den eigenen wollte man schützen, und nur wo Angriff und Schutz aufeinander trafen, fand ein Kampf der Kriegsflotten statt. In regelloser Massenschlacht wie zur Zeit der Ruderschiffe wurde er entschieden. In ihr konnte auch jeder der vielen Schiffstypen, die in den damaligen Flotten vertreten waren, im Gewirr des Kampfes sich seinen Gegner suchen, und erst allmählich begann auch das wirre Durcheinander sich

zu lösen, zu dem Strategie, Taktik und Schiffstypenkunde sich verschlungen hatten. Aber nicht aus theoretischen Überlegungen, denen wir diese Begriffe ja erst verdanken, sondern aus der zwingenden Notwendigkeit des Krieges heraus wurde der Angriff auf des Gegners Kriegsflotte als die erste Aufgabe der Seekriegführung erkannt. War sie besiegt und von der See vertrieben, so gehörten die Handelswege der See dem Sieger. Dem Willen zum Kampf mußten dann die Schaffung von Kampfordnungen und die Herausbildung des Kampfschiffes folgen. Beide aber traten in direkten Gegensatz zur früheren Zeit. Die Kampfkraft der Segelschiffe ruhte in der Artillerie der Breitseite. Wollte man sie für den Kampf freimachen, so mußte man die Schiffe, die in der Ruderschiffszeit nebeneinander gestanden hatten, hintereinander stellen; so entstand die Linientaktik und, nach ihr genannt, das Linienschiff. Die Soldaten-Admirale der englischen Marine, als deren Hauptvertreter man den General und Staatsmann Monk ansehen kann, hatten zu dieser Neuordnung der Dinge mitgeholfen, wie denn in dieser Zeit aus der Mischung von Schiffer und Soldat der Seeoffizier entstand. In der Zeit der Massenschlachten brachte der Schiffsführer das Schiff dahin, wo gefochten werden sollte; seine Hantierung hatte mit dem Fechten selbst noch nicht viel zu tun. Erst als man in der Formation focht, d. h. als das Fahren zu einem Gefechtsmanöver wurde, genügte dafür das nautische Können nicht mehr; Aufgabe des Seeoffiziers wurde es, Fahren und Fechten miteinander zu verbinden.

Während so die Entstehung der Siedlungskolonien und das Anwachsen des Seehandels das Wirtschaftsleben der Seevölker immer abhängiger von der See machten, damit die Verantwortung des Staates erhöhten und ihn immer mehr zwangen, seine Gesamtpolitik den Beziehungen zur See anzupassen, gab ihm diese Ausgestaltung des Seewesens die Mittel dazu in die Hand, solche Verantwortung zu tragen. Erst durch die hier geschilderte völlige Loslösung von der Handelsflotte konnten die Kriegsflotten sich als gleichwertig neben den andern Teil der Wehrkraft, neben das Heer, stellen; erst hierdurch gewannen sie für den Gesamtorganismus des Staates einen Wert, der seine politische Kraft erhöhte. Anwachsen der überseeischen Interessen ohne Hinzufügung von kriegerischer Stärke, die sie deckte, hätte eine Schwächung bedeutet; mit dieser Zugabe aber vermehrte sie die Machtmittel des Staates und führte ihm noch weitere Vorteile dadurch zu, daß sie ihn bündnisfähiger machte. Denn die Bündnisfähigkeit, die eine Flotte dem Lande gibt, reicht weiter als die durch Heereskraft erworbene, weil die See als länderverbindende Straße alle Staaten in ein Bündnisverhältnis hineinzuziehen erlaubt, die, über die ganze Welt verteilt, an ihr wohnen. In demselben Sinne wirkten dann aber auch die neuen Anschauungen über Strategie, die wir kennen gelernt haben, das Streben nach Seeherrschaft durch Angriff auf des Gegners Kriegsflotte. Denn nicht nur die Handelswege gibt sie dem Sieger in die Hand, sondern auch die Wege des Landkrieges, soweit sie über See führen oder in der Nähe der Küste in den Bereich des Seekrieges treten, und bedroht die Küste jedes Landes, das an die See grenzt. Dies mußte die Bündnisse

der Seestaaten um so mehr beeinflussen, je mehr sie sich auch zu Lande näherrückten, je mehr Landkrieg und Seekrieg ineinandergriffen. Günstiger als all die Seestaaten, die den Westen des Kontinents umgaben, günstiger als Holland, Frankreich, Spanien und Italien stand aber England da. Außer den Vorteilen, die jedes reiche Land mit hochentwickeltem Wirtschaftsleben dadurch genießt, daß sein Geld ihm Bundesgenossen erkauft, die seine Kriege führen, verdankt England seine Freiheit in der Bündnispolitik und seine Erfolge in den Bündniskriegen der Stellung, die es als *reiner Seestaat*, losgelöst vom Landkriege, aber jeden in der Nähe der See geführten Landkrieg beeinflussend, in der europäischen Staatengemeinschaft eingenommen hat. Solche Bündniskriege sind charakteristisch für den Kampf um den Einfluß zur See, den England und Frankreich miteinander auszufechten hatten, und der der englisch-holländischen Seekriegsperiode folgte. Ehe ich mich dieser neuen Zeitepoche mit ihren Höhepunkten zur Zeit Ludwigs XIV. und Napoleons zuwende, nimmt noch die Ausgestaltung des internationalen Rechtes in der bisherigen unsre Aufmerksamkeit in Anspruch.

Je mehr das Alte versank, je vielgestaltiger sich die überseeischen Beziehungen der Völker entwickelten, desto mehr neue Rechtsanschauungen entstanden, desto mehr bildete sich die Notwendigkeit heraus, ihnen international durch Umformung der Seekriegführung Rechnung zu tragen. Aber die Interessengegensätze waren noch zu groß, die Anschauungen standen sich noch zu unvermittelt gegenüber, als daß Übereinstimmung hätte erzielt werden können. Als Hugo Grotius für die Holländer, die gern den Handel der Welt als ihr Monopol angesehen hätten, die Forderung der Freiheit des Meeres wissenschaftlich zu begründen suchte, ließ ihm Karl I. von England mit einer Schrift unter dem Titel „Mare clausum“ entgegentreten, in der er das Eigentumsrecht für „die Meere um England“, worunter die Gewässer von der norwegischen Küste bis zum Kap Finisterre verstanden werden sollten, für sich in Anspruch nahm. Er versicherte darin auch, daß England bereit sei, den für dies Eigentumsrecht angeführten Gründen mehr Nachdruck zu verleihen „by the louder language of a powerful navy“, falls jemand an ihrer Beweiskraft zweifeln sollte. So trat den Anfängen internationaler Rechtsanschauung gleich ein andres Recht entgegen: das Recht des Stärkeren. Ein Anfang war aber doch schon gemacht, und ein zweites Werk des Hugo Grotius: „De jure helli ac pacis“, kann man als den Beginn des Völkerrechts als Wissenschaft ansehen. Wie unfertig die Zustände auf der See damals noch waren, erkennt man, wenn man hört, wie unbestimmt allein schon die Grenze zwischen Krieg und Frieden war. So galt es nach den damaligen Rechtsanschauungen für erlaubt, daß ein Staat, der Forderungen an einen andern zu haben vermeinte oder vorgab, *während des Friedens* so viele Handelsschiffe des andern fortnahm, daß er seine Forderungen dadurch begleichen konnte. Auch Fortnahme aller angetroffenen Handelsschiffe eines andern Staates wurde für gerechtfertigt angesehen, um im Frieden einen Druck auf dessen Entschließungen auszuüben. Aber daß man um die Mitte des 17. Jahrhunderts den Angriff auf des Feindes Kriegsflotte als erstes Kriegsziel erkannte, bildet an sich doch schon einen

Fortschritt, der auch für Festsetzung der Grenze zwischen Seekrieg und Seeraub von Bedeutung wurde. Als noch jeder Kauffahrer zugleich Kriegsschiff war, ließ sich solche Grenze schwerer erkennen. Die Kaperschiffe, die jetzt neben den regulären Kriegsschiffen gegen den feindlichen Handel ausgeschickt wurden, mußten sich durch eine staatliche Bestallung ausweisen, wenn sie nicht als Piraten behandelt sein wollten. Auch Anfänge eines Blockaderechts bildeten sich heraus, und das Seebeuterecht wurde durch Festsetzung gewisser Formen für die Visitation von Schiffen auf See den Anforderungen der Neutralen angepaßt. Schon daß man von Neutralen sprechen konnte, bezeichnet ja einen Fortschritt.

Die Entwicklung zum Seestaat, die sich in England, trotz gelegentlicher Rückschritte, von innen heraus und vom Volkswillen getragen wie mit Naturnotwendigkeit durchsetzte, war in Frankreich mehr das Werk theoretischer Überlegung und staatlicher Fürsorge. Colbert, der Finanzminister Ludwigs XIV., war der Begründer der theoretischen Lehre vom Merkantilismus, aber auch der praktische Förderer der Seemachtstellung Frankreichs nach der wirtschaftlichen wie der militärischen Seite hin. Wie unter seiner Leitung der Seehandel und die Gewerbe wuchsen, so nahm auch der französische Kolonialbesitz zu, und eine zahlreiche Kriegsflotte war bereit, sie zu schützen. Aber die breite Masse des Volkes stand dieser Entwicklung zum Teil fremd, zum Teil auch deshalb widerstrebend gegenüber, weil Colberts Bestrebungen doch wohl zu einseitig Handel und Gewerbe in den Vordergrund stellten. Anderseits war es der unumschränkte Herrscher des Staates, der die Pfeiler des Gebäudes nicht tragfähig werden ließ. Die Eroberungs- und Ruhmsucht Ludwigs XIV. legte dem Lande Opfer auf, die seine Finanzen ruinierten. Die Kriegsflotte wurde für Ludwig bald ein unbequem teures Instrument, das seine Landkriege nicht entscheiden konnte, und dem er daher nicht so viel Mittel zuwendete, daß sie den merkantilistischen Kolonialbau, den Förderer des Wirtschaftslebens und der Staatseinnahmen, hätte tragen können. So tritt uns denn hier der Landkrieg in seinem Verhältnis zum Wachsen und Gedeihen eines Seestaates entgegen, und er bekommt besondere Bedeutung dadurch, daß neben den Kontinentalstaaten Frankreich und Holland das Inselreich England steht. Holland konnte dem Landkriege nicht ausweichen, wenn es nicht untergehen wollte; für Frankreich war er wie für jeden Kontinentalstaat zuzeiten notwendig, aber es mißbrauchte ihn zu seinem eigenen Schaden; England allein stand ihm frei gegenüber und lernte bald, ihn so zu verwerten, wie es seiner Seemachtstellung entsprach. Die Eroberungspolitik Ludwigs machte die beiden Seestaaten zu Verbündeten, und da zeigte es sich bald, wie verschieden die drei Länder durch diese Mischung von Landkrieg und Seekrieg beeinflußt wurden: Englands Seekriegführung hatte Vorteil davon, daß der zehrende Landkrieg Frankreichs Flotte nicht zu Kräften kommen ließ, seiner Seemachtstellung aber war es kein Nachteil, wenn sein Bundesgenosse Holland, immer noch sein Rival zur See, von dem übermächtigen Landnachbar in seinem Wirtschaftsleben schwer geschädigt wurde.

Die Gegensätze, die wir hier sich entwickeln sehen, blieben maßgebend für die ganze Zeit, in der England und Frankreich als Seemächte sich gegenüberstanden, und die erst mit dem Sturze Napoleons I. endet. Aus den Kriegen Ludwigs XIV. nahm Frankreich zwei Anschauungen mit hinüber in die über vierzigjährige neue Kriegsperiode, die mit dem Österreichischen Erbfolgekriege begann: das Bestreben, im taktischen Kampf die Kraft nie voll einzusetzen, um das teure Schiffsmaterial zu schonen, und die aus der Verbindung mit dem Landkriege und dem Streben nach Kolonien entstandene Ansicht, daß es strategisch richtiger sei, des Feindes überseeischen Landbesitz anzugreifen als seine Flotte. Durch diese strategischen Fehler seiner Gegner behielt England im Seekriege mehr freie Hand, als dem entsprochen hätte, was es taktisch leistete, und es vermochte diese Freiheit um so besser auszunutzen, je mehr es ihm gelang, den Landkrieg durch Verbündete auf seine Kosten führen zu lassen, seine eigenen Landstreitkräfte aber zur Erweiterung seines Kolonialbesitzes in den Dienst des Seekrieges zu stellen. Der Siebenjährige Krieg, für unser Denken durch die ruhmreichen Taten Friedrichs des Großen ein Kontinentalkrieg, machte England zum führenden Seestaat und stellte Frankreich, das durch ihn den größten Teil seiner Kolonien verlor, definitiv an die zweite Stelle. Daran konnte auch der amerikanische Unabhängigkeitskrieg nichts mehr ändern, in dem Frankreich auf die Seite der Aufständischen sich stellte, zugleich der einzige, den England ohne einen Bundesgenossen führte, der seinem Gegner den zehrenden Landkrieg hätte an die Ferse heften können. Er entriß England seine schönsten Kolonien und brachte es in arge Bedrängnis, aber er sollte in seinen Folgen doch zu Englands Vorteil dienen: er ließ den atlantischen Seestaat zu einer Weltmacht werden, die in freieren Formen als bisher Beziehungen schuf zu den weiten Gebieten, die die Erschließung der Welt ihr gab.

Aber nicht allein der Rückhalt, den Englands Kriegsrüstung zur See seiner Politik und seinem Wirtschaftsleben gab, nicht der Zuwachs an Handelsvorteilen und Kolonialbesitz, den seine glücklichen Kriege ihm brachten, haben es zu dem Seestaat gemacht, der alle andern weit hinter sich zurücktreten ließ, sondern in den Zeiten seines größten Fortschritts — ich habe dabei die Zeiten im Sinn, wo die beiden Minister Pitt, Vater und Sohn, die Geschicke des Landes lenkten — wurde auch die größte Anpassung des Krieges an das Wirtschaftsleben erzielt, während er im Gange war. England eroberte die See, um sie zu verteidigen, damit aber auch alle Vorteile für sich in Anspruch nehmend, die sie für Handel und Gewerbe bietet. So entstanden ihm aus dem Kriege selbst neue Einnahmequellen, die seine Widerstandskraft stützten, solange er dauerte, und die mithinübergenommen wurden in die Zeit des Friedens. So ist der größte Seestaat auch dazu gelangt, das zur Wirklichkeit werden zu lassen, was wir von Anfang an als Bestreben jedes der einander ablösenden und miteinander um die Vorteile der See ringenden Staaten kennen gelernt haben: das Streben nach Ausschließung andrer. Dieses Streben erreichte — durch die Not des Krieges erzwungen — seinen Gipfelpunkt, als Englands wirtschaftliche Macht, trotz höchster Beherrschung der See, am meisten gefährdet war, d. h. zur Zeit der Kontinentalsperre. Dieses

Kriegsmittel Napoleons ist gerade für unser Thema von besonderem Interesse als eine wirtschaftliche Kriegswaffe, die mit hoher Aussicht auf Erfolg, wenn auch unter Verhältnissen, wie sie wohl nie wiederkehren werden, angewendet wurde gegen den leistungsfähigsten Seestaat. So gut es England gelungen war, sich politisch loszulösen vom Kontinent, so war er ihm wirtschaftlich doch notwendig, weil er sein wichtigster Absatzmarkt war, und wenn es Napoleon gelang, den in diesem Kampf um den Handel gewissermaßen als Neutrale neben Frankreich stehenden Kontinentalstaaten seinen Willen aufzuzwingen, so mußte England nachgeben, ohne mit Waffengewalt besiegt worden zu sein. Da konnte England nur durchhalten, indem es, seine Seeherrschaft benutzend, die Neutralen zur See sich tributpflichtig machte, bis der Kontinent das Joch Napoleons abwarf, indem er ihn im Landkriege erschlug. So endete dieser letzte große Krieg mit Niederwerfung jeder ernsthaften Konkurrenz im industriellen und kommerziellen Wirtschaftsleben der Völker von Europa. Nicht nur die Vorteile der See hatte England sich errungen, sondern einen weiteren Vorsprung dadurch gewonnen, daß der Landkrieg, der die wirtschaftliche Entwicklung der Kontinentalstaaten zurückgehalten hatte, sein Vorwärtsschreiten nicht aufhielt. Auch in strategischer Beziehung hatten die napoleonischen Kriege das Höchste gebracht, was der Seekrieg allein leisten kann: die völlige Beherrschung der See. Aber in der Ausnutzung des Gewonnenen mußte England doch immer eine Lücke lassen, die es von der höchsten Kriegsleistung im ganzen trennte. Es hat die höchste Stufe als Seestaat nur dadurch erreicht, daß es den Landkrieg sich vom Halse halten und die Rüstung dafür zum Teil sich ersparen konnte. Da vermochte es denn aber auch der Eroberung der See die Eroberung des feindlichen Landes nicht folgen zu lassen, um dort den Frieden zu erzwingen; ja, selbst für die Offenhaltung seiner Absatzmärkte war es auf die Hilfe von Verbündeten angewiesen. Nur wenn es Staaten gegenübersteht, die eigene Seeinteressen haben und daher für Englands Waffen verwundbar sind, kann es mit seiner für den Seekrieg allein zugeschnittenen Rüstung den Frieden erzwingen. Grade hierin liegt der Unterschied gegen das heutige Verhältnis zwischen Seekrieg und Wirtschaftsleben, das der zweite Teil unsrer Betrachtung uns zeigen soll.

Im 18. Jahrhundert wird die Geschichte des Seekrieges immer mehr die Geschichte der Seekriege Englands, und je mehr dieses Land zum Beherrscher der Meere wurde, desto mehr wurden — trotz nomineller Fortschritte des Seekriegsrechts — die Ansprüche der Neutralen übertört „by The louder language of a powerful navy“. Die Deklarationen derjenigen Mächte, welche sich, durch England immer mehr vom Meere verdrängt, in den Jahren 1780 und 1800 zu einer bewaffneten Neutralität zusammenschlossen, sind Material für die Geschichte des Völkerrechts und des Seekriegsrechtes geblieben; praktischen Wert erlangten sie nur, soweit England, durch die Macht der Verhältnisse gezwungen, ihnen zeitweilig nachgab. Am Ende der napoleonischen Kriege aber trat England — die Gerechtigkeit erfordert es auch hier, hinzuzufügen: mit dem Recht der Selbsterhaltung, weil durch die Not des Krieges dazu gezwungen — die Rechte der Neutralen mit Füßen. So brachten diese

Kriege, wenn auch nicht einen Rückfall in die Barbarei früherer Zeiten, doch einen Zustand der Rechtlosigkeit auf dem Meere.

Unsre historische Betrachtung hat uns einen langen Entwicklungsgang vor Augen geführt. Wir haben gesehen, wie das Zeitalter der Entdeckungen den Schwerpunkt des Seeverkehrs an die Gestade des Atlantischen Ozeans verlegte, und wie dort die Seestaaten entstanden, die sich wirtschaftlich und kriegerisch befehdeten, bis zuletzt nur einer übrigblieb: der durch seine Insellage zur höheren Potenz erhobene Seestaat England. Anders als Portugal, das die Schätze Indiens nach Europa brachte und sie in seiner Hauptstadt feilbot, als Spanien, das die edlen Metalle seiner Kolonien sich durch die Finger gleiten ließ, um sie zu vergeuden, anders auch als Holland, das Portugals und der Hanse Erbe antrat und für ganz Europa die Seefahrt besorgen wollte, anders als Frankreich endlich, das, zwischen Land und See hin und her schwankend, sich für keinen Weg ganz entscheiden konnte, steht England da. Zwar war der Gang seiner Entwicklung im Jahre 1815 noch nicht abgeschlossen, aber es erscheint doch als der erste Repräsentant der Vereinigung von dem auf dem Seeverkehr sich aufbauenden Wirtschaftsleben mit derjenigen militärischen Rüstung, die seiner geographischen Lage entsprach. Dieser Typ des Seestaates kann unter andern Verhältnissen andre Formen annehmen, aber im großen und ganzen war er doch damals schon festgelegt durch England, das, durch tausendfache Fäden mit dem überseeischen Auslande verbunden, in der eigenen Arbeit den Mittelpunkt fand für seine Beziehungen zur See.

Was England geworden ist, das hat es erreicht durch militärische und wirtschaftliche Tüchtigkeit und — durch Glück. Wenn nach der Besonderheit seiner Verhältnisse Englands Landstreitkräfte auch nicht allein die Geschichte der Völker entscheiden konnten, so haben sie doch an militärischer Tüchtigkeit hinter keinem der Kontinentalheere zurückgestanden, mit denen im Bunde sie Europas Schlachten schlugen, und kein Volk hat Gelegenheit gehabt, eine solche Reihe von Seehelden hervorzubringen, wie England. Alle Erfolge seiner Flotte hätten ihm jedoch seine Stellung in der Welt nicht errungen ohne die wirtschaftliche Tüchtigkeit seiner Bewohner. Zu dem Glück aber, von dem ich sprach, möchte ich nicht allein das Ungeschick seiner Feinde rechnen, das ihm oft ebensoviel einbrachte wie seine eigenen Leistungen, sondern vielmehr die mehrfach sich wiederholende glückliche Weltlage, die dem für Bündnisse so besonders geeigneten Seestaat politische Vorteile brachte, die weit über das hinausgingen, was er für das Bündnis im ganzen leistete. Ebenso wichtig wie das, was Mahan schildert als „influence of seapower upon history“, scheint mir der glückliche Einfluß zu sein, den der Gang der Weltgeschichte zu wiederholten Malen auf das Emporkommen Englands als Seestaat gehabt hat.

(Ein Schlußartikel folgt.)

Die französischen Primitiven.

Von

W. von Seidlitz.

Die Ausstellung der Primitifs Français, welche vom 12. April bis zum 14. Juli 1904 in Paris stattfand, hätte die allgemeine Teilnahme nicht in hervorragendem Maße erweckt, wenn sie nur den Zwecken der französischen Kunstforschung dienstbar gewesen wäre. Denn so neu auch der Gedanke war, die bisher nur durch vereinzelte Beispiele bekannte Entwicklung der französischen Kunst während der Regierungszeit der Valois, also vom 14. Jahrhundert bis zum Ende des 16., in einem möglichst geschlossenen Bilde vorzuführen, so war doch bei diesem ersten Versuch die Zahl der Lücken noch zu groß, um den Eindruck überzeugender Folgerichtigkeit zu machen; auch schienen nur wenige der vorgeführten Werke so hervorragend, daß sie für sich allein hingereicht hätten, von der Bedeutung der französischen Kunst während dieser Zeit einen besonders günstigen Begriff zu erwecken.

Dafür aber erwies sich diese Ausstellung als überaus wichtig für die Erkenntnis der mannigfaltig verzweigten Wege, welche die europäische Kunst, nicht nur die Frankreichs allein, im 15. Jahrhundert eingeschlagen hat, um sich aus den Banden der gotischen Überlieferung zu jener freien und vertieften Naturbeobachtung zu erheben, welche diese reichbewegte Werdezeit der modernen Kunst, unter deren Herrschaft auch wir noch stehen, auszeichnete.

Bis vor wenig Jahren noch kannte man eigentlich nur eine gotische, streng schematische Kunst Frankreichs, die sich im Anschluß an den Bau der großen Kathedralen entwickelt hatte und namentlich in dem reichen, bildnerischen Schmuck ihrer Fassaden blühte, wie daneben auch in den Malereien der Handschriften; und weiterhin, wenn man von der ganz vereinzelt dastehenden Kunst Fouquets, des großen Miniaturmalers in der Mitte des 15. Jahrhunderts absieht, die italienisierende Zeit zu Anfang des 16. Jahrhunderts. Infolge der Untersuchungen einzelner französischer Forscher, darunter namentlich Camille Benoits, sowie der retrospektiven Abteilung der Pariser Weltausstellung von 1900, welche bereits einige der bisher so gut wie unbeachtet

gebliebenen Hauptwerke der Malerei aus französischen Provinzialkirchen enthielt, wurden aber weitere Strömungen bekannt, welche in dieser Zeit teils neben den Bestrebungen der niederländischen Schule einhergingen, teils Einflüsse vom benachbarten Italien bekundeten und immer deutlicher die Erkenntnis weckten, daß wie auf dem Gebiete der Miniaturmalerei so auch auf dem der Tafelmalerei Frankreich während des ganzen 15. Jahrhunderts eine, wenn auch nicht einheitliche, so doch in ihren verschiedenen Gestaltungen eigenartige und nationale Entwicklung durchgemacht habe, deren Fäden es nun zu verfolgen und wo möglich zu verknüpfen galt.

Reicht auch das bisher vereinigte Material bei weitem nicht aus, um diese Aufgabe auch nur in ihren Hauptlinien zu lösen, und bleibt es namentlich fraglich, wie weit der neue Aufschwung der französischen Kunst dem Eingreifen niederländischer Elemente zu danken ist, so wurde jedenfalls unsre Erkenntnis von dem Werdegang der modernen Kunst durch diese Ausstellung insofern wesentlich bereichert, als sich hier eine ausgezeichnete Gelegenheit fand, die Vorstufen der in plötzlicher Vollkommenheit dastehenden van Eyckschen Kunst und weiterhin gewisse Parallelerscheinungen der vollentwickelten niederländischen Kunst kennen zu lernen, die kraft ihrer Sonderart durchaus für Frankreich in Anspruch genommen werden müssen und dadurch das Bild von den verschiedenen, gleichzeitig nebeneinander verlaufenden Strömungen, indem sie es vervollständigen, klären.

Die Eigenart der Kunstbewegung des 15. Jahrhunderts zu erfassen und den Nachweis zu führen, daß sie weder, wie bald von diesem, bald von jenem Forscher angenommen wurde, eine Weiterbildung der gotischen Bestrebungen noch eine Vorbereitung der Renaissance bildet, sondern auf dem naturgemäßen Trieb einer nach neuer Gestaltung drängenden Zeit ruht: darauf ist alles Streben der Kunstgeschichte seit den Tagen ihres Begründers Rumohr, also seit über siebzig Jahren, gerichtet. Diesem Streben leistete die Pariser Ausstellung, trotz ihrer Unvollkommenheiten, vielleicht noch in höherem Grade Vorschub als die zwei Jahre früher abgehaltene, an vollendeten Meisterwerken so überreiche Brügger Ausstellung. Ein Bericht über ihre Ergebnisse sowie über die Ausblicke, die sie nach verschiedenen Seiten eröffnete, scheint daher der Öffentlichkeit gegenüber geboten.

Die Zeit Philipps VI., des ersten Valois (1328—1350), war nur durch Handschriftenmalerei vertreten, vor allem durch das berühmte Bréviaire de Belleville, woran drei mit Namen bekannte Künstler, Jean Pucelle, Ancelot de Cens und Jaquet Maci, gearbeitet hatten, und das neben Miniaturen in dem bekannten gotischen Stil, mit scharfen, feinen Umrissen und in der schweren Abtönung der vorherrschenden Farben Blau und Rot, bereits die hellen, freudigen Töne zeigt, welche das Aufkommen eines neuen Geistes ankündigen, der im Laufe dieses 14. Jahrhunderts durch die vom Herzog von Berry, den berühmten Bücherfreund, verwendeten Maler zu seiner vollen Höhe gebracht werden sollte. Das erste selbständige Gemälde der Ausstellung stellte

Philipps unglücklichen Nachfolger, Johann den Guten (1350—1364), im Profil auf Goldgrund dar und war aller Wahrscheinlichkeit nach während der Gefangenschaft dieses Königs in England entstanden, wohin ihn der Maler Girard d'Orleans als Valet de Chambre begleitet hatte. Der Eindruck der Ähnlichkeit wird dadurch bekräftigt, daß zu der an sich schon wenig glücklichen Verbindung von langem Haar mit einem kurzen Bart ein bedrückter Blick und ein wie im Eigensinn geschlossener Mund hinzukommt.

Als die Zeit des eigentlichen Aufschwungs ist diejenige des kunstliebenden Karls V. (1364—1380) anzusehen, aus der sich zahlreiche, für den König angefertigte Handschriftenmalereien erhalten haben. Eine von ihm noch als Dauphin bestellte Bible historiale enthält die ersten für diese Zeit bezeichnenden Grisaillen, d. h. Malereien, in denen die Gewänder in Grau wie in Steinfarbe ausgeführt sind, während die Fleischteile eine helle, rötliche Tönung haben, und die ganze Darstellung sich von einem reich mit Goldranken gemusterten roten oder blauen Grunde abhebt. Besonders schön sind in solcher Art die Grandes Chroniques de France von 1375—1379 ausgestattet. Diese durchaus französische Mode erhielt sich bis in den Anfang des 15. Jahrhunderts hinein, ist aber nicht mit den späteren, seit der Mitte des 15. Jahrhunderts in den Niederlanden wieder aufkommenden, Steinbildwerke wirklich nachahmenden Grisaillen zu verwechseln, da sie auf durchaus zeichnerischem Grunde beruht und nur infolge einer besonderen Zeitströmung, deren Grund wohl in Übersättigung zu suchen ist, von der Farbe absieht. Dieselben langgestreckten, lebhaft bewegten und in allen Einzelheiten scharf umrissenen Gestalten dieses manierierten Übergangsstils treten besonders deutlich auf zwei Hauptstücken kirchlicher Malerei hervor, die sich noch in Paris erhalten haben, dem sogenannten Parement de Narbonne im Louvre, einem grau in grau auf Seide gemalten Altarbehang, und einer ebenso behandelten Bischofsmütze im Musée de Cluny, die beide aus der Zeit um 1475 stammen. Auf dem Altarbehang, der Szenen aus der Leidensgeschichte Christi enthält, sind König Karl V. und seine Gemahlin mitabgebildet; vielleicht rührt auch diese Malerei von dem gleichen Girard d'Orléans her, der das Bildnis des Königs Johann gemalt, und von dem es bekannt ist, daß er derartiges angefertigt hat; doch scheint es glaubhafter, mit Rücksicht auf das bereits vorgerückte Alter Girards dessen Sohn Jean Granger, der seit 1364 Hofmaler Karls V. war und im Jahre 1391, bei Begründung der Pariser Malergilde, zu deren Vorstand erwählt wurde, als den Urheber anzunehmen. Aus derselben Zeit stammt auch die Reihe der Wandgewebe aus der Kathedrale von Angers, die Szenen aus der Apokalypse darstellen und von einem Pariser Weber, Nicolas Bataille, nach Zeichnungen von Jehan Bandol, einem Künstler aus Brügge, für die Kapelle von Angers ausgeführt wurden. Ein wichtiges Stück, das Doppelbildnis Richards II. von England und seiner Frau Isabella von Frankreich, das 1396 bei deren Vermählung hergestellt wurde und sich im Besitz des Lords Pembroke befindet, hatte leider nicht für die Ausstellung beschafft werden können.

Die Bücherliebhaberei Karls V., welche sich fast für ein jedes seiner Regierungsjahre durch die reichsten Erzeugnisse der Handschriftenmalerei belegen

läßt, ging während der langen Regierung seines geistesgestörten Nachfolgers Karls VI. (1380—1422) namentlich auf seine beiden prachtliebenden Brüder, den Herzog Johann von Berry († 1416) und den Herzog Philipp von Burgund († 1404), über. Jene weiche, fließende Behandlung der Gewänder, jene helle, leuchtende Farbengebung und jener sanfte Ausdruck der Gesichter und der Gebärden, die die Übergangszeit von der starren Gotik zu dem Naturalismus des 15. Jahrhunderts auszeichnen und neben den mehr zeichnerisch behandelten Grisaillen einhergehen, entwickelten sich von etwa 1375 an, wie das Livre de voies de dieu zeigte, immer mehr zu dem herrschenden Stil der Zeit und prägten der reichen Sammlung mit Malereien verzierter Handschriften des Herzogs von Berry ihren Stempel auf. Über dreihundert Manuskripte hat dieser größte Bibliophile seiner Zeit besessen, von denen jetzt noch über neunzig nachweisbar sind. Eines der schönsten, das erst nach dem Tode des Herzogs seine Vollendung fand, die Heures de Turin, ist freilich dem unseligen Brande der Turiner Bibliothek am 21. Januar 1904 zum Opfer gefallen. Aber der lateinisch-französische Psalter, vor 1402 von André Beauneveu in Grisaille gemalt, die Petites heures des Herzogs, zum Teil von derselben Hand, ebenso das Missel de St. Magloire (vor 1412, in der Bibliothek des Arsenals) waren nebst vielen andern auf der Ausstellung zu sehen. Ebenso die Grandes heures des Herzogs, 1409 von Jaquemart de Hesdin und andern ausgemalt, die einst auf 4000 Livres tournois, also etwa 200000 Franken, geschätzt waren, aus denen aber die großen Abbildungen verschwunden zu sein scheinen. Die noch früher von demselben Künstler hergestellten Heures der Brüsseler Bibliothek fehlten, wie namentlich auch die berühmten Très riches heures aus Chantilly, die von den drei in Bourges lebenden Brüdern Pol de Limbourg und Polequin sowie Janequin Manuel ausgemalt waren. Wer sich von diesem — übrigens schon einer weiteren Entwicklungsphase angehörenden — Werke eine Vorstellung bilden wollte, war auf die Abbildungen zu Delisles Aufsatz in der „Gazette des Beaux-Arts" 1884, I oder auf die demnächst erscheinende Prachtpublikation des Grafen Durrieu angewiesen.

Zahlreich waren auch die Manuskripte vertreten, die einst dem Herzog Philipp von Burgund gehört, so die Bible moralisée in zwei Exemplaren, Boccaccios „Berühmte Frauen" französisch von 1403 und besonders die Fleur des histoires de la terre d'orient von demselben Jahre. Dazu kommen noch die gleichzeitigen Heures des Marschalls Boucicault, die Mme André dargeliehen hatte. Der Ruhmestitel Philipps von Burgund aber beruht auf seiner Förderung der großen Kunst, der Bildhauerei wie der Malerei, mit deren Werken er die Abtei Champmol bei Dijon schmücken ließ. Hier entstand bis 1404 Claus Sluters Ölberg, von dem noch der Sockel, der berühmte Mosesbrunnen, erhalten ist; hier wirkten die Maler Jean Malouel aus der Grafschaft Geldern und Melchior Broederlam, der 1399 die Außenflügel des Altars der Kartause bemalte. Daß diese für die Kenntnis der damaligen Kunst besonders wichtigen Flügel fehlten, bildete vielleicht die wesentlichste Lücke der Ausstellung. Denn an diesen, wenn auch von niederländischen Künstlern, so doch an französischen Fürstenhöfen, den glänzendsten der Zeit,

geschaffenen Werken wäre der Geist jener bedeutungsvollen Periode, aus welcher der Realismus der van Eycks hervorwuchs, am deutlichsten kennen zu lernen gewesen. Herrschte auch noch in den schmiegsamen Gestalten ein ans Weibliche streifender Manierismus vor, schloß die helle Schönfarbigkeit auch alle Tiefe des Raumes aus, und überwog der Gefühlsausdruck über die individuelle Charakteristik, so stellte doch das entschiedene Streben nach einer den Beschauer ergreifenden Darstellung des Gemütslebens einen bezeichnenden Fortschritt gegenüber der starren Unbelebtheit des gotischen Stils dar — eine Neuerung, die andre Fortschritte im Gefolge haben mußte. Von wo der Ansporn zu dieser Änderung, welche zu Ende des 14. Jahrhunderts den ganzen Norden Europas beherrschte, ausgegangen ist, ob von Frankreich, wie neuerdings mehrfach behauptet wird, oder — was wahrscheinlicher ist — von den Niederlanden, die Frankreich bloß ihre Kräfte verliehen: damit wird sich die nächste Zeit zu beschäftigen haben. Nicht unmöglich ist es, daß die neue Strömung, welche gleichzeitig im nördlichen Deutschland, namentlich in Köln, hervortritt, auf diese durch Niederländer an den französischen Höfen bewirkte Umwälzung zurückzuführen sein wird.

Auf der Ausstellung war die Malerei dieser Zeit im wesentlichen nur durch einige, Malouel zugeschriebene Bilder in leuchtenden Farben, namentlich das große Martyrium des heiligen Dionys aus dem Louvre, sowie durch die Beauneveu zugeschriebene, sorgfältig ausgeführte große Federzeichnung des Todes, der Himmelfahrt und der Krönung Mariä aus derselben Sammlung vertreten.

Dafür konnte aber an der Hand der Miniaturen die weitere Entwicklung des neuen Geistes deutlich verfolgt werden. Hier hätten die Très riches heures von Chantilly mit ihren herrlichen Monatsbildern, welche bereits einen ausgesprochenen Sinn für die Landschaft und das Wesen der wechselnden Tagesbeleuchtung bekunden und in ihren Gestalten eine — wenn auch nicht vollendete, so doch jedenfalls weit vorgeschrittene — Beobachtung der Wirklichkeit offenbaren, die besten Dienste geleistet. Dafür konnte aber wenigstens an solchen Handschriften wie den Komödien des Terenz von 1408 die Entwicklung eines realistischen Stils verfolgt werden, der unmittelbar auf die Weise Fouquets, des großen Meisters aus der Mitte des 15. Jahrhunderts, vorbereitete. Zugleich lieferten einige Handschriften dieser Zeit den Beweis, daß nun auch der italienische Einfluß sich in Frankreich geltendzumachen begann, so das Missale und Pontifikale des Bischofs Etienne de Loypeau und das Livre des bonnes moeurs von 1410. Wie lange übrigens noch die Weise der Künstler des Herzogs von Berry daneben in Geltung blieb, zeigt das wunderbare, um 1423—1433 verfertigte Brevier des Herzogs von Bedford.

Wenn bei dieser Gelegenheit der Versuch gemacht worden ist, die große Lücke, welche zwischen der Tätigkeit der Künstler des Herzogs von Berry und der Wirksamkeit Fouquets besteht und sich durch die unglücklichen Kämpfe gegen die Engländer von der Schlacht bei Azincourt im Jahre 1415 bis zum Auftreten der Jungfrau von Orleans und weiterhin der Vertreibung der Engländer im Jahre 1449 erklärt, dadurch auszufüllen, daß man den in Arras, Lille und Tournai tätigen „Meister von Flemelle“ für Frankreich in An-

spruch zu nehmen suchte, so hat sich dieses Bestreben nicht als haltbar erwiesen. Gehörte er auch einem französischen Vasallenstaate, der Grafschaft Flandern, an, so scheint er doch nicht, wie so manche seiner Vorgänger, seine Tätigkeit auf das eigentliche Frankreich ausgedehnt zu haben; daher ist er auch von dem besonderen französischen Geist unberührt geblieben und hat nur die Weise der van Eycks, wenn auch im lebhafteren Sinn seiner bereits südlicher gelegenen Heimat, weiter ausgebildet. Dafür war die aus gleicher Zeit stammende große Verkündigung aus der Magdalenenkirche in Aix als ein Werk der burgundischen Schule mit der außerordentlichen Tiefe ihres Kolorits und der plastischen Herausarbeitung des Raumes eine wirkliche Offenbarung, von der erwartet werden kann, daß sie noch weiteres Licht über die Geschichte der Kunst dieser Zeit verbreiten werde.

Die eigentlich französische Kunst bleibt diejenige Fouquets, welche, wie hervorgehoben wurde, bereits seit dem Anfang des 15. Jahrhunderts sich vorzubereiten begann. Überraschungen vermochte sie nicht zu bieten, erwies sich aber als interessant durch die Zusammenstellung sonst weit voneinander entfernter Werke. Zu dem Bildnis Karls VII. (1422—1461), das um 1445 entstanden sein wird, kamen hier die etwa zehn Jahre später entstandenen des Jouvenal des Ursins aus dem Louvre und des Etienne Chevalier aus Berlin, letzteres mit seinem merkwürdigen Seitenstück, der fast archaistischen Madonna aus Antwerpen, unter deren wenig ansprechenden Zügen die 1449 gestorbene Agnes Sorel dargestellt sein soll, vereinigt; dazu das angebliche Selbstbildnis von 1456 (nicht 1476, wie der Katalog will) der Sammlung Liechtenstein, das mit dem auf Silber gemalten und fein mit Gold gehöhten Selbstbildnis in Email, welches der Louvre besitzt, wenig stimmen will. Zwei andre vorzügliche Männerbildnisse, eines aus Antwerpen, das andre aus dem Besitz des Grafen Wilczeck in Wien, erwiesen sich als des Künstlers durchaus würdig, wenn sie auch nicht mit voller Sicherheit seinen Werken eingeordnet werden können. Unter seinen Miniaturen, durch die er sich Weltruf erworben, waren die herrlichen Heures des Etienne Chevalier aus Chantilly zu vermissen, wofür die wenigen sonst verstreuten Blätter aus diesem Werk nur unzureichenden Ersatz zu bieten vermochten; dafür war er aber glänzend vertreten durch seinen Josephus, durch die Grandes chroniques de France und namentlich durch das Titelblatt der Statuts de l'ordre de St. Michel, ein bereits spätes Werk, da es Ludwig XI. (1461—1483) von seinen mit weißen Mänteln über blauem Gewand geschmückten Ordensrittern umgeben zeigt. Daß der etwa von 1443—1447 dauernde Aufenthalt in Italien den Künstler in seiner Art wohl gefördert, nicht aber gerade bestimmt haben wird, kann schon aus dem Umstande gefolgert werden, daß der klare Erzählungsstil, der Fouquet stets ausgezeichnet hat, ebenso wie die Kunst seiner Raumverteilung und die tiefe Leuchtkraft seiner Farben bereits zu einer Zeit in Frankreich ausgebildet waren, da Italien sich erst mühsam aus den Banden der giottesken Kunstweise zu befreien begann.

Daß die Wirksamkeit von Fouquet in Tours nicht vereinzelt dastand, sondern daß um die Mitte des 15. Jahrhunderts tatsächlich ein allgemeiner

Aufschwung in Frankreich stattfand, lehren die aus der Provence stammenden Kunstwerke dieser Zeit, die Krönung der Maria von Enguerrand Charonton, einem aus Laon in der Picardie stammenden Künstler, 1453/54 gemalt, die ergreifende große Pietà auf Goldgrund, der knieende Kardinal Pierre de Luxembourg, alle aus Avignon oder dem benachbarten Villeneuve, und die bereits von der Brügger Ausstellung her bekannte Pietà aus dem Besitz des Barons Albenas in Montpellier. Sie alle erinnern an italienische Werke der gleichen Zeit und mögen auch zum Teil durch solche beeinflußt sein, haben jedoch durch die Herbe und Tiefe ihrer Gemütsauffassung ein Gepräge, das sie durchaus als französisch bezeichnet. Hier kann auch das große, aus den Jahren 1475/76 stammende Triptychon mit dem brennenden Busch und den Bildnissen des guten Königs René und seiner Frau auf den Flügeln, aus der Kathedrale von Aix, angeführt werden, das Nicolas Froment aus Uzès gemalt hat, derselbe Künstler, von dem die Uffizien das merkwürdige Triptychon von 1461 mit der Erweckung des Lazarus besitzen. Auf diesem Bilde, einem Hauptstück der Ausstellung, ist schon der Realismus, namentlich in der Modellierung der Gestalten, viel weiter gediehen, jedoch ohne daß ein so tiefer Eindruck erzeugt würde wie durch die in ihren Darstellungsmitteln weit anspruchsloseren Werke der Richtung Charontons in Avignon. Von derselben Hand stammten die bekannten kleinen, feinen Bildnisse des Königs René und seiner Frau aus dem Louvre und die große stehende Bischofsfigur des heiligen Siffrein, noch auf Goldgrund, aus Avignon.

In die zweite Hälfte des 15. Jahrhunderts fallen auch die näheren Beziehungen nordfranzösischer Künstler zu dem benachbarten Flandern und Brabant. Die Miniaturmalerei, welche noch in dem 1455/56 entstandenen Roman von Troilus und Cressida mit seinen äußerst feinen und lebendigen Bildern in Federzeichnungsmanier Vorzügliches geleistet hatte, verfiel freilich gleichzeitig, wie die Heures des Duc Louis de Savoie und die Postilles de Nicolas de Lire sur la Bible von 1464 (von Guillaume Hugueniot in Langres) und weiterhin das Livre des propriétés des choses, aus der Zeit Ludwigs XI. (von Evrard d'Espingues aus Köln), die Vie de Jésus-Christ von 1482 (von Guillaume Pigneau in Tours) bewiesen, immer mehr in jenen breiten, rohen und bunten Erzählungsstil, welcher mit seiner aufdringlichen Pracht bis über das Ende des Jahrhunderts hinausreichte, während in Flandern Philipp der Gute († 1467) durch seinen erlesenen Geschmack dahin wirkte, daß diese Kunst, die für ihn als begeisterten Büchersammler von besonderer Bedeutung war, sich auf ihrer Höhe halte. Dafür aber zeigt ein Bild, wie die große Kreuzigung mit dem heiligen Ludwig, Johannes dem Täufer, Dionys und Karl dem Großen, aus dem Pariser Justizpalast, die unter Ludwig XI. bestellt worden sein soll, daß die Errungenschaften der niederländischen Kunst in vollem Umfange den französischen Künstlern zugute gekommen waren.

Das in jeder Hinsicht inhaltreiche und ursprünglich, trotz seiner kühlen Luftstimmung, sicherlich auch überaus farbenleuchtende Bild mit seiner abwechslungsvollen, weit sich vertiefenden Landschaft, die den vom Kai Conti aus gesehenen festungsartigen Louvre und links im Vordergrunde das Hôtel

de Nesle zeigt; mit der lebendig bewegten Gruppe unter dem Kreuz — die Art, wie die Maria stützende Frau sich sorglich zu ihr vorbeugt, um sie zu trösten, steht einzig da —; mit den energisch charakterisierten Heiligengestalten und, im Hintergrunde, den vielen dem Leben abgelauschten kleinen Figuren: dieses Bild, das so lange als niederländisch gegolten hat, trägt jedenfalls in allen Einzelheiten durchaus französisches Gepräge an sich. Wären mehr von den zurzeit noch als niederländisch bezeichneten Bildern, wie ich deren einige in meinem Aufsatz über die altniederländische Malerei (im Septemberheft der „Rundschau" 1903) für Frankreich in Anspruch genommen habe, auf dieser Ausstellung vereinigt gewesen, so hätte der Unterschied beider Arten schon gleich jetzt schärfer erfaßt werden können. Namentlich waren die Tafeln von Simon Marmions Schrein des heiligen Bertinus zu vermissen, die dem Fürsten von Wied gehören und zu derselben Zeit in Düsseldorf ausgestellt waren. Marmion, der aus Amiens stammende Prince de l'enluminure, wie ihn ein zeitgenössischer Schriftsteller preist, lebte seit 1458 in Valenciennes und muß als der ebenbürtige Zeitgenosse Memlings anerkannt werden. Hier wurde man nur durch das feine Bildchen der Traumdeutung Josephs, aus der Sammlung Aynard in Lyon, entfernt an ihn erinnert.

Am Ende des Jahrhunderts steht ein Künstler, dessen Persönlichkeit erst in den letzten Jahren festgestellt worden ist, der aber Frankreich zu ganz besonderer Ehre gereicht, der „Meister von Moulins", so benannt nach seinem Hauptwerk, dem großen Altar mit der von Engeln umgebenen Madonna im Himmel, mit den Bildnissen des Herzogs Pierre von Bourbon und seiner Gemahlin auf den Flügeln, in der Kathedrale von Moulins (im Bourbonnais). Dieses farbenprächtige Bild, das lange für einen Ghirlandaio galt, läßt sich nach dem Alter der dargestellten Personen in die letzten Jahre des 15. Jahrhunderts versetzen. Weiter zurück aber kann man die Entwicklung dieses Künstlers, den man mit dem seinerzeit berühmten Jean Perréal identifizieren möchte, durch zwei von 1488 datierte Flügel mit den Bildnissen desselben Fürstenpaares und ihrer Schutzheiligen im Louvre verfolgen; ja, es muß auch als feststehend anerkannt werden, daß er der Urheber eines noch älteren, ganz niederländisch aussehenden Bildes, des Donators mit dem heiligen Viktor, in Glasgow, sei, das als ein berückendes kunstgeschichtliches Rätsel angesehen wurde, bis Max J. Friedländer den Urheber erkannte. Dazu brachte die Ausstellung ein noch früheres, bisher fast ganz unbekanntes Bild aus dem Bischofspalast von Autun, das wohl noch vor 1480 gemalt worden ist und in der Einfachheit und Innigkeit seiner Behandlung, aber auch der Schönheit und Sorgfalt seiner Durchführung durchaus den Geist der französischen Schule atmet, den wir aus den Werken Fouquets kennen. Das vollständig unberührt erhaltene Bild stellt in einer Morgenlandschaft von köstlicher Frische die Anbetung des neugebornen Christkindes durch einen bejahrten Kardinal dar, Jean Rolin, den Sohn jenes Kanzlers Nicolas Rolin, den einst Jan van Eyck auf dem Madonnenbilde für die Kirche von Autun gemalt; das Ziegelrot der Kardinalstracht, noch gehoben durch das blendende Weiß eines fetten Mopses, der ungeniert auf dem Mantel seines Herrn sitzt, steht in eigen-

tümlich beunruhigendem Gegensatz zu dem Blau und Weinrot der Gewänder der Eltern Christi; dem Alter des 1408 gebornen und 1483 gestorbenen Kardinals nach muß das Bild um 1480, eher noch früher entstanden sein. In einem von etwa 1494 stammenden Manuskript der Statuts de l'ordre de St. Michel glaubt man die Hand desselben Künstlers zu erkennen; er ist jedenfalls höher einzuschätzen als der vielgepriesene Miniaturmaler Jean Bourdichon, der für Anna von Bretagne und ihre beiden Gemahle, die Könige Karl VIII. (1483—1498) und Ludwig XII. (1498—1515), gearbeitet hat.

Ein weiter Sprung ist es von diesen Malereien zu den Bildnissen der Clouet und ihres Kreises, die die Kunst des 16. Jahrhunderts in Frankreich beherrschten. Jean Clouet aus Brüssel, der sich um 1520 in Tours niederließ und der bevorzugte Hofmaler Franz' I. wurde, läßt sich in seinen vielfach an Holbein erinnernden Bildnissen bis etwa 1540 verfolgen; von dem aus dem Haag gebürtigen Corneille de Lyon, dessen Wirksamkeit um die Mitte des Jahrhunderts fällt, muß der in deutschen Galerien häufig vorkommende sogenannte Pseudo-Amberger gesondert werden; François Clouet endlich gehört mit seinen vollendet durchgeführten Bildern bereits vorwiegend der zweiten Hälfte des Jahrhunderts an. Es steht zu hoffen, daß das reiche Material, welches die Ausstellung enthielt, auch für die Aufhellung dieser Zeit nutzbar gemacht werden wird.

Entstehung und Bedeutung der deutschen Kaisersage.

Von
Ernst Bernheim.

Allbekannt ist in deutschen Landen die Sage von Kaiser Barbarossa und seiner Wiederkehr. Sie ist unserm Volke mehr als ein buntes Spiel seiner Phantasie gewesen und ist es noch: in trüben Zeiten hat sie die Sehnsucht nach einer glücklichen Zukunft wachgehalten, hat die bedrückten Gemüter mit zuversichtlicher Hoffnung getröstet, und für uns Glückliche, welche die endliche Erfüllung der alten Träume erlebt haben, ist und bleibt sie der erhebende Ausdruck unsres patriotischen Gefühls in Bild und Wort, ein allverständliches Symbol. Wir freuen uns dieses Besitzes; und wie man gern von einem alten, köstlichen Erbstück erfährt, auf welche Weise es in unsre Hände gelangt ist, wer es zuerst besessen und wer es geschaffen hat, so reizt es uns wohl, zu wissen, wie die schöne Sage auf uns gekommen sei. Die Geschichtsforschung ist imstande, uns diese Frage zu beantworten. Ihre Antwort gibt uns mehr, als wir erwarten: einen Einblick in die wunderbare Werkstatt der Völkerphantasie, in das Werden und Wachsen der Sagendichtung von Jahrhundert zu Jahrhundert, von Geschlecht zu Geschlecht, zugleich einen Einblick in die Werkstatt der Forschung selbst, eine Anschauung davon, wie es ihr gelingt, die Entstehung und Wandlung einer solchen Sage zu verfolgen und darzulegen. Es ist das eine Kunst, die erst die neuere Geschichtsforschung seit Niebuhr üben gelernt hat, im Prinzip einfach, in der Anwendung verwickelt und mühsam. Einfach, denn man verfährt nicht anders, als wie wenn man im gewöhnlichen Leben nachforscht, woher ein Gerücht stamme, das einem zugetragen wird: man erkundigt sich, von wem der Erzähler die Sache erfahren habe, und fragt weiter und weiter, bis man auf die erste Quelle kommt. Das ist schon bei Gerüchten nicht immer leicht durchzuführen, namentlich wenn die Mittelspersonen nicht Rede stehen wollen — die Sagen sind zwar meist von Zeit zu Zeit aufgeschrieben, und soweit dies geschehen ist, kann man sie rückwärts verfolgen bis zu ihrem erstmaligen Auftauchen;

aber es erfordert das eine große Literaturkenntnis und Findigkeit, um so mehr, je weiter ihr Ursprung zurückliegt, und je länger sie den mannigfaltigen Umbildungsprozessen der Überlieferung ausgesetzt gewesen sind. Bei unsrer Kaisersage ist dies in ganz besonderem Maße der Fall, und es hat der ausgedehntesten, eingehendsten Forschungen bedurft, um sie in ihren seltsam verschlungenen Wandlungen durch die Weltliteratur zu verfolgen[1]).

Um mehr als zwei Jahrtausende liegt der Ursprung unsrer Sage zurück. Es war ursprünglich nicht eine deutsche Sage und nicht eine Kaisersage, es war eine Messiasprophezeiung. Die Juden hielten bekanntlich auch nach Christi Erscheinen, dessen Reich nicht, wie sie erwarteten, von dieser Welt war, an ihrer nationalen Messiashoffnung fest. In ihren Schriften weissagten sie: wenn die Drangsal der Zeiten das höchste Maß erreicht hat, wird der Messias erscheinen und wird nach gewaltigem Kampfe mit den Widersachern ein Reich der Herrlichkeit in Jerusalem errichten, das bis zum jüngsten Tage währt. Wie so manches aus der jüdischen Literatur drang diese Prophezeiung in die römische Welt ein, wo sie sich mit längst vorhandenen verwandten Anschauungen verband. Die klassischen Völker hegten von altersher die Hoffnung auf ein zukünftiges goldenes Zeitalter des Friedens und des Glückes, dessen Heraufführung die Römer von einem mächtigen Kaiser ihres Volkes erwarteten, der den ganzen Erdkreis beherrschen werde. Man legte Weissagungen dieses Sinnes den Sibyllen in den Mund, jenen halbgöttlichen Prophetinnen, deren angebliche Orakel von altersher hochgeschätzt und in stets vermehrten und veränderten Sammlungen aufgezeichnet wurden. Diese sibyllinischen Prophezeiungen wurden im Geiste christlicher Anschauungen gedeutet und verändert, als das Christentum im Römerreich zur Geltung gelangte. Der Zukunftskaiser wurde nun zum Vorkämpfer des Gottesreiches, der die Feinde Christi, Ketzer und Abtrünnige, bezwingt, die Schwankenden festhält, die Gerechten belohnt und ein langes, gottgefälliges Friedensreich gründet, bis der Teufel oder sein Werkzeug, der Antichrist, in Gestalt eines gewaltigen Gegenkaisers erscheint und die letzte furchtbare Prüfung vor Anbruch des jüngsten Gerichtes heraufführt; der Friedensfürst besteht mit den Kindern Gottes siegreich die Prüfung und legt demütig seine Krone auf Golgatha nieder, um den Richter der Welt, der nun kommt, zu ehren. Diese Grundform der Weissagung wurde immer mannigfaltiger ausgeschmückt und variiert; jüdische Messiassagen und Märchen des Orientes spielten hinein: bald nimmt der Antichrist die sagenhaft gewordene Gestalt Neros, des Christenverfolgers, an, bald ist es ein Schreckensfürst aus dem fernen Osten, aus Babylon, aus Äthiopien, welcher mit den wilden Völkern Gog und Magog hereinbricht; der rettende Friedenskaiser ist bald Alexander der Große, bald Konstantin oder ein andrer großer Herrscher der Vergangenheit oder der Gegenwart; als seine Vorläufer oder Helfershelfer erscheinen die Propheten

[1]) Hervorzuheben sind die Forschungen von Georg Voigt, C. A. G. von Zezschwitz, Wilhelm Bousset, Hermann Grauert, Ernst Sackur, Franz Kampers, besonders des Letztgenannten zusammenfassendes Buch „Die deutsche Kaiseridee in Prophetie und Sage".

Elias und Henoch. Besonders im oströmischen Reichsteile, in Byzanz, wucherten diese phantastischen Kombinationen und blieben lebendig.

Inzwischen waren die Germanen in ihre weltgeschichtliche Laufbahn eingetreten. Sie sahen ihr Reich als Fortsetzung des römischen an, ihre Karolinger und Ottonen meinten Nachfolger der Cäsaren zu sein, und mit der ganzen Kultur der christlich-römischen Welt übernahmen sie auch jene wundersamen Prophezeiungen. Noch immer galten diese zum Teil für sibyllinische Orakel, bald sollten sie in Briefen vom Himmel gefallen sein, bald zirkulierten sie in Flugblättern unter mancherlei fingierten Namen; in den Kommentaren zur Offenbarung Johannis und andern biblischen Schriften spielten sie eine wichtige Rolle. Für und für schöpfte man in der Not der Zeiten daraus die Hoffnung auf das Erscheinen des großen Friedensfürsten, der aller Not ein Ende machen und namentlich die Christenheit vor dem Ansturm der jeweils dräuenden Feinde, Ungarn, Slaven, Sarazenen, schützen werde. Man bezeichnete geradezu in den darüber umlaufenden Schriften den Herrscher, der eben neu zur Regierung kam, als den Ersehnten. Und wenn die Hoffnung trog, richtete man sein Augenmerk auf einen andern. Fast alle unsre deutschen Könige seit Karl dem Großen sind zeitweilig so in diese Weissagung eingesetzt worden, und zwar meist mit den Anfangsbuchstaben, wie es Prophezeiungen der Art bis heutigen Tages lieben, weil es einen geheimnisvollen Eindruck macht und die Voraussage nicht geradezu Lügen gestraft wird, falls sie nicht eintrifft.

Um eine Vorstellung von dem Charakter dieser Prophetien zu geben, wie sie im früheren Mittelalter — natürlich in lateinischer Sprache — umliefen, seien die Hauptstellen aus einer der meistverbreiteten hier angeführt. Nachdem die ganze Geschichte des römischen Reiches in mystischer Form uralter sibyllinischer Weissagung erzählt ist, wird die Not der Zeiten geschildert, bevor der Friedensfürst erscheint und es heißt: „In jenen Zeiten werden viele Kämpfe und viele Leiden sein und Blutvergießen und Erdbeben durch Städte und Länder, und viele Länder werden erobert werden. Und es wird niemand sein, der den Feinden widerstände, weil der Herr auf die Erde zürnt . . . Und die Menschen werden habgierig, tyrannisch sein, werden die Armen hassen, die Unschuldigen bedrücken und der Schuldigen sich annehmen . . . und es ist niemand auf Erden, der ihnen widerstände. Und dann wird sich ein König der Römer erheben mit Namen H., groß von Wuchs, würdig von Ansehen, herrlich von Antlitz, und sein Reich wird 112 Jahre währen. In den Tagen wird viel Reichtum herrschen, und die Erde wird reichliche Frucht geben, so daß der Scheffel Weizen um einen Pfennig feil ist, das Maß Wein um einen Pfennig, das Maß Öl um einen Pfennig . . . Und der König wird alle Inseln und Städte der Heiden verwüsten und wird alle Götzentempel zerstören und alle Heiden zur Taufe berufen, und es wird in allen Tempeln das Kreuz Christi errichtet werden . . . Wer aber das Kreuz nicht verehrt, wird mit dem Schwert bestraft werden, und wenn die 112 Jahre um sind, werden die Juden bekehrt werden zum Herrn, und von allen wird sein Grab hochgehalten werden . . . Zu der Zeit wird sich der

Fürst der Sünde erheben vom Stamme Dan, der Antichrist genannt wird. Er wird ein Kind der Verdammnis und das Haupt des Hochmuts sein und der Meister des Trugs, die Fülle der Bosheit, der den Weltkreis verkehren und große Zeichen und Wunder tun wird mit heuchlerischem Schein ... Und vom Norden werden sich die verworfensten Völker erheben, Gog und Magog, welche Alexander eingeschlossen hat ... Wenn der König das aber vernommen haben wird, so wird er sein Heer aufrufen und jene bekämpfen und niederwerfen bis zur Vernichtung, und dann wird er nach Jerusalem kommen, und dort wird er das Diadem seines Hauptes und allen königlichen Schmuck niederlegen und die Herrschaft über die Christen überantworten Gott dem Herrn und seinem Sohne Jesu Christo."

So deutete man im Deutschen Reiche die alte Weissagung auf den Herrscher des Reiches, den römischen König und Kaiser. Den Franzosen, die schon damals auf das Übergewicht der Deutschen in Europa eifersüchtig waren, stand es aber nicht an, daß der künftige Weltherrscher ein Deutscher sein sollte; sie setzten vielmehr die Namen ihrer Könige bezw. deren Anfangsbuchstaben in die landläufige Prophezeiung ein. Im byzantinischen Reiche bevorzugte man die einheimischen Kaiser. Diese Gegner der deutschen Macht und die Anhänger des Papsttums machten zuweilen die deutschen Herrscher sogar zu Vertretern des Antichrist. So bemächtigten sich politische, nationale Wünsche der Zukunftshoffnungen. Ein deutsches Drama geistlichen Charakters, wie sie damals in den Kirchen aufgeführt wurden, zur Zeit Friedrich Barbarossas, feierte diesen in lateinischen Reimversen als Sieger über alle Nationen, namentlich auch über den König von Babylon, die Türken und Heiden, welche damals das Grab Christi erobert hatten; die Befreiung des heiligen Grabes erscheint in diesem Schauspiel als seine höchste und letzte Aufgabe, und er legt dann ganz in dem Sinne der alten Weissagung auf dem Altar zu Jerusalem Krone und Zepter nieder mit den Worten:

Nimm hin, o Herr, das Opfer, das ich rein verrichte,
Nimm hin mein Reich, auf das ich gern verzichte,
Du aller Kön'ge Herr, und dem allein gebührt
Das Kaisertum und der das All regiert.

Der Leser denkt vielleicht, jetzt seien wir schon bei Kaiser Rotbart und damit bei der endgültigen Bezugnahme der Sage auf ihn angelangt. Jedoch, die Sage hat ihre Launen. Friedrich Barbarossa sollte zunächst völlig aus dem Gesichtskreis der Prophezeiung verschwinden und vergessen werden über seinem Enkel, Kaiser Friedrich dem Zweiten. Das war ja der letzte glänzende Vertreter der alten Kaisermacht, der sich mit dem Papst, den aufrührerischen Fürsten und Städten gewaltig herumschlug, um am Ende zu unterliegen. Es brach die Zeit des Interregnums herein, „die kaiserlose, die schreckliche Zeit", da unser Vaterland zu immer größerer politischer und wirtschaftlicher Zerrissenheit und Not verurteilt war. Nun lebte die nie vergessene Kaiserprophetie wieder auf. Man hatte sie zuletzt auf Friedrich II. gedeutet. Der war dahin. Man sehnte sich zurück nach ihm, denn es war

sonst niemand da, der helfen konnte. Fern von Deutschland, in Süditalien, war er gestorben. Man glaubte zuerst nicht an seinen Tod; man hoffte, er werde noch wiederkommen. Aber als die Zeit fortrückte und er nach menschlichem Maße nicht mehr am Leben sein konnte, da glaubte und sagte man, er sei verzaubert, geheimnisvoll entrückt und werde als der prophezeite Friedenskaiser bald wieder erscheinen. So lebhaft glaubte man es, daß mehrmals im 13. Jahrhundert in Italien und Deutschland Betrüger oder überspannte Schwärmer auftraten und zum Teil bedeutenden Anhang finden konnten, welche behaupteten, der Kaiser Friedrich zu sein. Man sah freilich immer bald, daß sie nicht der Rechte waren. Wo sollte aber der entrückte Kaiser inzwischen weilen?

Indem man sich diese naheliegende Frage beantwortete, erhielt die Sage ihre eigenartige *deutsche Wendung*. Überall gab es seit uralten Zeiten im deutschen Lande die Mythe von *Bergen*, auf deren Höhen oder in deren Innerem übermenschliche Wesen hausen sollten. Einst, in heidnischer Zeit, waren es Götter, die man verehrte; als das Christentum kam, wurden die Heidengötter für Teufelsgeister, Dämonen, Kobolde, Zauberer erklärt, die da ihr Wesen trieben. Allbekannt ist noch jetzt die Sage vom Blocksberg im Harz, auf dem die Hexen und Teufel zusammenkommen. Früher wußte man von manchem Berge in den verschiedensten Gauen zu erzählen, daß der alte Wodan, der wilde Jäger, die Zauberin Freia (Venus) oder ein verschollener Sagenheld dort weile, einsame Pilger in das Zauberreich hereinlocke, zuweilen auch sich herausbegebe und unter den Menschen umwandle. Wenn man sich nun nach der verborgenen Aufenthaltsstätte Kaiser Friedrichs fragte, wo sollte man sich ihn anders denken als da, wo solche Zauberwesen weilten, auf Bergeshöhe, in Bergesschoße? Seit dem 15. Jahrhundert taucht die Sage auf, daß er sich mit Vorliebe in der Burgruine des *Kyffhäuserberges* in Thüringen aufhalte. Dies kam ohne Zweifel daher, daß die Thüringer im 14. Jahrhundert die alte Prophezeiung von dem großen Kaiser der Zukunft auf einen ihrer Fürsten mit dem Namen Friedrich bezogen, nämlich Markgraf Friedrich den Freidigen (1269—1324), einen Enkel Friedrichs II., der wirklich in einem Moment als Kandidat der Kaiserwürde genannt worden war. Diesen versetzten seine treuen Landeskinder nach seinem Tode auf ihren Kyffhäuser oder in eine verborgene Höhle dieses Berges, der so beherrschend aus der Thüringer Ebene emporsteigt und wahrscheinlich auch von altersher als Götterberg gegolten hat. Manche erbauliche Geschichten, die vielleicht vordem von Wodan erzählt worden waren, übertrug man auf den neuen Bewohner des Berges oder erdachte sie neu: wie der Kaiser dort inmitten seines prächtigen Hofstaates mit Zepter und Krone im langen, grauen Bart hause oder im Zauberschlafe seiner Zeit warte, wie er bescheidenen Hirten erschienen sei, sie in den Berg geführt und mit köstlichen Schätzen beschenkt habe. Gern hörte man solche Sagen auch im übrigen Deutschland und gab sie weiter von Mund zu Mund, mancherlei hinzudichtend. Freilich erzählte man sie sich außerhalb der sächsisch-thüringischen Länder, wo man sich für den Markgrafen Friedrich nicht interessierte, kaum noch von ihm wußte, vom

altberühmten Kaiser Friedrich II., aber man übernahm dabei, launenvoll wie nun einmal die Sage ist, doch die Vorstellung, daß es der Kyffhäuser sei, wo der Kaiser wohne.

Es ist also eine Personenverwechselung oder -vertauschung, der wir die „Lokalisierung" der Sage am Kyffhäuser verdanken, ein Vorgang, der überall in der Mythen- und Sagenbildung eine hervorragende Rolle spielt, und besonders oft, wie hier, durch Gleichheit der Namen unterstützt wird. Und durch nichts andres ist nun auch Friedrich Barbarossa an die Stelle Friedrichs II. getreten, der ja bisher der Held der Zukunftshoffnung war. Diese Verwechselung begegnet uns zuerst in einem Volksbüchlein, welches 1519 von einem Arzte in Schaffhausen verfaßt ist, und die Kaisersage berichtet unter dem Titel „eine wahrhafftige Historij von dem Kaiser Friedrich der erst seines namens, mit einem langen rotten Bart, den die Welsen nennten Barbarossa".

Freilich haftet die Prophezeiung immer noch nicht und noch lange weiterhin nicht ausschließlich an der Person Barbarossas und am Kyffhäuser; vielmehr wurde sie, wie seit altersher, in Frankreich, Italien und in Deutschland selbst wechselnd im Fortgang der Zeiten auf immer neue Herrscher gedeutet und übertragen. Sogar der schwächste aller Kaiser, Friedrich III., sollte seinerzeit der Zukunftsherrscher sein, der Retter aus Türkengefahr und aus den sozialen Nöten des Tages, wie denn jede Gegenwart ihre besonderen Bedrängnisse dem Ersehnten anheimstellte, bald Kriegsnot, bald die Korruption der Kirche, bald die staatlichen und wirtschaftlichen Übelstände. Namentlich wandte man seit dem Emporkommen der großen Territorialstaaten die Weissagung auch auf einheimische Landesfürsten an, wie in Preußen z. B. in jenen sogenannten Lehninschen Prophezeiungen, die angeblich von einem Mönche des Klosters Lehnin im 14. Jahrhundert herrühren, jedenfalls aber erst im 17. bis 18. Jahrhundert die uns vorliegende Gestalt erhalten haben. Es treten zwar noch gelegentlich andre Namen als Friedrich auf, aber vorzugsweise hielt sich dieser Name, und die landläufige Sage concentriert sich immer mehr auf Friedrich Barbarossa.

Nicht alle Kreuz- und Querſprünge der Sage wollen wir verfolgen. Nur sei erwähnt, daß gelegentlich ein Motiv hineinverflochten wird, das alter Mythologie entstammt: der Friedensfürst wird sich dadurch als der Rechte erweisen, daß er seinen Schild an dem geheimnisvollen dürren Baum aufhängt, der zu Jerusalem oder im Lande der Heiden oder auf einsamer Heide steht, und daß der Baum dann wunderbar zu erblühen beginnt; doch hat sich dieses Motiv, wie man weiß, nicht dauernd in der Erzählung behauptet. Im übrigen wurde diese mannigfach ausgeschmückt. Die Kaiserpracht im Bergesinnern wurde immer ausführlicher geschildert, die Gestalt des Kaisers drastisch ausgemalt, namentlich sein Bart immer länger und unheimlicher dargestellt; in einem Buche aus dem Jahre 1666 wird zuerst erzählt, Friedrich habe den Hirten, den er zu sich in den Berg gerufen, gefragt, ob die Raben noch um den Berg flögen, und als es bejaht ward, habe er geseufzt: „Dann muß ich noch hundert Jahre schlafen." Aus dem Hirten hat Rückert in seinem

bekannten Gedicht einen Zwerg vom Hofgesinde des Kaisers gemacht, doch nicht ganz aus freier Erfindung, denn in einer Schrift vom Jahre 1703 kommt schon ein Zwerg als Bote Friedrichs vor, wenn er auch nur die Rolle hat, den Hirten hereinzuholen. Mit den Raben hat es aber eine besondere Bewandtnis: schwarz und seltsam, wie sie sind, galten sie seit alter Zeit als Zaubervögel; man hielt sie für Seelen Verdammter oder für Höllenboten, die um den Eingang der Hölle oder um verwunschene Orte flattern; solange also die Raben um den Berg fliegen, herrscht dort noch und dauert die feindliche Zaubermacht, welche den Kaiser gebannt hält, und erst, wenn sie verschwunden sind, wird er befreit erstehen können.

So haben wir nun endlich die Sage in ihrer jetzigen Gestalt vor uns, mit allen den Zügen, die uns, besonders aus Rückerts Gedicht, so vertraut geworden sind. Wie viel bedeutungsvoller erscheint sie uns nun, wenn wir uns die merkwürdige Geschichte ihres Werdens vergegenwärtigen! Eine Messiashoffnung war es ja, die Hoffnung auf eine bessere selige Zukunft, aus der sie vor Jahrtausenden unter fremdem Volkstum entsprungen ist; in langen Leidenszeiten hat unser deutsches Volk ihr die besondere Gestalt gegeben, in der sein Sehnen und Hoffen auf eine bessere Zeit Ausdruck fand, die tröstliche Zuversicht, daß das Vaterland aus aller Zerrissenheit und Not wieder erstehen werde zu einem mächtigen, einigen Reich, glänzend wie einst unter den Hohenstaufen. Unsre Vorfahren haben ja lange wirklich geglaubt, der alte, verzauberte Kaiser werde selbst wiederkehren, um das Reich aufzurichten. Als man aufgeklärter wurde, da vergaß man die teure Sage nicht: sie war und blieb der Ausdruck tiefer Sehnsucht nach einem großen, starken, glücklichen Vaterland. Und mehr: diese Sehnsucht, diese Überzeugung, es müsse besser werden, ist eine tatkräftige Macht geworden, als unsre Nation im Befreiungskampfe das Bewußtsein ihres einheitlichen Volkstums so lebhaft wie nie gewonnen hatte. Da gab Rückert 1817 der alten Kaisersage die bekannte ergreifende Gestalt, und nicht nur er, mehr als zwanzig deutsche Dichter, darunter die erlauchtesten Meister, haben sie zum Vorwurf patriotischer Mahnung und Erhebung gemacht. So ward sie das Symbol der deutschen Einheitsbewegung, so begeisterte sie die Herzen der Strebenden, wie ein Banner, das zum Siege führt. Für uns ist sie aber ein Symbol der Erfüllung geworden. Dort, hoch auf dem Kyffhäuser, wo einst die alte Kaiserburg stand, erhebt sich jenes großartige Denkmal, das die Gesamtheit der deutschen Kriegervereine vor einigen Jahren errichtet hat: in der Nische des Unterbaues thront der alte, träumende Barbarossa, und droben leuchtet die Gestalt Kaiser Wilhelms, der den alten Traum zur Wahrheit gemacht hat. Ein Symbol der Erfüllung ist es, aber zugleich eine Mahnung, besonders für den, der die Geschichte kennt: froh zu sein dessen, was wir vor so vielen ringenden Generationen der Vergangenheit voraushaben, es festzuhalten und alle Kraft dafür einzusetzen, daß es uns bleibe und sich immer fester und reicher gestalte.

Ungedruckte Gedichte von Conrad Ferdinand Meyer[1].

1. Hochzeitscarmen[2].

In des Pelikanes oberstem Raum,
Im Zwielicht oder Dämmertraum
Stehn Ahnenbilder aufgereiht:
Die Züricher Ziegler alter Zeit.
Jahrhundert stößt sich mit Jahrhundert
So kunterbunt, daß man sich wundert:
Zwischen Perücken trotzt ein Bart,
Breit gehalten nach Landsknecht-Art,
Vor gestrengen Richterbrauen
Fächeln sich gepuderte Frauen.
Es schweigt die hohe Sozietät,
Die unterm Giebel zusammensteht,
Dieweil sie von ihren Werken ruht
Und ein gründliches Schläfchen tut.

Doch als in diesen letzten Tagen
Gepocht, gehämmert und Nägel geschlagen
Ward unter ihnen bei Tag und Nacht,
Ist der und diese aufgewacht.
Lauschend mit feinen Geistesohren
Haben sie kein Wörtchen verloren
Von dem, was auf den untern Stiegen
Ward ausgeplauscht oder verschwiegen.
So brachten sie es schlau heraus:
Es steckt ein Bräutigam im Haus;
Drum putzt sich der ehrwürd'ge Bau
Für die lachende, junge Frau —
Und es vertrieb ihnen ganz den Schlaf,
Weil's ihr eigen Fleisch und Bein betraf.

[1]) Mit gütiger Genehmigung der Frau Dr. Luise Meyer-Ziegler, der verwitweten Gemahlin des Dichters, uns freundlichst mitgeteilt von Herrn Dr. Langmesser aus dessen demnächst erscheinendem „Conrad Ferdinand Meyer. Sein Leben, seine Werke und sein Nachlaß". Berlin, Wiegandt & Grieben.

[2]) Für eine Hochzeit im Zieglerschen Hause „Zum Pelikan", gedichtet 1883.

Nun ist ein stark Geplauder droben,
Den Jungherrn und seine Wahl zu loben:
Im Ehebette ein Hauptgewinn
Sei diese neue Zieglerin.
Sie würde einen Hof verzieren
Und könne doch die Küche regieren;
Sie rede leicht und ungezwungen,
Und sei doch jeder Satz gelungen;
Sie hab ein gewanderter Ohm gelehrt
Wie man mit der Welt verkehrt,
Und andre derlei Ruhmessachen —
Man soll keine Braut erröten machen.

So ward verhandelt laut und leis
Das Bräutlein von dem Ahnenkreis. —
Jetzt hören sie die Karossen rollen
Und wissen, was die bedeuten wollen.
Da rührt sich all das Zieglerblut
Gelahrtheit, Frommheit und Heldenmut!
Den Ahnfrau'n zuckt es durch die Glieder,
Machten gern einmal ein Tänzlein wieder.
Sie regen die wohlgeformten Lippen,
Als ob sie aus einem Gläslein nippen;
Die Wangen beginnen sich zu erhitzen,
Zart färben sich die Nasenspitzen —
Ist aber lauter Phantasie
Und Familiensympathie:
Alle sind sie selige Leute,
Schlürfen keinen Champagner heute!

Etwas wollen sie beschicken,
Sie flüstern mit einverstandnen Blicken:
„Wir freilich können nicht mehr erwarmen,
Doch bestellen wir das Hochzeitscarmen!"
Am Schornstein in bescheidner Ecke
Hängt ein Bildnis wie im Verstecke:
In rotem Samt ein feiner Mann,
Den man als Ziegler erkennen kann.
Er hält in läss'ger Hand einen Stift
Und eine Rolle mit Schnörkelschrift.
Ein unschuldig Angesicht!
Kaufherr, glaub ich, ist er nicht,
Doch ist's vielleicht ein heitrer Schalk,
Denn Augen hat er wie ein Falk:
Er ist vor etlichen hundert Jahren
Auf diesem Erdball herumgefahren,
Und ward bedacht von der Geschichte
Mit folgendem kurzen Lebensberichte:
„Er war ein Geiger und Poet
Und seine Spezialität
Das Hochzeitcarmen!" Die Frauen wenden
Sich an ihn mit bittenden Händen:
„Herr Vetter, setzt ein Carmen hin
Für unsre jüngste Frau Zieglerin!"

Der im Samt lächelt ihnen Bescheid:
„Ein Carmen ist keine Kleinigkeit,
Muß sein von Gottesfurcht durchdrungen,
Mit ein paar weltlichen Anspielungen."
Er reibt sich sanft die Stirn und schreibt
Coulant, daß die Feder nicht hangen bleibt:

„Bräutlein unten im Festgemach,
Dich grüßen die Ziegler oben im Dach!
Die Ziegler hinter den Spinneweben
Freuen sich in dir aufzuleben!
Aus jeder Zeit und in jedem Amt,
Menschen waren wir allesamt;
Wir haben geweint und auch gelacht,
Manchen ernsten Possen gemacht:
Wir sind eine lange Lebenskette —
Wiege und Sterbebette —,
Die wohl sich noch verlängern mag
Um einen Brautring und Hochzeitstag!
Wir haben noch eine weite Bahn,
Ein Lichtlein zündet das andre an —
Wen senden wir in den Hochzeitssaal?
Frau Freude mit ihrem Sonnenstrahl,
Der aus dem Lebensflämmchen glimmt
Und mit dem Leben den Abschied nimmt!
Freude, redliches Himmelskind,
Du liebst die Herzen, die offen sind!
Wandle, schwebe mit leichtem Schritt!
Bring der Braut das Kränzlein mit!
Halt ihr's zu Häupten voll und ganz,
Dann zerpflücke du selbst den Kranz,
Spende jedem Gast ein Blatt,
Daß er sein Stücklein Freude hat!"

(Zwei Kinder in alter Tracht treten mit einem Körbchen ein und verteilen das Carmen unter die Gäste.)

2. Jesaias 44, 22.

Jede Regung und Bewegung sei in Gottes Dienst gegeben,
Über Wäldern, über Feldern fühl ich sachte Schwingen schweben,
Alle Ecken, alle Kanten stumpft des Abends sanfte Lichtung
Mälig ab und, alles Harte wird zu einer milden Dichtung.
Alle Kräfte, alle Säfte mögen neue Ströme gießen,
Eine Macht der Welterneuung durch die ganze Schöpfung fließen.

(Aus dem Sommer 1894.)

3. Heilige Bläue.

O du heil'ge Bläue,
Immer freut aufs neue
Mich der ſtille Glanz.
Abgrund ohne Ende!
Himmliſches Gelände —
Seele, tauche unter ganz!

(11. Mai 1896.)

4. Leben.

Worüber trägſt du, meine Seele, Leid?
Worüber tröſtet dich Unſterblichkeit?
Du wirſt nach dieſen dunklen Erdentagen
Ein himmliſch Kleid mit langen Falten tragen,
Und alles, was gelitten du auf Erden,
Wird dir in Seligkeit erſtattet werden.

Wie viele Fragen ſind noch ungelöſt,
Woran der menſchliche Verſtand ſich ſtößt!
Wie viele Rätſel werden ewig dauern,
Unüberſteigliche, wie Kerkermauern;
Wie wen'ge ſind es, die, von Furcht befreit,
Das Gute brünſtig ſuchen allezeit!
Der Geiſt, der ewig weiter, weiter ſtrebt,
Der iſt es, der den toten Stoff belebt,
Was immer ſich dem Forſcher offenbart,
Iſt für den Mut'gen Tat und Gegenwart.
Ich freue mich, daß ich auf dieſer Welt
Mich nie den böſen Menſchen zugeſellt:
Daß ich das Gute ſuchte je und je
Und nie *geruht*, bis ich es fand und übte,
Daß ich kein Kind mit meinem Lied betrübte,
Daß ein Gewiſſen unbefleckt und rein
Ich ſtets bewahrt und meines Herzens Schrein
Ich nur geöffnet ſchuldloſen Gedanken,
Den wahren Wegen treu blieb ohne Wanken:
So werden mir dereinſt im ew'gen Leben
Die hellen Waffen all zurückgegeben.

(1898.)

Friedrich Ratzel.

Am Nachmittage des 11. Augusts, eines jener sonnendurchglühten Tage, wie sie uns der verflossene Sommer in allzu reicher Fülle beschert hat, haben wir Friedrich Ratzel zu Grabe getragen. Von seinem Landhaus in Ammerland aus bewegte sich der bunt zusammengesetzte, lange Trauerzug in dreiviertelstündigem Wege auf die das anmutige Ufer des Starnberger Sees umkränzenden Hügel hinauf nach dem idyllisch gelegenen Münsing. Nicht inmitten des tosenden Getriebes der Großstadt, sondern in dörflicher Stille ruht er nun aus, der schon bei Lebzeiten die unberührte Natur über alles geliebt hatte.

Nicht eben häufig erzeugt ein Volk, ein Jahrhundert einen solchen Mann. Seine Bedeutung ganz in wenige Zeilen zu fassen, ist schwer; unendlich fast erscheinen auf den ersten Blick die Richtungen und Strahlen, in die sich sein stets so reger Geist ergossen hat. Dennoch sei der Versuch gewagt: Ratzels wahrhaft universale Vielseitigkeit war von jener seltenen Art, die nach allumfassender Betätigung drängt, weil sie aus einer in sich gefestigten, geschlossenen, durch und durch harmonischen Persönlichkeit hervorquillt.

Friedrich Ratzel ist der größte Geograph gewesen, den die Kulturmenschheit des ausgehenden 19. und angehenden 20. Jahrhunderts besessen hat; gerade weil ich nicht zur engern Zunft gehöre, darf ich getrost diese Behauptung wagen. In der Meisterschaft, womit er die Erdkunde auf die Wissenschaft vom Menschen und seine Geschichte angewandt (Anthropogeographie), ist ihm nur Karl Ritter, in der Summe seiner Lebensarbeit, wie er sie in dem zweibändigen Werke „Die Erde und das Leben" (1901 und 1902), dem modernen Gegenstücke zu dem teilweise veralteten „Kosmos", gezogen hat, nur Alexander von Humboldt an die Seite zu stellen; und was über Ratzels religiöse wie künstlerische Erfassung des Weltganzen zu sagen wäre, das lehrt am treffendsten ein Vergleich mit Johann Gottfried Herder. Tatsächlich ist mit der Vereinigung der vier Namen Herder, Humboldt, Ritter und Ratzel die absolute Höhe erdkundlichen Denkens bezeichnet. Die Geographie der Gegenwart ist eine vielseitige und von vielen Seiten begehrte und genährte Wissenschaft; und da die Tage der in allen Sätteln gerechten Polyhistorie endgültig vorüber sind, fällt es natürlich nicht schwer, verschiedene Zweige von ihr aufzuzählen, worin andre Geographen mehr geleistet haben als Ratzel. Aber im Schlußergebnisse kommt ihm doch keiner gleich. Schlagend beweist das die Gegenprobe: Wo — nicht bloß in Deutschland, sondern überhaupt — ist denn der Mann, der nach seinem Wissen und vollends nach seinem Wirken den zu früh vom Schauplatze zahlreicher Kämpfe und fast ebenso vieler Siege Abgerufenen auch nur annähernd ersetzen könnte?

Durch unermüdliches Arbeiten allein kann dies Resultat nicht errungen worden sein; fleißiger Forscher gibt es auch sonst genug, zumal in Deutschland. Nein, Grundlage und Zielpunkt bei Friedrich Ratzel war das ihm in die Wiege gelegte Gnadengeschenk eines schöpferischen, selbstherrlichen Geistes, der zum Beobachten und

Gestalten wie selten einer berufen war. Ratzel ist, wenn nicht der Begründer, so doch der Vollender einer Philosophie der Erdkunde. Hat er auch meines Wissens diese Wortverbindung selbst nie gebraucht oder genauer: selbst nie auf sich angewandt, so ist er doch in ausgesprochener Weise ein philosophierender Geograph gewesen. Diese begnadete Anlage war es vor allem, der wir so unendlich viele Anregungen fruchtbarster Art verdanken; Geschlechter werden vergehen, ehe das von Ratzel nur Geahnte oder schon leise Angedeutete völlig ausgeschöpft sein wird.

Der Grundzug seines Nachdenkens und Forschens war das Bestreben, selbst das Geringste und Unscheinbarste in das Ganze einzugliedern. Niemals hat er irgendeine Äußerung des Lebens auf der Erde losgelöst vom Übrigen dargestellt, sondern ihr stets den gebührenden Platz im Weltenplan und im Weltenraum angewiesen. Kein Wunder, daß sich fortgesetzt dabei unerwartete Beziehungen ergaben. Diese wieder verband der Entdecker zu förmlichen Systemen, ohne daß er der naheliegenden Gefahr einseitig theoretischen Schematisierens verfiel (man erinnere sich z. B. seiner Verurteilung von Lewis Morgans Ansichten über die Entwicklung des Staates, 1894). Die Natur in ihrer Großartigkeit rastlos zu erfassen, war sein heißes Bemühen; in ihrem Buche hat er zu lesen verstanden wie keiner. Weite Reisen in fernen Ländern hatten seine Liebe zur angestammten Heimat nur steigern können: das lehren unter anderm seine Veröffentlichungen in der „Zeitschrift des deutschen und österreichischen Alpenvereins" und sein reizvolles Werkchen „Deutschland" (1898). Von Goethe und Jean Paul getreulich geleitet, sah er das Werden und Wachsen der Organismen mit künstlerischen Augen an. Und von Gott war ihm die köstliche Gabe verliehen, das so Geschaute mit vollendeter Künstlerschaft darzustellen. Selbst dem anscheinend Zerfließenden wußte sein Griffel Greifbares abzugewinnen (vgl. seinen originellen Aufsatz „Die Wolken in der Landschaft" im Juliheft der „Deutschen Rundschau" von 1902). Seine Ausdrucksweise ist ungeheuer gedankenreich. Wuchtig reiht sich Satz an Satz: ein wahrer Schatz für Liebhaber und Sammler von Aphorismen sind seine zahllosen Schriften. Nie konnte er sich im Bessern und Feilen genug tun. Noch Anfang Juni schickte er mir den ersten Abzug des Sonderdrucks seiner Abhandlung „Geschichte, Völkerkunde und historische Perspektive" (aus der „Historischen Zeitschrift", Bd. 93, Heft 1) mit dem für sein Arbeiten so bezeichnenden Urteil: „Möge der Aufsatz Sie nicht enttäuschen! Mir kommt er furchtbar schwerfällig, blockhaft vor." Und von seinem steten Nachtragen, Ergänzen und Einschalten zeugen die zweiten Auflagen seiner größeren Bücher.

Mit Vorliebe pflegte Ratzel, von seinem feinen ästhetischen Gefühle getragen, die poetische Naturschilderung; in wenigen Tagen werden wir ein allerletztes Werk von ihm erhalten, das dieser Seite erdkundlichen Könnens in geradezu glänzender Weise gerecht wird[1]). Aber bei all der Innigkeit und Sinnigkeit seiner Naturbetrachtung vergaß Ratzel nie die segensreiche Kontrolle einer genauen Beobachtung der Wirklichkeit. Gerade das hat ihn über so manchen Fachgenossen hinausgehoben. Denn dadurch allein war es ihm möglich, die Dinge tatsächlich so wiederzugeben, wie sie waren — nicht, wie sie einer von kurz oder lang her gepflegten Überlieferung zuliebe sein sollten. Aus diesem Gebiete originalster Studien möchte ich zwei Lieblingserrungenschaften Ratzels vor allen andern nennen: seine Feststellung des Begriffes „Raum" im geographischen Sinne und dann die gründliche Abweisung der eingenisteten Falschmeinung, daß die Grenze (eines Volkes oder Landes, einer Sprache, eines Waldes oder des Firnschnees) eine Linie sei: wem es auf die Darstellung des Wirklichen ankomme, der dürfe hier nur von einem „Saume" reden. Auch um die

[1]) Es ist soeben erschienen: „Über Naturschilderung". Von Friedrich Ratzel. Mit 7 Bildern in Photogravüre. München und Berlin, Druck und Verlag von R. Oldenbourg. 1904 — ein reizvolles Werk, in dessen, nur wenige Wochen vor des Verfassers Tode geschriebenem Vorwort (20. Juli) es heißt: „Wissenschaft genügt nicht, um die Sprache der Natur zu verstehen. Für viele Menschen sind Poesie und Kunst verständlichere Dolmetscher."

richtige Einordnung des Begriffes „Zeit“ in seine Wissenschaft (ob kosmo-, geo- oder anthropologisch) hat er sich ehrlich abgemüht, wie das seine großzügige und vorderhand nur von den wenigsten Historikern verstandene Abhandlung in der „Historischen Zeitschrift“ (1904) beweist. Überall sah er ein Wandern und Wachsen, Werden und Vergehen; eindringlich warnte er vor einer Überschätzung des Zuständlichen, der Anschauung von Sein und Bleiben, die der Erdkunde eigentümlich ist, weil sie mit den eine gewisse Konstanz verkörpernden statistischen Zahlen arbeiten muß.

Die eben angeführte Abhandlung, sein vorletztes Werk, weist einen weiteren Vorzug des Verewigten auf: seine hohe Auffassung von der Universalität der Wissenschaft. Einer scharfen Trennung seiner Disziplin von den benachbarten Wissensgebieten, wie sie bei der Geographie, deren Hoffähigkeit ja noch recht jung ist, von ängstlichen oder eifersüchtigen Jüngern so oder so gerade gegenwärtig mit Inbrunst vorgenommen wird, war Ratzel gänzlich abhold. Er kannte nur ein gedeihliches Zusammenwirken mit andern und förderte solches, wo immer er es sah, mit der vollen Kraft seines weithin reichenden Einflusses. Sein Verhältnis zur Biologie, Geschichte und Soziologie und zu ihren Hauptvertretern, mit denen er in einem eifrigen, liebevoll gepflegten Briefwechsel stand, war das denkbar innigste. Und umgekehrt. Wie er überall das Leben studierte, die Entstehung und allmähliche Verbreitung des auf die dauernd sich ändernde Erde gestellten Menschen und die durch das Zusammenwirken von Mensch und Boden unaufhörlich hervorgerufenen neuen Erscheinungen in ihrem innersten Wesen und Weben beobachtete, so teilte sich diese seine bio-, besonders anthropogeographische Weltanschauung unwillkürlich allen denen mit, die von andern Studien her ihm begegneten und, von seiner Eigenart mächtig angezogen, auch fernerhin in seinen Ideenkreisen verweilten.

Unterstützt wurde diese Fernwirkung der stets fesselnden Gedankengänge Ratzels durch seine wahrhaft vornehme Persönlichkeit. Schon an seiner Bahre habe ich es dankbar rühmen dürfen: das Beste und Höchste, was er uns gegeben hat, das ist er uns als Mensch gewesen. Wohl die schönste Anerkennung, die ein Forscher erleben kann, besteht darin, daß er Schule macht. In dieser Hinsicht war Friedrich Ratzel vor vielen andern begnadet. Seine bis zuletzt bewahrte Jugendfrische übertrug sich unmittelbar auf seine Hörer. Außer einem angeborenen Organisationstalente, das es ihm leicht machte, die jeweilig ihrer Lösung entgegendrängenden Fragen der Erdkunde unter die Teilnehmer an seinen Seminarübungen, an Doktoranden oder Probanden zu verteilen, war ihm jene sichere Menschenkenntnis eigen, die das englisch-amerikanische Put the right man in the right place so oft in die Tat übersetzte. Ein Lehrer von Gottes Gnaden, verstand es Ratzel, auch schwierigere Themen mundgerecht zu machen. So war das Ergebnis dieser Schülerarbeiten in vielen Fällen tatsächlich eine Förderung der Wissenschaft. Dann aber wußte der Lehrer stets die Frucht davon am passenden Orte zu verwerten, so daß sie der Allgemeinheit selten verloren ging. Und wo Ratzel Grund zu besonderer Anerkennung zu haben glaubte, verschmähte er es nie, unter ausdrücklichem Danke zu bekennen, daß er seinerseits wieder vom Schüler gelernt habe (vgl. die Vorbemerkung zu der Akademieschrift „Der Staat und sein Boden“, 1896, der Vorläuferin seiner „Politischen Geographie“, 1897). Daraus hat sich so manchesmal zwischen dem erfahrenen Meister und seinen begeisterten Jüngern eine Freundschaft fürs Leben entfaltet. Davon sollte eine für den sechzigsten Geburtstag am 30. August 1904 geplante Festschrift auch äußerlich Zeugnis ablegen — nun ist sie zur Gedächtnisschrift geworden[1]).

Wer des Vorzugs teilhaftig ward, zu Friedrich Ratzel in ein engeres Verhältnis zu treten, bei dem hat sich Achtung und Verehrung bald in aufrichtige Liebe verwandelt. Treue vergalt er mit Treue. Es war ein hochgemuter, ein echter deutscher

[1]) Zu Friedrich Ratzels Gedächtnis. Geplant als Festschrift zum sechzigsten Geburtstage, nun als Grabspende dargebracht von Fachgenossen und Schülern, Freunden und Verehrern. Mit 1 Titelbildnis, 1 Kartenbeilage und 4 andern Tafeln, 4 Kärtchen und 2 Abbildungen im Texte. Leipzig, Dr. Seele & Co. 1904.

Mann, den wir verloren haben — und mir war er mehr. Engherzige Ränke, neidische Kleinlichkeit und Streitsucht, wie sie ja an deutschen Universitäten leider recht oft spielen und Opfer fordern, waren ihm fremd. Furcht vor Menschen kannte er nicht. Ehrfurcht vor Gott und der von Ihm geschaffenen Natur wohnte in seinem keusch verhüllten Innern: ein Naturforscher, wie er sein soll. Ein Charakter im vollendetsten Sinne des Wortes, ging er, bescheiden und willig die Verdienste der andern anerkennend, doch in berechtigtem Bewußtsein vom eigenen Werte, stolzen Hauptes seinen Weg gerade aus und ward um deswillen manchmal gebeten, als Vermittler zwischen verfeindeten Kollegen ebnend, ausgleichend, versöhnend zu wirken. Bei gediegener Vornehmheit, die seinen Haushalt auszeichnete, war seine Lebensweise so einfach wie möglich und streng geregelt; trotzdem hat er so früh von uns scheiden müssen.

Der durch eine tiefinnerliche Religiosität gehobene Adel seiner Gesinnung kündigte sich schon äußerlich an. Friedrich Ratzel war das Bild eines schönen Mannes. Wenn er, der Hochgewachsene, kräftig-elastisch ausschreitend, einem begegnete, konnte noch Ende Juli niemand im entferntesten fürchten, daß seine Tage gezählt seien. Mir ist es sonst nicht gegeben, die Farbe der Augen dessen zu bestimmen, mit dem ich soeben gesprochen habe — hier wird mir das strahlende Blau unvergeßlich bleiben. Und ich kenne wenige, deren Gruß in einem so herzhaften, ehrlichen Händedrucke bestünde, wie ich ihn, neben einem freundlichen Aufblitzen dieser leuchtenden Augen, von ihm so gern erhalten und erwidert habe. „Mit Handschlag," so lautete charakteristisch auch der Schluß, den er in markigen Schriftzügen seinen Mitteilungen anzufügen pflegte. Seine Redeweise im persönlichen Verkehr entsprach dem äußern Wesen: stets sachlich, knapp, gut deutsch. Er war ein Mann, nehmt alles nur in allem; ich werde nimmer seinesgleichen sehn.

Das Leben und die Lebensarbeit Friedrich Ratzels, der selbst mit größter Hingebung so manchem Fachgenossen ein literarisches Denkmal in der „Allgem. Deutschen Biographie", im „Biographischen Jahrbuch" u. s. w. gesetzt hat, dem deutschen Volke zu beschreiben, ich kann mir keine schönere Aufgabe denken. Heil dem, der hierzu berufen sein wird! Eine zweite Ehrenpflicht, worauf bereits am 10. August in der „Kölnischen Zeitung", die ja dem Heimgegangenen einst so nahegestanden hatte, pietätvoll hingewiesen worden ist, wäre es, eine Volksausgabe seiner Werke zu veranstalten. Darunter verstehe ich zunächst eine wenigstens annähernd vollständige Sammlung seiner außerordentlich weit verstreuten, an Ewigkeitsgedanken so reichhaltigen kleineren Schriften. Deutschland, dessen Vor- und Aufwärtsstreben im ganzen wie im einzelnen er aufklärend und belehrend, ermunternd oder auch warnend mit einer fast zärtlichen Sorge verfolgt hat (unvergessen bleibe vor allem sein warmes Eintreten für koloniale Betätigung und für Flottenvergrößerung), unser teures Vaterland hat mit ihm einen seiner größten Söhne verloren.

Waidring in Tirol, am 26. August 1904. Hans Helmolt.

Thiers.

Notizen und Erinnerungen.

In des Fürsten von Bismarck Briefen an seine Gemahlin aus dem Kriege 1870/71 wird wiederholt der Verhandlungen mit Thiers Erwähnung getan und der französische Staatsmann dabei kurz, aber treffend charakterisiert. Am 3. November schreibt der Fürst: „Seit drei Tagen täglich drei Stunden tête-à-tête mit Thiers, und dabei wird doch kein Waffenstillstand herauskommen; sie wollen alles haben und nichts gewähren." Am 12. desselben Monats: „Mit Thiers waren die Unterhaltungen recht anregend; er ist ziemlich der liebenswürdigste Gallier, den ich kennen gelernt habe, aber auf Waffenstillstand habe ich schon vor dem ersten Worte nie einen Augenblick gerechnet, er wohl, aber seine Wünsche täuschten ihn über seine Landsleute in Paris, die ihn fast gesteinigt hätten." Und endlich am 27. Februar 1871: „Täglich sechs, auch sieben Stunden Thiers und Favre; mein kleiner Freund Thiers ist sehr geistreich und liebenswürdig, aber kein Geschäftsmann für mündliche Unterhandlungen. Der Gedankenschaum quillt aus ihm unaufhaltsam wie aus einer geöffneten Flasche und ermüdet die Geduld, weil er hindert, zu dem trinkbaren Stoffe zu gelangen, auf den es ankommt. Dabei ist er ein braver kleiner Kerl, weißhaarig, achtbar und liebenswürdig, gute altfranzösische Formen, und es wurde mir sehr schwer, so hart gegen ihn zu sein, wie ich mußte. Das wußten die Bösewichter, und deshalb hatten sie ihn vorgeschoben." Diese Äußerungen des Fürsten Bismarck finden einen in vielfacher Beziehung höchst lehrreichen Kommentar in den vor kurzem erschienenen „Notes et Souvenirs de M. Thiers, 1870—1873" (Paris, Calman Levy. 1903), die, wie der Herausgeber F. D. erklärt, nicht zum Zweck der Veröffentlichung geschrieben worden, sondern nur dazu bestimmt gewesen seien, als Notizen für spätere Memoiren zu dienen, wozu es jedoch nicht gekommen. Thiers habe nicht einmal Zeit gefunden, die Notizen durchzusehen, die nun veröffentlicht würden, wie sie sich vorgefunden.

Sie sind unter den Überschriften „Diplomatische Reise", „Vorschlag eines Waffenstillstandes", „Friedenspräliminarien" und „Präsidentschaft der Republik" in vier Abschnitte geteilt, von denen der erste den Zeitraum vom 12. September bis 18. Oktober 1870 umfaßt, d. h. Thiers' Reise nach London, Wien, Petersburg, wieder Wien, und Florenz, seine Rückkehr nach Tours, seine Berichterstattung und Beratungen mit den dort anwesenden Mitgliedern der Regierung der nationalen Verteidigung, endlich seine Abreise nach Paris über Orléans. Die Notizen schweigen über die Enttäuschungen, denen er in London begegnete; in denen über Wien ist folgende Charakteristik des Grafen von Beust von Interesse: „Von hohem Wuchs, mit einigen Prätensionen für seine Person, immer lächelnd, fein, geistreich, der Mann unter allen denen, die ich gekannt habe, der am wenigsten den Anschein hat, das zu glauben, was er sagt, stets bereit, die Fehler des alten Österreich hervorzuheben, nur den vergessend, den er beging, als er es dazu trieb, sich nach dem Beispiel Sachsens in die dänischen Angelegenheiten zu mischen, hat mich Herr von Beust,

dem ich schon früher begegnet war, aber den ich nicht wiedererkannte, in der liebenswürdigsten Weise empfangen. Mit ihm wie mit allen Personen, mit denen ich seit sechs Tagen gesprochen, habe ich die Unterredung mit der klaren Erzählung von der Kriegserklärung begonnen und ihnen bewiesen, daß es nicht Frankreich gewesen sei, das sie gewollt habe; auch das Ministerium habe sie nur aus Schwäche gegen die bonapartistische Partei gemacht, die die alleinige Urheberin dieses traurigen Krieges sei." Die damalige Lage in Österreich schildert Thiers wie folgt: „Herr von Beust wird dort fast von aller Welt angegriffen. Man beschuldigt ihn, an der Intrige teilgenommen zu haben, die dazu beigetragen hat, den gegenwärtigen Krieg herbeizuführen. Der Kaiser würde eine Revanche gern gesehen haben; die Armee teilte seine Gefühle, der Adel auch; die österreichischen Deutschen neigten nach derselben Seite vor den letzten Siegen der Preußen; Herr von Gramont, unser Botschafter, hatte diese Gefühle so viel als möglich ermutigt, und Herr von Beust, um zu gleicher Zeit Paris und Wien zu schmeicheln, hat nicht widersprochen. Die Ungarn hatten dagegen fast absolute Einwendungen erhoben." Im Laufe des Gesprächs sucht Herr von Beust sich gegen den Vorwurf zu verteidigen, als ob er etwa Frankreich gegenüber eingegangene Verpflichtungen nicht erfüllt habe; als Beweis der Unklarheit, in der sich die französische Regierung über die tatsächlich bestehenden Zustände befunden habe, führt er an, daß sie im Augenblick, in dem man in Wien die Nachricht von der französischen Kriegserklärung empfangen, dort angefragt habe, ob diese Kriegserklärung auch in Berlin schon eingegangen, da man bereit sei, an demselben Tage in Deutschland einzurücken. Und vierzehn Tage später sei noch nicht der erste Schuß gefallen! Im wesentlichen lassen sich Herrn von Beusts damals abgegebene Erklärungen dahin zusammenfassen, daß Österreich tun werde, was Rußland tue, und daß es sehr wünschenswert sei, daß die Italiener etwas täten. Bemerkenswerter ohne Zweifel sind die Unterredungen mit „M. Andrássi", wie M. Thiers den Grafen Andrassy nennt, ganz besonders auch, weil einzelne Äußerungen des ungarischen Staatsmannes nicht allein einen retrospektiven Charakter besitzen dürften. Graf Andrassy begründet seinen und der Ungarn Widerstand gegen ein Zusammengehen mit Frankreich damit, daß man 1. Österreich die Zeit, sich zu kräftigen, geben und 2. warten müsse, bis man Preußen gegenüber recht habe, d. h. bis Preußen seine Hand auf Baden, Württemberg und Bayern lege; dann würden alle Deutschen Österreichs mit Recht erzürnt sein und die Ungarn (nos Hongrois) ein Interesse daran haben, sie zu unterstützen; ganz Europa würde zustimmen und Österreich-Ungarn mit Frankreich vereint einen schnellen und vollständigen Sieg davontragen. Über Thiers persönlich soll sich Graf Andrassy dahin geäußert haben, daß man seine Haltung und seine politische Weisheit ehre; sein Land habe nichts Besseres tun können, als ihn mit seiner Vertretung zu beauftragen, da er seiner Regierung (d. h. der Napoléons III.) nicht bei dem erfolglosen und deloyalen Verhalten in betreff der Polen gefolgt sei; das sei ein Titel für ihn.

In Petersburg bemüht sich Thiers, dem Fürsten Gortschakow, dem Kaiser (Alexander II.) und dem Zarewitsch (dem späteren Kaiser Alexander III.) die Gefahren klarzumachen, welche sich aus einer Ausdehnung Deutschlands, das aus einem friedlichen Staate eine erobernde Macht geworden sei, bis an die Donau, vielleicht bis an den Inn ergeben würden, und streift vorsichtig auch die Möglichkeiten, die den russischen Ostseeprovinzen oder den deutschen Provinzen Österreichs drohen könnten. Er fragt den Kaiser, ob er es nicht weise finden würde, einen solchen überströmenden Ehrgeiz einzudämmen, sich den Plänen, die derselbe gegen Frankreich habe, zu widersetzen und sich dadurch ein Land zu befreunden, das unter einer guten Regierung bald seine alte Kraft wiederfinden (d. h. ein brauchbarer Bundesgenosse werden) werde. Er vermag indessen nichts zu erreichen, da es sich, wie Fürst Gortschakow ihm erklärt, um eine von dem Kaiser persönlich übernommene Verpflichtung handle, gegen die nichts zu machen sei. Am interessantesten sind auch hier wieder die Streiflichter, die Thiers auf die einzelnen Persönlichkeiten fallen

läßt. Von Gortschakow sagt er: „Ich hatte den Kanzler früher in Stuttgart gekannt, als er einfacher Gesandter war; er war damals mager, bescheiden und zurückhaltend. Ich fand ihn heute voller Gesundheit, selbstbewußt, mit der Gewohnheit der Herrschaft, seitdem er Europa in der unglücklichen polnischen Geschichte im Schach gehalten hatte, die von der gefallenen Dynastie so unglücklich angeregt worden war.“ Im Grunde genommen ist das, wenn auch reservierter ausgedrückt, dasselbe, was Fürst Bismarck in seinen „Gedanken und Erinnerungen“ (Bd. II) über den russischen Kanzler sagt. Den Kenner der Bismarck-Literatur wird es amüsieren, daß Gortschakow Thiers gegenüber dieselbe Methode anwendet wie früher Bismarck gegenüber, indem er ihm die soeben eingegangenen Berichte der russischen Vertreter in London und Tours zu lesen gibt. Über den Zarewitsch, den er als „tout à fait Français“ bezeichnet, schreibt Thiers: „Als ich ihm sagte, daß man meinem Drängen die Furcht vor einem Kriege entgegensetzte, ich könne nicht zugeben, daß, wenn Rußland mit der entsprechenden Festigkeit spräche, es sich einem Kriege aussetze, erwiderte er stolz: ‚Der Krieg — ich möchte wohl wissen, wer es wagen würde, ihn uns zu machen. Was mich anbetrifft, so würde ich nicht zögern, Preußen unsre Ansicht zu sagen, und ich bin sicher, daß ich es, ohne ihm den Krieg zu erklären, nötigen würde, darauf Rücksicht zu nehmen.‘“ Am staatsmännischesten spricht sich der Großfürst Konstantin aus, der freilich auch erklärt, daß ganz Rußland voll von Sympathie für Frankreich und den entgegengesetzten Gefühlen für Preußen sei; aber man glaube in Rußland, daß es nicht darauf ankomme, das Reich zu vergrößern, sondern es zu zivilisieren; und er selbst habe Gelegenheit gehabt, sich zu überzeugen, wie ungeheuer viel noch zu tun sei. Man habe schon viel getan, man habe die Bauern befreit, man beschäftige sich mit den Eisenbahnen, und das alles koste sehr viel Geld. Ein Krieg in diesem Augenblicke „würde die vollständige Unterbrechung dieser Politik sein und alle verständigen Menschen tief betrüben“.

Der zweite Besuch in Wien und der in Florenz bieten nichts Neues. Da Rußland wenig tun will, kann Österreich auch nichts tun, aber Graf Beust versieht Thiers mit Gründen, um die Italiener, die ja durch das österreichische Gebiet gedeckt seien, zum Vorgehen zu bewegen. Er wünscht, daß die Deutschen die Italiener angriffen; der Krieg würde dann de facto erklärt sein, und er (Beust) brauche ihn nicht zu erklären. Die Einmischung Italiens sei das einzige Mittel, um den Krieg zu verallgemeinern, und wenn dies der Fall, sei Frankreich gerettet. In Florenz drängt Thiers die Italiener zur Aktion; Gortschakow habe erklärt, er werde sich ihren Rüstungen nicht widersetzen, und Österreich werde sie mit Freuden sehen; finanzielle Bedenken sucht er durch das Anerbieten französischer Subsidien zu überwinden, militärische durch das von Beust ihm gelieferte Argument, daß die Grenzen Italiens durch Österreich und die Schweiz gedeckt seien und eine an der Saône vorgehende italienische Armee, die Süddeutschland bedrohe, eine bedeutende deutsche Truppenmacht auf sich ablenken werde, ohne daß sie mit dieser zusammenzustoßen brauche, da ihr immer freistehen werde, sich auf das uneinnehmbare Lager von Lyon zurückzuziehen. Aber die Versuche mißlingen, obgleich die Italiener ihm nur, wie er schreibt, unzureichende Antworten (de pauvres réponses) geben.

In Tours findet Thiers die Nachricht, daß die englische Regierung aus eigenem Antriebe in Versailles einen Waffenstillstand vorgeschlagen, und bald darauf trifft die Mitteilung ein, daß der König von Preußen auf den Wunsch der russischen Regierung Thiers die Erlaubnis erteilt habe, sich nach Paris zu begeben. Die Verhandlungen in Tours drehen sich um die Fragen, ob er hierzu bemächtigt werden solle, ob der Vorschlag eines Waffenstillstandes anzunehmen und Wahlen für eine Nationalversammlung auszuschreiben seien. Der erste Punkt wurde einstimmig bejaht; auch der Vorschlag des Waffenstillstandes fand allgemeine Zustimmung unter der Bedingung, daß derselbe mindestens fünfundzwanzig Tage dauere und die Verproviantierung von Paris während dieser Zeit einschließe; „unser Interesse dafür ist zu groß, als daß ich weiter auf den Punkt einzugehen brauche,“ berichtet

Gambetta nach Paris. Doch werden die später stattfindenden Verhandlungen in Versailles, obgleich Bismarck die Abhaltung der Wahlen auch ohne Waffenstillstand zugestanden hatte, auf Befehl von Paris abgebrochen, worüber Gambetta nicht unzufrieden ist, wenn er auch bedauert, für die Armee der Loire nicht die fünfundzwanzig Tage Waffenstillstand zu haben.

Aus den Verhandlungen in Versailles, auf die sich der zweite Abschnitt bezieht, ist vielleicht nur hervorzuheben, daß Thiers als Einleitung über das Projekt einer Konvention schrieb: „Grundlagen einer Konvention, um, entsprechend den Wünschen der neutralen Mächte, dem Blutvergießen Einhalt zu tun," und daß Bismarck sich diese Einmischung der Neutralen ernstlich verbat.

Die Szene des dritten Abschnittes, der Verhandlungen über die Friedenspräliminarien, ist das Arbeitszimmer des Fürsten mit den beiden historischen Lichtern in den Flaschen auf dem Kamin. Wenn Thiers gegen die Höhe der deutschen Entschädigungsforderung als unerschwinglich heftig Verwahrung einlegt, so muß dazu bemerkt werden, daß er im vierten Abschnitt ausdrücklich erklärt, er habe immer gewußt, daß Frankreich die fünf Milliarden bezahlen könne. Ein besonders schlechtes Geschäft macht M. Kern, der Gesandte der schweizerischen Eidgenossenschaft, der — wohl auf französische Veranlassung — versucht, zugunsten Frankreichs zu intervenieren auf Grund der Notwendigkeit, die territoriale Verbindung zwischen der Schweiz und Frankreich aufrechtzuerhalten. Fürst Bismarck empfing ihn mit den Worten: „Was suchen Sie hier, und in was mischen Sie sich? Das ist eine Frage, die zwischen Frankreich und uns geregelt werden muß, und ihr Neutrale habt euch darum nicht zu kümmern. Wir haben unsre Bedingungen gestellt, und die sind unwiderruflich; wir werden an ihnen nichts ändern. Wenn sie nicht angenommen werden, wird der Krieg wieder beginnen." „Herr Kern," berichtet Thiers weiter, „war ganz entsetzt und hat uns gesagt, daß es keine Hoffnung gebe und man sich beeilen müsse, Frankreich aus dem Abgrund zu ziehen, in den es gefallen sei." Der Episode, bei der Fürst Bismarck ihm gesagt: „Wenn Sie mein Französisch nicht verstehen, werde ich Deutsch mit Ihnen reden!" tut M. Thiers keine Erwähnung, wie überhaupt in der ganzen Schilderung das Bemühen unverkennbar ist, sich als den intellektuell Größeren hinzustellen.

Der vierte Abschnitt, „La présidence de la République", beginnt mit der Niederwerfung des Kommuneaufstandes und schließt mit den Vorgängen in der französischen Nationalversammlung, die am 24. Mai 1873 zum Sturz des Präsidenten Thiers führten. Erwähnt sei hier, daß sein Nachfolger, Marschall Mac Mahon, früher Thiers hatte sagen lassen, daß, nachdem er den Oberbefehl der Armee von ihm erhalten habe, er nicht an seine Stelle treten werde. Damit es an dem Satyrspiel in der Tragödie der Geschichte nicht fehle, hatte die von der Nationalversammlung gewählte Kommission der Dreißig unter anderm Anfang 1873 einen später von der Versammlung bestätigten Beschluß gefaßt, der dem Präsidenten der Republik jedes Eingreifen in die Debatte dadurch unmöglich machte, daß nach dem Anhören des Präsidenten die Sitzung vertagt und die Debatte über seine Rede erst in der nächsten Sitzung eröffnet wurde. Es war dies besonders hart für Thiers, der ein vortrefflicher Redner und immer auf dem Platz war; die Motivierung, daß man die Maßregel nur getroffen im Interesse seiner Würde, und um ihn vor den Ausschreitungen im Laufe der Debatte zu schützen, wird ihn weder überzeugt noch getröstet haben. Thiers gehörte zu den Leuten, die, wo immer sie das Wort einmal haben, es nicht leicht wieder aufgeben, und man erzählte sich aus früheren Zeiten von ihm und Guizot, daß, wer von den beiden in einem Salon zu sprechen begonnen, nicht eher aufhörte, bis ihn eine physische Notwendigkeit dazu zwänge, worauf der andre mit Ungeduld gewartet — eine Situation, die der kaustische Pariser Witz in der Phrase zusammengefaßt hatte: „S'il crache il est perdu!"

M. von Brandt.

Politische Rundschau.

Berlin, Mitte September.

Die Verlobung des Kronprinzen des Deutschen Reiches mit der Prinzessin Cecilie von Mecklenburg-Schwerin hat, wie alle Ereignisse, die das Kaiserhaus nahe berühren, Interesse und innige Teilnahme erregt. Niemand wird an ein Familienereignis politische Betrachtungen knüpfen; doch berechtigt die sympathische Persönlichkeit des Kronprinzen zu einem Hinweise auf das Verständnis, das er von Deutschlands Geistesheroen zu gewinnen bemüht ist. In glaubhafter Weise wird versichert, daß er Goethes Wort im zweiten Teile des „Faust": „Wer immer strebend sich bemüht, Den können wir erlösen," mit Vorliebe als Richtschnur anerkenne. Durch die neuen Familienbeziehungen, die sich aus der Verbindung des Kronprinzen ergeben werden, dürfte eine Veränderung der politischen Konstellation kaum herbeigeführt werden.

Die von den Japanern gewonnene Schlacht bei Liaujang hat keineswegs zu einer Katastrophe für die Armee Kuropatkins geführt. Vielmehr ist der Rückzug nach Mukden erfolgt, ohne daß es den Japanern gelungen wäre, größere Abteilungen des russischen Heeres abzuschneiden. Wiederum muß die Tapferkeit der russischen Truppen rühmend hervorgehoben werden, die vor dem an Zahl überlegenen, nicht minder tapferen Gegner zurückweichen mußten. Auch in Port Arthur bewährt sich die Ausdauer der russischen Soldaten, die unter den schwierigsten Verhältnissen die Festung verteidigen. Daß Rußland selbst nach dem Falle Port Arthurs den Kampf zuversichtlich fortsetzen werde, kann keinem Zweifel unterliegen. Neue Armeekorps sind bereits mobilisiert worden, und die bisher erlittenen Verluste gestatten keinen Rückschluß auf den Ausgang des Krieges. Wohl könnte es geschehen, daß die japanischen Streitkräfte eher an der Grenze ihrer Leistungsfähigkeit anlangen, zumal da Rußland, abgesehen von dem numerischen Übergewicht, über eine Fülle materieller Hilfsmittel verfügt. Trotzdem sind in diesen Tagen wieder Gerüchte aufgetaucht, wonach Vermittlungsvorschläge gemacht werden sollen. Ein solcher, so behauptete der „New York Herald", könnte vom deutschen Kaiser ausgehen, der vom Zaren mit der entsprechenden Mission betraut wäre. Der Zweck dieser Ausstreuung ist ohne Zweifel, die Neutralität Deutschlands in Zweifel zu ziehen.

Gegen einen ähnlichen Vorschlag, der vom früheren französischen Marineminister de Lanessan ausgeht, wendet sich ein französisches Organ mit dem Hinweise, daß der gegenwärtige Augenblick sich sehr wenig dafür eignen würde, da sowohl die Japaner als auch die Russen solche Bemühungen zurückweisen würden. Die Japaner wollen sich nicht in ihrem Siegeslauf aufhalten lassen, und die Russen sind entschlossen, ihre Revanche zu nehmen. Sieht man von der heldenmütigen Episode von Port Arthur ab, so haben die Russen, wie betont wird, ihren Landfeldzug kaum begonnen. Auch ihre Niederlage bei Liaujang hat nichts Entscheidendes. Dem früheren Marineminister gegenüber wird geltendgemacht, daß ein solcher Augenblick unmöglich von

einer befreundeten Nation gewählt werden könnte, um mit Vermittlungsvorschlägen auf dem Plane zu erscheinen. Lanessan hat denn auch selbst das Gefühl, wie wenig Frankreich berufen wäre, in dieser Weise vorzugehen. Daher deutet er an, Deutschland und die Vereinigten Staaten von Amerika könnten die Verhandlungen führen, da Frankreich wegen seiner Sympathien für Rußland den Japanern, Großbritannien wegen seiner Sympathien für Japan den Russen verdächtig sein müßte. Nur gehört große Naivetät dazu, den Regierungen des Deutschen Reiches und der Vereinigten Staaten eine Rolle zuzumuten, die weder in St. Petersburg noch in Tokio auf Dank zählen dürfte. Anderseits wird dem französischen Minister des Auswärtigen, Delcassé, die Auffassung zugeschrieben, daß Frankreich und England berufen wären, in einer späteren Phase des Krieges, falls Schritte für die Wiederherstellung des Friedens notwendig sein oder erscheinen sollten, gemeinsam vorzugehen. Dieser Zeitpunkt würde jedoch erst eintreten, sobald Rußland seine Waffenehre in vollem Maße gewahrt zu haben glaubt, und in Japan das Friedensbedürfnis sich in höherem Grade als jetzt geltendmacht.

Als ein Angelpunkt der auswärtigen Politik Frankreichs wurde regelmäßig das Protektorat über alle Katholiken im Orient betrachtet. Wie wenig ein solcher Anspruch auch dem Begriffe der Staatssouveränetät im modernen Sinne entsprechen mochte, hielt die französische Regierung dennoch immer daran fest. Seitdem das Verhältnis Frankreichs zum Vatikan sich zum Kulturkampf zugespitzt hat, wurde freilich im republikanischen Feldlager selbst darauf hingewiesen, daß ein solches Protektorat mit der gegen die römische Kurie eröffneten Kampagne schlecht im Einklange stände. Dieser Einwand sollte jedoch durch Gambettas Ausspruch entkräftet werden: „L'anticléricalisme n'est pas un article d'exportation."

Immerhin war es eine große Überraschung, als der Conseilpräsident Combes in seiner am 4. September zu Auxerre gehaltenen großen politischen Rede sich selbst skeptisch über das französische Protektorat im Orient vernehmen ließ. Er hob hervor, durch die Androhung der Entziehung des Protektorats über die Katholiken im Orient könnte die Republik nicht mehr erschreckt werden, da auch hierin die Stellung und das Bewußtsein Frankreichs sich geändert haben. „Das Papsttum," betonte Herr Combes, „täuscht sich, wenn es sich einbildet, uns durch solche Drohungen schrecken zu können. Wir erheben gar nicht mehr den Anspruch auf den Titel der ältesten Tochter der Kirche, auf den die Monarchie noch stolz war. Unsre Achtung und unser Einfluß in der Welt hängen heute ausschließlich ab von unsrer materiellen Machtentfaltung und von den Grundsätzen der Ehre, der Gerechtigkeit und der Gemeinbürgschaft mit der übrigen Menschheit, von Grundsätzen, die das moderne Frankreich als eine Erbschaft aus den großen sozialen Lehren der Revolution übernommen hat, und die ihm eine Sonderstellung in der Welt verschafft haben."

Wie selbstbewußt diese Ausführungen auch klingen mögen, fehlt es doch nach zuverlässigen Mitteilungen nicht an bestimmten Anzeichen, aus denen geschlossen werden muß, daß innerhalb des Ministeriums Combes selbst Meinungsverschiedenheiten über das französische Protektorat im Orient bestehen. Der Minister des Auswärtigen, Delcassé, bekennt sich nicht bloß zu einer andern Auffassung wie der Conseilpräsident Combes, sondern es liegen auch, wie das „Journal de Genève" von einem in vatikanischen Angelegenheiten wohlunterrichteten Gewährsmann erfährt, verbürgte Tatsachen vor, nach denen der französische Kulturkampf in einer wesentlich verschiedenen Beleuchtung erscheint. In Wirklichkeit dürfen die Schädigungen, die Frankreichs augenblickliche Kirchenpolitik den überlieferten und bleibenden Interessen der französischen Diplomatie zugefügt hat, nicht überschätzt werden. Während Herr Combes Posaunen blasen ließ, um die Mauern des Vatikans zu Fall zu bringen, hielt der Minister des Auswärtigen an der bekannten Maxime seines großen Meisters Gambetta fest. Unzweifelhaft sind durch den gegenwärtigen Konflikt zwischen dem Vatikan und Frankreich alle offiziellen Bande zerrissen worden. Nur bestehen andre nach wie vor fort. Die Botschaft Frankreichs beim Vatikan ist geschlossen, das Personal

ist nach Frankreich abgereist oder amtiert nicht mehr, einer aber ist noch in Tätigkeit. Der Abbé Guthlin, seit zwanzig Jahren kanonischer Beirat der französischen Botschaft, übt ununterbrochen die ihm obliegenden Funktionen aus, und seine Wirksamkeit wird von der römischen Kurie nicht minder als vom französischen Ministerium des Auswärtigen für vollständig legitim erachtet und als wertvoll geschätzt. In der Person des Abbés Guthlin laufen Fäden zusammen, die man von beiden Seiten nicht abreißen lassen will. Herr Deleassé betrachtet ihn als Vertrauensmann und kann durch ihn der Kurie immer wieder zu verstehen geben, daß die gegenwärtige agressive Haltung der französischen Politik gegenüber dem Vatikan nicht von langer Dauer sein werde. Die Gelegenheit zu einem solchen beruhigenden Gebärdenspiel bot sich, als kürzlich ein Anlaß vorlag, um die Kurie bei der Neubesetzung kirchlicher Stellen in der Levante an die weitere Gewährung der früher von ihr geübten Rücksicht auf französische Wünsche zu erinnern. Dem Botschafter Frankreichs am Goldenen Horn hat Deleassé die Weisung zugehen lassen, alle Fragen des kirchlichen Protektorats Frankreichs im Orient so zu behandeln, als gebe es gar keinen Konflikt zwischen Frankreich und dem Vatikan. Zwischen dem Quai d'Orsay und Mgr. Merry del Val, dem Kardinal-Staatssekretär, sind also die Fäden durchaus nicht abgerissen. Auch gibt sich der Vatikan um so bereitwilliger zu dieser geheimen Versöhnung her, als nicht er es ist, der den ersten Schritt getan hat oder schließlich die Kosten zu tragen haben wird.

Organe, die häufig die Auffassung des Ministers des Auswärtigen widerspiegeln, treten mit aller Entschiedenheit für die Aufrechterhaltung des französischen Protektorats im Orient ein. Ein vorzüglicher Kenner des Orients, namentlich Syriens, Raymond Koechlin, veröffentlichte im „Journal des Débats“ am 9. September unter der Überschrift: „L'influence de la France en Orient“ einen sehr charakteristischen Aufsatz, der sich unmittelbar gegen die Auffassung des Conseilpräsidenten Combes richtet. Aus eigener Anschauung weist Raymond Koechlin auf den blühenden Zustand der französischen Niederlassungen in Syrien und im Libanon hin. Er hebt den innigen Zusammenhang hervor, der zwischen den geistlichen Niederlassungen, namentlich den zahlreichen Lehranstalten, und dem französischen Einflusse besteht. Freilich kann er nicht verhehlen, daß, während vor nicht allzu langer Zeit Frankreich neben England die erste unter den handeltreibenden Nationen im Orient war, und seine bevorrechtigte Stellung in religiösen Angelegenheiten eine besondere Stütze gewährte, das französische Ansehen allmählich beeinträchtigt wurde. Deutschland und neuerdings auch Österreich-Ungarn und Italien machten erfolgreiche Anstrengungen, wie denn auch die in Hamburg, Triest und Genua eingerichteten Schiffahrtsverbindungen mit der Levante dazu beitragen mußten, den Ausfuhrhandel der drei Monarchien zum Schaden Frankreichs zu fördern. Trotzdem, führt das „Journal des Débats“ aus, sei es jenen Niederlassungen Frankreichs zu verdanken gewesen, daß die Krise der letzten Jahre ohne allzu großen Schaden ertragen werden konnte. Dank ihnen sei Frankreich heute noch eine große Nation im Orient; sie hätten, indem sie die Bevölkerung die Sprache Frankreichs lehrten, ihm eine geistige Klientel erhalten, deren Gewinnung sich so viele andre angelegen sein ließen. Mit Geduld könne man erwarten, daß diese geistige Klientel wieder eine wirkliche Kundschaft werde, und sie werde es an dem Tage werden, an dem die französischen Handeltreibenden es ernsthaft wollen.

Der Minister des Unterrichts, Chaumié, hat inzwischen in einem von der gesamten französischen Presse lebhaft erörterten Interview zugestanden, daß innerhalb der Regierung Gegensätze bestehen. Der Minister bezeichnete sogar das Stimmenverhältnis im Conseil: sieben Mitglieder sollen die Mehrheit bilden, während in der Minorität von fünf Stimmen der Präsident der Republik selbst figuriert. An diese Enthüllungen anknüpfend wird von andrer Seite ausgeführt: „Nehmen wir nun zum Beispiel die Frage des Protektorats über die Christen im Orient. Wird es genügen, daß Herr Combes an der Spitze der Sieben erklärt, er gedenke, darauf

zu verzichten? Wird es genügen, daß die Sieben einen solchen Beschluß billigen, damit die Minorität der Fünf einer hundertmal von ihr desavouierten und verurteilten Politik sich anschließe? Dies zu glauben, hieße die Minorität beleidigen."

Hiernach wird die Frage des französischen Protektorats noch eine bedeutsame Rolle spielen, ja gleichsam in den Mittelpunkt des Kulturkampfes in Frankreich gerückt werden. Das Vorgehen gegen die geistlichen Genossenschaften vollzog sich auf dem Gebiete der inneren Politik. Sobald jedoch die auswärtige Politik in Betracht kommt, ist durchaus nicht ausgeschlossen, daß der bloc, auf den das Ministerium Combes sich in der Deputiertenkammer stützt, abbröckelt, und zwar um so mehr, als durch die jüngsten „Enthüllungen" festgestellt worden ist, daß im Ministerrate selbst ernste Meinungsverschiedenheiten bestehen, bei denen der Chef der Exekutivgewalt sich auf seiten der Minorität befindet. Was die Frage des Protektorats selbst betrifft, so kann von deutscher Seite nur betont werden, daß ein allgemeines Schutzrecht Frankreichs über alle Katholiken im Orient nicht anerkannt wird. Deutschland ist entschlossen, gemäß dem Begriffe der Staatssouveränetät dieses Schutzrecht über seine Staatsangehörigen selbst auszuüben.

In den Vereinigten Staaten von Amerika ist der Kampf wegen der nahebevorstehenden Präsidentenwahl heftig entbrannt. Bei der Präsidentenwahl im Jahre 1900 wurden im ganzen 7 218 352 republikanische Stimmen abgegeben, während die Demokraten 6 357 807 erzielten. Unbefangene Beurteiler stimmen nun darin überein, daß sowohl der republikanische Kandidat, der gegenwärtige Präsident Roosevelt, als auch der demokratische Kandidat Parker alle Hebel in Bewegung setzen müssen, um den Kampf zu führen. Welchem dieser beiden Kandidaten wird es gelingen, die Mehrheit der in den einzelnen Staaten der Union gewählten Elektoren zu gewinnen? Während Blätter wie der „New York Herald" sich für Parker erklärt haben, sind verschiedene demokratische Organe in das Feldlager Roosevelts übergegangen. Abgesehen von solchen Verschiebungen, durch die Prophezeiungen in dem einen oder dem andern Sinne erschwert werden, kommen mannigfache Imponderabilien in Betracht. Auch die Währungsfrage wird für zahlreiche Wähler ausschlaggebend sein. Allerdings hat Parker, nachdem er selbst zweimal für Bryan gestimmt, dessen Name in der Währungsfrage ein bestimmtes Programm darstellt, sich inzwischen für die Goldwährung erklärt. Einem Teile der sogenannten „Golddemokraten" bietet jedoch ein so zwiespältiges Verhalten keine ausreichende Bürgschaft, weshalb Roosevelt auf ihre Stimmen zählen darf. Der große Zug, den der gegenwärtige Präsident in die hohe Politik der Vereinigten Staaten gebracht, wird sicherlich seine Anziehungskraft nicht verfehlen. Hervorgehoben zu werden verdient die Auffassung, die Ignotus, der Vertrauensmann Delcassés, im „Figaro" hinsichtlich der Aussichten Parkers zu erkennen gibt: „Die Demokraten, erbittert durch das lange Warten und die Niederlage," schreibt er, „wissen, daß diesmal die Partie für sie entscheidend sein kann. Seit geraumer Zeit von der Gewalt ferngehalten, können sie befürchten, daß sie, falls ihnen die Gelegenheit nochmals entgeht, den Gebrauch der Macht so bald nicht zu kosten bekommen werden. Deshalb sind sie zu allen Zugeständnissen, allen Opfern bereit. Ihr Programm ist weit davon entfernt, die frühere Strenge aufzuweisen. In Wahrheit findet man etwas von allem darin. Heute verfügt ihre Partei über das Geld, die Gewalt und die Kühnheit. Sie hofft also, morgen auch die erforderliche Anzahl zu erlangen." Man muß abwarten.

In der marokkanischen Frage kann bisher eine entscheidende Wendung nicht verzeichnet werden. In dem englisch-französischen Abkommen blieb es Frankreich vorbehalten, eine besondere Vereinbarung mit Spanien zu treffen. Ein Ergebnis in dieser Richtung ist jedoch bisher nicht herbeigeführt worden. Dagegen liegen Meldungen über Veränderungen in der inneren Verwaltung Marokkos vor. Während bisher Si Mohammed Torres in Tanger den diplomatischen Verkehr mit den Gesandtschaften der Mächte im Namen und Auftrage des Sultans unterhielt, ist jetzt Si Abd-es-Selam El Tazi mit dieser wichtigen Mission betraut. Obgleich der Rücktritt

Si Mohammed Torres' durch sein hohes Alter gerechtfertigt wird, bedauert man das Ausscheiden dieses Würdenträgers doch allgemein, da er während seiner langjährigen Beziehungen zum diplomatischen Korps in Tanger stets nur Beweise seiner in Marokko ungewöhnlichen Integrität und Unparteilichkeit gegeben habe. In der Person Si Ben Haymas ist zugleich ein neuer Pascha von Tanger ernannt worden. Von französischer Seite wird in bezug auf die beiden Ernennungen darauf hingewiesen, es dürfe erwartet werden, daß sowohl der neue Vertreter des Sultans bei den fremden Legationen als auch der neue Pascha von Tanger das Werk des Friedens, der Ordnung und der wirtschaftlichen Reorganisation verstehen werde, das von Frankreich in Marokko geplant wird.

Die düsteren Prophezeiungen, die sich an die englische Tibet-Expedition knüpften, sind durchaus nicht in Erfüllung gegangen. Oberst Younghusband ist mit den englischen Truppen in Lhassa eingetroffen, wo der Vertrag zwischen Großbritannien und Tibet unterzeichnet worden ist. In der Ansprache, die Oberst Younghusband an die tibetanischen Würdenträger richtete, führte er aus, die Engländer hätten keineswegs die Absicht, sich in die internationalen Angelegenheiten Tibets einzumischen; auch hätten sie nicht den geringsten Versuch gemacht, das kleinste Stück Land zu entreißen oder an den religiösen Überlieferungen Tibets zu rütteln. Die Forderungen Großbritanniens wurden, wie folgt, zusammengefaßt: Die Bestimmungen des im Jahre 1890 unterzeichneten Vertrages sollen innegehalten werden. Zwischen Tibet und Britisch-Indien sollen Handelsbeziehungen angeknüpft werden, die den Tibetanern in demselben Maße zustatten kommen würden wie den Engländern. Die Tibetaner sollen in Zukunft den Vertretern der britischen Regierung mit Achtung begegnen und andern Ländern gegenüber nicht von ihrer traditionellen Politik abweichen. Oberst Younghusband unterließ nicht, hinzuzufügen, Großbritannien, das ein gefährlicher Feind für die Tibetaner gewesen, werde nunmehr, nach der Herstellung guter Beziehungen, ein ebenso guter und treuer Freund sein. Um diese Versicherung zu erhärten, richtete er an den militärischen Befehlshaber der Expedition, General Macdonald, die Aufforderung, alle tibetanischen Gefangenen freizulassen. Da die Expedition den Rückmarsch nach Indien in nächster Zeit antreten sollte, bleibt abzuwarten, ob eine dauernde Beruhigung erfolgt ist. Der Dalai Lama könnte nach seiner Rückkehr in die heilige Stadt wohl einen Wandel herbeiführen.

Den Gehässigkeiten der „Times", der „National", „Fortnightly" und „Monthly Review" gegenüber ergreift abermals die „Saturday Review" (vom 10. September) das Wort: Es werde vor einer „neuen deutschen Intrige" gewarnt, aber in diesen Warnungen sei das „Neue" nicht neu, sondern nur der alte Deutschenhaß, mit der frischen Kraft vorgetragen, die durch die wechselnden Umstände erzeugt worden. Ist es ernster Zeitschriften nicht unwürdig, ihre Leser glauben zu machen, daß ein Bündnis zwischen Deutschland, Rußland und Frankreich (!) geplant werde, um den gemeinsamen Feind (England) zu vernichten, und daß es der Traum des deutschen Imperialisten sei, nach einem Weltkrieg den deutschen Kaiser an der Spitze der Alliierten als Triumphator in London einreiten zu sehen? — Inzwischen ist das Märchen von einem geheimen russisch-deutschen Vertrage auch offiziell dementiert worden.

Literarische Rundschau.

Kardinal Newman.

John Henry Kardinal Newman. Ein Beitrag zur religiösen Entwicklungsgeschichte der Gegenwart. Von Charlotte Lady Blennerhassett, geb. Gräfin von Leyden. Mit einem Bildnis in Lichtdruck. Berlin, Gebrüder Paetel. 1904.

Große Geister einer Nation der gebildeten Welt einer andern nahezubringen und damit zum Austausch der Gedankenarbeit der Völker beizutragen, ist eine hohe Mission. Nur wer seine Heimat in beiden Nationen hat und die eigenartigen Schätze der einen wie die besonderen Bedürfnisse der andern von Haus aus kennt, erfüllt die speziellen Vorbedingungen, welche dieser Mittlerberuf erfordert. Ihn drängt aber auch, wenn er anders auf den Höhen des geistigen Lebens wandelt, ein inneres Bedürfnis dazu, mit nimmermüder Hand in diesem Sinne zu wirken. Lady Blennerhassetts Arbeiten stehen fast alle im Dienste dieser Aufgabe. Immer hat sie mit dem instinktiven Fühlen der hochgebildeten Frau erkannt, wo Lücken vorhanden waren, und sie auszufüllen gesucht.

Mit vollem Rechte war sie der Meinung, daß der Mann, der innerhalb der angelsächsischen Welt des 19. Jahrhunderts auf religiösem Gebiete am tiefsten auf die Gemüter gewirkt und die Geister am stärksten bewegt hat, uns Deutschen nicht bloß geschichtlich, sondern auch persönlich viel nähertreten müsse, als es bis jetzt geschehen ist. Sie machte das Urteil seines Biographen Hutton zu dem ihrigen: „In einem Jahrhundert, in dem die physische Erforschung der Welt und das materielle Wohlsein die Bewunderung der Welt beschäftigen und beanspruchen, hebt sich ein Leben wie das des Kardinal Newman in eigentümlichem und majestätisch zu nennendem Gegensatz, anmutig und zurückhaltend, ab vom rastlosen, aufgeregten Wirrsal widersprechender Leidenschaften, unsicherer Ideale und tastender Philanthropien, in deren Mitte es durchlebt worden ist.“ So hat sie das lichte Bild Newmans, eines Gentleman und eines Heiligen zugleich, mitten in das deutsche Leben des beginnenden 20. Jahrhunderts hineinleuchten lassen mit einer Gestaltungskraft und Schärfe, die oft an ihren literarischen Produkten gerühmt worden sind.

Die Leser der „Deutschen Rundschau“, welche sich gerne an die von dem seligen F. X. Kraus und Lady Blennerhassett gemeinsam verfaßten Artikel über Newman im 66. Band (1891) erinnern werden, finden das dort skizzierte Bild hier in großzügiger, straffer Weise ausgeführt. Es ist die erste ausführliche deutsche Studie über Newman, die wir mit dem Buche erhalten. Mit der Bescheidenheit des gelehrten Kardinals, der wiederholt von sich sagte, er sei kein Theologe, meint allerdings die Verfasserin: „Zu einer ausführlichen Studie über ihn anzuregen, ist der ganze Zweck dieses Essay. Es wäre vermessen, in einem so bescheidenen Rahmen und ohne die zu einer solchen Arbeit unerläßlichen Vorbedingungen, andres auch nur zu wagen.

Vielmehr mußte sich die Absicht darauf beschränken, das Wort Newman selbst so viel als möglich zu lassen." Man sieht, ihr umfassendes Wissen und ihr einsichtiges Urteil haben Lady Blennerhassett gelehrt, ihr Bild richtig zu begrenzen; bei der Fülle des Stoffes, bei der Aktualität vieler Fragen und bei dem theologischen Wissen der Verfasserin eine Entscheidung, welche ihr neue Anerkennung und dem Buche reichen Erfolg bringen wird. Es ist geschrieben nicht von einem Fachtheologen für Theologen, sondern für das gebildete Deutschland von einer unsrer bedeutendsten Schriftstellerinnen, die Newman selbst gekannt und bei ihrem Manne die treu festgehaltene, lebendige Überlieferung an seinen großen Lehrer gefunden hat. Es wird ein gewisser Reiz darin liegen, ein solches Buch zur Hand zu nehmen. Und der Reiz dauert, solange man sich mit dem Buche beschäftigt. Aber schon nach den ersten Seiten schließen sich ihm mächtigere Eindrücke an: das Vertrauen in eine kenntnisreiche, sichere Führung durch die Zeitgeschichte, die Überzeugung einer gründlichen Belehrung über religiöse Probleme, die jedes denkenden Menschen Geist bewegen, und das Gefühl einer inneren Ergriffenheit angesichts des Seelenadels Father Newmans. Dadurch, daß die Verfasserin seit langem mit ebensoviel Interesse als Verständnis die religiösen Fragen und Bewegungen unsrer Zeit verfolgt hat, ist sie in den Stand gesetzt worden, Newman in den großen religiösen Strömungen seiner Kirchen zu schildern und einen Beitrag zur religiösen Entwicklungsgeschichte der Gegenwart zu liefern, wie der Untertitel besagt. Daß so viel als möglich Newman selbst zu uns spricht, verleiht der Darstellung eine Unmittelbarkeit und Treue, die auf anderm Wege kaum hätte erzielt werden können. Freilich bringt diese Methode es auch mit sich, daß die Lektüre partienweise zum Studium werden muß. Ganz wären solche Abschnitte ja nie zu vermeiden gewesen, da doch ein Einblick gegeben werden mußte in den eigenartigen philosophischen und theologischen Entwicklungsgang des großen Konvertiten, „dessen Leben selbständiger als das jedes andern Menschen von Genie in diesem Jahrhundert unsrer Geschichte das Ergebnis einer zusammenhängenden, tiefgehenden, unverrückt im Auge behaltenen Absicht gewesen ist. Kein andres Dasein erscheint so völlig aus einem Guß, mit so geduldiger Entschlossenheit aus einem Block gemeißelt wie das des Kardinals Newman."

Newman, geboren 1801, stand von Jugend auf unter dem Einflusse eines gemäßigt kalvinischen Glaubens. Seine Mutter war eine französische Hugenottin; und die methodistische Erneuerung des religiösen Lebens in England durch die sogenannten Evangelischen basierte, soweit sie auf ihn wirkte, ebenfalls auf einem gemäßigten Kalvinismus. Der früh selbständig Gewordene war mit einem besonderen Talent für Naturwissenschaften und Mathematik wie für Musik und Poesie begabt. Er studierte in Trinity College zu Oxford. Schon 1822 wurde der junge Theologe dortselbst Mitglied des Oriel College und Lehrer an der Universität, später Vikar der zu Oriel gehörigen Kirche St. Mary und akademischer Prediger. In Pusey, Keble und andern gewann er bald gleichgestimmte, edle Freunde, von denen er fast keinen verlor, nachdem ihre geistigen Wege sich geschieden hatten. Seine kalvinischen Ansichten waren allmählich verdrängt worden durch die Überzeugung von der Unentbehrlichkeit der Tradition und von der Notwendigkeit einer sichtbaren Kirche. Das Dogma war ihm fundamentales Prinzip seiner Religion; Religion als bloßes Gefühl war ihm „ein Traum und ein Spott". Das Studium der Kirchenväter und der alten Kirche überhaupt hat ihn gelehrt, auf der Notwendigkeit einer dogmatischen Feststellung der geoffenbarten Wahrheit durch die Autorität der Kirche als einer göttlichen Anstalt zu bestehen. Höher als der Anglikanismus stand ihm die katholische Kirche der apostolischen Zeiten, deren Organ die anglikanische Kirche sei. Ein treuer Sohn dieser anglikanischen Kirche, fürchtete er die römischen Meinungen nicht, aber er hielt sie mit dem Unglauben für verträglich und war grundsätzlich antikatholisch. Zuerst hat er den Katholizismus näher kennen gelernt auf einer großen Mittelmeerreise 1832/33; die orthodoxe Kirche gefiel ihm jedoch ungleich besser. Die traktarianische Bewegung in Oxford (1833—1845), die in den ersten Jahren ganz aus-

schließlich gegen den Indifferentismus der Latitudinarier und gegen puritanische Gedankenformen gerichtet war und erst später sich mit der römisch-katholischen Kirche befaßte, erzeugte in erster Linie Newmans Theorie von der anglikanischen Kirche als der apostolischen „Via media“ zwischen Romanismus und populärem Protestantismus. Daneben liefen namentlich seine Universitätspredigten und eine Reihe von kleineren theologischen Arbeiten, welche vorwiegend den Zweck verfolgten, den Geist, die Anschauungen und Gebräuche der ersten Jahrhunderte für die moderne anglikanische Kirche zurückzugewinnen. Der theologische Liberalismus und die römische Gefahr, fühlte Newman, könnten nur überwunden werden, wenn die anglikanische Kirche den historischen Beweis für ihr Bekenntnis als das der apostolischen Zeiten und des christlichen Altertums erbrachte. Während dieser Studien kamen ihm 1839 die ersten Zweifel an der Haltbarkeit des Anglikanismus. Die Theorie der „Via media“ fiel zerstäubt zu Boden. Die historische Einsicht, daß nicht die anglikanische Kirche, sondern die römische die Kirche der Apostel sei, mußte ihn nach Rom führen. Im weiteren Verlaufe der Bewegung näherte er sich denn auch so sehr dem katholischen Standpunkte, daß ihn das offizielle Oxford zensurierte und sein Bischof ihm Stillschweigen auferlegte. Auch andre Bischöfe verurteilten mit größerer oder geringerer Strenge die traktarianische Bewegung und warnten Klerus und Laien vor derselben. 1843 reichte Newman sein Entlassungsgesuch als Vikar von St. Mary ein. „Die Wahrheit ist: ich bin kein so guter Sohn der englischen Kirche mehr, um mich im Gewissen berechtigt zu glauben, ein Amt in ihr zu bekleiden. Ich liebe die römische Kirche zu sehr.“ 1845 verzichtete er auch auf seine Fellowship zu Oriel und trat zur katholischen Kirche über. Seinen Übertritt hatte er abhängig gemacht von dem Resultat einer Arbeit, welche, alle bisherigen Studien unter dem großen Gesichtspunkt der Entwicklung — Jahre vor Darwin und Wallace! — zusammenfassend, ein Doppeltes zu zeigen versuchte: einmal, daß die rechte Entwicklung der geoffenbarten Wahrheit ebensosehr die Bewahrung des Urtypus als die konsequente Weiterbildung der ursprünglichen Lehre durch Assimilierung neuer erhaltender und Ausscheidung fremder Elemente fordere; dann, daß diese wahre Entwicklung sich tatsächlich nur beim Katholizismus finde.

Ende 1846 erhielt Newman in Rom die Priesterweihe und wurde seinem Wunsche gemäß von Pius IX. zum Superior des ersten englischen Oratoriums in Birmingham ernannt. Hier lebte er mit Ausnahme weniger Jahre bis zu seinem Ende der Jugendbildung und Seelsorge in glücklicher klösterlicher Abgeschiedenheit und Einfachheit. Sein Einfluß auf das religiöse Leben und Denken seines Volkes war trotz dieser Zurückgezogenheit ein ganz außerordentlicher. Auf Wunsch des Kardinals Wiseman trat er wiederholt in Konferenzen, Vorlesungen und Predigten in der Öffentlichkeit auf. Die fünfziger Jahre verbrachte er größtenteils in Dublin als Rektor der neugegründeten katholischen Universität. Von diesen Jahren in Irland bliebe, abgesehen von den literarischen Arbeiten über Natur und Aufgabe der Universitäten, der Eindruck verschwendeter Kraft, hätte Newman nicht auch dort das Predigtamt fortgesetzt, das „der Schrein seines tiefsten Gedankenschatzes“ bleibt. Auch eine andre Absicht Newmans, junge Katholiken, eventuell mit Errichtung eines Oratoriums, auf die Hochschule nach Oxford und in Berührung mit nationaler Bildung und nationalem Leben zu bringen, ist vereitelt worden, und zwar durch Manning, der seit 1860 mehr und mehr Kardinal Wiseman unter seinen Einfluß brachte. Seitdem hatte Newman in Manning und seinen Leuten ständige und nicht immer ehrliche Gegner, die ihn als antirömisch, kalt und schweigsam in bezug auf die weltliche Macht des Papstes, kritisch gegen katholische Andachtsübungen, kurz als einen ganz weltlichen Menschen bezeichneten. Unter versteckten Intrigen und Verdächtigungen hat diese diamantreine Seele von den eigenen Mitbrüdern in den nächsten Jahrzehnten viel zu leiden gehabt. Daß auch Anglikaner sich gegen ihn gewendet haben, wird uns nicht so sehr wundern. 1864 entstand als Abwehr gegen die heftigen Angriffe des Anglikaners Kingsley Newmans „Apologia pro vita sua“,

die Geschichte seiner religiösen Meinungen, eine Autobiographie im besten Sinne des Wortes, zugleich ein klassisches und ein populäres Buch. In kürzester Zeit ward er der meistgenannte Mann in England; von da an erschien er seinen Landsleuten ohne Unterschied der Gesinnung liebenswert und verehrungswürdig. Puseys, des treuen Freundes, Bestrebungen, die Vereinigung der anglikanischen und römischen Kirche herbeizuführen, mußte Newman auf theologischem Gebiete entgegentreten. In der Unfehlbarkeitsfrage gehörten seine Sympathien den Bischöfen der Minorität. „Was mich persönlich betrifft," so schrieb er an seinen Bischof Ullathorne nach Rom, „so erwarte ich, Gott sei Dank, keine Prüfung; aber das hindert mich nicht, das Leid so vieler Seelen mitzufühlen und mit Bangen der Aussicht entgegenzusehen, daß ich in den Fall kommen werde, Entscheidungen verteidigen zu müssen, die meinem eigenen Urteil nicht schwierig erscheinen, die aber angesichts historischer Tatsachen logisch aufrechtzuerhalten sehr schwierig sein wird." — „Wenn es Gottes Wille ist, daß die päpstliche Unfehlbarkeit definiert werden soll, dann ist es Gottes Wille, die Zeit und den Augenblick des Triumphes zu verzögern, den er Seinem Reiche bestimmt hat, und ich werde mir sagen, ich müsse mein Haupt vor seiner anbetungswürdigen, unerforschlichen Vorsehung beugen." 1870 erschien der „Essay über eine Grammatik der Zustimmung", eine auf Grund dreißigjähriger Betrachtung geschriebene Untersuchung über die inneren Beweisgründe des Glaubens und den Denkprozeß, durch welchen die innere Zustimmung gewonnen wird. Zu „Newmans Logik des Glaubens" hat Lady Blennerhassett W. Barry, dem Verfasser eines erst in diesem Jahre erschienenen trefflichen Buches über Newmans Stellung in der Theologie und Literatur, in einem höchst interessanten und bedeutungsvollen Schlußkapitel das Wort gegeben. Es bietet einen zusammenfassenden Einblick in die ganze, von allen Schuleinflüssen freie Philosophie und Theologie des Kardinals, auf die wir hier natürlich nicht eingehen können. 1874 war das Vatikanum noch einmal Gegenstand einer lehrreichen Kontroverse zwischen Gladstone und dem jetzt fünfundsiebzigjährigen Newman gewesen. Spät erst schwand sowohl die Zurückhaltung des anglikanischen England wie die gänzliche Ignorierung durch die offiziellen Kreise der katholischen Kirche. Trinity College, seine erste Heimstätte auf der Universität Oxford, ernannte ihn zum Honorary Fellow; und Leo XIII. verlieh ihm 1879 — nolens volens stimmte Manning zu — die Würde eines Kardinals. „Das Herz spricht zum Herzen," so lautete der Wahlspruch, den sich aus diesem Anlaß Newman, der wunderbare Kenner des Menschenherzens, wählte. Er entsprach voll dem Grundzuge seines Wesens, das bei aller Schärfe seines Intellekts ganz auf der ethischen Seite lag. Geistig lebendig und frisch lebte der Kardinal in seinem einfachen Oratorium noch bis 1890, ein Gegenstand der allgemeinen Verehrung. „Ihm" — wir schließen mit Lady Blennerhassetts der Einleitung entnommenen Worten — „der nie aufhörte, die Kirche, von der ihn nach harten Kämpfen seine Überzeugung schied, und die dort zurückgelassenen Freunde gerecht zu beurteilen, aufrichtig zu achten und herzlich zu lieben, ist die unvermeidliche Reaktion, die seinem Übertritt folgte, nicht erspart geblieben. Aber er hat sie überlebt, und es ist ihm der Trost geworden, den Weg zu den ihm teuren Seelen zurückzufinden. In heißer, anbetender Liebe zu Jesus Christus, seinem Gott und Heiland, blieb er mit ihnen und mit allen verbunden, die reinen Herzens an Ihn glauben und Ihm dienen. Newmans treues katholisches Bekenntnis beeinträchtigte diese Empfindung nie. Sie wird ihm auch in Deutschland die gerechte Würdigung derjenigen sichern, die das Bekenntnis von ihm trennt. In dieser zuversichtlichen Hoffnung und nach seinem Geiste richtet sich diese Darstellung seines Lebens und Denkens an seine getrennten Brüder ganz ebenso wie an seine Glaubensgenossen."

Freiburg i. Br. G. Pfeilschifter.

Zur Heidelberger Schloßfrage.

Aus Liselottes Heimat. Ein Wort zur Heidelberger Schloßfrage. Von Ernst von Wildenbruch. Berlin, G. Grotesche Verlagsbuchhandlung. 1904.

Ein so gesteigertes, vielverschlungenes Kulturleben, wie es glücklicherweise in Deutschland treibt und blüht, bringt mit Notwendigkeit auch Bedürfnisse hervor, bei denen das Alte, wie es geworden ist, mit dem Neuen, das werden will, in Streit gerät. Da das wirkliche Leben aber stärker ist als alles Planen und Disputieren, so stellt sich doch zuletzt ein praktischer Ausgleich ein, und noch ist es in Deutschland bei Fragen der Kultur immer so gewesen, daß Vernunft und Pietät die Forderungen augenblicklicher Nützlichkeit bezwungen hat. Handelte es sich z. B. in letzter Zeit bei Goethe, bei Kleist um geplante Maßnahmen, die von hergebrachten Empfindungen abzusehen schienen: der Ausgang hat jedesmal bewiesen, daß uns, was durch Zeit und Tradition bewährt war, schließlich doch erhalten blieb.

Wie das deutsche Publikum, auf das es ankommt, bei diesen Fragen empfand, hat Ernst von Wildenbruch die Gabe und das Glück gehabt, auf seine Weise echt und deutlich auszusprechen. Mit dem gleichen Vorrechte steht ihm das Wort in der Heidelberger Frage zu, die gegenwärtig das Interesse in Anspruch nimmt. In badischen Kreisen, die ein formelles Recht dazu haben, geht man mit Plänen um, die altberühmte Heidelberger Schloßruine wieder aufzubauen und für moderne Zwecke herzurichten. Dagegen hat eine lebhafte Bewegung eingesetzt; es sind in Heidelberg Versammlungen abgehalten und Aufrufe von dort über Deutschland verbreitet worden. Ohne sich, wie es scheint, dieser Organisation unmittelbar anzuschließen, tritt nun Wildenbruch mit seiner Schrift „Aus Liselottes Heimat" als freiwilliger Verteidiger der bedrohten Schloßruine auf. Er tut es als der Dichter, als der Mann, der sein Vaterland, wie es geworden ist, aus dem Grunde seiner Seele liebt und kein unhistorisches Neubilden an ihm dulden mag.

Heidelberg ist die eigentlich romantische Stadt in Deutschland, Jahrhunderte hindurch vom Hauch der Dichtung umwoben. Während unten in der Stadt das fröhliche Leben gedeiht, mahnen die Berge mit ihren tiefen Wäldern und der Schloßruine an den Ernst der deutschen Geschichte und Vergangenheit. Ein Musenfreund malt, vor hundert Jahren, das mondbeglänzte Heidelberg:

> Da war so klar und tief die Welt,
> So himmelhoch das Sterngezelt,
> So ernstlichdenkend schaut das Schloß,
> Und dunkel, still das Tal sich schloß. — —

Wie hätte er den Gedanken fassen können, daß dort oben vielleicht einmal sich wieder ein moderner Palast erheben werde, vom lauten Treiben des Alltagslebens erfüllt! Und wie er, schaut heute sein Nachfahr, Wildenbruch, träumerischen Auges in die Vergangenheit des edlen Schlosses. Die Gestalt der jugendlichen Liselotte, des pfälzischen Fürstenkindes, das dort geboren ist, erscheint seinen Blicken, wie es maienfrisch durch die Büsche springt und die Jungfer Kolb mit Kirschen wieder gutmacht. Und dieses deutsche Fürstenkind, Elisabeth Charlotte von der Pfalz, muß fort in fremdes Land. Sie wird dem Bruder des Sonnenkönigs Ludwig XIV. angetraut, und als die Frau eines widerwärtigen, ungeliebten Gemahls, als die Mutter eines mißarteten Sohnes muß sie, die herrliche Frau, die bis zum letzten Zuge ihres Herzens deutsch und echt und treu geblieben ist, in der Sumpfluft des französischen Hofes dreißig Jahre dahinleben, ohne jemals ihr Vaterland wiederzusehen. Und in dies Leben, das unerträglich wäre, fällt doch ein wundersamer Glanz, der sie beglückt und andern zum Segen wird: der Sonnenkönig erkennt den Wert der deutschen Frau, er fühlt sich in ihrer Nähe besser, edler, dem Guten zugewandt. Entzückend,

wie der mächtige Herrscher sich der jungen Fürstin, die der Hofetikette noch ungewohnt ist, hilfreich immer zur Seite hält. Aber dann tritt die Frau von Maintenon in das Leben des älter werdenden Königs ein; mit ängstigender Religiosität und Furcht vor dem Jenseits erfüllt sie seine Seele. Liselotte und die Maintenon, welch unvereinbarer Gegensatz! Wie haßt Liselotte sie; welch schreckliche Folgen steigen aus ihrem neuen Bunde mit dem Könige auf! Die Ketzer auszurotten, gilt ihm nun als ein gottgefälliges Werk, das seiner Seele Zukunft sicherstellt. Auf sein Geheiß fallen die französischen Banden in die Pfalz ein. Graf Melac „mit dem Banditengesicht" sprengt das Heidelberger Schloß. Und die arme Liselotte sieht aus der Fremde der Schändung ihrer geliebten Heimat zu, ohne Zugang zum Könige, um das, was in deutschen Landen geschieht, zu verhindern. Nur erst im Sterben erkennt der König noch einmal den inneren Adel Liselottens an, der letzte Lichtblick in ihrem Leben, ehe es ein paar Jahre später auch zu Ende ging. So baut Wildenbruch glaubhaft die Charaktere auf, mit der frei nachschaffenden Kraft des Dichters und Künstlers.

Die Geschichte Liselottens, empfinden wir, auch ohne daß der Dichter es ausspricht, ist die Geschichte ihres lieben heimatlichen Schlosses. Jugendfrischer Aufgang, gebrochen in der Fülle der Kraft, ein Widerschein unverlierbarer einstiger Herrlichkeit. Ein Hauch von Wehmut fliegt um Liselottens Gestalt und um das Trümmerschloß von Heidelberg. Indem uns der Dichter für Liselotte gewinnt, gewinnt er uns für das Heidelberger Schloß. Wir möchten beide nicht anders haben, als sie sind. Wildenbruch fordert Liebe zum Vaterlande, nicht bloß, wo Glück und Ruhm es umspielte, sondern erst recht, wo es, mit und ohne seine Schuld, vom Unglück heimgesucht wurde. Darum verlangt Wildenbruch, und verlangen mit ihm diejenigen, die historisch empfinden, die Erhaltung des Heidelberger Schlosses, wie es *geworden* ist, und sollte dies „feierliche Haus des Todes" selbst im Laufe der Zeiten gänzlich verfallen und zusammensinken. Aber auch dann noch würde es, vielleicht auf Jahrhunderte hin, den Augen entzückter Besucher das Bild gewähren, das immer und ewig am tiefsten auf die Menschenseele wirken wird, den feierlichen Anblick der großen Tragödie.

So schließt Wildenbruch sein Buch von der Liselotte und dem Heidelberger Schloß; und die Erinnerung steigt auf an einen andern märkischen Dichter, Patrioten und Edelmann, der, als er 1820 das Heidelberger Schloß wiederbesuchte, von seiner ernsten Schönheit betroffen, jeden Gedanken an modernen Wiederaufbau ablehnte, indem er es aussprach: „Sollte ich das Schloß zu etwas einrichten, ich baute es zu einer Halle aus für öffentliche Denkmäler auf Verstorbene, zu einer Totengruft; es hat durchaus etwas Großes und Trauriges, etwas, das nicht mehr zum Leben taugt und doch alle Lebende anzieht."

Reinhold Steig.

βλ. **Histoire de la Littérature française classique** (1515—1830). Par Ferdinand Brunetière. Tome I. De Marot à Montaigne 1515—1595. Paris, Delagrave.

Mit allen seinen Eigenschaften, seinen Mängeln und Eigenheiten ist Brunetière der berufene Literarhistoriker der französischen klassischen Literatur. Er liebt sie, er kennt sie, er ist ihr begeisterter Verkünder, und sie umschließt sein Denken und Empfinden. Ihre Grenzen sind die seinigen. Das ist in den einleitenden Kapiteln über die italienische und die europäische Renaissance fühlbar, die nicht in die Tiefe dringen, und die grundlegende Wahrheit, daß die Bewegung der Geister, die zum Humanismus führte, keine einheitliche gewesen ist, streift der Verfasser vorübergehend, fast nur in einer Note, welche die Unterscheidung ablehnt. Die Tatsache, daß es eine paganische nicht nur, sondern auch eine christliche Renaissance gibt, existiert für Brunetière nicht. Die Wiedererweckung der Antike, die Befreiung des Individuums, die Erhebung der schönen Form über den Inhalt, wodurch die von Dante zum letztenmal und in großartigster Weise festgehaltene Einheit zwischen Denken und Handeln durchbrochen ward, sind auch die von Brunetière anerkannten Wirkungen der Renaissance. In Lorenzo Wallas „De voluptate ac summo bono", einem Buch, dessen dürftige Philosophie mit aufrichtigem Zynismus ihre Konsequenzen zieht, erkennt er eins ihrer typischen Werke. Aber im selben Geist wird Erasmus lediglich als Satiriker von ihm gewertet. Den Beginn der französischen Renaissance im eigentlichen Sinn führt Brunetière auf die Gründung des Collège de France durch Franz I. zurück, mit welcher der Ruin der scholastischen Bildung, deren Monopol die Sorbonne besaß, nur eine Frage der Zeit wurde. Im Mittelpunkt der Darstellung steht Rabelais, der durch sein enzyklopädisches Wissen und seinen religiösen Skeptizismus zur paganischen Renaissance gehört, allein ihren Schönheitskultus ganz ebenso wie Luther ablehnte, obwohl auch er, und zwar dreimal, das medizäische Rom besuchte. Treffend und wahr bemerkt Brunetière, daß Rabelais' groteske, zynische Derbheit den Schöpfer des „Pantagruel" mittelalterlicher Anschauungsweise ungleich näher als den Idealbegriffen des Cinquecento rückt und die verhältnismäßige Gleichgültigkeit der Zeitgenossen für sein Werk erklärt. Dieses brutale Genie stand ihrer Empfindungsweise fern: sie spiegelt sich im Heptameron der Königin von Navarra, dessen matte, farblose Darstellungsweise Brunetière nicht dazu verleitet, die Verfasserin mit ihrem Vorbild, Boccaccio, zu vergleichen. Eine Studie über das literarische Werk Calvins schließt den vorliegenden Band. So unsympathisch der Reformator seinem Biographen bleibt, ist dennoch sein Lob der „Institution chrétienne" ein uneingeschränktes. Er nennt Calvins Buch ein monumentales Denkmal der französischen Prosa, den energischesten und mutigsten Protest, der im Namen der Moral gegen den Epikuräismus und in Sachen des Glaubens gegen die religiöse Indifferenz gerichtet worden ist. Der Protest aber war der eines Inquisitors und eines Tyrannen. Brunetière überschlägt den Abschnitt französischer Geschichte, der die Signatur Calvins trägt, um zum Schluß zu gelangen: „La France a eu peur de Calvin."

βλ. **Correspondance de George Sand et d'Alfred de Musset.** Publiée intrégalement et pour la première fois d'après les documents originaux. Par Felix Décori. Bruxelles, E. Demau. 1904.

Dieser Beitrag zur hundertjährigen Feier der Geburt George Sands (1. Juli 1804 = 1. Juli 1904) bringt den Text der Liebesbriefe, die zwischen ihr, der neunundzwanzigjährigen, und dem dreiundzwanzigjährigen Musset 1834 gewechselt wurden. Die beiden waren sich wohl bewußt, welcher Gewinn der Literatur aus der Liebesepisode erwuchs, an der sie scheiterten. Der größte Lyriker der französischen Romantik hat den einen dieser Briefe in den „Confessions d'un Enfant du Siècle" abgedruckt und einem andern den Schluß des zweiten Aktes von „On ne badine pas avec l'Amour" entlehnt, weil er für die Leidenschaft nie wieder solche Accente fand. Die Frau, die ihn zu Venedig liebte, aufgab, auf dem Siechbett pflegte, unter seinen Augen ihm den gewöhnlichsten der Sterblichen, den Dr. Pietro Pagello, zum Nachfolger gab, verdankte es dennoch keinem andern als Musset, wenn nach diesen Venezianer Tagen ihr Genius die Schwingen entfaltete. Der arme Pagello kam bis Paris, nicht weiter. Dann fanden Musset und George Sand sich wieder. Es erwachte noch einmal der Zauber, der in „Elle et Lui" Wahrheit und Dichtung verhüllt, und es folgten die Qualen, die der Dichter der „Nächte" vergebens in Alkohol zu betäuben suchte, und aus denen die Frau, die sie verschuldet und gelitten hatte, endlich doch als Überwinderin hervorging. Die traurige, vom Fluch des Lächerlichen getroffene Episode belastet sie schwerer als ihn, den Jüngling, den sie abwechselnd ihr Kind und ihren Bruder nennt, und die Aktenstücke dieses Briefwechsels sind mit Recht als ein Beitrag zur Psychologie des Jahrhunderts bezeichnet worden, beredsamer als alle Romane, die aus dieser Quelle schöpften. An der romantischen Liebe, die ihn zum Dichter schuf, ging Musset zugrunde. Aus dem Wirrsal, in dem sie sich noch lange verstrickte, rettete sich George Sand, indem sie für andre lebte. Ein Wort von ihr, 1835 und an Sainte-Beuve gerichtet, schließt mit dem Wunsch, ihren Kindern eine ehrwürdige alte Mutter zu geben. Sie hielt Wort und wurde mit der Zeit eine Wohltäterin der Menschen. In ihrem heimatlichen Berry ist heute noch ihr Andenken gesegnet. Sie war so einfach, so gütig, so hilfreich, daß man ihres Ruhmes vergaß wie sie selbst, und die bonne Dame de Nohant sprachen die Herzen frei von Schuld.

Von Neuigkeiten, welche der Redaktion bis zum 15. September zugegangen sind, verzeichnen wir, näheres Eingehen nach Raum und Gelegenheit uns vorbehaltend:

Auer. — Marokkanische Erzählungen. Von Grethe Auer. Bern, A. Francke, vorm. Schmid & Francke. 1904.

Auf das Grab Peter Hilles. — Leipzig und Berlin, Modernes Verlagsbureau (Curt Wigand). 1904.

Bach. — Kinderschutzgesetz und Volksschullehrer. Von Wilhelm Karl Bach. Bielefeld, A. Helmichs Buchhandlung (Hugo Anders). O. J.

Bach. — Über den Grundlehrplan der Berliner Gemeindeschulen. Vortrag, gehalten im Lehrerverein Schwelm. Von Wilhelm Karl Bach. Bielefeld, A. Helmichs Buchhandlung (Hugo Anders). O. J.

Bindan. — Ein Ausflug nach Baalbek und Damaskus. Von Dr. August Bindan. Hamm i. W., Breer & Thiemann. 1904.

Bobertag. — Die Kentaurin. Roman von Bianca Bobertag. Berlin, „Concordia", Deutsche Verlagsanstalt. 1904.

v. Bodelschwingh. — Wer hilft mit? Ein Wort zur Reorganisation der Berliner Asyle. Sonderabdruck aus dem Berliner Lokalanzeiger. Von Pastor F. v. Bodelschwingh. Berlin, Druck und Verlag von August Scherl (G. m. b. H.). 1904.

Boelitz. — Meister Lampes lustige Streiche und Abenteuer. Für die Jugend bearbeitet von Martin Boelitz. Mit Bildern von Maximilian Liebenwein. Nürnberg, E. Nister. O. J.

Boelitz. — Schöne alte Kinderlieder. Ein deutsches Hausbuch. Herausgegeben von Martin Boelitz. Mit Bildern von Adolf Jöhnsen. Nürnberg, E. Nister. O. J.

Bormann. — Die Erbgräfin. Roman von Georg Bormann. Berlin, „Concordia", Deutsche Verlagsanstalt. 1904.

Brachvogel. — Die Erben. Roman aus Neudeutschland von Carry Brachvogel. Leipzig und Berlin, Modernes Verlagsbureau (Curt Wigand). 1904.

Bré. — Staatskinder oder Mutterrecht? Versuche zur Erlösung aus dem sexuellen und wirtschaftlichen Elend. Von Ruth Bré. Erstes bis drittes Tausend. Leipzig, Verlag der Monatsschrift für Harnkrankheiten und sexuelle Hygiene (W. Malende). 1904.

Burmester. — Zur Erinnerung an den 60. Geburtstag Heinrich Schaumbergers. Von W. Burmester. Bielefeld, A. Helmichs Buchhandlung (Hugo Anders). O. J.

Bücherei. — Deutsche Bücherei. Band 5, 6, 7, 8. Berlin, Christliche Versandbuchhandlung. O. J.

Dose. — Der Mutterjohn. Roman eines Agrariers von Johannes Dose. Glückstadt, Max Hansen. O. J.

Dose. — Edelinde. Ein Edelfräulein aus der Nordmark. Von Johannes Dose, Verfasser von „Frau Treue", „Mutterjohn" u. a. Glückstadt, Max Hansen. O. J.

Eglofffstein. — Kaiser Wilhelm I. und Leopold von Orlich. Von Hermann Freiherrn von Eglofffstein. Mit 2 Bildern in Lichtdruck und einem Faksimile. Berlin, Gebrüder Paetel. 1904.

Ganz. — Vor der Katastrophe. Ein Blick ins Zarenreich. Skizzen und Interviews aus den russischen Hauptstädten. Von Hugo Ganz. Frankfurt a. M., Literarische Anstalt (Rütten & Loening). 1904.

Goethe. — Goethes sämtliche Werke. Jubiläumsausgabe in vierzig Bänden. Fünfundreißigster Band. Schriften zur Kunst. Dritter Teil. Stuttgart und Berlin, J. G. Cotta Nachf. O. J.

Gramzow. — Geschichte der Philosophie seit Kant. Leben und Lehre der neueren Denker in gemeinverständlichen Einzeldarstellungen. Von Dr. Otto Gramzow. Mit Bildnissen und Faksimiles. Erstes Heft: Kant. — Zweites Heft: Fichte. Charlottenburg, Georg Bürkner. 1904.

Grimme. — Mohammed. Von Hubert Grimme. Mit einer Karte und 60 Abbildungen. München, Kirchheim. 1904.

Gutmann. — Der verkaufte Dichter. Tragikomödie von Paul Gutmann. Leipzig und Berlin, Modernes Verlagsbureau (Curt Wigand). 1904.

v. Hanstein. — Der Vikar. Novelle in Versen. Von Adalbert von Hanstein. Zweite Auflage. Berlin, „Concordia", Deutsche Verlagsanstalt (Hermann Ehbock). 1904.

Haushofer. — Lebenskunst und Lebensfragen. Ein Buch fürs Volk. Von Max Haushofer. Ravensburg, Otto Maier. O. J.

Hieronymus. — Jenseits von Gut und Böse. Ein Beitrag zur Beurteilung der Philosophie Nietzsches. Von D. Hieronymus, Rektor in Leer. Bielefeld, A. Helmichs Buchhandlung (Hugo Anders). O. J.

Hille. — Leonanus. Ein Trauerspiel in fünf Akten. Von Wilhelm Hille. Braunschweig, Druck von Ed. Rink. 1904.

Hitch. — Kunterbunt. Neue und alte Reime mit Bildern. Von B. Hitch. Nürnberg, E. Nister. O. J.

Jansen. — Großherzog Carl Alexander von Sachsen in seinen Briefen an Frau Fanny Lewald-Stahr (1848—1889). Eingeleitet und herausgegeben von Günther Jansen. Berlin, Gebrüder Paetel. 1904.

Jobst. — Im Herrenstall. Fröhliche Geschichte von Mensch und Tier. Von J. Jobst. Mit Illustrationen von O. v. Arnim. München, Friedrich Rothbarth. O. J.

Jobst. — Klaus Winkler. Roman von J. Jobst. München, Friedrich Rothbarth. O. J.

Jolowicz. — Der Kampf gegen die Unzucht in Schrift und Bild (§§ 184 und 184a R.St.G.B.). Ein ernstes Wort an denkende Leser. Von Jacques Jolowicz. Leipzig, Jacques Jolowicz. 1904.

Klamer. — Die zurückgebliebenen Kinder in der Volksschule. Vortrag, gehalten auf der 25. Westf. Prov.-Versammlung in Soest. Von E. S. Klamer. Bielefeld, A. Helmichs Buchhandlung (Hugo Anders). O. J.

Knauer. — Deutschland am Mississippi. Neue Eindrücke und Erlebnisse von Hermann Knauer. Berlin, L. Oehmigke. 1904.

Krahn. — Die Grenzen der Teilnahme unseres Standes an dem öffentlichen Leben. Konferenzthema des Pommerschen Provinzial Lehrer-Vereins. Von Fritz Krahn, Lehrer in Lübgust (Kreis Neustettin). Bielefeld, A. Helmichs Buchhandlung (Hugo Anders). O. J.

Littmann. — Echo. Gedichte von F. und E. Littmann. Leipzig und Berlin, Modernes Verlagsbureau (Curt Wigand). 1904.

Lohmeyer-Wislicenus. — Auf weiter Fahrt. Selbsterlebnisse zur See und zu Lande. Deutsche Marine- und Kolonialbibliothek. Begründet von Julius Lohmeyer, fortgeführt von Georg Wislicenus. Dritter Band. Mit 16 Vollbildern und einem Dreifarbendruck. Leipzig, Wilhelm Weicher. 1904.

Meade. — Love Triumphant. By Mrs. L. T. Meade. London, T. Fisher Unwin. 1904.

Montgomery. — Major Weir. By C. K. Montgomery. London, T. Fisher Unwin. 1904.

Möbius. — Ausgewählte Werke von P. J. Möbius. Fünfter Band. Nietzsche. Mit einem Titelbilde. Leipzig, Johann Ambrosius Barth. 1904.

Müller. — Wenn die Träume erwachen. Eine Geschichte aus der Jugend. Von Robert Müller. Straßburg, J. H. Ed. Heitz (Heitz & Mündel). O. J.

Neumann. — Über das Stottern. Vortrag von Alb. Neumann-v. Schönfeld, gehalten in der Naturforschenden Gesellschaft zu Leipzig. Zürich, Institut Hephata. 1903.

Prein. — Beiträge zur Schulgeschichte der Grafschaft Mark, veranschaulicht an der Schulgeschichte der Gemeinde Methler. Nach den Quellen des Pfarrarchivs bearbeitet von Otto Prein, Pfarrer zu Methler. Bielefeld, A. Helmichs Buchhandlung (Hugo Anders). O. J.

Robertino. — Zur Kurzweil. Unterhaltendes und Belehrendes für die Jugend in Poesie und Prosa. Von Robertino. Stuttgart, Strecker & Schroder. 1904.

Rollet. — Was sich die Blumen erzählen und Anderes. Von J. Rollet. Leipzig und Berlin, Modernes Verlagsbureau (Curt Wigand). 1904.

Rosenbaum. — Allesamt Sünder. Novellen von Henny Rosenbaum. Buchschmuck von Walter Henschel vom Hain. München, Friedrich Rothbarth. O. J.

Sakolowski. — Moderne Renaissance. Von Dr. Paul Sakolowski. Altenburg, S.-A., Theodor Unger. 1 04.

Schmitt. — Die Chronik von Morea als eine Quelle zum Faust. Vortrag von Professor Dr. John Schmitt. Leipzig, Dr. Seele & Co. 1904.

Schulze. — Humor in der Schule. Vortrag, gehalten im Bezirkslehrerverein Aue. Von E. Schulze, Lehrer in Lößnitz (Sachsen). Bielefeld, A. Helmichs Buchhandlung (Hugo Anders). O. J.

Sturmhoefel. — Deutsches Nationalgefühl und Einheitsstreben im XIX. Jahrhundert. 3 Vorträge von Dr. Konr. Sturmhoefel. Leipzig, Dr. Seele & Co. 1904.

Sturmhoefel. — Wie wurde Sachsen ein Königreich? Vortrag von Dr. Konr. Sturmhoefel. Leipzig, Dr. Seele & Co. 1904.

Verlag von **Gebrüder Paetel** in Berlin. Druck der Pierer'schen Hofbuchdruckerei in Altenburg.
Für die Redaktion verantwortlich: Dr. **Walter Pactow** in Berlin-Friedenau.
Unberechtigter Abdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt. Übersetzungsrechte vorbehalten.

Glückliche Menschen.

Von

Wilhelm von Polenz.

(Fortsetzung.)

Das Gutshaus von Reitern, wohin der alte Plessow gezogen war, nachdem er seinem ältesten Sohne Horst das eigentliche Familiengut Baderwisch übergeben hatte, war nichts weniger als wohnlich. Jahrelang hatten hier Pächter gehaust, die nichts für die Erhaltung und Verschönerung von Haus und Hof taten. Es fehlten alle schmückenden Anlagen. Nur ein großer, verwilderter Obstgarten mit vielen verkrüppelten, moosbewachsenen Bäumen war vorhanden. Den Wirtschaftshof trennte vom Herrenhause nur ein flacher Tümpel, auf dem sich Enten und Gänse tummelten. Das frühere Haus war abgebrannt und an seine Stelle ein nüchterner Bau gesetzt worden, der weder das Feudale eines Familiensitzes noch die Bequemlichkeiten eines modernen Landhauses besaß; es war ein viereckiger Kasten mit vielen Fenstern, grau angestrichen.

Das Schwergewicht der ganzen Wirtschaft lag in Reitern bei der Pferdezucht. Der Pferdehandel und der Reitsport gingen Ede Plessow noch über die Jagd und die Karten. Aber auch im Leben der übrigen Familienmitglieder spielten Reiten, Fahren, Stall und Turf eine große Rolle. Nur Horst, der bei jungen Jahren fett und bequem wurde und nicht mehr gern in den Sattel stieg, bildete darin eine Ausnahme.

Anne Marie war in ihrer Passion für Pferde die echte Tochter ihres Vaters. Sie saß aber nicht allein mit vollendeter Eleganz im Sattel, sie gehörte vielmehr zu jenen Amazonen, die mit angeborenem Gefühl und Verständnis für das Tier reiten. Bei ihr waren Kopf und Herz beteiligt, wenn sie die Zügel in die Hand nahm.

Ede Plessow verzieh seiner Tochter darum, daß sie „nur ein Mädchen" war. Im allgemeinen langweilten ihn Mädels in dem Alter; er pflegte von den Weibern als vom „Kahlwild" zu sprechen. So viel Selbsterkenntnis besaß er, zu wissen, daß er zum Erzieher für das junge Mädchen verdorben

sei. Daß Anne Marie reiten, fahren und mit Pferden umgehen lerne, dafür hatte er früh gesorgt; das übrige: Tanzen, Französisch, Religion, hatte man ihr im Stift beigebracht. Schließlich wunderte er sich, wie gut die Erziehung abgelaufen war. Anne Marie war ein „Klassemädel" geworden. Sein Vaterstolz schwoll mächtig, als er bei Gesellschaften sah, daß sie unzweifelhaft eine der chikſten und begehrtesten jungen Damen sei. Er war geneigt, dieses glänzende Resultat seiner Methode zuzuschreiben. Und neuerdings hörte man ihn am Biertisch, nach den Kreistagen, bei Jagddiners, oder wo sonst die Grundbesitzer der Gegend zusammenkamen, neben andern Lieblingsstoffen das Thema der Mädchenerziehung mit lauter, dröhnender Stimme erörtern.

Was Ede Plessow an zarteren Gefühlen in sich aufkommen ließ, galt seiner Tochter Anne Marie. Mehr, als er sich anmerken lassen wollte, hing dieser alte, abgebrühte, durch tausend Gefahren geschrittene Sünder an dem Kinde.

Seine verstorbene Frau hatte Ede nicht immer auf das beste behandelt; es war heiß zugegangen in dieser Ehe. Durch Widerspruch und Eifersucht hatte ihn die Frau gereizt. Aber diese Dinge waren längst begraben. Anne Marie, die ihre Mutter ja ganz früh verloren hatte, wußte davon nichts. Gegen sie war der Vater immer nur freundlich gewesen. Sie bewunderte ihn seiner guten Erscheinung wegen, war unendlich stolz auf seine Kriegstaten, verehrte in ihm den Kavalier und Soldaten. Es herrschte zwischen den beiden der freie Ton guter Kameradschaft.

Was Anne Marie entbehrte dadurch, daß sie mutterlos war, wußte sie selbst nicht. Sobald sie schulpflichtig geworden, hatte man sie in die Dorfschule von Baderwisch, wo die Familie damals lebte, geschickt. Später, als Fräulein Finsterly bei den Wendenas in Dromsdorf frei wurde, hatte man diese bewährte Kraft engagiert. Aber Babette Finsterly, durch deren Hände mehr als ein Dutzend junger Damen der Gegend gegangen war, fand in Anne Marie Plessow schließlich die Nuß, die zu brocken über ihre Kräfte ging. Zum Unterricht mußte sie die Schülerin meist aus dem Pferdestalle holen oder von der Dorfstraße; denn das gnädige Fräulein war die Anführerin der Dorfjugend bei allerhand tollen Streichen. Babette drohte dann mit den fürchterlichsten Strafen, die doch niemals zur Ausführung kamen, denn Anne Marie fand Rückhalt am Vater. Die Schweizerin wiederholte unaufhörlich die stereotype Wendung: „Mademoiselle, je vais mourir de chagrin par vous, et alors ce serait trop tard d'avoir du regret," ohne damit bei dem Zögling irgendwelche Wirkung hervorzubringen.

Als Anne Marie dreizehn Jahre alt war und dabei immer noch einer Dorfrange mehr glich als einem Fräulein von Plessow, griff die Generalin von Nettelmüller ein, Herrn von Plessows Schwägerin. Die setzte ihrem Schwager auseinander, daß Anne Mariens Aufführung nachgerade anfange, ein Skandal zu werden, und beredete ihn, sie aus dem Haus zu tun. Nach einem Aufenthalt von einigen Jahren im Stift kehrte Anne Marie ins väterliche Haus zurück. Die Kur schien geglückt: aus einem unbändigen Wildfang war eine fertige Dame geworden.

Ede Plessow befand sich seiner nunmehr erwachsenen Tochter gegenüber in eigentümlicher Lage; eigentlich genierte sie ihn. Er hatte sich in den Jahren seiner Witwerfreiheit das lockere Leben eines Junggesellen angewöhnt. Nicht alles, was er tat und sagte, war geeignet, von einem jungen Mädchen mitangehört und gesehen zu werden.

Hier kam ihm wiederum seine Schwägerin zur Hilfe. Die Witwe war eine Frau in den besten Jahren, kinderlos, wohlhabend; sie hatte etwas von der Welt gesehen, besaß gute Verbindungen mit der Hofgesellschaft, verstand sich in hohem Grade auf Toilette; alles, was man von einer Lady-Patronesse für ein junges Mädchen, das wie Anne Marie Plessow in die Welt eingeführt werden sollte, nur wünschen konnte.

Die Witwe Nettelmüller nahm sich des ihr übertragenen Amtes sogleich mit großem Eifer an. Sie hatte nichts zu tun und liebte doch die Geschäftigkeit über alles. Als Witwe hätte sie kaum Anlaß gehabt, ein Haus zu machen und viel Menschen bei sich zu sehen; der Umstand, daß sie ihre Nichte ausführte, gab ihr hierzu die schönste Gelegenheit. Ihr Gut Medlau war entlegen, und das Medlauer Haus hatte auch keine Räume, die zur Repräsentation geeignet gewesen wären; aber sie besaß außerdem noch eine vor den Toren von Kranzfelde, der Kreisstadt, gelegene schöne Villa.

Dort war im vorigen Winter flott gelebt worden; Diners und Tanzabende hatten einander nur so gejagt. Die Witwe erklärte zwar immer, sie lebe nur ihrer Nichte Anne Marie wegen mit solchem Train, aber die böse Welt behauptete, daß sie selbst dabei sehr gut auf ihre Rechnung komme.

Im Frühjahr hatte Frau von Nettelmüller dann ihren städtischen Wohnsitz mit Reitern vertauscht, um für die Sommermonate ganz bei ihrem Schwager zu leben und ihre Rolle als Beschützerin der Nichte weiterzuspielen.

Im Grunde hegte Ede Plessow keine großen Sympathien für die Schwägerin. Ihre Anwesenheit im Hause genierte ihn. Die Witwe stellte allerhand Ansprüche an das Haus, die auf dem Lande schwer zu erfüllen waren. Herr von Plessow sollte außerdem um ihretwillen langjährige Angewohnheiten aufgeben, die er für sein gutes Recht hielt. Das Verhältnis stand infolgedessen immer auf der Kippe. Er verfluchte die Schwägerin oft als eine „prätentiöse Hexe", die er am liebsten aus dem Hause gejagt hätte. Aber sie war für ihn ein notwendiges Übel. Was hätte er allein mit Anne Marie anfangen sollen? Ein Mädchen in dem Alter, das sah er ein, mußte jemanden haben, der ihr Rat geben konnte in allerhand Angelegenheiten, denen man als Mann fernstand. Es gab einem jungen Dinge ein ganz andres Relief, wenn eine Dame von Rang hinter ihm stand.

Der Frage, ob Anne Marie heiraten werde und wen, stand Herr von Plessow mit gemischten Gefühlen gegenüber. Leichten Herzens würde er sie nicht hergeben. Er war, wie so mancher andre Vater, längst eifersüchtig auf den Schwiegersohn, der noch gar nicht auf der Bildfläche erschienen war. Seine Söhne kosteten ihm viel Geld. Eigentlich konnte sich Herr von Plessow nicht wundern, daß sie über den Strang schlugen. Vom Lernen war im Plessowschen Hause immer nur als von einer lächerlichen Beschäftigung

gesprochen worden; hingegen waren die Jungens vom eigenen Vater schon früh in die Künste des Kartenspielens, Rauchens und Weinprobierens eingeweiht worden. Ede Plessow war berüchtigt dafür, daß er manchem jungen Manne am Spieltisch den Beutel erleichtert hatte; jetzt geschah ihm das gleiche am eigenen Fleische und Blute. Sein zweiter Sohn, der bei einem Garde-Kavallerieregimente gestanden hatte, mußte den Abschied nehmen, weil der Vater nicht mehr imstande war, seine Spielschulden zu tilgen. Der Älteste, Horst, kam bei einer ähnlichen Angelegenheit mit einem blauen Auge davon. Auch Horst hatte sich die Lehre des Vaters: ja nicht etwa ein Musterknabe zu werden, früh zu Herzen genommen. Seine Leidenschaft war weniger der Spieltisch; ihn hatten finanziell wie körperlich die Weiber ruiniert. Durch Schaden nun doch etwas klug gemacht, hatte Ede Plessow die beiden jüngeren Söhne bei den Husaren in Kranzfelde eintreten lassen, wo er ein Auge auf sie haben konnte. Job und Henning lebten zwar flott, hatten sich aber bisher vor größeren Dummheiten gewahrt.

Ede Plessow mußte beinah wünschen, daß Anne Marie heirate. Sie kostete ihm neuerdings viel Geld, fast ebensoviel wie einer der Jungens. Zweierlei verstand sich in den Augen des Vaters von selbst für einen Freier um Anne Mariens Hand: er mußte von guter Familie sein, und er mußte Vermögen besitzen. Junge Leute, die beides vereinigt hätten, waren in der Gegend nicht häufig. Genähert hatte sich dem Mädchen bisher nur Eberhard Hindorf, in einer Weise, die an dem Ernst seiner Absichten kaum noch Zweifel aufkommen ließ.

In mancher Beziehung mußte der junge Hindorf Herrn von Plessow als ein idealer Schwiegersohn erscheinen. Er stammte aus alter, in der Gegend lange Zeit angesessener Familie, war Kavallerist — worauf Ede, der seine alte Waffe über alles liebte, Wert legte. Sein Vermögen mochte nur mittelmäßig sein; wahrscheinlich hatte er einen Teil davon schon verbraucht; aber wenn sein Bruder Ernst nicht heiratete, war für Eberhard und seine Nachkommenschaft der Besitz von Lamnitz gesichert.

Das einzige, was in Ede Plessows Augen gegen diesen Bewerber sprach, war, daß er ein Bruder war von Ernst Hindorf. Es bestand eine alte Rivalität zwischen den Besitzern von Baderwisch und von Lamnitz. Diese beiden Herrensitze lagen zu nahe beieinander. Von Haustür zu Haustür zählte man knapp tausend Schritte. Die Parks und die Feldgrenzen gingen ineinander über; das hatte von altersher Streitigkeiten gegeben zwischen den beiden Familien. Nun war der verstorbene Landesälteste von Hindorf ein außerordentlich ernster und zurückhaltender Mann gewesen, in allem ungefähr das Gegenteil von Ede Plessow. Zwischen zwei so verschieden gearteten Naturen mußte es zu Reibungen kommen, und die natürliche Lage der Besitzungen gab überdies die schönste Gelegenheit dazu. Erst recht aber lebte der Streit der beiden feindlichen Rassen zu alter Höhe auf, als Horst Plessow sich um den Landratsposten bewarb und Ernst Hindorf dem mit aller Energie entgegentrat. Daß den Lamnitzer Herrn dabei Gründe sachlicher Natur und nicht Ränkune geleitet habe, wollte Ede Plessow nie und nimmer einsehen.

Ein Brief, der mit der Frühpost in Reitern eingetroffen war, hatte das Haus in ziemliche Aufregung versetzt. Herr von Plessow stellte den üblichen Morgenritt auf die Felder ein und zog sich auf sein Zimmer zurück, wo er sich — eine Seltenheit bei ihm — in Bücher und Rechnungen vertiefte. Frau von Nettelmüller, die sich für gewöhnlich sehr wenig um häusliche Angelegenheiten kümmerte, entwickelte heute eine ganz auffällige Betriebsamkeit. Ein Bote wurde von ihr nach der Stadt geschickt, um Delikatessen zu besorgen. Den Eßtisch ließ sie mit besonderer Sorgfalt decken. Die paar Blumen, die in Reitern aufzutreiben waren, wurden abgeschnitten und als Buketts aufgestellt.

Von Anne Marie verlangte Frau von Nettelmüller, daß sie ihr Morgenkleid gegen eine bessere Toilette umtausche. Erstaunt fragte das junge Mädchen, wem alle diese Vorbereitungen gälten. Die Tante erwiderte, Leutnant von Hindorf habe geschrieben und seinen Besuch im Laufe des Vormittags angemeldet.

Anne Marie wußte genug damit; sie ging auf ihr Zimmer. Frau von Nettelmüller war zufrieden; stillschweigend nahm sie an, die Nichte komme ihrem Wunsche nach und kleide sich um.

Die Witwe konnte nicht in fieberhafterer Spannung sein, wenn es sich um ihre eigene Verlobung gehandelt hätte. Es war dies ja nicht die erste Partie, die sie zustande brachte. Keine süßere Erregung kannte sie als dieses Anknüpfen zarter Fäden, das intime Beobachten der ersten schüchternen Annäherung, das Nachhelfen und Anfeuern, wo es nötig war, das Entwirren schwieriger Situationen und das Schaffen günstiger Gelegenheiten. Frau von Nettelmüller war, wie die meisten Ehestifterinnen, immer selbst etwas verliebt in den Mann, den sie mit der Hand einer andern beglücken wollte; und auch in diesem Falle empfand sie für den auserwählten Freier mehr als bloß mütterliche Gefühle.

Herr von Plessow schien beim Durchsehen der Bücher und Rechnungen nicht viel Erfreuliches gefunden zu haben. Er warf schließlich alles voll Hast in ein Fach seines Schreibtisches, nahm die berüchtigte Nilpferdpeitsche zur Hand und ging in den Pferdestall. Wantzelow, der alte Kutscher, der als Bursche mit Ede im Felde gewesen war, und der seinen Herrn so genau kannte wie seine Branntweinflasche, ging ihm vorsichtig aus dem Wege. Solche Mienen deuteten für den Wetterkundigen auf einen nahen Ausbruch. Ein erst vor kurzem angestellter Koppelknecht, bei dessen Pferden Herr von Plessow etwas nicht in Ordnung fand, bekam die Knute zu kosten.

In dieser Exekution wurde der Gutsherr dadurch unterbrochen, daß ein leichter Wagen mit einem Husarenburschen auf dem Bocke und einem Offizier auf dem Rücksitze in den Hof einfuhr. Herr von Plessow gab den Koppelknecht mit der tröstlichen Versicherung frei, daß er den Rest der ihm zugedachten Ration demnächst erhalten solle; dann begab er sich zur Haustür, um den Gast zu empfangen.

Anne Marie hatte den Krümperwagen vom Fenster ihrer Stube aus einfahren sehen. Sie stand wohl schon seit einer Stunde hier oben und blickte

mit wunderlichen Gefühlen und hastig wechselnden Gedanken hinaus. Ihr Kleid hatte sie nicht gewechselt.

Als sie jetzt den Wagen vor der Tür halten und Eberhard von Hindorf, begrüßt von ihrem Vater, aussteigen sah, wie die beiden sich voreinander verneigten, wie der Leutnant formell die Hand an den Kalpak legte, war ihr zu Mut, als müsse sie laut auflachen; wahrhaftig, sie konnte sich nicht helfen, alles das kam ihr so geschraubt, unnatürlich und lächerlich vor. Eberhard Hindorf, der sonst zu jeder Tageszeit unangemeldet von der Garnison herübergeritten war, kam heute mit Wagen, Burschen und in großer Uniform! — Es war zu widersinnig!

Er tat ihr leid. Wie gern hätte sie ihm diese Fahrt erspart; ja, wie gern hätte sie ihm diese Enttäuschung erspart, der er entgegenging!

Anne Marie hatte während der letzten Zeit nicht im Zweifel bleiben können darüber, daß Leutnant von Hindorfs Verhalten mehr bedeute als bloße Courmacherei. Sie war bei dieser Erkenntnis nicht gleichgültig geblieben. Vielleicht, hätte sich Eberhard damals ein Herz gefaßt, hätte er im richtigen Augenblicke in der rechten Art zu ihr gesprochen, er würde sie sich gewonnen haben. Aber statt diesen Husarenstreich zu wagen, hatte er die Rückkehr seines Bruders von seiner Weltreise abgewartet. In der Zwischenzeit ließ er es freilich nicht daran fehlen, dem Mädchen sein Interesse deutlich und deutlicher zu zeigen. Aber bei Anne Marie Plessow hatte das eine ganz andre als die erwartete Wirkung. Die erste starke Erregung bei der Erkenntnis, begehrt zu sein, war vorübergegangen, ohne in der Seele des Mädchens eine Neigung zurückgelassen zu haben. Sie hatte sich an die Tatsache gewöhnt, daß sie einen Courmacher besaß; irgendwelche weiteren Fortschritte machte Eberhard nicht, auch trotz des Souperwalzers nicht, zu dem er sie ein für allemal engagiert hatte. Anne Marie aber fand ihn, da sie ihn allzu oft sah, im Grunde etwas langweilig. Was ihr aber den Gedanken an eine Verbindung mit diesem Manne am meisten verleidete, war der Übereifer der Menschen, die sie in diese Partie hineintreiben wollten. Nicht bloß Frau von Nettelmüller, alle Welt schien es gleichsam als selbstverständlich anzusehen, daß aus Anne Marie Plessow und Eberhard Hindorf durchaus ein Paar werden müsse. Die bis zur Ermüdung gehörten Lobpreisungen seiner Schönheit, Eleganz und Liebenswürdigkeit machten ihr Auge erst kritisch für seine kleinen Schwächen. Wer sagte denn den Leuten, daß sie gezwungen sei, ihn zu nehmen!

Doch war sich ihr Herz nicht immer gleichmäßig seiner Bedürfnisse bewußt. Trotz aller geheimen Kritik Anne Mariens hätte Eberhard Hindorf immer noch einige Aussicht gehabt des Mädchens Hand zu gewinnen, wenn es nicht bei jenem Sommerfeste in Drosselbach ihr wie Schuppen von den Augen gefallen wäre.

Jetzt auf einmal wußte sie es ganz sicher: sie liebte Eberhard nicht, er war nicht ihr Ideal eines Mannes. Wenn sie nun trotzdem einwilligte, seine Frau zu werden, dann beging sie ein Verbrechen. In jenen wenigen Minuten, die sie mit dem Lamnitzer Hindorf gesprochen hatte, war ihr — sie wußte nicht, wie und wodurch — die feste Gewißheit gekommen, daß sie den Bruder dieses Mannes niemals werde heiraten können.

Ernst Hindorf war so ganz anders als alle Herren, die sie sonst kannte. Anne Marie begriff es selbst nicht, was es sei, das sie förmlich zwang, immer wieder an ihn zu denken. Fast ärgerte es sie, daß ein Mensch bei der ersten Begegnung solchen Eindruck auf sie machen konnte. Gott sei Dank, niemand wußte darum, am wenigsten Herr von Hindorf selbst.

Der Diener klopfte bei ihr an und meldete: der gnädige Herr lasse ihr sagen, Leutnant von Hindorf sei da, und das gnädige Fräulein möge herunterkommen.

Anne Marie begab sich, ohne vorher einen einzigen Blick in den Spiegel geworfen zu haben, in den Salon. Dort fand sie Eberhard Hindorf und ihre Tante Nettelmüller. Die Tante warf einen erstaunten Blick auf Anne Mariens Toilette. War denn das Mädel so schwer von Begriffen? Die Nichte blieb so kühl herablassend in der Art, wie sie den jungen Mann begrüßte, daß die Witwe fast zu der Vermutung kam, sie wisse noch immer nicht, um was es sich handle. Um so erregter zeigte sich der Leutnant; er war zunächst bei dem Vater gewesen und hatte dort die Erlaubnis erhalten, mit Anne Marie zu sprechen. Nachdem einige nichtssagende Worte gewechselt worden waren, verließ Frau von Nettelmüller das Zimmer.

Sowie er sich mit Anne Marie allein sah, rückte Eberhard Hindorf seinen Stuhl näher an sie heran. Dann eine kurze Pause. Sie war ruhig, so ruhig, daß sie sich selbst darüber wunderte. Fragend sah sie ihn an, erstaunt über seine Unsicherheit. Gern hätte sie ihn gebeten, gar nicht zu sprechen, wenn das gegangen wäre. Endlich hatte der Leutnant sich so weit gefaßt, daß er seinen Antrag vorzubringen imstande war; er kleidete ihn in phrasenhafte, fast etwas banale Wendungen.

Anne Marie schlug die Augen nieder; sie schämte sich für ihn. Wozu die hochtrabenden Worte von Lebensglück und ewiger Dauer des Herzensbundes? Er machte sich ja nur lächerlich! Eben wollte sie aufstehen, um ihm das zu sagen, da ließ er eine Bemerkung fallen, die sie unwillkürlich aufmerksamer zuhören machte.

Eberhard, durch sein längeres Sprechen und ihr Schweigen mutiger gemacht, sagte: „Ihr Herr Vater gibt Sie begreiflicherweise ungern her, gnädiges Fräulein. Aber vorhin habe ich die Zusage erhalten von ihm, daß er unserm Glück nicht im Wege stehen will. Auch die materielle Seite der Frage wird, hoffe ich, eine glückliche Lösung finden. Mein Bruder tritt für mich ein. Sie kennen Ernst nur wenig, gnädiges Fräulein. Er ist ein großartiger Mensch. In dieser Sache hat er seine generöse Gesinnung von neuem bewiesen. Ohne ihn, das gestehe ich offen, hätte ich es nicht wagen können, um Ihre Hand anzuhalten; meines Bruders Generosität setzt mich dazu in die Lage."

Anne Marie war aufgestanden. Sie machte heftig abwehrende Zeichen mit der Hand. Tiefer Unmut lag in ihren Zügen. Er sollte schweigen! Begriff er denn nicht, daß die Erwähnung des Bruders, als Helfer bei seinem Antrag, sie furchtbar verletzte?

Eberhard blickte verwundert in das gänzlich veränderte Gesicht des Mädchens. Worin hatte er es denn versehen? Er glaubte es doch so gut zu machen! —

Ein paar Minuten später verließ der junge Mann gesenkten Hauptes das Zimmer, wie betäubt in dem Gefühl, die größte aller Demütigungen erfahren zu haben. Draußen kam ihm Frau von Nettelmüller entgegen; sie wollte gratulieren. Ein Blick in die trostlose Miene des Abgewiesenen sagte ihr alles.

„Bleiben Sie! Bleiben Sie, Herr von Hindorf!“ rief die Witwe. „Ich werde mit ihr reden. Das muß ein Mißverständnis sein! Ich bringe das Mädel zur Raison.“

Eberhard Hindorf aber wußte, daß hier jedes Mißverständnis ausgeschlossen war. Durch kein noch so wohlgemeintes Zureden würde aus diesem „Nein!“ jemals ein „Ja!“ werden.

Die Hochzeit von Horst Plessow mit Fräulein Tubus sollte in Berlin stattfinden. Anne Marie, die als Brautjungfer gebeten war, hatte die Residenz noch niemals gesehen. Sie freute sich auf die Stadt, aber sie verabscheute die Gelegenheit, durch die sie sie kennen lernen sollte.

Anne Marie war stolz auf den Namen Plessow; der Gedanke, daß ihr ältester Bruder sich mit einer Person von parvenuhafter Abkunft verbinden wollte, verletzte sie tief. Und nun gar zum ersten Male in ihrem Leben gerade bei solcher Gelegenheit Brautjungfer zu sein! Am liebsten hätte sie abgelehnt.

Auch Ede Plessow war nicht entzückt von der Familie Tubus; aber in seinen Augen entschuldigte die halbe Million, welche die Braut mitbekam, und die ganze, auf die sie später Anwartschaft hatte, vieles. Auf keinen Fall wollte er bei der Hochzeit plundrig auftreten. Seine beiden Jungen von den Husaren sollten ihn nach Berlin begleiten, und für Anne Marie waren reizende Toiletten bestellt worden.

Es war das erste Mal, daß Anne Marie ohne den Schutz ihrer Tante Nettelmüller in große Gesellschaft ging. Die Witwe hatte, nachdem ihr Ehestiftungsplan so traurig zu Wasser geworden war, sehr bald das Haus ihres Schwagers Plessow verlassen. Den Sommer brachte sie in Bädern zu; jetzt, wo der Herbst herangekommen war und die Husaren aus dem Manöver in die Garnison zurückkehrten, saß sie wieder in ihrer Villa bei Kranzfelde und übte ihren militärfreundlichen Beruf aus, indem sie die unverheirateten Offiziere vom Kommandeur bis zum jüngsten Leutnant herab, so oft es diesen Herren paßte, bei sich zu Tisch sah.

Freilich, einer ihrer Günstlinge fehlte. Eberhard Hindorf war, nachdem er sich in Reitern seinen Korb geholt hatte, auf ein Jahr à la suite gegangen. Er werde die Zeit benutzen, um sich für die Kriegsakademie vorzubereiten. Augenblicklich befand er sich auf Reisen.

Anne Marie ging den Hochzeitsfeierlichkeiten mit dem Entschlusse entgegen, sich durch nichts imponieren zu lassen. Am Vorabend des Hochzeitstages fand eine Art Polterabend bei den Eltern der Braut statt; nach der Trauung wurde in einem der ersten Hotels von Berlin ein Essen zu hundert Gedecken gegeben.

Die Familie Tubus hatte es an nichts fehlen lassen, was beweisen konnte, daß man Geld besitze. Aber noch glänzender war es ihnen gelungen, an den Tag zu legen, was sie nicht besaßen: Vornehmheit und Zartgefühl. Das Souper, die Aufführungen am Polterabend, von bezahlten Künstlern geleitet, die überladenen Toiletten der Damen, die Auffahrt zur Trauung, das Diner mit endlosen Gängen waren ebensoviel Sünden gegen Takt und guten Geschmack. Das Gros der Gesellschaft setzte sich zusammen aus Mitgliedern der Familie Tubus und ihrer weitverbreiteten Verwandtschaft und Freundschaft. Anne Marie hörte zu ihrem Staunen Titel wie Kommissionsrat, Bankdirektor, Makler; ja, selbst Brauereibesitzer und Holzhändler waren da. Sie hatte bisher nicht geahnt, daß derartige Menschen salonfähig seien. Zwischen diese Gesellschaft breitspuriger Geldprotzen eingesprengt waren einige Bekannte des Bräutigams — Lebemänner aristokratischen Geblüts, die nur dazu beitrugen, den Gegensatz zwischen zwei Welten, die sich wohl berühren, aber niemals verschmelzen konnten, doppelt fühlbar zu machen.

Wie zwei getrennte Heerlager standen sich die Familien von Braut und Bräutigam steif und mißtrauisch gegenüber. Das Paar litt unter der unerfreulichen Stimmung. Die Braut in ihrem prächtigen Staat, umgeben von herrlichen Blumen, reichem Schmuck, auserlesenen Geschenken, nahm sich aus, als agiere sie eine ihr schlechtliegende Rolle. Und der Bräutigam trug eine Miene zur Schau, als wohne er einer Trauerfeier bei, aber nicht seiner eigenen Hochzeit.

Anne Marie führte ihren Plan, der Familie Tubus zu beweisen, wie sie sie verachte, gewissenhaft durch. Sie trug das Haupt noch etwas höher als gewöhnlich und war in ihren Antworten in einer Weise herablassend, daß man sie, wäre sie eine gekrönte Fürstin gewesen, stolz genannt haben würde.

Man hatte ihr zum Partner den jüngsten Bruder der Braut gegeben. Der junge Mann war das einzige Mitglied seiner Familie, das nicht dem Kaufmannsstande angehörte. Dr. Emil Tubus hatte Jura studiert und war kürzlich Referendar geworden. Als Ziel seiner Wünsche schwebte ihm die Verwaltungskarriere vor. Anne Marie konstatierte im stillen, daß der junge Tubus eigentlich gar nicht schlecht aussehe; an seiner Toilette war nichts auszusetzen, und selbst sein Benehmen war korrekt. Emil Tubus behandelte seine Partnerin mit ausgesuchter Höflichkeit. Sie konnte wirklich nicht sagen, daß er ihr mißfalle, aber nimmermehr hätte sie sich die Schwäche verziehen, ihn davon etwas merken zu lassen. Auch er bekam, trotz seines eifrigen Bemühens, sie zum Auftauen zu bringen, nur eisige Kälte zu spüren.

Ähnlich wie Anne Marie verhielt sich die übrige Familie Plessow. Unter ihnen war die Parole ausgegeben worden: „Trotz Verschwägerung keine Verwandtschaft!“ Ede Plessow, der dieses Wort selbst geprägt hatte, nahm sich äußerst zusammen. Er, der sich bei Diners gern an Wein und an seiner eigenen Beredsamkeit zu berauschen pflegte, hielt sich bei dieser Gelegenheit völlig nüchtern. Der Pflicht, die Familie Tubus leben zu lassen, die ihm als Senior der Plessows zukam, genügte er mit einigen kühlen Worten von militärischer Kürze. Anne Marie war unendlich stolz auf ihren Vater; und auch mit der Haltung ihrer Brüder konnte sie zufrieden sein.

Nach dem Hochzeitsdiner ging es ins Hotel zurück zum Umkleiden. Anne Marie wurde ihrer Cousine Frau von Halkern übergeben, die das junge Mädchen für einige Zeit zu sich nach Potsdam eingeladen hatte. Die Husaren legten Zivil an; der Vater hatte ihnen versprochen, mit ihnen einen Nachtbummel durch Berlin zu machen. So gedachte man sich auf Plessowscher Seite von der ungewohnten Zurückhaltung, die man sich hatte notgedrungen auferlegen müssen, zu erholen.

Anne Marie verlebte bei ihrer Cousine eine reizende Zeit. Frau von Halkern war Gattin eines Gardekavalleristen; sie stand mitten im Kreise von eleganten und flotten Leuten. Die Jahreszeit war günstig für Geselligkeit und Sport. Anne Marie fand sich schnell in der neuen Umgebung zurecht. Sie machte die Entdeckung, daß der Ton der wirklich vornehmen Gesellschaft überall derselbe ist, sich höchstens durch kleine lokale Nuancen unterscheidet. Sie traf ein paar junge Komtessen, die sie vom Stift her kannte, mit denen sie in Schulerinnerungen schwelgen konnte. Sehr bald merkte sie auch, daß sie hier wie überall, wo sie bisher aufgetreten war, Aufsehen errege. Der Umstand, daß ihre Tante Nettelmüller kurz vorher in Potsdam gewesen war und von dem Korbe erzählt hatte, den ihre Nichte ausgeteilt, trug auch dazu bei, ihr ein gewisses Relief zu geben. Die kleine Plessow hatte bewiesen, daß sie Ansprüche mache, und daß sie ihren eigenen Kopf besitze. Man behandelte sie infolgedessen mit Vorsicht.

Anne Marie hatte sich ihr Reitkleid nachschicken lassen; sie konnte es in dieser Periode der Schnitzel- und Schleppjagden gut verwerten. Sie machte die Bekanntschaft der ersten deutschen Herrenreiter und bekam aus berufenem Munde Schmeichelhaftes über ihren Sitz zu Pferde zu hören. Ihr großer Tag aber war, als der Kaiser selbst bei der Hubertusjagd sich durch einen Adjutanten erkundigen ließ, wer diese „schneidige Amazone" sei.

Wiederholt schrieb sie an Agathe Mildenau. Die Freundin antwortete ihr, sie freue sich außerordentlich über Anne Mariens Erfolge und finde sie nur natürlich. Daran knüpfte Agathe die ängstliche Bitte, die Freundin möge über all dem ihr und den vielen andern in der Heimat, die sie liebten, nicht ungetreu werden. Agathe Mildenau hatte aus Anne Mariens Briefen ein ihrer Eifersucht bedenkliches Selbstbewußtsein herauszulesen geglaubt. Wenn Anne Marie ihr nur nicht allzusehr verwöhnt wurde; sie war ja sowieso ein so fürchterlich stolzes Mädel gewesen!

Als Anne Marie nach Reitern zurückkam, fand sie ihren Vater hinkend und den Arm in der Binde. Herr von Plessow war mit dem Pferde verunglückt und dabei an Schulter, Hüfte und Knöchel arg gequetscht worden.

Der Gaul, der das fertiggebracht hatte, gehörte dem jüngsten Sohne Henning und war diesem von einem Pferdehändler aufgehängt worden. „Vulkan" war unzweifelhaft ein schönes Pferd mit viel Blut und guten Knochen, entpuppte sich aber leider beim Gebrauch als total verritten. Henning, der mit dem Tier nicht fertig wurde, hatte es, mit Verlust natürlich, an den

Händler zurückgeben wollen, aber Herr von Plessow gab das nicht zu. Der Gaul sollte noch geboren werden, den er nicht gemeistert hätte!

Er ließ sich den Verbrecher nach Reitern kommen; dort nahm er ihn zunächst einmal im tiefen Sande an die Longe. Hier zeigte „Vulkan" schöne Haltung und gute Gänge. Den Stallburschen allerdings, der groberweise ohne Sattel draufgesetzt wurde, warf der Gaul im Nu ab. Nun ließ Herr von Plessow satteln; hierbei zeigte sich die Verbrechernatur „Vulkans" im schönsten Lichte. Drei Mann hatten Not, ihm im Laufe einer Viertelstunde den Sattel auf den Rücken zu bringen. Niemand von den Leuten wollte dann aufsteigen. Herr von Plessow ließ den Gaul noch eine volle Stunde an der Longe gehen, bis „Vulkan" Hals und Rücken hergegeben hatte und mit gesenkter Nase gehorsam der Peitsche folgte. Darauf stieg er ohne viele Umstände in den Sattel. „Vulkan" bäumte einige Male hoch auf und stand dann, als der Reiter trotzdem im Sattel blieb, für einen Augenblick mauerfest, offenbar überlegend, was er nun wohl versuchen solle. Dann ging ein Bocken und Schmeißen los, das einen minder sattelfesten Reiter sicher hoch in die Lüfte gesandt haben würde. Als das Tier nun auch noch anfing, rückwärtszutreten, hielt Herr von Plessow die Zeit für gekommen, ihm den Meister zu zeigen. Hageldicht sausten die Hiebe auf Vorder- und Hinterteil, von der kleinen, schweren Nilpferdpeitsche erteilt; gleichzeitig arbeitete der Sporn rechts und links in den Flanken. „Vulkan", rasend vor Schmerz, ging in mächtigen Langaden blut- und schweißbedeckt vorwärts. Der Reiter glaubte schon, das Spiel sei gewonnen, und richtete sich auf einen Kanter ein über freies Feld, der dem Widerspenstigen vollends den Eigenwillen brechen sollte, als „Vulkan" plötzlich die Richtung nach dem Gehölz nahm. Umsonst suchte Herr von Plessow das Pferd vorbeizusteuern; der Gaul hatte sich festgemacht und sauste jetzt in voller Karriere in die dichte Schonung von etwa dreißigjährigen Kiefern hinein. Der Reiter konnte von Glück sagen, daß er gleich am Rande abgestreift wurde und mit einer arg zerschundenen Körperseite davonkam.

Die Laune des alten Kavalleristen war nach diesem Unfalle nicht die beste. Das Bewußtsein, im Kampfe unterlegen zu sein, schmerzte Ede mehr als alle Quetschungen und Hautabschürfungen am Bein und Arm. Mit Sehnsucht wartete er auf den Augenblick, wo die Steifheit so weit aus seinen Gelenken gewichen sein würde, daß er daran denken könne, wieder in den Sattel zu steigen und seine Rache zu nehmen.

Inzwischen war „Vulkan" zur Strafe für seine Tat, und um ihm den Mut etwas zu dämpfen, auf halbe Ration gestellt worden. Täglich wurde er mit Kappzaum longiert, auf seinen Rücken wagte sich jedoch niemand.

Acht Tage mochten seit Anne Mariens Rückkehr nach Reitern vergangen sein. Herr von Plessow hütete noch immer das Zimmer und vertrieb sich die Zeit, so gut es ging, mit Zeitungslesen und Rauchen, als ihn, während er, im Armstuhl sitzend, sich eben wieder über die antiagrarische Politik der Regierung ärgerte, die Stimme seiner Tochter vom Hofe her ans Fenster rief. Träumte er? Das Mädel saß auf „Vulkan". Sie hatte auf dem Sandplatze vor dem Hause einen Zirkel angelegt und ritt hohe Schule, und was noch toller war: der Verbrecher ging unter ihr wie eine Puppe.

Anne Marie winkte dem Vater mit der Gerte und ließ „Vulkan“ eine Volte machen, dann sprengte sie Galopp an, darauf changierte sie und zeigte das Pferd auf der andern Hand. Der Gaul ging alles: Konter, Travers, Renvers, ließ sich rückwärts richten und abbiegen, sprengte auf dem Stehen an, wie die Reiterin wollte.

Ede Plessow sah dem mit einem lachenden und einem weinenden Auge zu. Er freute sich über den Schneid des Mädels. Aber im Grunde wurmte es ihn, daß eine vom „Kahlwild“ fertiggebracht hatte, woran seine Kunst gescheitert war. Die Erfahrung sagte ihm ja, wie das, was er da mitansah, ganz einfach zu erklären sei. „Vulkan“, ein ursprünglich gutes Pferd, war verritten, wahrscheinlich durch einen Reiter ohne Gefühl und Verstand mit einer Bullenfaust; wie die meisten Pferdeuntugenden entsprang auch seine Halsstarrigkeit nur falscher Behandlung. Das Tier war verängstet und darum ein Steiger und Durchgänger geworden. Nun war mit Anne Marie eine Reiterin von idealer Hand und federleichtem Gewicht auf seinen Rücken gekommen, die das Pferd weder im Maule noch auf dem Rücken genierte. Freiwillig fügte sich der Grimmige seiner zarten Lenkerin, und nun kamen alle seine angeborenen guten Eigenschaften: stolze Haltung, Gänge, Geschicklichkeit, Mut, zur wundervollen Entfaltung.

Der Vater ließ sich von da ab den Gaul jeden Tag von seiner Tochter vorreiten. Er stand am offenen Fenster und gab, alter Reitlehrergewohnheit folgend, Kommandos, kritisierte gelegentlich wohl auch; Lob dagegen bekam Anne Marie nicht zu hören. Dem Mädel zu sagen, daß sie hier ein Meisterstück ausgeführt habe, hätte Ede Plessow nimmermehr fertiggebracht. Schwer genug war es ja, sich eingestehen zu müssen, daß einem die Schülerin über den Kopf gewachsen sei.

Eines Tages kam Henning aus der Garnison. Er hatte gehört, Anne Marie reite Vulkan, und stellte sich, als glaube er es nicht. Die Schwester zog das Reitkleid an und ging mit Henning in den Stall. Der Vater, noch immer etwas steif von seinem Sturze her, kam langsam nach. Anne Marie saß auf und ritt dem erstaunten Bruder seinen Gaul in allen Gangarten vor.

Henning wäre kein Plessow gewesen, wenn er sich nunmehr nicht selbst aufs Pferd gesetzt hätte. Er ließ den Armeesattel, mit dem er auf einem alten Rennpferd von der Garnison herausgekommen war, auf Vulkan legen.

Das Pferd zeigte schon beim Aufsteigen eine verdächtige Physiognomie, legte die Ohren zurück und trat unruhig hin und her. Im Trabe ging es mit gekrümmtem Rücken hinter dem Zügel, die Beine ungleich setzend. Henning, der das kritische Auge seines Vaters auf sich ruhen fühlte, nahm sich zusammen; er suchte den Gaul zunächst durch Gewichts- und leichte Schenkelhilfen an die Zügel heranzutreiben. Das wollte jedoch nicht glücken. Nach einer Volte ging er auf die andre Hand über; ob er dem empfindlichen Pferde dabei mit dem Sporn an die Seite gekommen war, oder ob er die Zügel zu straff angezogen hatte — kurz und gut, Vulkan fing mit einem Male die ganze Litanei seiner bekannten Unarten wieder von vorn an. Er bockte,

verweigerte jeden Gehorsam und drängte gegen die nächste Mauer, den Reiter derartig dagegen drückend, daß er machtlos war und nur noch mit der Reitpeitsche arbeiten konnte.

Ede Plessow verfluchte den Jungen, der nicht reiten könne, und humpelte nach dem Hause. Anne Marie suchte dem Bruder zu Hilfe zu kommen; sie trat an das Pferd heran, redete ihm zu, streichelte und klopfte es und führte es schließlich von der fatalen Mauer weg. Henning, außer sich über den Eingriff der Schwester, rief ihr in barschem Tone zu, den Gaul loszulassen, mit dem er allein fertig zu werden gedenke. Das Mädchen tat so. Kurze Zeit darauf sah man den Husaren auf „Vulkan" den Hof verlassen in einer Gangart, die entschieden schneller war als der Reiter beabsichtigte, und zehn Minuten später kehrte das Pferd mit leerem Sattel zum Stalle zurück.

Inzwischen war Herr von Plessow wieder unten erschienen, diesmal gestiefelt und gespornt. Ein Knecht meldete ihm, der Leutnant komme zu Fuß die Pappelallee herein. Auf Ede Plessow schien diese Nachricht keinerlei Eindruck zu machen; er war dunkelrot im Gesicht, seine Hände zitterten. Er schrie dem alten Kutscher zu, von dem „Vulkan" sich soeben mit Hilfe einer Haferschwinge hatte einfangen lassen, er solle ihm den Gaul vorführen wie er sei. Anne Marie erinnerte den Vater daran, daß er noch halb Invalide sei; sie bekam ein „dummes Mädel" an den Kopf geworfen. Und als sie wagte, den alten Herrn am Arm zu fassen, um ihn zurückzuhalten, wurde sie nicht gerade sanft weggestoßen.

„Vulkan" machte Schwierigkeiten beim Aufsitzen. Ob er die Nilpferdpeitsche in der Hand des Meisters bemerkt hatte, ob der eben über den jungen Reiter erfochtene Sieg ihn übermütig machte — kurz, er sprang wild auf dem Platze herum und keilte nach allen Seiten. Vorn hielt ihn der alte Kutscher und suchte das vor Aufregung halb tolle Pferd zu beruhigen. Herr von Plessow, mit einer Hand im Sattel, die Fußspitze schon im Bügel, folgte dem Gaule bei all seinen Kapriolen. Einen Moment benutzend, wo das Tier, am ganzen Leibe zitternd, stillstand, schwang sich der alte, erfahrene Reiter empor und saß im Sattel. Im Nu stieg „Vulkan" kerzengerade in die Luft, den Kutscher, der das Mundstück nicht fahren ließ, mitemporziehend. „Laß los!" brüllte ihn sein Herr an; der Mann gehorchte.

Anne Marie war nicht ängstlich von Natur, und besonders in allem, was mit Pferden zusammenhing, waren ihre Nerven von Kindheit auf gestählt; aber was sie hier mit ansehen mußte, ließ sie Furcht und Entsetzen kennen lernen.

Es war ein Zweikampf zwischen Mann und Tier. Beide, der Reiter wie das Pferd, schienen zu wissen, daß es sich um Siegen oder Unterliegen handle. Beide waren einander ebenbürtig, der Reiter durch Übung und Erfahrung, das Pferd durch Jugend und Kraft.

Herr von Plessow war von dem Augenblicke ab, wo er im Sattel saß, ganz ruhig geworden. Er brauchte weder Peitsche noch Sporn, die Züchtigung sparte er sich für später auf; alles kam jetzt darauf an, sich überhaupt im Sattel zu behaupten.

„Vulkan“ stieg zunächst wohl ein Dutzendmal, daß der Zuschauer jedesmal das Gefühl hatte: jetzt müssen sie sich überschlagen. Herr von Plessow gab, sobald sich das Vorderteil des Pferdes hob, die Zügel nach, legte sich ganz vor auf des Gaules Hals, das Hinterteil auf diese Weise entlastend. Als „Vulkan“ einsah, daß er den Reiter auf diese Weise nicht loswerde, verlegte er sich auf das Rückwärtskriechen. Jetzt hielt Herr von Plessow den Augenblick für gekommen, die passive Rolle aufzugeben und dem Pferde die Kraft von Schenkel und Faust spüren zu lassen.

Der Gaul ging in mächtigen Bocksprüngen vorwärts, in der Richtung nach dem Stalle zu. Herr von Plessow durchschaute sofort, was dieses neue Manöver bedeuten sollte. Es gelang ihm, das Pferd glücklich an der offenen Stalltüre vorbeizusteuern. Im Galopp ging es jetzt den gepflasterten Gang hinab, der an den Ställen entlang führte. Anne Marie atmete auf; der Sieg schien sich auf Seite des Vaters zu neigen.

Da, an der Hofecke, wo der schmale Gang eine scharfe Biegung machte, verlor „Vulkan“ bei der Wendung auf dem Steinpflaster alle vier Beine gleichzeitig, stürzte, und schleuderte den Reiter in hohem Schwunge gegen die Mauer.

Anne Marie sah, wie das Pferd aufstand und, schwer lahmend, einige humpelnde Schritte machte, dann stehen blieb. Ihren Vater sah sie nicht aufstehen. Der Kutscher und eine Menge Hofgesinde, das sich, durch die interessante Szene angelockt, versammelt hatte, liefen nach jener Ecke.

Das junge Mädchen war nicht imstande, sich von der Stelle zu rühren; sie fühlte, wie ihr die Beine zusammenknickend nachgaben; vor ihren Augen wurde es dunkel. Henning tauchte neben ihr auf und fragte, was sich ereignet habe. Sie vermochte nur mit der Gerte nach jener Richtung zu weisen, wo jetzt von den Leuten ein lebloser Körper aufgehoben wurde.

Herr von Plessow war sofort tot gewesen. Er hatte das Genick gebrochen durch den Sturz aus schnellster Gangart. Sein oft geäußerter Wunsch war dadurch buchstäblich in Erfüllung gegangen: ein schneller Tod, nicht langsam im Bett; ein Reitertod!

Das Begräbnis zeigte, wie beliebt Ede Plessow gewesen war. Mit ihm war eine der markantesten Persönlichkeiten der Gegend aus der Welt gegangen. Ein Mann von seinem rücksichtslos kecken Draufgängertum hatte selbstverständlicherweise auch den Widerspruch herausgefordert. Viele hatte er mit seinem respektlosen Mundwerk verletzt, aber selbst die Gegner unterlagen nicht selten dem Zauber seiner Persönlichkeit. Die Schwächen dieses Charakters hatten offen zutage gelegen; er war ein naiver Sünder gewesen, der den Drang fühlte, mit seinen Unarten lieber zu prunken statt sie zu verheimlichen. Einer Tat, die aus Niedrigkeit oder Furcht entsprungen wäre, konnte ihn niemand zeihen.

Unter den Gästen, die zu dieser Beerdigung in großer Zahl von nah und fern erschienen waren, herrschte die Ansicht vor, daß Ede Plessow ein glückliches Ende gehabt habe, daß er im rechten Augenblick gestorben sei. Die Familie, darüber war man sich klar, trat keine leichte Erbschaft an.

Anne Marie dachte nicht einen Augenblick an die materiellen Folgen des Unglücksfalles; bei ihr beherrschte der Schmerz um den Vater alle andern Gefühle und Gedanken. Sie hatte mit aufrichtiger Liebe an diesem Manne gehangen; mehr als den Beschützer verlor sie in ihm; ihr ging ein Ideal zugrunde mit ihm. Für sie war der Vater das Urbild gewesen des Kavaliers. Noch hatte sie nicht angefangen, sich mit Kritik an seine verehrte Gestalt heranzuwagen, noch hatte ihre Jugendlichkeit sie vor dem grausam-bitteren Prozeß bewahrt, der dem überlegenden Kinde die Augen öffnet über der Eltern Schwächen. Herr von Plessow hatte auch für sie und sein Andenken bei ihr den Augenblick des Sterbens richtig getroffen; im Herzen der einzigen Tochter lebte sein Bild frisch und liebenswürdig, durch keinen unschönen Zug entstellt.

Das junge Mädchen vermochte das, was in Wahrheit sich ereignet hatte, kaum zu fassen. In ihrer Nähe war noch niemals ein Mensch gestorben. Nun mußte der erste Verlust, der sie bei vollem Bewußtsein traf, auch gleich der schwerste sein. Dazu die grauenhafte Art dieses Todes! Ja, nicht einmal Selbstvorwürfe blieben ihr erspart. Warum hatte sie dem Vater erlaubt, aufs Pferd zu steigen? Lieber hätte sie sich schlagen lassen sollen von ihm, als das zuzugeben.

Alle Briefe und sonstigen Zeichen des Beileids, an denen es die Nachbarn nicht fehlen ließen, bedeuteten ihr nur Pein. Ja, selbst Agathe Mildenau, die mit ihrer Mutter gleich am Tage nach dem Unglücksfall nach Reitern herüberkam, um Anne Marie zu trösten, ward ihr mit ihrer weinerlichen Zärtlichkeit zuwider. Und als Agathe gar sagte: „Du wirst schon wieder froh werden, mein Herz! Warte nur ein halbes Jahr! Alles geht einmal vorüber, sagt meine Mutter, sogar der größte Schmerz.“ — Da erhob sich Anne Marie zornig und stampfte mit dem Fuße auf. So etwas wollte sie nicht hören! Die gute Agathe war wieder einmal sehr betreten über das unberechenbare Wesen ihrer liebsten Freundin.

Viele andre Dinge bekam Anne Marie in diesen Tagen zu sehen, die ihre Geduld auf eine noch viel härtere Probe stellen sollten als Agathens Zuspruch. Schön war die Hast nicht, mit der ihr Bruder Horst noch vor der Beerdigung in den Papieren des Vaters stöberte, und empörend die Art, wie er mit unkindlicher Kritik nicht zurückhielt über manches, was der alte Herr unternommen oder unterlassen hatte.

Am Tage des Begräbnisses mußte Anne Marie viele banale Worte mitanhören. Wahrscheinlich meinten es die Menschen gut mit dem, was sie sagten, aber im Grunde kränkten ihre Worte doch. Man brauchte ihr nicht auseinanderzusetzen, wie hoch man den Toten geschätzt und warum man ihn so geliebt habe. Niemand brauchte ihr zu sagen, daß ihr Vater einzig gewesen sei, und daß sie seinesgleichen nicht wiedersehen werde.

Einer machte darin eine Ausnahme: Herr von Hindorf. Er gehörte ja zu jenen, mit denen der Verstorbene auf gespanntem Fuße gelebt hatte. Anne Marie wußte das; sie wußte aber auch, daß der Lamnitzer Hindorf stets ein ehrlicher Gegner ihrer Familie gewesen sei. Zum Begräbnis war er erschienen. Er kam auf die Tochter des Hauses zu und drückte ihr stumm die Hand.

Anne Marie sah ihm in die Augen und erkannte darin respektvolles Mitgefühl, das ihr tröstender dünkte als irgendein Wort es hätte sein können.

Dieser Tag verschwand ihr bald wie hinter einem Nebel; nur etwas blieb ihr unvergeßlich: der Augenblick, als Ernst Hindorf ihr die Hand gedrückt und sie dabei so gütig und traurig zugleich angeblickt hatte.

Zweites Buch.

Ernst Hindorf hörte wenig von seinem Bruder. Hin und wieder bekam er Postkarten von ihm aus den verschiedensten Ländern. Der Inhalt dieser Karten, kurz, wie er war, sprach doch dafür, daß Eberhard in gefaßter Stimmung sei. Ernst war zufrieden.

Im übrigen waren Herrn von Hindorfs Gedanken dauernd durch Lamnitz beschäftigt. Sein Gut war ihm wie ein heranwachsendes Kind; es machte ihm Sorge und Freude zugleich; aber die Freude überwog.

Er hatte dem sporenklirrenden Inspektor gekündigt. Nicht daß der Mann ein schlechter Landwirt gewesen wäre; Hindorf fand nur, daß er sich für einen Beamten allzu wichtig mache. Herr von Hindorf mißbilligte jene Mittelinstanzen, die sich zwischen den Gutsherrn und seinen ererbten Grund und Boden einschieben wollen. Er meinte, daß Absolutismus die angemessene Regierungsform sei für den Wirkungskreis, der ihm zugefallen war.

Der einfache, ungelernte Mann, den er an Stelle des verwöhnten, eingebildeten Herrn Inspektors als Gutsvogt angenommen hatte, war nichts andres als ein gehorsamer Vermittler seiner Befehle, eine Art Verlängerung seiner Hand. Mit einem solchen Subalternen ein großes Gut bewirtschaften aber hieß die Verantwortung für das Ganze wie für die Teile auf sich nehmen.

Ernst Hindorf hatte niemals die Landwirtschaft systematisch studiert. Wohl wußte er, daß auf keinem Gebiete der Dilettantismus so verhängnisvoll werden kann wie bei der Bodenbewirtschaftung, und war darauf gefaßt, Lehrgeld zahlen zu müssen. Aber der Gedanke, eine große Verantwortung auf sich genommen zu haben, konnte ihn nicht ängstigen. Wie ein junger Monarch fühlte er sich, der sein Amt selbstherrlich, vertrauensvoll ausübt, in dem Bewußtsein, daß er zum Regieren geboren ist.

Hindorf liebte sein Lamnitz wie einer seine Ehefrau liebt. Was hatte es zu sagen, daß er die geheimen Mängel und Fehler seines Gutes viel genauer kannte als irgendein andrer Mensch! Das Bewußtsein, daß dieses Stück Erde, mochte es auch nicht das reichste und fruchtbarste sein, ihm anvertraut war, ihm ganz allein, machte es ihm so kostbar.

Mehr und mehr ging ihm der Sinn dafür auf, daß er hier ein Amt verwalte, ein äußerlich recht schlichtes Amt. Aber wenn man es in Verbindung brachte mit der Vergangenheit, auf der man stand, und wenn man bedachte, daß die kommenden Generationen ebenso einstmals auf uns blicken würden: dankbar oder anklagend, je nachdem, wie er das Erbteil verwaltet,

dann wuchs der schmale Platz in der Perspektive sich zum weiten Raume aus, dessen Ende nur mit dem menschlichen Sehvermögen zusammenfiel.

Ernst Hindorf erfuhr etwas an sich, was ihn früher oftmals an Bekannten in Erstaunen gesetzt hatte: nämlich, daß der Beruf des Landwirts den Menschen konservativ macht. Es hatte Perioden in seinem Leben gegeben, wo er eine solche Bezeichnung seiner Weltanschauung entschieden abgelehnt haben würde. Ja, zwischen ihm und seinem Vater hatte es über diesen Punkt nicht selten schmerzliches Mißverständnis gegeben. Für den Landesältesten von Hindorf waren gewisse Fragen überhaupt nicht disputabel; zu diesen gehörte, daß ein Edelmann konservativ zu sein habe. Der alte Herr fand, daß sein Ernst sich durch die Theorien liberaler Universitätsprofessoren habe irre machen lassen an der ihm angemessenen Weltanschauung. Daß der Sohn schon früh die Neigung zeigte, die Ansicht auch des Gegners zu erforschen und sie auf ihre mögliche Berechtigung hin zu prüfen, erschien diesem Vater als ein äußerst bedenkliches Zeichen schwankender Gesinnung. Auch daß er allerhand radikale Zeitungen hielt und las, war in den Augen des alten Herrn ein Vergehen gegen die Tradition, das viel schwerer verziehen wurde als ein gelegentliches Über-die-Stränge-schlagen des jungen Menschen auf sittlichem Gebiete.

Die Wandlung in der Gesinnung seines Sohnes, die der alte Herr so sehnlichst zu erleben gewünscht hatte, war später ganz von selbst eingetreten. Je tiefer Ernst von Hindorf Wurzeln geschlagen hatte in der heimatlichen Scholle, desto rascher sah er das, was dem Vertreter einer älteren Generation als „umstürzlerisch" erschienen war, unwiederbringlich von sich abfallen. Er hatte weniger seine Gesinnung geändert als sein Temperament gezügelt. Der Landbau lehrte ihm eines: der Mensch, der keine Geduld hat, soll von vornherein die Hand vom Kultivieren lassen. Und wer sich täglich davon überzeugen muß, daß die Bäume nicht in den Himmel wachsen können, der wird auch auf anderm Gebiete zum Übertreiben und unbedachten Fordern nicht geneigt sein. Er wird mißtrauisch werden gegen alles Frühreife, Unausgegorene. Er wird die Ernten erst dann schneiden, wenn die Farbe und Schwere der Frucht ihm sagt, daß die Zeit dazu da ist.

Und noch ein andres hatte der Gutsherr von dem Stück vaterländischer Erde gelernt, das er bewirtschaftete: Nachsicht. Er vermochte etwas, dessen er früher nicht fähig gewesen wäre: Dinge, Menschen, Einrichtungen zu lieben, deren Mängel ihm nicht verborgen waren. Schroffes Aburteilen und hochmütige Gleichgültigkeit waren ja so sehr viel leichter als Verstehen-wollen. Unduldsamkeit, dieser Fehler der Jugend, schien ihm eine Schwäche, der man mit reiferen Jahren nicht mehr nachgeben durfte.

Weihnachten war in Lamnitz, wie es sich für jedes Herrenhaus gehört, immer das schönste Fest des Jahres gewesen, das Fest, wo im Geben und Nehmen sich Herrschaft und Dienstboten, Gutshof und Dorf als eine große Gemeinschaft fühlen durften. In den letzten Jahren nun waren die Lamnitzer Leute durch Herrn von Hindorfs Abwesenheit um ihr Weihnachten gekommen;

man wußte keineswegs, wie es diesmal mit der Feier werden würde. Die alten Weiber des Dorfes, die sich, wenn es irgendeinen Vorteil zu wahren galt, kein Blatt vor den Mund zu nehmen pflegten, ließen es an bedeutungsvollen Bemerkungen nicht fehlen. Auch Frau Siebert, die Köchin, machte, je tiefer man in den Winter hineinkam, immer deutlichere Anspielungen, daß ihr dieses und jenes bekannt sei, was beim Christkind bestellt werden möchte.

Es hätte solcher Winke gar nicht einmal bedurft. Hindorf war längst entschlossen, das Weihnachtsfest durch eine große Bescherung im Herrenhaus zu begehen. Das einzige, was ihm Schwierigkeiten machte, waren die Geschenke. Es wäre ja so einfach gewesen, alles mit Geld abzumachen, wie es sein Nachbar Horst Plessow in Baderwisch tat; aber das fand er ein trauriges Auskunftsmittel. Da saßen dann die Leute im „Kretscham" statt unter dem Christbaum, und der heilige Abend endete womöglich mit Kartenspiel, Trunkenheit, Prügelei und Tränen der Frauen. Leicht war es freilich auch nicht, für jede Familie das Passende herauszufinden. Er half sich mit Sparkassenbüchern, die er für die Kinder besorgte. Aber für den Weihnachtstisch mußte doch etwas Schmückendes da sein, was nicht so sehr an das kahle Geld erinnerte. Frau Siebert konnte ihm darin nicht viel nützen; Hindorf wußte nur zu gut, daß sie parteiisch sei: für sie zerfielen alle Menschen, besonders aber die Dorfleute, in Günstlinge und Widersacher. Er studierte die Kataloge und Preisverzeichnisse von Geschäften, die ihm zugeschickt worden waren; dann fiel ihm im rechten Augenblick ein, daß ja Doris über die früheren Weihnachtseinkäufe Listen geführt habe. In ihrem Schreibtische, an dem er niemals etwas geändert hatte, fand er auch richtig noch das Heft mit den Namen der Geschenkempfänger und den Geschenken und manchem wertvollen Winke obendrein. Es war, als habe Doris, ihr Ende vorausahnend, auch hierin letztwillige Verfügungen erlassen, so wohlgeordnet und bis ins letzte ausgearbeitet waren ihre Bestimmungen. Der Witwer kam sich nur wie ein Testamentsvollstrecker vor, als er dieses kleine Buch seinen Weihnachtsbestellungen zugrunde legte.

Im übrigen wurde alles gehalten, wie es schon bei Lebzeiten seiner Mutter am heiligen Abend im Lamnitzer Hause gewesen war. In der Mitte des geräumigen Hausflurs ein langer Tisch aufgeschlagen für die Geschenke, in allen vier Ecken des Raumes hohe Tannenbäume mit Lichtern. Die Familien bekamen gemeinsam beschert, die paar ledigen Knechte und Mägde an einem Tisch für sich. Stollen waren wohl an hundert gebacken worden. Äpfel und Nüsse wurden den Familien korbweise zugemessen. Seife und Wachsstock durften auf keinem Platze fehlen, so verlangte es das Lamnitzer Herkommen.

Mit Hilfe seines vortrefflichen alten Gustav ordnete der Gutsherr eigenhändig die Geschenke. Frau Siebert, die sich nur zu gern eingemischt hätte, wurde von Gustav in ihr Küchenbereich verwiesen; sie war dem wortkargen Alten viel zu redselig und unruhig; sie verlor auch bei solchen Gelegenheiten nach Weiberart viel zu sehr die Übersicht, als daß man sie hätte gewähren lassen können.

Früher hatte der Geistliche meist eine Ansprache gehalten, aber Ernst Hindorf wollte den alten Herrn diesmal nicht bemühen; der Mann wäre ja doch nicht davon abzuhalten gewesen, die Leute auf ihre Dankespflicht hinzuweisen und sie zum Gehorsam gegen die Gutsherrschaft zu ermahnen. Solche Ausnutzung der Weihnachtsstimmung aber verdarb ja von vornherein alle Geberfreudigkeit. Nur den Kantor hatte er aufgefordert, auf dem Harmonium ein paar bekannte Christfestmelodien als Begleitung zum Gesang zu spielen.

Die große Haushalle vermochte kaum die Zahl der Geladenen zu fassen. Dichtgedrängt standen sie vor ihren Plätzen, die ihnen durch Zettel angegeben waren. Die Männer wortlos, meist verlegen; die Frauen, je nach Anlage, lebhaft, beglückt und aufgeregt, alle neugierig, manche nicht gänzlich von Neid frei, mehr nach des Nachbars Bescherung schielend als sich an der eigenen freuend.

Erst die Lieder brachten die rechte Weihnachtsstimmung in die Versammlung. Die Kinder gingen aus sich heraus und rissen die Erwachsenen mit fort, ihre Lust offen zu zeigen; die Kleinsten wollten nach den Lichtern greifen, andre stimmten ein kleines Freudengeheul an; manch ein Biß in einen Apfel oder in einen Pfefferkuchen wurde hier schon gewagt. Dann, als es ans Einpacken ging, holten die Frauen große, bunte Einschlagetücher hervor und machten mit erstaunlicher Geschicklichkeit runde Hucken aus ihren Sachen. Die Männer aber traten einer nach dem andern an den Gutsherrn heran und brachten stockend und etwas hölzern ihren Dank zum Ausdruck.

Ein paar von den Weibern jedoch wollten sich, wie's schien, nicht in der Höflichkeit von dem Mannesvolk ausstechen lassen; sie machten einen Vorstoß durch die Menschenmassen, bis sie vor den Gutsherrn gelangt waren. Ihre Wortführerin war natürlich die Graupsen. Sie hielt eine ihrer schönsten Reden, in der sich die Bibelstellen und Gesangbuchverse ausnahmen wie Rosinen und Zitronat in einem Christstollen. Glück und Segen wünschte sie auf das Haupt des gnädigen Herrn herab und reichliche Heimzahlung seiner Guttat im Jenseits. Die Gelegenheit, an die Verstorbene zu erinnern, ließ sie sich nicht entgehen; und als sie von dem lichten Engel sprach, der vom Himmel freundlich auf sie herabschaue, da war es mit der Fassung der andern Weiber aus. Ernst Hindorf schnitt der Rednerin nicht das Wort ab; wußte er doch, daß für diese Art Erleichterung der Tränendrüse höchste Seligkeit bedeutet.

Als ihm wenige Tage nach dem Feste der Förster meldete, es sei ihm endlich gelungen, den lange gesuchten Christbaumdieb zu entdecken, und als Täterin die alte Graupsen nannte, wunderte sich Herr von Hindorf auch nicht groß. Vor zehn Jahren vielleicht würde ihn ein solcher Beweis von Falschheit in Harnisch gebracht haben; heute legte er es nur still zu den andern Erfahrungen, die er mit den Dorfleuten gemacht hatte. Die bereits vom Förster vorbereitete Anzeige der Graupsen bei Gericht schlug er nieder. Unter vier Augen verwarnte er die Alte; ihre reichlich fließenden Krokodilstränen sagten ihm nur, wie sie im Innern über ihn und seine Schwäche lache.

Niemals hätte Ernst Hindorf früher gedacht, daß er einmal ein eifriger Kirchgänger werden würde. In der Jünglingszeit waren ihm die kirchlichen Formen und Formeln langweilig geworden. Fromm war er eigentlich nur gewesen

als kleiner Knabe, als Gott für ihn noch ein lieber Vater war, der einem, wenn man artig war, eine Armbrust schenkte, in dessen Macht es stand, das Pony wieder gesund zu machen. Diesen Kinderglauben hatte er allmählich, nicht ohne Schuld des Religionsunterrichts, eingebüßt. Das religiöse Gefühl war erst viel später wieder in ihm wach geworden, als Ereignisse in sein Leben traten, die ihn durch ihre Größe und Wucht an das Wirken außerordentlicher, dem Verstande ewig unerklärlicher Gewalten erinnerten. Der Tod der Eltern, seine Verheiratung, die Geburt des Jungen und nicht zum letzten der Verlust von Weib und Kind.

Das waren Erlebnisse, die den Menschen über sich selbst hinaus wiesen. Zum „lieben Gott" seiner Kindheit zwar konnte Herr von Hindorf nicht wieder zurückkehren, aber ohne an Männlichkeit und Stolz das geringste einzubüßen, durfte er sich doch in Ehrfurcht beugen vor dem Geiste, dem die Theologen einen familiären Namen und allerhand menschenähnliche Eigenschaften zulegen, dem er sich, wie viele andre bescheidene Menschenkinder, im Herzen beugte, ohne sich einzubilden, daß er ihn kenne.

Lamnitz bildete mit dem benachbarten Baderwisch ein Kirchspiel. Patron der Kirche war der jeweilige Baderwischer Herr, jetzt also Horst Plessow. Die Hindorfsche Loge lag der Plessowschen gegenüber in dem kleinen Gotteshause. Der gegenwärtige Pfarrer war bejahrt. Das Predigen hatte niemals seine starke Seite ausgemacht. Dazu eine alte, verstimmte Orgel, der der Kantor nur unter erheblicher Muskelanstrengung etwas einer Melodie Ähnliches zu entlocken vermochte.

Und trotzdem ging Ernst Hindorf nicht ungern in die Kirche. Für ihn hatte diese einfache Landkirche mit den weißgetünchten Emporen und der als Sternenhimmel gemalten Holzdecke Stimmung. Er kannte hier alles von Jugend auf: die ausgetretenen Steinfliesen, das geschmacklose Altarbild, die blinden Fenster, die stets verstaubten Kronleuchter mit den Glasbehängen. Er kannte auch die Gesichter der Kirchenbesucher, die für ihn mit der übrigen Einrichtung des Gotteshauses gleichsam zu einer Einheit verschmolzen. Die Sprechweise des alten Geistlichen war ihm durchaus vertraut, sein Tonfall und seine Gesten, seine Bilder, Vergleiche, Nutzanwendungen, eingeflochtenen Naturschilderungen, geschichtlichen Belege und abschreckenden Beispiele. Neues konnte ihm dieser Mann unmöglich sagen, und trotzdem folgte Herr von Hindorf seiner Predigt nicht ohne Aufmerksamkeit.

Andacht und Einfalt gingen von diesem alten Manne aus, dieselbe Stimmung, die das ganze verträumte Kirchlein, den altmodischen Gesang und die einfache Landgemeinde erfüllte. Leicht wäre es gewesen, sich darüber erhaben zu fühlen; aber hier schwiegen Spott und Kritik. Hier wie daheim in seinem alten Hause schwebte der Duft vergangener Zeiten in der Luft, die Erinnerung an Gewesenes; Geisterschwärme belebten solche Stätten. Mochte das Gegenwärtige auch trivial sein, es bekam einen Abglanz von Schönheit und Würde, wenn man es sah im Lichte der Vergangenheit, als eine Einrichtung, die dadurch heiliggesprochen worden war, daß sie vielen Erbauung und Trost gespendet hatte.

Außer ihm empfand wohl niemand den tieferen Gehalt in diesen gottesdienstlichen Handlungen. Die Bauern waren stumpf und ohne tiefere Anteilnahme; die andre herrschaftliche Loge blieb meistens leer. Horst Plessow war zu faul zum Kirchgang, und seine junge Frau verachtete als Berlinerin diese primitive Stätte der Erbauung.

Trotz der nahen Nachbarschaft sah Ernst Hindorf die Plessows nur selten; und wenn man sich sah, blieb es bei kühler Höflichkeit im Verkehr.

Zwischen Hindorf und Plessow schien Freundschaft nun einmal nicht möglich.

Reitern, das Allodialbesitz war, wurde von den Erben des Herrn von Plessow verkauft. Da das Gut schwer mit Hypotheken belastet gewesen war, blieb den Verkäufern nur eine geringe Summe, in die sich fünf Erben zu teilen hatten.

Horst Plessow benahm sich bei dieser Gelegenheit wenig generös. Man hatte allgemein angenommen, er werde sich mit dem Majoratsgut Baderwisch, das ihm kraft der Erstgeburt zugefallen war, als abgefunden ansehen, um so mehr, als er reich geheiratet hatte. Aber er machte auch auf den Erlös von Reitern seine Ansprüche geltend.

Besonders für die beiden Husaren war die neueste Wendung der Dinge ein harter Schlag. Der Vater hatte ihnen reichlichen Zuschuß gewährt und ihnen auch sonst, als alter Kavallerist, mit Rat und Tat zur Seite gestanden. Das hörte nun auf; Horst war nicht gewillt, sich die Rolle eines Seniors der Familie etwas kosten zu lassen. Mochten Job und Henning sehen, wie sie mit ihren paar Kröten auskamen; er hatte sie ja nicht geheißen, bei der Kavallerie einzutreten.

Anne Marie war, als der Hausstand in Reitern aufgelöst wurde, zunächst zu Agathe Mildenau nach Drosselbach gegangen, aber dort konnte sie nicht lange bleiben. Kammerherr von Mildenau wollte nach Weihnachten mit seiner Familie auf einige Zeit nach Berlin gehen. Agathe sollte sich im Klavierspiel vervollkommnen und Malstunden nehmen; außerdem wollte man sie bei Hof vorstellen.

Agathe freute sich nicht auf Berlin; sie wäre viel lieber in Drosselbach geblieben. Sie fand, daß der Klavierunterricht, den sie bei dem Organisten aus der Kreisstadt genoß, ganz genügend sei, und zum Kunstmalen verspürte sie wenig Lust; die Aussicht aber, in die große Gesellschaft eingeführt zu werden, erregte ihr nur unbestimmte Bangigkeit. Sie hing sehr an Drosselbach, an ihrem Mädchenzimmer, an all den gemütlichen Einrichtungen des elterlichen Hauses. Vor Berlin und seiner Unruhe graute ihr. Doch war sie eine viel zu wohlerzogene Tochter, um sich gegen den ausgesprochenen Willen der Eltern aufzulehnen. Nur ganz im geheimen, wenn sie an das dachte, was ihr bevorstand, vergoß sie ein paar zahme Tränen.

Agathens glühendster Wunsch war, daß ihre Freundin Anne Marie mit nach Berlin gehen solle. Der Verkauf von Reitern war insofern günstig für Agathens Plan, als er Anne Marie heimatlos gemacht hatte. Herr und Frau von Mildenau waren jedoch gegen diese Idee. Den stürmischen Bitten des

sonst so verwöhnten Töchterleins gegenüber wiesen sie darauf hin, daß Fräulein von Plessow Trauer habe und darum nicht in der Lage sei, an irgendwelcher Geselligkeit teilzunehmen; ferner reiche auch das Chambregarni gar nicht aus, das man gemietet habe. Über solche Gründe sprang Agathe, bei der nun einmal ein Herzenswunsch in Frage stand, leicht hinweg. Anne Marie denke natürlich gar nicht ans Ausgehen, sie werde sich im Hause mit Lesen und Handarbeit beschäftigen, und was das Wohnen anbelange, so wünschten sie sich beide gar nichts Besseres, als in einem Zimmer zu schlafen, um nur ja recht viel beisammen sein zu können.

Aber aller fast leidenschaftlichen Beredsamkeit zum Trotze, die das sonst so ruhige junge Mädchen aufbot, gingen die Eltern nicht auf den schönen Plan ein. Am ersten noch wäre Herr von Mildenau dafür zu haben gewesen; einfach, weil es seinem väterlichen Herzen äußerst sauer fiel, den Bitten des einzigen Kindes zu widerstehen. Seine Gattin war in dieser Beziehung fester; als Frau verstand sie auch Agathens eigentlichen Wunsch besser und durchschaute den Seelenzustand, dem er entsprang.

Frau von Mildenau fand nämlich, daß bei der Tochter die Liebe zu Anne Marie Plessow eine übermächtige Rolle zu spielen beginne. Daneben blieb einfach kein Raum für andres. Sie wußte ja, daß junge Mädchen in einem gewissen Alter ihr Herz verschenken müssen; sie kannte die Ausschließlichkeit solcher Neigungen, die leicht etwas vom Götzendienst annehmen, sehr wohl. Es war Frau von Mildenau anfangs gar nicht unlieb gewesen, daß Agathe diese Freundschaft geschlossen hatte; wer weiß, vielleicht wurde sie dadurch bewahrt vor unbequemeren Regungen des Herzens. Aber nun war es auch nach Ansicht der Mutter genug. Zur Ausfüllung jener Zeit zwischen dem Pensionat und dem Ausgehen in der großen Welt war dieser harmlose Freundschaftsbund gerade das Richtige gewesen; jetzt kamen andre Zwecke und Ziele an die Reihe. Einmal mußten der Überschwang und die Romantik ja doch aufhören. Agathe und Anne Marie plötzlich zu trennen, wäre immerhin nicht klug gewesen; durch den Berliner Aufenthalt würde die erwünschte Lockerung des Verhältnisses wahrscheinlich ganz von selbst eintreten; neue Eindrücke, neue Bekannte würden Agathe erkennen lassen, daß es noch andre Menschen außer Anne Marie Plessow auf der Welt gebe.

Auch noch andre triftige Gründe hatte Frau von Mildenau, die es ihr wünschenswert erscheinen ließen, die Freundin der Tochter nicht mit nach Berlin zu nehmen. Anne Marie war von den beiden die Hübschere; ihre Gaben waren solche, mit denen in Konkurrenz zu treten für jedes junge Mädchen schwer wurde; und besonders die stille, passive Agathe war leicht in den Schatten gestellt. Bisher hatte das nichts geschadet, denn es war gar nicht der Wunsch des Ehepaars Mildenau gewesen, mit der Tochter zu brillieren. Im Gegenteil, sie hatten Sorge gehabt, daß Agathchen ihnen vorzeitig entführt werden könnte. Aber nun, wo man sich entschlossen hatte, mit ihr die große Gesellschaft aufzusuchen, sollte sie auch gefallen.

Und zu alledem kam, daß Frau von Mildenaus Bruder Eberhard sich nach Vollendung seiner Reise ebenfalls nach Berlin wenden wollte, zur Vor-

bereitung für die Kriegsakademie. Es würde kaum zu vermeiden sein, daß er und Anne Marie sich trafen, und das erschien keineswegs erwünscht.

Aus Agathens schönem Plan wurde also nichts. Manche geheime Träne kostete es ihr, ehe sie sich in das Aufgeben dieses Herzenswunsches fand. Trösten konnte sie schließlich nur der Gedanke an den Briefwechsel; täglich, so schworen sich die Freundinnen beim Abschied zu, wollten sie sich schreiben.

Anne Marie ging, nachdem in der Familie viel darüber hin und her beraten worden war, zu ihrer Tante, Frau von Nettelmüller, in die Kreisstadt. Horst wollte die Schwester erst im Sommer in Baderwisch haben.

Für das junge Mädchen war es eine neue Erfahrung, daß in dieser Weise über sie beschlossen wurde. Es schien, daß sie, als der Vater noch lebte, viel freier gewesen war als jetzt, wo sie hin und her geschoben wurde zwischen den Häusern der Verwandten und Bekannten. Jetzt erst ging Anne Marie eine Ahnung davon auf, was es hieß: Waise sein. Bitter war es, sehr bitter und demütigend, sich in Abhängigkeit zu wissen von Menschen, die man weder liebte und achtete, deren Hilfe man dennoch brauchte, und deren Gönnerschaft man wohlmöglich als Wohltat anerkennen sollte.

Kranzfelde, vor dessen Toren die Witwe Nettelmüller wohnte, wies alle Schattenseiten des Ackerbürgerstädtchens in seltener Vollständigkeit auf. Seine Geschäfte führten die ältesten Ladenhüter, seine kommunalen Einrichtungen waren Karikaturen der Großstadt, in seiner Geselligkeit blühte der Klatsch, und in seiner Öffentlichkeit gähnte die Langeweile.

Frau von Nettelmüller machte sich zwar gern über Kranzfelde und seine Bewohner lustig, und dennoch tat es ihr wohl, in der Kleinstadtgesellschaft die unbestrittene Rolle einer Fürstin zu spielen. Sie war die einzige Person am Orte, die ein Haus machte. Der Kommandeur der Husaren, Oberst von Chineck, war Junggeselle. Es gab im ganzen Regiment überhaupt nur drei verheiratete Offiziere; deren Damen kamen jedoch gesellschaftlich kaum in Frage, da sie durch das Bekommen von Kindern völlig in Anspruch genommen waren.

Es pflegte lustig zuzugehen im Hause der militärfrommen Witwe. Diners, Tees, Kartenabende rissen nicht ab in der „Villa", wie das Haus kurzweg in Kranzfelde und Umgegend genannt wurde. Aber in diesem Winter mußte sich Frau von Nettelmüller Reserve auferlegen. Sie war durch den Tod ihres Schwagers in Trauer versetzt; außerdem hatte sie auch Rücksicht zu nehmen auf Anne Marie, die bei ihr wohnte. Gern betonte sie ihren Rang als Generalswitwe, und noch öfter pochte sie auf ihre Erfahrungen als verheiratete Frau. Eine Frau konnte nach ihrer Behauptung alles tun, sagen, denken, lesen; ein Mädchen dagegen durfte von nichts etwas wissen. „Das ist nicht mädchenhaft!" war eine ihrer stehenden Wendungen.

Anne Marie versuchte es mit allem Möglichen, um ihre Zeit unterzubringen. Im Stift hatte sie guten Klavierunterricht gehabt; gern hätte sie ihr Spiel wieder aufgenommen. Aber in dem sonst so luxuriös ausgestatteten Hause gab es nur ein elendes Pianino, auf dem zu üben wenig Spaß machte. Auch der Büchervorrat war ein herzlich kleiner. Das Lesebedürfnis sollte durch einen Journallesezirkel und ein Abonnement in der Leihbibliothek befriedigt

werden. Was an eigenen Büchern im Hause vorhanden war, bestand in einer Anzahl Andachtsbücher und in einem Dutzend moderner französischer Romane. Die Romane hatte Frau von Nettelmüller übrigens, als die Nichte zu ihr kam, weggeschlossen. Anne Marie versuchte es mit den Journalen und den Leihbibliotheksbänden, aber bald überwog die Langeweile, die sie dabei empfand, noch ihren Ekel vor den unsauberen Umschlägen. Sie fing nun an, mit Bleistift Karikaturen zu zeichnen, eine Kunst, in der sie im Stift exzelliert hatte. Aber wenn man niemanden besaß, mit dem man darüber hätte lachen können, wurde auch dieser Zeitvertreib auf die Dauer schal.

In ihren Briefen an Agathe klagte Anne Marie niemals über Langeweile; sie sagte nicht, daß sie sich furchtbar einsam und verlassen fühle, und daß sie manchmal des Nachts in ohnmächtiger Wut die Zähne zusammenbeiße, die Fäuste balle und heiße Tränen weine. Nein, von alledem sagte sie nichts.

Anne Mariens Briefe klangen sogar meist recht lustig. Sie schilderte in komischem Tone die wichtigsten Ereignisse ihres Tageslebens; zum Beispiel, daß heute nicht weniger als vier Leutnants an der Villa vorbeigeritten wären. Oder sie beschrieb in größter Ausführlichkeit einen Gang durch Kranzfelde, wem man begegnet sei, daß ein jüdischer Handlungsreisender sie mit „gnädige Frau" tituliert, was für aufregende Dinge man in den Schaufenstern gesehen habe.

Einmal hatte sie einen Damenkaffee bei der Frau Bürgermeister mitgemacht. Hierbei hatte natürlich die Frage der Sitzordnung die allergrößte Rolle gespielt. Anne Marie, die man, weil sie von Adel, auf das Sofa neben ihre Tante, die Generalswitwe, gesetzt hatte, war, als unvorhergesehenerweise die Frau Oberleutnant Redmaier doch noch kam, ersucht worden, dieser Standesperson Platz zu machen. Zu solchen Schilderungen pflegte Anne Marie Illustrationen mit Bleistift zu liefern.

Ganz anders waren Agathens Briefe. Sie besaß nicht viel Beobachtungsgabe und gar keinen Humor, aber mit Hilfe von Gedächtnistreue und Fleiß vermochte sie doch ihre Erlebnisse ungeschminkt und anschaulich wiederzugeben. Sie hatte jetzt reichen Stoff zu berichten, denn sie stand mitten drin im Berliner Karneval.

Anne Marie gönnte der Freundin das, was diese jetzt alles vor ihr voraus hatte: Geselligkeit, Unterhaltung, Toiletten. Sie wollte nicht neidisch sein. Aber bitter war es doch, zu lesen, wenn Agathe schrieb: heute sei sie im Opernhaus mit ihren Eltern, morgen tanze sie bei Hof, übermorgen nehme die Gräfin H. sie mit nach Potsdam zu einer Schlittenpartie, und für die nächste Woche sei auch schon jeder Abend besetzt. Kavalierball, lebende Bilder, Ministerrout, Gesandtschaftsball — so ging es fort. Dann wurden gemeinsame Bekannte aus dem Stift erwähnt, die ebenfalls in Berlin ausgingen, ihre Toiletten geschildert, angedeutet, ob sie gefielen, wer ihre Courmacher seien. Getreulich berichtete Agathe auch, wenn irgend jemand nach Anne Marie gefragt hatte. Die Absicht, die Freundin zu trösten, ging klar genug daraus hervor. Überhaupt war zwischen Agathens Zeilen der wohlgemeinte Wunsch zu erkennen, sich nicht zu überheben. Immer wieder versicherte Agathe, daß

sie sich durch noch so viel Glanz und Zerstreuung niemals irre machen lassen werde an der Freundschaft, die das Höchste sei und bleibe, was es auf dieser Erde für sie gäbe.

Warum schrieb Agathe so etwas? Bedauerte die Freundin sie etwa im stillen?

Auffällig erschien, daß Agathe niemals ihren Onkel Eberhard erwähnte, der doch jetzt in Berlin war. Sicher sah sie ihn. Warum verschwieg sie seine Anwesenheit? Dachte Agathe etwa, daß sie den Korb bereue, den sie ihm gegeben? — Andre schienen das ja auch zu denken. Die Tante hatte neulich nach dieser Richtung hin Andeutungen fallen lassen; sie hatte gemeint: wie viel besser es die Nichte jetzt wohl haben könnte, wäre sie damals nicht so unbegreiflich eigensinnig gewesen. Anne Marie, völlig durch diese unzarte Andeutung überrumpelt, hatte der Tante gegenüber alle Haltung verloren. Die Szene war nicht schön gewesen; das junge Mädchen dachte nicht gern daran zurück.

Zu denken, daß die Menschen Mitleid mit ihr haben könnten, war unerträglich. Lieber wollte sie gehaßt sein als bedauert. Wie ihr in innerster Seele zumute war, brauchte niemand zu wissen. Schon als kleines Mädchen hatte sie es so gehalten. „Stolz wie Anne Marie Plessow!" hatte es in der Klasse geheißen.

Und noch schwerer, als sich bemitleiden zu lassen, wurde es diesem Herzen, zu zeigen, daß es liebe. Ganz selten und nur, wenn sie ganz allein war, in Träumen oder in Zuständen, die Träumen ähnelten, legte sich Anne Marie die Frage vor, ob sie liebe.

Gern hätte sie die Frage verneint. Einen Menschen lieben, von dem man kaum sagen konnte, daß man ihn kenne, der seine Geschichte, seine Erlebnisse ganz für sich hatte! Einen Mann, der durchaus den Eindruck der Abgeschlossenheit machte, der sicherlich nicht an sie dachte!

Schien es nicht lächerlich, eine Verrücktheit fast? Wodurch in aller Welt hatte er ihr solchen Eindruck gemacht? Waren es seine Augen, seine männliche Gestalt, seine vornehme Haltung? — Das besaßen andre Männer, die sie kennen gelernt hatte, schließlich auch. Ernst Hindorf aber hatte noch etwas mehr als sie alle; etwas, wofür es einen Namen nicht gab.

Am sichersten wurde sie sich seiner Eigenart bewußt, wenn sie gar nicht an ihn dachte, wenn irgendwoher aus ihr unbekannten Tiefen eine Sehnsucht aufstieg, in seine Augen zu blicken, seine sonore Stimme zu hören. Dann wußte sie mit einem Male ganz genau, so ist er. Als ob sie ihn schon seit Jahren kenne wie ihren intimsten Freund, als ob er in ihr gelebt hätte lange Zeit und nun plötzlich vorgetreten sei in die Wirklichkeit. Ja, genau dieses Gefühl hatte sie gehabt, als er ihr damals bei dem Gartenfeste in Drosselbach entgegengetreten war, daß sie hätte ausrufen mögen: „Bist du endlich da!"

Aber genau wie damals wurde dieses erste Gefühl des unbedingten Vertrauens abgelöst durch eine ganz andersgeartete, peinliche Empfindung. Eine Stimmung des Verdrusses, der Empörung ergriff sie dann. Wer war dieser

Mann? Wie kam er dazu, solche Gedanken in ihr zu wecken? In solchen Augenblicken war sie imstande, sich einzubilden, daß sie ihn hasse.

Anne Marie hütete sich wohl, die Menschen nach Herrn von Hindorf zu fragen. Selten nur hörte sie etwas von ihm. Wenn die Tante von ihm sprach, so geschah das meist in einer Art und Weise, die Anne Mariens Opposition herausforderte. Die Witwe hatte einen ganz besonderen, süßlich-protegierenden Ton für ihn. Der Lamnitzer Hindorf sei solch ein lieber, ausgezeichneter Mensch, wohlerzogen, solid, das Muster eines Kavaliers. Dieses Lob aus solchem Munde reizte Anne Marie über die Maßen und sie widersprach, gegen ihre innerste Überzeugung.

Anders war es, als Horst, der manchmal in Geschäften zur Stadt kam, eines Tages Frau von Nettelmüller gegenüber hinwarf: Ernst Hindorf sei ein höchst unbequemer Nachbar, er verderbe die Preise, indem er „unverschämt hohe Löhne" zahle und „wahre Paläste von Arbeiterwohnungen" hinsetze. Horst ließ sich darauf noch des weiteren über die Wirtschaftsweise des Lamnitzers aus, den er als „einen verdrehten Kopf" bezeichnete. Anne Marie horchte mit geschärftem Ohr hin; sie fühlte wohl das Bedürfnis, den Angegriffenen zu verteidigen, aber die Anwesenheit der Tante hinderte sie daran. Sicherlich hätte diese aus einem allzu warmen Eintreten der Nichte für Herrn von Hindorf ihre Schlußfolgerungen gezogen.

Eines Tages stand Anne Marie am Fenster und blickte in die trübe Winterlandschaft hinaus. Sie wußte wieder einmal nichts mit der vielen Zeit, die sie hatte, anzufangen. Wenn es nur erst Frühjahr würde, da hoffte sie mit den Brüdern ausreiten zu können. Aber jetzt bei Frost und Schnee waren die Husaren an den Reitplatz und die verdeckte Bahn gebannt. Doch sah sie wenig Aussicht auf Änderung des Wetters, am Tage vorher erst war wieder frischer Schnee gefallen.

Ein Schlitten kam vom Lande her die Straße herab, die an der Villa vorüberführte. Anna Marie fielen die stattlichen Braunen auf und der gleichmäßige Tritt. Ein Herr lenkte vom Bocke aus; der Kutscher saß auf der Pritsche. Erst als er am Hause vorbeifuhr, erkannte das Mädchen in dieser pelzverhüllten Gestalt den Lamnitzer Hindorf.

Das Herz schlug ihr zum Halse empor. Sie trat schnell ins Zimmer zurück. Eine Verwirrung ohnegleichen kam über sie; am meisten erschrak Anne Marie über sich selbst. War es schon so weit mit ihr, daß sein flüchtiger Anblick Eindruck auf sie machte?

Der Kommandeur der Husaren, Oberst von Chineck, war ein guter Bekannter von Anne Maries Vater gewesen. Als junger Offizier hatte er bei der Plessowschen Eskadron gestanden; er rühmte sich, ein Schüler des alten Ede zu sein.

Durch den jähen Tod ihres Vaters waren die beiden Husarenleutnants in schwierige Lage gekommen. Es wurde ernsthaft in Erwägung gezogen, ob sie nicht besser täten, zur Infanterie überzutreten, da sie mit ihren knappen Mitteln auf die Dauer doch nicht bei der Kavallerie würden bestehen können.

Aber ihr Kommandeur hatte erklärt, daß er die Plessows in seinem Offizierkorps nicht missen wolle; er werde alles tun, was in seinen Kräften stünde, um ihnen den Verbleib im Regiment möglich zu machen. Herr von Chineck hatte eine glänzende Karriere hinter sich. Jung war er aus der Front herausgekommen, hatte verschiedene Adjutantenstellen bekleidet, war einer Gesandtschaft attachiert gewesen und hatte schließlich mehrere Jahre hindurch einen vielbeneideten Posten als Flügeladjutant eines unsrer elegantesten Prinzen innegehabt.

Er war Kavallerist von Anlage und Passion; alles, was über Reiten, Exerzieren und Felddienst hinausging, verachtete er mit Ostentation. Sein militärischer Ehrgeiz war gering; wußte er doch nur zu gut, daß seine Karriere über kurz oder lang enden müßte. Wenn es gut ging, würde man ihn noch ein paar Jahre Brigade führen lassen. Chineck pflegte zu sagen, daß er mit seinem Regiment verheiratet sei; diese glückliche Ehe verhinderte ihn jedoch nicht, einer der größten Courmacher der Gegend zu sein. Im Salon der Witwe Nettelmüller war der Husarenkommandeur einer der häufigsten Gäste. Man hatte schon vielfach prophezeit, daß aus dieser dicken Freundschaft schließlich eine Ehe werden würde. Die beiden Leute schienen ausgezeichnet zueinander zu passen; beide waren aus der ersten Jugend heraus und in ihrem Geschmack einander sehr ähnlich. Chineck wußte ein komfortables Home, ein gutes Diner und flotte Geselligkeit zu schätzen, und Frau von Nettelmüller verstand es wie keine andre, diese Dinge zu beschaffen. Sie hatten auch Gelegenheit gehabt, einander kennen zu lernen; vier Jahr lebte die Witwe nun schon in Kranzfelde, und ebenso lange etwa führte Herr von Chineck die Husaren. Die Flaschen, die der Oberst allein im Hause der Generalswitwe geleert hatte, würden einen stattlichen Weinkeller gefüllt haben. Es verging kaum ein Jahr, ohne daß die Regimentsmusik im Auftrage des Kommandeurs vor der Villa gespielt hätte, und bei jedem Feste mit Damen, das die Husaren veranstalteten, war Frau von Nettelmüller Patronin, auch bei den Offiziersrennen pflegte sie die Preise zu überreichen. Nicht mit Unrecht wurde sie die „Husarenmutter" genannt.

Und trotzdem wußte die Witwe ganz genau, daß sie keine Aussichten habe, jemals Frau von Chineck zu werden. Frau von Nettelmüller war nicht ohne Kenntnis der Welt und des Mannes; besonders Naturen wie Chineck, die ihr ähnlich waren, wußte sie ziemlich genau zu beurteilen. Diese Art ist geboren zum Flirt, aber nicht zum Heiraten. Der Oberst war unterhaltend und, wenn er viel Wein getrunken hatte, manchmal sogar witzig, aber seine guten Seiten blieben im besten Falle Junggesellentugenden. Als erfahrene Frau wußte sie, daß die liebenswürdigsten Garçons durchaus nicht immer die besten Ehemänner abgeben. Einer, der wie Chineck mit allen Hunden gehetzt war und von allen Blumen genippt hatte, würde schwerlich durch den Schwur am Altar zur Solidität bekehrt werden. Er war ein Charmeur, einer, der mit seiner guten Figur, trotz des stark angegrauten Haares, mit der weltmännischen Sicherheit seiner achtundvierzig Jahre, mit dem interessanten Hintergrund von Erfolgen, den ihm verschiedene, nur zu bekannte

Liebesabenteuer gaben, eine glänzende, nicht zu unterschätzende, bis zu einem gewissen Grade faszinierende Persönlichkeit ausmachte. Aber der Mann nach dem Herzen der Witwe Nettelmüller war er nicht; dazu ähnelte er ihrem verstorbenen Gatten zu sehr.

Sie hatte ihren Mann ohne Liebe geheiratet, der Versorgung halber. Die Ehe Nettelmüller war äußerlich sehr glatt und ohne irgendwelchen Anstoß verlaufen. Sie war gegründet gewesen auf Repräsentation. Die Lebenslust der Dame hatte dabei volles Genüge gefunden, aber gewisse zarte Seiten ihres Wesens, eine geheime Sentimentalität, deren sie sich selbst gar nicht bewußt war, hatten dabei nicht auf ihre Rechnung kommen können.

Obgleich ohne Tiefe des Geistes und des Gemüts, war Frau von Nettelmüller doch zu sehr Weib, um es auf die Dauer ohne Zärtlichkeit auszuhalten. Der Flirt war selbst in ihren Augen nur ein elendes Surrogat für das, was im Grunde der Seele jede ersehnt: den ausschließlichen Besitz eines geliebten Mannes. Die Witwe hatte keineswegs abgeschlossen mit dem wichtigsten Lebenskapitel: Liebe. Das ideale Bild jedoch, das sie im geheimsten Kämmerlein ihres Herzens aufgestellt hatte, sah ganz anders aus als der schneidige Husarenoberst.

Im Leben und Verhalten der Frau von Nettelmüller hatte sich in der letzten Zeit eine gewisse Änderung vollzogen: die lebenslustige Witwe war auf dem Wege zu gesetzter Ehrbarkeit. Dem scharfen Auge der Welt entging das natürlich nicht. Man fand, es sei die höchste Zeit, daß sie anfange, sich ihrem Alter gemäß zu kleiden und nicht mehr mit dem jüngsten Leutnant zu charmieren.

Sie kümmerte sich neuerdings auch mehr um die Angelegenheiten ihres Gutes Medlau, das sie früher nur als eine höchst unbequeme Zugabe zu ihrem Leben betrachtet hatte. Mit dem Lamnitzer Hindorf, der ihr bei der Neuverpachtung helfen sollte, sprach sie gern über die Leuteverhältnisse des Gutes, die sie angeblich sehr interessierten, und ließ sich von ihm über landwirtschaftliche Dinge unterrichten.

Oberst von Chineck trat darüber mehr und mehr in den Hintergrund bei ihr. Während früher die zweideutigen Bemerkungen des grauhaarigen Husaren stets auf günstigen Boden gefallen waren, hielt sie neuerdings diesem Schwerenöter gegenüber mit ihrem Entgegenkommen etwas zurück. Chineck setzte sie darüber einmal direkt zur Rede; was eigentlich mit ihr los sei, wollte er wissen. Er merkte das Erkalten der Freundschaft unter anderm höchst unangenehm daran, daß er seltener als früher bei der Witwe zum Frühstück eingeladen wurde.

Frau von Nettelmüller wies auf Anne Maries Anwesenheit in ihrem Hause hin. Sie habe jetzt eine „ernste Lebensaufgabe", sagte sie; die sei: für „diese arme Waise" zu sorgen, die eines Halts im Leben bedürfe. Chineck tat als höflicher Mann so, als glaube er seiner Freundin diese Entschuldigung.

Die Witwe Nettelmüller hatte die Angewohnheit, erst gegen Mittag aufzustehen. Anne Marie begriff nicht, wie man den schönsten Teil des Tages so freventlich in den schwülen Bettkissen vergeuden konnte; sie gehörte guter

ländlicher Gewohnheit nach zu den Frühaufstehern. Seitdem der schlimmste Teil des Winters vorüber war, sah man sie schon beim Morgengrauen zu Pferde. Gewöhnlich begleitete sie einer ihrer Brüder, aber auch mancher andre jüngere oder ältere Husar machte sich eine Ehre daraus, ihr Kavalier zu sein; sie zählte durchaus zu den Damen des Regiments.

Eines Morgens, als Anne Marie vom Reiten zurückkam, fand sie ihre Tante am Frühstückstische vor. Die Nichte war verwundert, denn es hatte noch nicht neun Uhr geschlagen. Frau von Nettelmüller erklärte ihr frühes Aufstehen damit, daß sie heute nach Medlau fahren wolle, das etwa fünfzehn Kilometer von Kranzfelde entfernt lag. Anne Marie dachte bei sich: wie sich doch die Tante zu diesem Zwecke schön gemacht habe. Sie trug ihr bestes Tailormade und war kunstvoll frisiert. Wollte sie den Medlauer Kuhmägden und Ackerknechten damit imponieren?

Als die Witwe dann freilich weitererzählte, daß der Lamnitzer Hindorf sie mit eigenen Pferden abholen werde, begriff Anne Marie den Toilettenaufwand schon eher. Sie habe Geschäfte in Medlau zu ordnen mit dem Pachter, die ihr den Beistand eines Herrn wünschenswert machten. Die Nichte hörte mit mißtrauischem Ohre nur das eine aus den Worten der Tante heraus, daß diese es für notwendig hielt, ihre Fahrt mit Herrn von Hindorf gewissermaßen zu entschuldigen.

Das Wetter schien die Landpartie begünstigen zu wollen: es war der erste klare und zugleich warme Tag des Februar.

In der elften Vormittagsstunde fuhr ein offener Wagen vor. Schon lange vorher hatte die Witwe fertig dagesessen, mit Handschuhen, Pelzboa, kokettem Federhut, ungeduldig auf das Rollen der Räder wartend. Jetzt fuhr sie wie elektrisiert in die Höhe, nahm sich kaum Zeit, der Nichte Lebewohl zu sagen, und eilte hinunter.

Anne Marie sah der Abfahrt vom Fenster aus zu, ohne sich doch dabei zu zeigen; die breiten Portieren versteckten sie. Ernst Hindorf saß selbst auf dem Bock und lenkte seine schönen Braunen, neben ihm die elegante Frau, deren Straußenfedern sich leicht im Winde bogen, der Kutscher auf dem Rücksitz mit vorschriftsmäßig verschränkten Armen. Ein schönes Gefährt, wie es im Sonnenglanz die breite Landstraße hinabrollte. Anne Marie hatte unwillkürlich das angenehme Gefühl des elastisch-schnellen Dahingetragenwerdens, wie man es in einem leichtfedernden, von gut eingefahrenen Pferden gezogenen Wagen auf ebener Bahn empfindet.

Es kam ihr lächerlich vor, daß ihre Tante neben ihm auf dem Bocke sitze. An die „Geschäfte" in Medlau glaubte sie nicht; das war sicher nur Vorwand von ihrer Seite, um mit Herrn von Hindorf zusammen zu sein.

Hatte er denn keine Augen im Kopfe? Sah er denn nicht, was für eine Person die Witwe Nettelmüller war? Die Nichte dachte einen Augenblick an die raffinierten Künste, mit Hilfe deren die Tante ihre jugendliche Erscheinung aufrechtzuerhalten suchte. Tiefer Widerwille, der sich zum physischen Ekel steigerte, erfüllte sie. Wäre es denkbar, daß Ernst Hindorf auf solch schamloses Blendwerk hereinfallen sollte? Sah er denn nicht, daß nach ihm geangelt wurde?

War sie eifersüchtig? Sie, Anne Marie Plessow, der Neid und Eifersucht an andern immer als das Niedrigste erschienen war!

Schon wieder erfüllte sie jene Empfindung von Unsicherheit, Sehnsucht, Scham und Ärger über sich selbst und ihre unkontrollierbaren Gefühle. Und das Ende war auch diesmal, daß sie sich gegen den Mann auflehnte, der solchen Widerstreit der Gedanken, solche demütigende Unruhe über sie gebracht hatte.

Die interessantesten Abschnitte in Agathens Briefen waren für Anne Marie in der letzten Zeit diejenigen gewesen, in denen sie von einem Legationsrat von Rängern sprach. Dieser Herr schien Agathens Haupttänzer zu sein. Mehr und mehr kam Anne Marie zu der Überzeugung, daß Herr von Rängern für die Freundin etwas mehr als eine erste beste Ballbekanntschaft bedeuten müsse. Es gab zu denken, daß Agathe sich gegen etwas von niemandem Behauptetes verteidigte, als gefalle ihr der Legationsrat besonders, als bevorzuge sie ihn.

Übrigens war das gerade echt Agathe Mildenau. Immer vorsichtig, selbst im Vergnügen ein wenig ängstlich. Um Gottes willen, wenn ihr der Mann gefiel, warum sollte sie sich seine Courmacherei, vielleicht gar seine Werbung nicht gefallen lassen!

Fast klangen ihre Briefe, als scheue sich Agathe, zu schreiben, wie es eigentlich zwischen ihr und Herrn von Rängern stehe. Hatte sie Furcht vor der Freundin? Und warum?

Anne Marie schrieb einen Brief an Agathe, in dem sie mit ungewöhnlicher Ausführlichkeit und, wie es ihr selbst vorkam, sehr vernünftig auseinandersetzte, wie außerordentlich geeignet für die Ehe gerade Agathe sei, und daß sie sich über nichts mehr freuen würde, als sie aus Berlin als Braut zurückkehren zu sehen, vorausgesetzt natürlich, daß der Bräutigam ihrer würdig sei. Den Namen des Herrn von Rängern erwähnte sie dabei nicht.

Agathe beantwortete diesen Brief umgehend. Was denn Anne Marie denke! Wie sie sie so habe mißverstehen können! Schwer, nur sehr schwer werde sie sich jemals zum Heiraten entschließen. Anne Marie solle um Gottes willen nie wieder so etwas schreiben. Der Brief habe sie ganz unglücklich gemacht; sie liege im Bett, weine und habe Sehnsucht nach der Freundin.

Im nächsten Briefe sprach Agathe nicht mehr von Herrn von Rängern, sein Name wurde überhaupt nicht wieder erwähnt.

In der Langweile dieses Winters fand Anne Marie gelegentlich Zerstreuung durch einen Besuch bei ihrer alten Erzieherin Babette Finsterli. Die Schweizerin wohnte im Parterre eines freundlichen Häuschens am Marktplatz, dem „Löwen“ gegenüber, dem feinsten Gasthofe von Kranzfelde, wo die Großgrundbesitzer ausspannten. Oft bekam sie Besuch von ihren alten Zöglingen, unter denen schon manche Mutter und manch ein Mann im mittleren Lebensalter sich befand. Anne Marie war ja die letzte Schülerin gewesen, die aus Fräulein Finsterlis Händen hervorgegangen war.

Babette Finsterli, „Bäbchen“, wie sie in der ganzen Gegend genannt wurde, war ein kleines, hageres, außerordentlich häßliches, altes Dämchen.

Sie sah einem harmlosen Raubvogel nicht unähnlich mit ihren großen, dunklen Augen, der krummen Nase und dem spitzen Kinn. Nur mit ihren langen, grauen Locken, auf die sie viel Pflege verwandte, konnte sie einigen Staat machen.

Das Bäbchen hatte den lieben langen Tag nichts zu tun und konnte daher ungestört in seinen Reminiszenzen kramen. Sie besaß die Photographien ihrer sämtlichen Schüler und Schülerinnen in den verschiedensten Stadien der Entwicklung. Die erstaunlichsten Schätze aber beherbergte ihr Gedächtnis. Jeder Zögling hatte da in diesem Herbarium verblichener Anekdoten sein eigenes Schubfach, in dem seine dummen Streiche, komischen Bemerkungen und Kinderabenteuer aufbewahrt wurden.

Zeitlebens war Babette Finsterli sehr neugierig gewesen; dazu besaß sie eine lebhafte Phantasie und große Kombinationsgabe. Diese Fähigkeiten weiterzuüben, war der Marktplatz von Kranzfelde ein äußerst geeignetes Terrain. Von ihrem Parterrefenster aus übersah die alte Jungfer das ganze, nicht allzu umfangreiche Viereck, das jeder, der in Kranzfelde etwas wollte, überschreiten mußte. Wenn man wissen wollte, ob ein Bekannter heute in der Kreisstadt sei, so brauchte man nur zu dem Bäbchen zu gehen; die wußte es sicher, und noch mehr: was der Betreffende unternommen, und was er weiter noch vorhabe, war ihr in den meisten Fällen kein Geheimnis.

Anne Marie hatte der alten, drolligen Person gegenüber kein ganz reines Gewissen. Im Plessowschen Hause war es dem Bäbchen nicht gut ergangen; alle Welt hatte sie dort gehänselt, vom Hausherrn angefangen, und mehr als einen nicht immer harmlosen Streich hatten ihr die wilden Jungens gespielt, mit denen Anne Marie meist im Bunde gewesen war. Die Schweizerin sah diese Erlebnisse, die ihr damals manch bittere Stunde bereitet hatten, im rosigsten Lichte. Es lag nicht im Wesen dieses gutmütigen, leicht in den Tag hinein lebenden alten Kindes, nachzutragen.

Ohne ihre Gewissensbisse offen zu zeigen, hätte Anne Marie doch gern gutgemacht, was sie im Jugendübermut an der alten Person verbrochen hatte. Sie bot dem Bäbchen an, ihr aus Zeitungen oder Büchern vorzulesen; aber Babette war eine zerstreute Zuhörerin. Mitten im Lesen konnte es vorkommen, daß sie von ihrem Platze aufsprang und ans Fenster eilte, ans Fenster, nach dem sie ja mit einem Auge immer schielte, um zu sehen, wer drüben vorüberschreite, oder welcher Wagen soeben am „Löwen" vorgefahren sei. Oft kamen Bekannte von den Gütern der Umgegend ohne viel Formalitäten zu der populären alten Jungfer ins Zimmer. Besonders häufig traf man die Wendenaschen Töchter bei dem Bäbchen. Anne Marie liebte die Dromsdorfer Mädel nicht sonderlich. In der Jugend waren ihr diese jungen Damen immer als Muster der Tugend und des Fleißes vorgehalten worden, und heute noch war es allgemein Mode, die „Dromsdorfer Engel", wie sie auch genannt wurden, als wohlerzogen und häuslich zu rühmen, die Art, wie sie mit wenig auskamen, und wie sie ihren alten Vater pflegten, zu bewundern. Daß die Zweite den Superintendenten geheiratet hatte, vermehrte noch den Heiligenschein der Familie. Anne Marie war so ketzerisch, es von einer

ihresgleichen geschmacklos zu finden, die dritte Frau eines bejahrten, unschönen Mannes mit Kindern aus zwei früheren Ehen zu werden. Die Weudena-Bewunderer aber sprachen von einem „Samariterwerke".

Ganz etwas andres war es mit Helene Kracht, der ältesten Dromsdorfer Tochter. Die Witwe Kracht hatte Herbst und Winter in Berlin zugebracht, wo sie in einem großen Hospital einen praktischen Kursus in der Krankenpflege durchgemacht hatte. Jetzt hielt sie sich zur Erholung für einige Zeit in Kranzfelde auf.

Für diese Frau hegte Anne Marie große Bewunderung, die sich mit jedem Male, da sie Frau Kracht sah, steigerte, bis eine echte Schwärmerei daraus geworden war. „Gut, daß Agathe das nicht erlebt!" sagte Anne Marie zu sich selbst. „Es würde eine schöne Eifersucht geben."

Helene Kracht war noch weißer geworden; im übrigen aber schien die Arbeit in einem schweren Beruf ihren Körper gestählt zu haben. Ihre Haltung war aufrecht, ihr Auge hatte nicht mehr das Erloschene von ehemals, der straffe Gang, die belebten Züge sprachen von Energie und Selbstbewußtsein. Anne Marie war stets wie elektrisiert, wenn sie dieser Frau in der Straße begegnete. Für sie war die Witwe Kracht unbedingt die schönste Erscheinung und der interessanteste Charakter weit und breit.

Die Kranzfelder, Frau von Nettelmüller an der Spitze, hingegen mißbilligten Helene Kracht. Man warf ihr Hochmut vor; und gerade sie habe doch gar keinen Grund, so apart zu tun, hieß es.

Was man ihr eigentlich nachsage, vermochte Anne Marie nicht genau festzustellen. Daß sie jung einen Mann geheiratet hatte, der sich später als ihrer unwürdig erwies, durfte ihr doch unmöglich als Verbrechen angerechnet werden, deshalb wäre sie doch eher zu bemitleiden gewesen. Die Gerüchte, die im Umlauf waren, daß Kracht sie mißhandelt hatte, glaubte Anne Marie einfach nicht. Ihre Bewunderung für diese Frau war so groß, daß sie sich nichts Unwürdiges oder Unschönes in Verbindung mit ihr denken konnte oder wollte. Gerade jener Stolz, den die andern tadelten, erschien dem jungen Mädchen als das Schönste an diesem Ideal.

Sicherlich hatte die Witwe Schweres durchgemacht, Außerordentliches vielleicht; dafür sprach ihr verschlossenes, jede Intimität abwehrendes, ganz in sich selbst ruhendes Wesen. Diese Unnahbarkeit gab der Bewunderten in Anne Maries Augen etwas Geheimnisvolles und Anziehendes zugleich. Wenn von irgendeinem Menschen, so hätte sie gern von Helene Kracht die wirkliche Lebens- und Leidensgeschichte gewußt. Die Bemerkung, die Tante Nettelmüller gelegentlich fallen ließ: die Kracht hätte aus dépit d'amour geheiratet, vermehrte natürlich die Wißbegier.

Zu irgendwelchem vertraulichen Verkehr zwischen Anne Marie und Frau Kracht kam es nicht. Das junge Mädchen hatte zu deutlich das Gefühl, daß sie dieser Frau nichts sein könne. — Solchen Menschen gegenüber genügte das Anschauen und Bewundern; das erhebende Bewußtsein, daß es ihresgleichen gab, und die geheime Hoffnung, ihnen ähnlich werden zu können, entschädigten für ihre Unnahbarkeit.

Frau Kracht war immer freundlich gegen Anne Marie, wenn sie sich bei Babette Finsterli trafen, von jener verstehenden, ein wenig melancholischen Freundlichkeit, welche reife Frauen gegen junge, schöne Mädchen, in denen sie wiederfinden, was sie vor Jahren selbst gewesen sind, an den Tag zu legen pflegen. Trotzdem kam es niemals zu mehr als alltäglichen Gesprächen. Anne Marie scheute sich, ihre Gefühle offen an den Tag zu legen, und Frau Kracht war offenbar mit ihren eigenen Angelegenheiten viel zu sehr beschäftigt, um die geheime Schwärmerei des jungen Dinges, dem sie das Herz gestohlen hatte, zu bemerken.

Eines Tages, als Anne Marie auch gerade wieder mit Helene Kracht bei der Schweizerin zusammen war, fuhr plötzlich ein herrschaftlicher Wagen vor. Das Bäbchen geriet in große Aufregung. Wer konnte das sein?

Anne Marie hatte sofort die Braunen wiedererkannt und wußte, wer draußen halte. Zum Überfluß hörte sie eine ihr wohlbekannte Stimme, die dem Kutscher Befehle gab. Gleich darauf trat der Lamnitzer Hindorf ins Zimmer.

Ernst Hindorf hielt einen Henkelkorb in der Hand, aus dem Flaschenhälse blickten. Er überreichte dem Bäbchen, das wie ein junges Mädchen errötend vor ihm stand, den Korb und bemerkte dazu, es seien einige Flaschen Stachelbeerwein darin, den sie ja so gern trinke. Das alte Fräulein bedankte sich mit vielen Knixen und mit Ausdrücken stürmischer Begeisterung. Stachelbeerwein, erklärte sie, gebe es nur an einem Orte der Welt, das sei in Lamnitz.

Endlich fand Herr von Hindorf Zeit, sich von dem Bäbchen loszumachen und die beiden andern Damen zu begrüßen. Anne Marie war ganz verwirrt; sie hatte seit Monaten nicht mit Ernst von Hindorf gesprochen, und im Augenblicke wußte sie nicht, ob sie sich über eine Begegnung freuen sollte, die sie sich im Geiste schon wie oft ausgemalt hatte. Freilich, daß sie ihn in den Fahrpelz eingemummt wie ein Knecht Ruprecht und mit einem Flaschenkorbe in der Hand wiedersehen würde, hätte sie sich nicht träumen lassen; und unwillkürlich überwog die Belustigung darüber schnell alle andern Gefühle.

Dann fiel ihr Blick zufällig auf Helene Kracht. Was war mit der Frau vor sich gegangen? Anne Marie glaubte ein völlig verändertes Wesen zu sehen. Helenens Gesicht wurde abwechselnd rot und blaß; umsonst schien sie nach Fassung zu ringen.

Anne Maries Blicke wanderten von ihr zu Ernst Hindorf. Instinktiv vermutete sie, in ihm den Grund zu Frau Krachts ungewöhnlicher Erregung suchen zu müssen. Sie sah, daß auch er nicht ganz unbefangen sei; in seiner Art, zu sprechen und sich zu gebärden, lag eine Hast, die ihm sonst gänzlich fremd war.

Unzerstörbar setzte sich in diesem Augenblicke bei Anne Marie die Ansicht fest, daß zwischen diesen beiden Menschen Beziehungen bestünden, die Dritten gegenüber verborgen werden sollten.

Über den vier Menschen lag eine peinlich gedrückte Stimmung, die auch durch des Bäbchens krampfhafte Anstrengungen, eine Unterhaltung in Fluß zu bringen, nicht gebessert wurde.

Frau Kracht erhob sich und entfernte sich nach kurzem Abschied. Herr von Hindorf blieb noch eine Weile, sprach mit Babette von gleichgültigen Dingen, erklärte dann aber, Geschäfte zu haben, und ging auch.

Anne Marie verlangte, das Bäbchen solle ihr sagen, was das zu bedeuten gehabt hätte. Die alte Person war sichtlich betreten und wollte ganz gegen ihre sonstige Gewohnheit nicht mit der Sprache herausrücken. Nichts bestünde zwischen den beiden, nicht das geringste; sie könne sich Helene Krachts Verhalten nur durch ein plötzliches Unwohlsein erklären. Babettens Beteuerungen bestärkten Anne Marie nur in der Ansicht, daß hier der Schlüssel liege zu einem ungewöhnlichen Geheimnis.

Auf die Gefahr hin, neugierig zu erscheinen, begann sie ihre Tante auszuforschen nach Helene Krachts Vergangenheit. Frau von Nettelmüller hielt mit dem, was sie wußte, nicht hinter dem Berge. Sie hatte zwar auch nur gerüchtweise von der interessanten Angelegenheit gehört, aber Anne Marie erfuhr doch so viel als gewiß, daß Helene Kracht eine Jugendliebe des Lamnitzer Hindorf sei. Die Sache sei sehr weit gegangen, behauptete die Witwe Nettelmüller; nach ihrer Darstellung habe die damalige Helene Wendena den unerfahrenen Ernst Hindorf durch raffinierte Koketterie an sich zu locken gewußt und dann, als aus der Sache nichts geworden war, den ersten besten Mann genommen. Frau von Nettelmüller wusch ihren Liebling Ernst Hindorf von jeder Schuld frei und wälzte um so schwerere Vorwürfe auf Helene Krachts Ruf.

Es blieben genug Fragen in dieser Angelegenheit für Anne Marie unerklärt. Sie sann viel über diese außerordentliche Entdeckung im stillen nach. Eines stand für sie unerschütterlich fest: Helene Kracht liebte Ernst von Hindorf noch heute.

Und wie stark mußte diese Liebe sein, daß sein bloßes unerwartetes Auftreten diese Frau mit ergrautem Haar so außer alle Fassung zu bringen vermochte!

Und Ernst Hindorf! Wie verhielt er sich dazu? Wußte er, wie er geliebt wurde? Erwiderte er Helenens Liebe? Und wenn er es tat, warum legte er dann sein Gefühl nicht offen an den Tag?

Helene Kracht aber erschien ihr in ganz anderm Lichte. Mit ihrer Schwärmerei für diese Frau war es aus. Mochte ihr die Tante mit ihrer Behauptung, sie sei eine verkappte Kokette, zehnmal unrecht tun, eines stand auch für Anne Marie fest: Helene Kracht war gefährlich.

Anne Marie lernte von da ab eine Empfindung kennen, die ihr an ihrer Freundin Agathe — ach, so lächerlich erschienen war: Eifersucht.

(Fortsetzung folgt.)

Großherzogin Maria Paulowna

und die Tätigkeit der Frauen in der Wohlfahrtspflege.

Von

P. von Bojanowski.

Entwicklung und Stand der Wohlfahrtspflege werden bedingt durch Entwicklung und Stand der politischen und wirtschaftlichen Kraft sowie der geistigen Kultur eines Volkes. Wenn die nationale Wiederauferstehung Deutschlands, also eben seine politische und wirtschaftliche Kräftigung, in unlöslichem Zusammenhang steht mit unsrer klassischen Literaturperiode, die zeitlich mit dem Tiefstand unsres nationalen Lebens zusammenfällt, wenn daher Weimar als der Mittelpunkt dieser Periode mittelbar einen starken Einfluß geübt hat auf die Erfüllung jener Bedingungen für die Entwicklung der Wohlfahrtspflege, so ist diese Entwicklung zu einem erheblichen Teil auch unmittelbar auf Weimar und den von dort ausgehenden Einfluß zurückzuführen, der nach dieser Richtung in Maria Paulowna seinen Vertreter findet.

Am 9. November 1804 traf die Fürstin nach ihrer Vermählung mit dem Erbprinzen Karl Friedrich in Weimar ein. Die Künste, die damals durch den Mund unsres großen Dichters sie an den Ufern der Ilm begrüßten, dürfen sie dankbar feiern. Sie hat dem schaffenden Genius des Schönen die Stätte erhalten, die Anna Amalie, Karl August und Louise ihm dort gegründet. Hatte auch die klassische Zeit unsrer Dichtkunst den Höhepunkt bereits überschritten, als Schiller ihr zurief:

Und alle, die wir hier vor dir erschienen,
Der hohen Künste heiliger Götterkreis,
Sind wir bereit, o Fürstin, dir zu dienen,

so hat für die deutsche Tonkunst, die sich an die Namen Liszt-Wagner knüpft, Maria Paulowna Weimar die gleiche Bedeutung gegeben, wie Anna Amalie für jene Epoche. Doch nicht in der Welt des Schönen begrenzt sich das Wirken dieser ausgezeichneten Fürstin, noch unmittelbarer, kraftvoller gestaltet es sich in der des Guten. Hieran am Jahrhunderttage ihrer Ankunft zu erinnern, zu zeigen, wie auch hier aus der Kräfte schön vereintem Streben

sich wirkend erst das wahre Leben erhebt, geziemt sich um so mehr, als ihre Tätigkeit auf diesem Gebiet, wenn sie selbst auch nur von der Fürsorge für das eigene kleine Land geleitet ward, von vielfach vorbildlicher Bedeutung für die Allgemeinheit geworden ist, indem ihre Schöpfungen, aus dem Rahmen fürstlicher Wohltätigkeit hinausstrebend, für die Wohlfahrtspflege in Deutschland unter der Mitwirkung der Frauen die Bahn gebrochen haben.

Wohltätigkeit und Wohlfahrtspflege ergänzen sich vielfach, und oft erscheint es schwer, sie in ihren Betätigungen auseinanderzuhalten. Bei näherem Eingehen zeigen sich indessen bald tiefgehende Unterschiede. Wohltätigkeit ist ein durchaus individuelles Handeln; der Wohltuende gibt, um einer andern Persönlichkeit zu helfen, gleichviel, ob vorübergehend oder dauernd; der Gedanke, daß diese Handlung zugleich auch eine der Gesamtheit, in der heutigen Ausdrucksweise der Gesellschaft nützliche Bedeutung haben könne, liegt ihm zunächst fern. Als ein solches subjektiv und objektiv individuelles Handeln tritt uns die Wohltätigkeit in den ersten geschichtlichen Tagen entgegen, so geht sie durch die Zeiten und wird so bleiben, solange Menschen menschlich fühlen und die Not der Einzelnen ihr Herz schneller schlagen läßt, d. h. bis zum Ende der Welt. Denn die Sonne wird immer scheinen über Glückliche, Unglückliche, Freudvolle und Leidvolle, und immer wird das menschliche Herz sich die Unmittelbarkeit der Empfindung bewahren, die ohne peinliche Reflektion nach dem Gebot handelt: „Liebe deinen Nächsten wie dich selbst.“ Auch die Wohlfahrtspflege handelt nach diesem Gebot, aber hier bestehen solche individuelle Beziehungen zwischen Gebenden und Empfangenden nicht, oder doch nicht in dem Sinne, daß die Wirkung der Handlung erschöpft ist mit der Hilfe, die dem Einzelnen gewährt wird; sie handelt, um in dem Einzelnen der Gesamtheit zu nützen, sie will bewirken, daß nicht nur das Leiden, soweit es in die Erscheinung tritt, sondern auch die Ursachen, aus denen die Not, das Unglück der Einzelnen hervorgehen, möglichst beseitigt werden im Interesse der Gesamtheit. Sie ist eine verhältnismäßig neue Erscheinung, die in engem Zusammenhang steht mit dem Durchdringen neuer Kulturideen und Kulturformen. Wohltätigkeit an sich wurzelt in dem religiösen Empfinden des Menschen und steht deshalb in ihrer organisierten Betätigung im engen Zusammenhang mit der Kirche und ihren Einrichtungen. In der Wohlfahrtspflege dagegen überwiegt der staatliche Gedanke, wie ja dieser auch zuerst fürsorgende Einrichtungen zu diesem Zweck geschaffen hat. Jedoch erst der Staat unter dem Einfluß der christlichen Weltanschauung. Im Altertum, wo der Begriff des Staates bereits eine völlige Ausgestaltung gefunden hatte, werden wir uns vergeblich nach Wohlfahrtspflege umsehen, in der griechischen Welt sowohl als in der römischen. So großartig die Schenkungen der einzelnen zu öffentlichen Zwecken waren, so edel die als heilige Pflicht erachtete Gastfreundschaft erscheint: der stark utilitarische Zug, der dem römischen Staatsgedanken eigen ist, findet einen, trotz seiner lehrhaften Übertreibung noch bezeichnenden Ausdruck in dem Worte, das Plautus im

„Trinummus“ dem Phielto in den Mund legt: „Um den Bettler macht sich übel verdient, wer ihm zu essen und zu trinken gibt; denn was er gibt, ist verloren, und dem Armen verlängert er nur sein Leben in seinem Elende.“ Auch der Staat des Mittelalters weiß nichts von der Wohlfahrtspflege im heutigen Sinne; allerdings treten hier — ganz abgesehen natürlich von der kirchlichen Wohltätigkeit — Erscheinungen hervor, die als Anfänge einer solchen bezeichnet werden können, in der Fürsorge der Städte zur Abwehr gefährlicher Krankheiten (Aussatzhäuser), in den Organisationen der Gilden und Bruderschaften, sowie der verschiedenen Stände zugunsten ihrer notleidenden Angehörigen. Doch ist in letztern nicht die Erwägung des allgemeinen Nutzens, sondern nur ein, in oft schroffer Weise sich betätigender Standesgeist die wirkende Kraft. Erst als die ständischen Gliederungen zerfallen und im modernen Staat die Gesellschaft als eine Einheit sich ausbaut, kommt das Bewußtsein der Pflicht des Einzelnen für diese Gesamtheit zu stärkerer Geltung, und neben den unzulänglichen Maßnahmen, die vom Staate ausgehen, beteiligen sich nun die Einzelnen in freiwilliger Wohlfahrtspflege. Inwieweit Altruismus, die selbstlose Sorge um das Wohlergehen des Nächsten, inwieweit Egoismus, der Gedanke, durch Hilfeleistung für jene auch die eigene Wohlfahrt zu sichern, die Triebkräfte sind, wird sich nicht feststellen lassen. Liebe und Selbstsucht sind die beiden großen, sich gegenseitig verneinenden und doch wieder ergänzenden Triebkräfte, die das Handeln des Menschen, des einzelnen wie der Gesamtheit, bestimmen; beide sind unentbehrliche Faktoren zur fortschreitenden Betätigung der Menschheit, und ihr taugt eben einzig Tag und Nacht. Für die Wohltätigkeit gilt das Wort: „Deine Linke soll nicht wissen, was die Rechte tut“; bei der Wohlfahrtspflege ist das Gegenteil Voraussetzung; die Linke soll wissen, was die Rechte tut, damit durch umfassende Organisation jede Zersplitterung vermieden und höchste Wirkung erzielt werde. So sind beide wesentlich voneinander unterschieden, aber gleichwohl wird nur da, wo sie innig miteinander verbunden sich betätigen, eine wirklich große und schöne Wirkung erzielt werden können. Zur Ehre unsres vielgeschmähten Zeitalters darf gesagt werden, daß wie nie zuvor in zahlreichen Organisationen ein solches Zusammenwirken von Impuls und Reflektion, von Herz und Verstand sich segensreich betätigt. Am segensreichsten da, wo die Mitarbeit der Frau auf breitester Grundlage gesichert ist. Ihre aufopfernde Liebeskraft, ihr Feingefühl und Takt, ihre wirtschaftlichen Befähigungen machen sie zu einem unvergleichlichen Träger dieser Bestrebungen. Unter den Organisationen aber, in denen Wohltätigkeit und Wohlfahrtspflege sich ergänzend zusammenwirken, stehen mit in erster Linie die Vereinigungen der Frauen unter dem Zeichen des Roten Kreuzes.

Zwei fürstliche Frauengestalten sind, jede für sich, repräsentative Erscheinungen für Wohltätigkeit und Wohlfahrtspflege: Die eine, die heilige Elisabeth, halb legendarisch, halb geschichtlich als die Vertreterin der in ihrem innersten, echtesten Kern sich gleichbleibenden Wohltätigkeit. Selbstlos naiv, nur erfüllt von dem impulsiven Drang, dem einzelnen, leidenden Menschenkind in seiner Not zu helfen, steigt die thüringische Landgräfin von der Wartburg

hernieder, um an den Krankenbetten zu pflegen, die Hungernden mit den Broten zu speisen, die die Sage sich in Rosen wandeln läßt. Die andre, die Kaiserin Augusta, wie jene von Herzen wohltätig und mit freigebiger Hand spendend, um Unglücklichen beizustehen, aber als Tochter Weimars erfüllt von der Humanitätsidee der Goetheschen Welt, inmitten welthistorischer Ereignisse mächtig ergriffen von den Aufgaben, die aus den politischen und gesellschaftlichen Verhältnissen dem Staatsbürger erwachsen, zugleich auch darauf bedacht, der Frau den ihr gebührenden Anteil an diesen Arbeiten im Dienst der Humanität und des Staatsgedankens zu sichern. Der Beweggrund ihres Handelns war niemals ein persönlicher. Stets war es das Wohl vieler, das bestimmend auf sie wirkte, ihr Blick war stets auf ein Ganzes gerichtet. So war sie aufs tiefste erfüllt von der Auffassung, daß der Mensch für den Staat geboren sei und auch nur im Staatswesen seine Anlage recht zur Entfaltung bringen könne[1]). Darum entwickelt sich von selbst für sie die Erkenntnis von der Notwendigkeit der freiwilligen Wohlfahrtspflege, die da helfend einschreitet, wo der Staat dies nicht vermag. Die freiwillige Wohlfahrtspflege soll nicht den Staat ersetzen, nicht die Kirche verdrängen in ihren schützenden, fördernden Betätigungen, sondern beiden ergänzend zur Seite stehen. Das ist der fundamentale Grundsatz, den die Kaiserin in ihren Schöpfungen zur Geltung gebracht hat. Zur Mitarbeit rief sie die Frauen auf, zunächst zur freiwilligen Betätigung in den Zeiten der großen Kriege, dann aber zu dauernder Arbeit auf den unzähligen Gebieten helfender Friedensarbeit.

Die Jahrhunderte zwischen dem Zeitalter der heiligen Elisabeth und dem der Kaiserin Augusta werden beherrscht durch zwei gewaltige, weltgeschichtliche Vorgänge: durch die deutsche Reformation im 16., durch die französische Revolution im 18. Jahrhundert. Sie sind in ihren Folgen die Träger der modernen Kultur geworden und haben auch für die Arbeit auf dem Gebiet der Wohltätigkeit und der Wohlfahrtspflege vielfach bestimmende Bedeutung gewonnen. Die erstere ändert anfänglich allerdings nur wenig an den überkommenen Verhältnissen, immerhin gibt sie der Wohltätigkeitspflege eine soziale Erweiterung, indem das evangelische Pfarrhaus nun als neues wichtiges Bindeglied zwischen Kirche und Gesellschaft eintritt, zunächst in der Ausübung der Wohltätigkeit durch weibliche Laienhand an den einzelnen Mitgliedern der Gemeinde. Allmählich schärft sich indessen am Ende des 17. Jahrhunderts in der evangelischen Kirche unter dem Einfluß des Pietismus, der den unter der Herrschaft einer in Formelwesen erstarrten Orthodoxie verdorrten Boden befruchtete, die Einsicht für die Notwendigkeit weiter umfassender gemeinschaftlicher Organisationen, um durch Kräftigung der christlichen Liebestätigkeit und des Pflichtbewußtseins die Bevölkerung zu selbstloser Bekämpfung auch der äußeren Not anzuregen. Aus diesem Boden erwachsen die großen Schöpfungen der evangelischen Kirche wie innere Mission und Diakonie.

[1]) Vgl. v. d. Knesebeck, Gedächtnisrede auf die Kaiserin Augusta. „Deutsche Revue" 1890.

Anders geartet ist die Wirkung, die die französische Revolution durch die Verbreitung von politischen und sozialen Gärungsstoffen in den breiten Massen der Völker hervorruft. Sie zerschlägt die letzten Mauerwerke des ständischen Wesens und schafft den Begriff der Gesellschaft in politischem Sinn. Schon vorher hatte unter der Herrschaft des aufgeklärten Absolutismus der Staatsbegriff in bezug auf die Fürsorge für die Gesamtheit eine wesentlich schärfer ausgeprägte, tatsächliche Bedeutung gewonnen. In dem Gegensatz zwischen dem Worte Friedrichs II.: „Ich bin der erste Diener des Staates" und dem Ausspruch Ludwigs XIV.: „Der Staat bin ich," kommt der große Umschwung, der sich in den Anschauungen vom Staate vollzogen hatte, zu schärfstem Ausdruck. Die Revolution steigert diesen Umschwung, indem sie das Axiom aufstellt: „Die Bürger sind der Staat." Sie ging, wie jede mit gewaltiger Verwüstung statt durch einsichtsvollen gesetzmäßigen Ab- und Umbau der Staatsformen wirkende Bewegung, über das Maß des Berechtigten und Lebensfähigen hinaus. Ihre mit dem Henkerbeil geschriebene Proklamierung des Salut public ist eine grauenvolle Farce, die nichts gemein hatte mit dem Ideal der Volkswohlfahrtspflege eines Friedrichs II., eines Josephs II. und der warmherzigen Menschenfreunde des 18. Jahrhunderts, eines Abbé de St. Pierre, eines J. J. Rousseau.

Was diese und die große Schar ihrer Gesinnungsgenossen gewollt hatten; die Pflege des Menschentums, die Festwurzelung des Humanitätsgedankens, ging verloren in den Strömen von Blut, die die Revolution vergoß. Wer die Entwicklung der Wohlfahrtspflege zurückverfolgen will bis in ihre Quellen, wird auf diese Männer wenigstens hinzuweisen haben; denn von ihnen sind die ersten Anregungen zu dem ausgegangen, was uns heute als eine große und bedeutungsvolle Kulturtatsache entgegentritt: die freiwillige Mitwirkung der Gesellschaft, Männer und Frauen, an der Pflege der sozialen Wohlfahrt. Nur sehr allmählich freilich hat sich diese Bewegung entwickelt, entwickeln können. Ihre Träger waren ideale Naturen, die dem praktischen Leben ferne standen; der französische Staat der Perücken und des Reifrocks bot ihnen keinen Punkt, an dem sie erfolgreich einsetzen konnten; er hatte überhaupt ein eigenes inneres Leben nicht mehr, und als der Versuch gemacht wurde, ihn mit neuen Gedanken zu erfüllen, brach er zusammen. In den breiten Massen fehlte es völlig an jedem Verständnis für solche Bestrebungen. In den gebildeten Kreisen des Bürgertums und der vornehmen Welt ließ man sich durch die Mahnungen zur Fürsorge für die wirtschaftlich schwachen und notleidenden Teile der Bevölkerung sentimental rühren, um so mehr, je mehr man selbst inmitten eines raffinierten Luxuslebens stand; man philosophierte gerne geistvoll im Sinne der Humanitätsapostel und der Erneuerer der Gesellschaft, aber in der Praxis wollte man von der selbstlosen Opferwilligkeit und der ernsten Arbeit, ohne die die Wohlfahrtspflege nicht bestehen kann, wenig wissen.

Nicht anders lagen die Verhältnisse in Deutschland; hier, wo die Entwicklung der Kultur weit hinter Frankreich zurückgeblieben, war die Zahl derjenigen noch geringer, die den Aufgaben dieser Art Aufmerksamkeit entgegenbrachten. Auch fehlte infolge der nationalen Zersplitterung der staatliche

Gedanke, in dem jede gesellschaftliche Tätigkeit auf humanitärem Gebiet wurzeln muß, wenn sie nicht in philanthropischem Nebel sich auflösen oder zu unfruchtbaren internationalen Utopien entarten soll. Selbst der treffliche Justus Möser, der in seinen „Patriotischen Phantasien" so viele wohlgemeinte und zutreffende Anregungen im Interesse einer gesunden Reform der politischen, wirtschaftlichen und sozialen Zustände gegeben hat, weist doch nur selten auf die Bedeutung von Maßnahmen hin, die auf ein selbständiges Eingreifen gesellschaftlicher Kreise zum Besten Notleidender abzielen. Desto bemerkenswerter sind seine Bemerkungen über die Zustände auf dem Gebiete der Armenpflege, wie sie sich z. B. in seinen Aufsätzen über „Verbesserung der Armenpflegeanstalten" und von der „Armenpolizei unsrer Vorfahren" finden (Bd. I, S. 77—80). Wenn er dort sagt:

> Karl der Große wollte nicht haben, daß ein Kind aufwachsen sollte, ohne eine Kunst zu lernen, womit es sich ernähren könnte . . . Wir hingegen lassen die Jugend auf dem Lande, welche dereinst zum Ackerbau bestimmt ist, die Gänse und Schweine hüten, woran sie wahrlich nicht lernen werden, sich bei mehreren Jahren zu ernähren und zu erhalten; die Mutter eines Kindes, das im zwölften Jahre sich seine Strümpfe nicht knütten oder sein Hemd nicht nähen oder seine anderthalb Stücke Garn nicht hätte spinnen können, würde Karl der Große zum Schandpfahl verdammt haben, und sollte sie es auch nicht verdienen?

so läßt sich deutlich erkennen, wie es z. B. mit der Fürsorge für die Jugend, zumal die weibliche, in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts stand. Und diese Zustände waren in den Kriegen um die Wende des Jahrhunderts nicht anders geworden. Erst als der Friede den Völkern wiedergegeben war, machte sich eine kraftvolle Initiative geltend, um auch jene Zustände zu bessern und die Ideen, die vor der Revolution und dem Krieg entstanden waren, zu verwirklichen.

Ein abgelegener kleiner deutscher Fürstenhof hat für die Entwicklung der Wohlfahrtspflege eine besondere Bedeutung gewonnen. Herzog Friedrich Eugen von Württemberg, vermählt mit Prinzessin Dorothea von Brandenburg-Schwedt, hatte infolge seiner in der Schlacht bei Kunersdorf erlittenen schweren Verwundungen im Jahre 1769 seinen Abschied aus preußischen Heerdiensten genommen und war von Treptow in Pommern nach Mömpelgard, der Hauptstadt der alten württembergischen Grafschaft gleichen Namens, zwischen Vogesen und Jura gelegen, übergesiedelt. Die fürstliche Familie verblieb daselbst bis zum Jahre 1791. Sie wurde durch die Vorgänge in Frankreich veranlaßt, nach Deutschland zu gehen. Der Herzog übernahm von 1792—1795 die Stelle des preußischen General-Gouverneurs in den Fürstentümern Ansbach und Bayreuth. 1795 folgte er seinem Bruder in der Regierung Württembergs und vertauschte Bayreuth mit Stuttgart. Der von dem großen König als tüchtiger General geschätzte Herzog ist als Politiker und Regent nicht in den Vordergrund getreten; die kleine Grafschaft Mömpelgard, die er seit 1786 als Statthalter regierte, bot dazu keine Gelegenheit, und bereits im dritten Jahre nach Übernahme der Regierung in Württemberg schloß Friedrich Eugen die Augen. Alles aber, was wir von ihm wissen, läßt ihn als eine einfache,

wohlwollende und tüchtige Natur erscheinen. Goethe nennt ihn „unter denjenigen Großen, die auf eine edle und verständige Weise sich die Ihrigen und das Ganze aufzuklären, zu besseren und zu höheren Zwecken zu vereinigen gedachten" als er in Dichtung und Wahrheit seinen späteren Schwager J. G. Schloßer einführt, der als Geheimsekretär und, wenn nicht Leiter, so doch Teilnehmer an der Erziehung der älteren Söhne des Herzogs in Treptow in die Dienste desselben trat. Das Familienleben Friedrich Eugens findet in seiner Innigkeit und Reinheit wenig Beispiele an den Fürstenhöfen jener Zeit. Von seiner Gemahlin hat uns Frau von Oberkirch in ihren Memoiren eine ungemein anziehende Schilderung gegeben. Beide waren von durchaus deutschem Kern und deutscher Gesinnung, wohlvertraut mit deutscher, aber auch mit französischer Literatur. Namentlich hat auf die Herzogin wohl Rousseau einen besondern Einfluß ausgeübt, dessen „Emile" sie als ihre vorzüglichste Lektüre bezeichnete. Friedrich Eugen selbst war katholisch, seine Gemahlin lutherisch; auch die Erziehung der Kinder fand im evangelischen Bekenntnis statt, ein in jenen Zeiten einer milden Toleranz auf konfessionellem Gebiet nicht auffälliges Verhältnis, immerhin aber doch charakteristisch für die vorurteilsfreien Anschauungen des Fürstenpaars. Seine Hauptaufgabe sah dasselbe in der Erziehung seiner zahlreichen Kinder, sowohl in wissenschaftlicher wie auch in einfach menschlicher Hinsicht. Tüchtige Gelehrte sorgten für die geistige Ausbildung auch der Töchter auf Grund eines wohldurchdachten Programms, während die Herzogin selbst, eine warmherzige und liebevolle Natur, darauf bedacht war, die Prinzessinnen durch Wort und Tat mit einer freien und unbefangenen, wirklich tiefen Auffassung ihrer Lebenspflichten zu erfüllen, auch gegenüber den breiten Schichten der Gesellschaft. Sie selbst wird als „wahre Mutter der Armen" geschildert, „die über Bedürftige jeder Art ihre Wohltaten mit reicher Hand ausschüttete", keineswegs aber sich an dem bloßen Geben genügen ließ, sondern durch rationelle Einrichtungen den Wohlstand zu fördern suchte. Die Anmut und Liebenswürdigkeit der jungen Prinzessinnen zog bald die Aufmerksamkeit der Fürstenhöfe auf sich: 1776 vermählte sich die älteste Tochter Maria Dorothea mit dem nachmaligen Kaiser Paul von Rußland, Prinzessin Friederike 1781 mit dem späteren Großherzog Peter von Oldenburg, und die jüngste, Elisabeth, 1788 mit dem Erzherzog Franz, späteren Kaiser von Österreich. Die beiden letztgenannten Fürstinnen schieden wenige Jahre nach ihrer Vermählung aus dem Leben und vermochten nicht, auf einem größeren Schauplatz zu gestalten, was ihnen das kleine Mömpelgard als auch dem fürstlichen Leben Wert und Bedeutung gebend, gezeigt hatte. Bedeutungsvoller ward in dieser Hinsicht das Geschick Maria Dorotheens. Kaum siebzehnjährig hatte sie die Heimat mit dem Petersburg Katharinas II. vertauscht und einen Boden betreten, auf dem sich in reiner Weiblichkeit zu behaupten es eines ganz ungemeinen Maßes von Charakterstärke und sittlicher Kraft bedurfte. Maria Feodorowna, wie sie von nun an hieß, hat die schweren Aufgaben, die ihrer dort harrten, mit seltenem Takt zu lösen vermocht durch ein ebenso kluges wie pflichttreues Wirken in der Beschränkung auf die Tätigkeit, die durch die Fürsorge für die Erziehung ihrer Kinder bedingt ward, und auf die Pflege

der geistigen und sittlichen Kultur Rußlands. Sie ist aus dieser Sphäre nicht herausgetreten, weder in den ersten Jahren, als sie neben Katharina stand, noch als die Mutter der Kaiser Alexander und Nikolaus. Ihre Bedeutung für die Kulturentwicklung Rußlands ist ganz außerordentlich und wohlverdient der Dank auf der Medaille, die Nikolaus im Jahre 1826 zur Feier des fünfzigjährigen Wirkens seiner Mutter in Rußland prägen ließ mit der Inschrift: „Zum Segen Aller."

Die Erkenntnis der Notwendigkeit einer organisierten Wohltätigkeit, also der Wohlfahrtspflege und der Fürsorge für Volksbildung, ist ihr geschärft worden durch die große Reise, die sie 1782/83 mit ihrem Gemahl durch Mittel- und Südfrankreich machte und auf der sie mit großer Sorgfalt Krankenhäuser, Waisenhäuser und ähnliche Anstalten in Augenschein genommen hatte. Als Kaiserin übernahm sie die Leitung der in Petersburg und Moskau bereits bestehenden Waisenhäuser und Hospitäler; von ihr selbst ward eine ganze Reihe großer Institute auf dem Gebiet des Erziehungswesens, der Kranken- und Wöchnerinnenpflege, der Witwen- und Waisenfürsorge geschaffen und nach ihren eigenen Anschauungen geleitet. Trägt dies Wirken Maria Feodorownas noch immer wesentlich den Charakter der fürstlichen Wohltätigkeitspflege des 18. Jahrhunderts, indem es auf dem Schaffen des Einzelnen, nicht auf gesellschaftlich organisierten Bestrebungen beruht, so zeigen sich doch bereits hier die Ansätze zu einer neuen Entwicklung, indem sie darauf Bedacht nahm, nicht nur im einzelnen Fall und für den Augenblick zu helfen, sondern durch Gewährung von und Erziehung zur Arbeit auf die wirtschaftlichen Verhältnisse Einfluß zu gewinnen, und so Not und Elend zu bekämpfen, ihren Folgeerscheinungen vorzubeugen. Zwei ihrer Töchter haben diese Entwicklung der Wohltätigkeit zur Wohlfahrtspflege in bahnbrechender Weise fortgeführt: Maria Paulowna als Erbprinzessin und Großherzogin von Sachsen-Weimar und Katharina, Königin von Württemberg.

Die letztere, um zwei Jahre jünger als jene, hatte, nachdem der Plan einer Vermählung mit Napoleon an ihrem Widerspruch und dem der Kaiserin Maria Feodorowna gescheitert war, sich 1809 mit dem Prinzen Georg von Oldenburg vermählt. Das junge Paar nahm seinen Wohnsitz in Twer an der Wolga. Schon hier betätigte die Prinzessin, deren Güte, Liebenswürdigkeit und Verstand de Maistre in seinen Briefen aus Petersburg rühmt und die mit den russischen und damals in Rußland lebenden deutschen Männern der Wissenschaft in regem Verkehr stand, ihre Anteilnahme an der Pflege der geistigen und wirtschaftlichen Entwicklung des Volkes. Doch nahm bald der Krieg mit Frankreich die warmherzige Patriotin ganz in Anspruch. Ihre Fürsorge galt den verwundeten und erkrankten Kriegern, für die das Fürstenpaar in Twer Hospitäler errichtete. Der Prinz selbst erlag einem Nervenfieber, das er bei den Besuchen der Lazarette sich zugezogen hatte. Die Kriegsjahre, die die verwitwete Großfürstin teils in Petersburg, teils auf Reisen, namentlich auch in Weimar an der Seite ihrer Schwester verbrachte, gaben ihr zu einer selbständigen Tätigkeit keine Gelegenheit. Eine solche bot sich ihr erst nach ihrer Vermählung (1816) mit dem Kronprinzen Wilhelm von Württemberg, der

noch im selben Jahr dem Vater in der Regierung folgte. Das Land litt wie ganz Deutschand unter dem Drucke eines durch die Kriege der letzten Jahrzehnte bedingten wirtschaftlichen Tiefstandes, der noch verstärkt ward durch die Mißernte des Jahres 1816. Katharina trat alsbald mit der ihr eigenen Energie und klaren Erfassung des Notwendigen und Zweckmäßigen an die Erfüllung der Aufgaben, die hier gestellt waren, heran. Zunächst durch die Gründung des Wohltätigkeitsvereins, einer sich über das ganze Land verbreitenden Vereinigung von Frauen und Männern, zu dem Zweck: „Aus freiwilliger Liebe zu Gott und Menschen die Kräfte der einzelnen zu vereinigen, um dem menschlichen Elend zu allen Zeiten, besonders aber in jeder Not, zu steuern." Grundlegend für die Tätigkeit der Vereine war ihr Grundsatz: „Arbeit verschaffen hilft mehr als Almosen geben." Demgemäß entstanden überall im Lande Beschäftigungsanstalten mannigfaltiger Art. Eine zweite Aufgabe war die Hebung der Jugend; um dem Kinderbettel entgegenzuwirken, wurden Speise- und Unterstützungsanstalten für Arme, vor allem aber die Armenschule errichtet, in der viele hundert Kinder Aufnahme fanden. Die umsichtige Fürstin erkannte bald, daß solche Schulen nicht genügen, daß sie vielmehr eine Ergänzung erfahren müßten durch die Errichtung von Kinderrettungsanstalten, in denen den bereits verdorbenen oder doch moralisch kranken Kindern eine strengere Erziehung zuteil werde. Ihr Tod ließ sie die Ausführung dieses Gedankens in größerem Umfange nicht mehr erleben, aber sie hatte für die Zukunft das Beispiel gegeben, indem sie die Kinder der Armenschule, deren Entlassung nötig geworden war, in geeigneten Familien auf dem Lande, größtenteils auf ihre Kosten, unterbringen ließ. Auch durch Gründung einer Sparkasse für kleine Leute war sie bestrebt, im Sinne einer verständnisvollen Wohlfahrtspflege zu wirken.

Frühzeitig ward die Königin Katharina einer so weitsichtig angelegten und erfolgreichen Wirksamkeit entzogen. Sie starb 1819 im Alter von 31 Jahren. Aber in der Geschichte der Wohlfahrtspflege und der Beteiligung der Frauen an derselben wird ihr Name stets und mit besonderer Anerkennung genannt werden. Wie ihr oben bereits erwähnter Ausspruch: „Arbeit schaffen hilft mehr als Almosen geben," so ist ihr Wort in dem Aufruf zur Begründung des Wohltätigkeitsvereins: „Die Frauen sollen helfen, das ist ihr hoher Beruf in der menschlichen Gesellschaft," hervorgegangen aus dem Geist einer neuen Erfassung der Kulturaufgaben.

In einem langen und gesegneten Leben war es ihrer Schwester Maria Paulowna vergönnt, von den gleichen Anschauungen erfüllt, eine Organisation der freiwilligen Wohlfahrtspflege in Sachsen-Weimar zu schaffen, die durch sorgfältige Ausarbeitung nach der programmatischen und organisatorischen Seite nicht nur für ihr Land eine segensreiche Bedeutung gewonnen hat, sondern für die Fortführung und Neubelebung der Wohlfahrtspflege auf besonders wichtigen Gebieten in Deutschland überhaupt eine vorbildliche Schöpfung, selbstverständlich in der unerläßlichen Anpassung an die durch vielfache Änderungen in den Bedingungen für das Wirtschafts- und Kulturleben unsres Volkes umgestalteten Aufgaben der Zeit geworden ist.

In Schillers unvergleichlicher Dichtung sagt der Genius zur Fürstin:

Ein schönes Herz . . .
. . . schafft sich selbst, still wirkend, seine Welt.
Und wie der Baum sich in die Erde schlingt
Mit seiner Wurzeln Kraft und fest sich kettet,
So rankt das Edle sich, das Treffliche,
Mit seinen Taten an das Leben an.

Diese Worte haben vollste Erfüllung gefunden, in einem viel weiteren Sinn als der Dichter selbst ahnen konnte. Der jungen Fürstin voraus ging der Ruhm ihrer geistvollen, die Kunst und die Wissenschaft am fernen Zarenhof schirmenden Mutter; von ihr selbst wußte man in Weimar wohl, daß ihre reichen Gaben die einsichtsvollste Pflege erhalten hatten, daß sie eine warme Freundin der Künste und der Geistesarbeit sei. Sie gewann sich nach ihrer Ankunft alsbald die Herzen aller durch die Anmut ihrer Erscheinung und ihres Wesens. Die Briefe des weimarischen Kreises jener Tage sind einstimmig in der Freude an der reinen und schönen Seele der jungen Fürstin, „an ihrem, bei aller Fröhlichkeit der Jugend, sehr gesetztem, auf ernste Dinge gerichteten Geist“ (Schiller an Körner). Doch noch war sie, war natürlich ihr Leben ein unbeschriebenes Blatt. Aber nachdem auf dieses Blatt die Ergebnisse einer fünfundfünfzigjährigen Arbeit eingetragen worden, schreibt ein durchaus frei und unbefangen urteilender Mann von Maria Paulowna:

Sie hat geleuchtet und leuchtet für alle Zeiten nicht bloß ihrem kleinen Lande, sondern über dessen enge Grenzen hinaus der Mit- und Nachwelt. Nicht als eine von jenen Größen, die durch außerordentliche Leistungen Bewunderung erregen . . ., sondern als ein Vorbild christlicher Tugend in menschlicher Vollkommenheit, ein Vorbild in des Wortes eigenster Bedeutung, ein Muster, welchem jeder nachstreben kann und nachstreben soll. (Staatsminister von Watzdorff an Professor Ludwig Preller.)[1])

Ein klassisches Zeugnis, daß, was der Dichter in der jungen Seele gelesen, durch die Arbeit des Lebens zu vollendeter Betätigung gebracht worden ist. Diese Arbeit war eine sehr vielseitige: Anregung empfangend, Anregung spendend trat sie in Beziehungen zunächst zu den hervorragenden Mitgliedern des weimarischen Kreises; Herder war bereits vorher aus diesem geschieden, aber Schiller erfreute sich noch während einiger Monate der liebenswürdigen Huld der Fürstin, die ihrer Verehrung des Dichters in einem Schreiben an Lotte Schiller nach seinem Tode einen so warmen, wohltuenden Ausdruck gab. Der greise Wieland, vor allem Goethe, standen bis zu ihrem Scheiden in lebhaftem Verkehr mit ihr, der letztere nicht nur als der große Dichter, sondern als der treubewährte Freund des Fürstenhauses und der verläßliche Berater bei der Erziehung ihrer Kinder, der Prinzessin Marie, später Gemahlin des Prinzen Karl von Preußen, der Prinzessin, späteren Kaiserin Augusta, und des Erbprinzen Karl Alexander. Maria Paulowna gehörte zu den eifrigsten Besuchern des Goethe-Hauses, in dem dieser seinen fürstlichen Gästen aus seinen literarischen, wissenschaftlichen und künstlerischen Arbeiten und Forschungen Mitteilungen zu machen pflegte, während sie durch bedeutende Beihilfen für

[1]) L. Preller, Ein fürstliches Leben. Weimar, Böhlau. 1859.

die ihm untergebenen Anstalten (für Wissenschaft und Kunst in Weimar und Jena) seine Pläne einsichtig förderte:

Wie vieles müßte zurückbleiben, wie vieles dürfte gar nicht unternommen werden, wenn ich ohne solche Teilnahme jene seit einigen Jahren mir zugewachsenen Anforderungen befriedigen sollte. (Goethe an die Großherzogin, 16. Februar 1831.)

Heinrich Meyer, der ihre eifrigen Studien auf dem Gebiete der bildenden Künste leitete, ward, wie er Goethe ein vertrauter Freund war, in besonderem Maße Berater Maria Paulownas.

War es bis zum Tode Goethes nicht allzuschwer gewesen, das geistige Leben Weimars zu fördern, so mußte nun sich zeigen, inwieweit die junge Fürstin „sich selbst, still wirkend", ihre Welt zu schaffen vermöge. Die Fürstin hat diese Aufgabe wohl zu lösen verstanden, wie die Zahl tüchtiger Männer beweist, die sie nach Weimar zu ziehen wußte. Die auf ihre Veranlassung unternommene Herstellung der sogenannten Dichterzimmer im Schloß brachte eine Reihe angesehener, tüchtiger deutscher Künstler zu längerem oder kürzerem Aufenthalt dorthin, die vereint mit Friedrich Preller das Andenken der Großen von Weimar verherrlichten. Mit Coudray und Froriep wirkte der an die Stelle Meyers berufene L. v. Schorn, dann Adolf Schöll, Oberbibliothekar L. Preller und noch lange Jahre als letzter aus dem Goethe-Kreise der Kanzler von Müller. Die Musik fand eine glänzende Vertretung in J. Nep. Hummel, der seit 1819 in Weimar wirkte, und seit 1842 in Liszt, der unter dem Schutz der Fürstin aus Weimar den Mittelpunkt der deutschen Tonkunst bildete. Maria Paulowna war sich natürlich vollkommen klar, daß Weimar allein das Gewicht seiner großen Vergangenheit nicht zu tragen vermöge. War Jena ihr längst als das andre Ende der großen Stadt erschienen und die Universität stets Gegenstand ihrer warmen Anteilnahme gewesen, so war sie in der zweiten Periode ihres weimarischen Lebens ganz besonders bestrebt, durch die Heranziehung der Professoren der Hochschule zu dem literarischen Leben im Schloß eine regelmäßige und anregende Berührung mit den weimarischen Kreisen herzustellen.

Der Schwerpunkt ihres Wirkens indessen lag auf dem Gebiete der Pflege der öffentlichen Wohlfahrt und der Volksbildung, zweier im engsten Zusammenhang miteinander stehenden Dinge. Die Gewerkenschulen, die Ackerbauschulen, die Knabenarbeitsschulen haben sich stets ihrer tatkräftigen Unterstützung zu erfreuen gehabt. Ebenso die Anstalten für Wohlfahrtspflege, die bereits bestanden, sei es als staatliche oder kommunale Einrichtungen. Die Landesheilanstalten, das Hospital in Blankenhain, sowie das Hebammeninstitut unterstanden ihrer Aufsicht und strengen Kontrolle, die sie auf Reisen im Lande durch gewissenhafte Revisionen ausübte.

Dem staatlichen Waisenhause, dem Falkschen Institut zur Rettung sittlich gefährdeter Kinder, hatte sie seit ihrer Ankunft, beziehungsweise der Gründung der letztgenannten Anstalt, erhebliche Summen gespendet. Als der Befreiungskrieg begann und in Weimar, wie überall in Deutschland, die Frauen zur Bekämpfung der durch die kriegerischen Ereignisse bedingten Not zusammentraten, hatte sich die Fürstin alsbald an die Spitze des „Patriotischen Unter-

stützungsinstituts" gestellt. Wie groß die Not war, mag eine Stelle aus einem Aufruf, den dieses unter dem 1. August 1814 erließ, bezeugen:

Die äußerlich so lang ersehnte Ruhe wird mit dem Frieden zurückkehren und daher die Unterstützung notleidender Krieger nicht mehr nötig sein. Aber desto dringender ruft uns die Not unsrer leidenden Landesbewohner auf, die ihre sämtliche Habe, Wohnung und Kleider, viele sogar ihren Versorger verloren haben. Über 700 vater- und elternlose Waisen bitten um Aufnahme in das Waiseninstitut. Viele Unglückliche stehen hilflos, sehen einer traurigen Zukunft entgegen und wissen nicht, wovon sie ihre niedergebrannten Wohnungen wieder aufbauen und ihre zerstörten Haushaltungen wieder einrichten sollen.

Die Eingaben und Berichte Joh. Falks an die Regierung liefern ein erschütterndes Beweismaterial dazu. Die Heilung solcher Zustände bedurfte langer Friedensarbeit, denn es galt nicht bloß die materielle, sondern auch die moralische Not, die Verwilderung der Jugend zu bekämpfen. Zu diesem Zwecke werden 1816 zunächst einige Industrieschulen gegründet, im Vorsommer des folgenden Jahres aber auch die Vorarbeiten zum Zweck der Umwandlung des nur für die Kriegszeit in das Leben getretenen Patriotischen Unterstützungsinstituts in das „Patriotische Institut der Frauenvereine im Großherzogtume", das eine dauernde Tätigkeit zu entfalten bestimmt war, zum Abschluß gebracht. An diesen Vorarbeiten nahm Maria Paulowna lebhaftesten, eingehendsten Anteil. Sie hatte aus den großartigen Verhältnissen, in denen sie erzogen war, in die kleinen Verhältnisse des kleinen Landes nach dem Zeugnis des Staatsministers von Watzdorff eine Klarheit des Urteils mitgebracht, die sich über den Dingen und Personen hielt; auch besaß sie guten, praktischen Verstand und die Festigkeit des Charakters, die sie an den von ihr einmal als richtig angenommenen Grundsätzen, den von ihr aufgestellten Zielen unverbrüchlich festhalten ließ, — unerläßliche Eigenschaften, um dauernde Schöpfungen in das Leben zu führen. Ergänzend traten hinzu eine ungemeine Gewissenhaftigkeit und Pflichttreue auch in der formalen Erledigung der mit der Leitung ihrer zahlreichen Anstalten verbundenen Geschäfte.

In ihren Niederschriften über die Vorarbeiten, in denen sich Maria Paulowna über die einzelnen Punkte der Satzungen sehr eingehend, knapp in der Form, treffend im Inhalt, äußert, wird immer von neuem als leitender Grundsatz nachdrücklich in den Vordergrund gestellt, daß nicht Wohltätigkeit, sondern Gemeinnützigkeit, Beförderung der Arbeitsamkeit, der Betriebsamkeit das Wesen der Vereine auszumachen habe: „Diese ist als erste Bedingung zu betrachten; nur allein der Fleiß bei Erwachsenen wie bei Kindern darf belohnt werden." Ein für die richtige Durchführung jeder Wohlfahrtspflege ebenso wichtiges Grundprinzip, wie für das Gedeihen ihrer Schöpfung im besonderen die nachhaltige Betonung der Selbstverwaltung und der Freiheit der Bewegung; die Fürstin macht nachdrücklich stets die Notwendigkeit geltend, „die lokalen Verhältnisse zu berücksichtigen und jedem Verein seine innere Regulierung zu überlassen, indem dadurch das hohe Gefühl der Selbständigkeit erhalten werde". (Schreiben nach Jena, Oktober 1816.)

Und fast vierzig Jahre später, als es sich um die Angliederung einiger gemeinnütziger Anstalten in Eisenach handelt, hebt sie hervor, es sei zweckmäßig,

wenn diese ein integrierender Bestandteil des patriotischen Institutes würden, daß sie nichtsdestoweniger aber ihre besondere Einrichtung nach innen wie nach außen unverändert beibehielten:

Ich denke nicht im entferntesten daran, alles werktätige Gute, was im Lande geschieht, mit dem Patriotischen Institut der Frauenvereine zu vereinigen. Im Gegenteil gereicht es mir zur lebhaften Genugtuung, wohltätige Anstalten und Einrichtungen auch außerhalb jenes Instituts entstehen und bleiben zu sehen. Mein Bestreben geht einzig und allein dahin, alles Gute, das besteht, von den Einflüssen irdischer Wandelbarkeit so viel als möglich loszulösen und es selbständig dauerhaft zu gestalten, insofern Vereinfachung der Verhältnisse und Einrichtungen dazu dienlich sein können. (Schreiben an den Geh. Staatsrat Thon vom 22. April 1855.)

Als die Fürstin diese Zeilen schrieb, stand sie im Abend ihres Lebens, am Ende ihrer Arbeit. Aber gerade die Klarheit und Festigkeit, mit der sie hier wieder die Grundsätze bekennen darf, die sie am Anfang ihres Wirkens als maßgebend hingestellt hatte, bezeugt deren Richtigkeit. Nur durch freie Selbstverwaltung und Abwendung aller monopolistischen Einregimentierung läßt sich Bleibendes auf dem Gebiet der Wohlfahrtspflege schaffen.

Am 3. Juni 1817 wurden die Satzungen für das Patriotische Institut der Frauenvereine veröffentlicht. Sie knüpfen an „die bisherige Tätigkeit der von vaterländischem Gemeingeist beseelten Frauen zugunsten der Pflege Verwundeter und Unterstützung der Hinterlassenen von gebliebenen Kriegern" an. Aber diese vereinzelten Unternehmungen zu einem vorübergehenden Zwecke galt es nun zu vereinigen für dauernde Arbeit.

„Einmal erweckt" — heißt es in der Einleitung — „zur Wohltätigkeit und zur tätigen Mitwirkung an einem allgemeinen Staatszwecke, konnten auch nach glücklich errungenem Frieden die gegen die Vorsehung und die aufopfernde Tätigkeit der Mitbürger dankbaren Frauen den Wunsch nicht aufgeben, ferner zum allgemeinen Besten etwas beizutragen und die hohen Gefühle von Vaterlandsliebe durch Sorge für sein Wohl in der Fürsorge für einzelne zu erhalten und zu gestalten."

Drei Punkte in diesen Bestimmungen lassen aufs deutlichste erkennen, wie gleich in diesem ersten Stadium die unerläßlichen Voraussetzungen für Volkswohlfahrtspflege erfaßt und festgehalten worden sind; zunächst wird durch die ausdrückliche Betonung des *christlichen* Gemeinsinns jeder kirchliche Sonderstandpunkt abgewiesen und der Interkonfessionalismus der Wohlfahrtspflege festgestellt; sodann die Stellung zum Staat als eine aushelfende und ergänzende, da wo seine Maßnahmen nicht ausreichen, und drittens endlich die Mitwirkung der Frau an einem allgemeinen Staatszweck als durch ihre Opfer wohl erworben bezeichnet. Dieses fast neunzigjährige Statut mutet, wie man sieht, durchaus modern an. Und ebenso vorausschauend ist es in bezug auf die Feststellung des Arbeitsfeldes der Frauenvereine im einzelnen. Unterstützung alter, arbeitsunfähiger, hilfloser Personen, Unterstützung und Pflege von Kranken, Hilfe in dringenden Notständen, wie Brand, verheerende Krankheiten, Beförderung der Arbeitsamkeit, Ausbildung in Krankenpflege, Erziehung und Unterricht der weiblichen Jugend, nicht nur in Handarbeiten, sondern auch in Haushaltungsdingen. In diesen Sätzen ist für eine Wirksamkeit der Frauen in der freiwilligen Wohlfahrtspflege der weiteste Raum

gegeben und mit Recht dies Statut in seinen grundlegenden Bedingungen auch heute noch in voller Geltung. Selbstverständlich mußten Jahre und Jahrzehnte vergehen, bis alle hier enthaltenen Keime sich zu völlig ausgebildeten, wirksam eingreifenden Organisationen entwickelten. Zunächst war die Erziehung der weiblichen Jugend in den Handarbeiten durch die Industrieschulen die große Hauptsache. Ein Zeitraum von mehr als achtzig Jahren liegt zwischen heute und damals. Das eben abgelaufene 18. Jahrhundert war für die wirtschaftliche Entwicklung Deutschlands nicht günstig gewesen, am Ende desselben hatte die fast fünfundzwanzigjährige Kriegszeit begonnen, aus der man eben heraustrat. Die Volksschule hatte noch lange nicht die tatsächliche Bedeutung, der sie sich im 19. Jahrhundert erfreute. Das sehr charakteristische Wort in den Satzungen, das die Erziehung und den Unterricht der verlassenen weiblichen Jugend als den wichtigsten Zweck eines jeden Vereins bezeichnet, beleuchtet grell die wirtschaftlichen und pädagogischen, sowie die daraus sich ergebenden Kulturverhältnisse der Zeit. Sicherlich war es geboten, hier zunächst mit rettender Hand einzugreifen. Von jedem Ortsvereine ward nun eine Industrieschule für häusliche und hauswirtschaftliche Gegenstände gegründet. Der Unterricht war unentgeltlich, der Besuch zunächst freiwillig. Bei der Neuordnung des Weimarischen Volksschulwesens im Jahre 1874 aber ward in besonderer Anerkennung der großen Verdienste der Frauenvereine der Unterricht in weiblichen Handarbeiten unter die Unterrichtsgegenstände der Volksschule aufgenommen und damit der Besuch dieser Schule obligatorisch, während ihre Leitung und die Erteilung des Unterrichts Sache der Vereine blieb.

Allmählich traten Kinderbewahranstalten, Kinderheime, Haushaltungsschulen, Suppenanstalten hinzu, letztere zunächst vorübergehend zur Bekämpfung besonderer Notstände, dann dauernd in den größeren Städten eingerichtet als wichtiges Mittel zur besseren Ernährung der ärmeren Bevölkerung. Auch der Gedanke von Volksbibliotheken war anfänglich erörtert worden, ohne indessen eine Ausgestaltung zu finden, während die noch heute mit gutem Erfolg bewirkte Prämiierung zunächst der fleißigsten Industrieschülerinnen, dann auch von Dienstboten, die sich durch lange, treue Dienste bewährt hatten, bald in umfassender Weise eingeführt ward.

Maria Paulowna war fern von jeder Überschätzung ihrer Schöpfung. In einem Schreiben (18. August 1829) an den Fürsten Heinrich LXII. Reuß j. L., der um einige Angaben über die Ziele des Patriotischen Institutes gebeten hatte, gibt sie diese in eingehendster Weise, bemerkt jedoch ausdrücklich, daß sie weit entfernt sei, diese Anstalten als Muster aufzustellen oder gar empfehlen zu wollen. Mit großem Eifer dachte sie stets daran, inwieweit etwa eine Erweiterung der Ziele zweckmäßig sei. Ihr Urteil bezeugt in solchen Fällen stets eine sehr treffende Auffassung der Verhältnisse. Besonderes Gewicht legte sie darauf, daß durch den Unterricht die weibliche Jugend nicht ihren natürlichen Lebensbedingungen entzogen werde — ein Grundsatz, dessen Richtigkeit unbestreitbar ist, Verstöße dagegen haben nur zu oft dazu beigetragen, daß wohlgemeinte Bestrebungen erfolglos geblieben sind.

Als angeregt ward, daß an der Industrieschule in Weimar ein Unterricht im Zuschneiden und Schneidern einzuführen sei, ist Maria Paulowna sehr bereit dazu und verspricht baldige Nachahmungen in Jena und Eisenach, denn der weiblichen Stadtjugend werde dadurch ein besseres Fortkommen gesichert; für die Mädchen auf dem Lande aber, die dort fortleben sollen, könne solcher Unterricht nicht allenthalben passen. Vielleicht lasse sich für diese mit Unterricht in der Industrieschule eine Belehrung in landwirtschaftlichen Dingen verbinden:

Alles, was die Landwirtschaft, die Meierei u. dgl. anbetrifft, sehen sie wohl zu Hause . . . Was ist aber nicht für ein Unterschied zwischen dem Mechanischen, dem bloßen Tun und Treiben eines alltäglichen Handwerks und der Beibringung von theoretischen und bestimmten Kenntnissen durch Erläuterung der Ansichten, durch richtigere Begriffe und dazu gehörige Nutzmittel? In einem ackerbautreibenden Lande wie das Großherzogtum wäre es nur billig, daß die Landwirtschaft mit allen dazu passenden Mitteln mehr und mehr in das eigentliche Leben der Landbewohner eingriffe, jedoch auf eine Weise, die vorzüglich die Aufnahme und Vorbereitung der nützlichen Beobachtungen, Entdeckungen, Anwendungen usw. berücksichtigte? Empfohlen dazu wird Vorlesen geeigneter Bücher während der Unterrichtsstunden in der Industrieschule. Auch wären dergleichen Lokalbibliotheken zu gestalten und zu vermehren, womit ich den Anfang machen will. (Niederschrift vom 19. Januar 1830.)

Der Gedanke der Fürstin ward dem vortrefflichen Begründer der landwirtschaftlichen Lehranstalt in Jena, Dr. F. W. Schulze, zur Begutachtung überwiesen. Er scheint sich sehr eingehend geäußert zu haben. Leider ist seine Niederschrift nicht bei den Akten erhalten; sie ward „auf Höchsten Befehl an Herrn von Goethe geschickt". Dieses Hereinziehen Goethes findet zum Teil eine Erklärung in seinen Beziehungen zum Lehrkörper der Universität, hauptsächlich ist es wohl erfolgt, weil die Fürstin auch in solchen Angelegenheiten gerne Ansichten und Rat des hochverehrten Mannes hörte, der dem Frauenverein von Anfang an sympathische Aufmerksamkeit zugewendet hatte. Schon 1818 hatte er ihn, vermutlich zu dem ersten von ihm veranstalteten Verkauf für seine Zwecke, mit dem Gedichtchen begrüßt:

Mariens Huld und Anmut wollt ich schauen
Und zarter Sorgfalt glückliches Gedeihn;
Da sah ich euer Wirken, edle Frauen,
Der Fürstentugend lichten Widerschein;
Und mich ergriff's mit fröhlichem Vertrauen
Dem guten Zweck ein kleines Lied zu weihn.
Es sei ein Talisman in euern Händen,
Der Herzen aufschließt, reichlicher zu spenden.

Auch als die Großherzogin die oben erwähnten, eingehenden Mitteilungen über das Patriotische Institut an den Fürsten Reuß senden ließ, wurden sie zunächst Goethe vorgelegt, der (Schreiben vom 22. Dezember 1828) für die „Mitteilung der bedeutenden Papiere, die er mit Vergnügen und Belehrung durchgelesen", dankt und seiner Freude Ausdruck gibt, „auf einmal zu überschauen, wieviel Gutes und Wünschenswertes seit den wenigen Jahren schon gestiftet, gegründet und zum allgemeinen Vorteil lebendig erhalten worden".

Diese verdiente Anerkennung wird der Großherzogin sicher besondere Genugtuung gewährt haben, nicht weniger der sehr warme und herzliche Dank,

den Karl August verschiedentlich seiner Schwiegertochter für ihre rastlosen Bemühungen um die Wohlfahrt seiner Untertanen ausspricht. Aber auch im Lande selbst ward die Wirksamkeit des Instituts als sehr wohldurchdacht und segensreich empfunden. Ebenso die innere Einrichtung, die zur Grundlage die Ortsvereine hat, die sich in den kleinen Städten und in den Dörfern bilden, und die je nach ihrer regionalen Zugehörigkeit der Aufsicht von acht Hauptvereinen unterstellt sind. Die Spitze der Organisation bildet das Zentraldirektorium unter dem Vorsitz der jedesmaligen Großherzogin als Obervorsteherin des Instituts.

Am Schluß der ersten fünfundzwanzig Jahre des Bestehens faßt Dr. H. Gräfe[1]) in einer Schrift über die wohltätigen Frauenvereine Deutschlands sein Urteil über die Wirksamkeit des Patriotischen Institutes zusammen, indem er neben den Erfolgen auf Wohltätigkeitsgebieten namentlich betont, daß es zur Förderung der Arbeitsamkeit, des Fleißes, der Ordnung, der Reinlichkeit unter den ärmeren Klassen des Volkes durch die Industrieschulen wesentlich beigetragen, aber auch die Sittlichkeit unter der weiblichen Jugend und den unteren Ständen überhaupt unmittelbar gefördert habe, und bemerkt, das Institut habe den Gemeinsinn für öffentliche, auf das Volkswohl gerichtete Zwecke wesentlich angeregt. Wenn er zugleich sagt, es habe andern Gegenden Deutschlands als Muster und Vorbild für ähnliche, menschenfreundliche Bestrebungen gedient, so ist dies indessen zunächst nur in beschränktem Maße der Fall gewesen. Es bedurfte ganz außerordentlicher Vorkommnisse, um ähnliche Institute auch in andern deutschen Staaten in das Leben treten zu lassen.

Maria Paulowna hatte in den Satzungen des Patriotischen Instituts die Krankenpflege als Arbeitsfeld der Frauenvereine vorgesehen. Zu einer tatsächlichen Inangriffnahme dieser Aufgabe ist es indessen nur anfänglich und in ganz vereinzelten Fällen gekommen. Sie hat aber den Gedanken stets festgehalten; noch in den letzten Monaten ihres Lebens beschäftigte sie sich mit dem Plan zur Ausbildung von Krankenpflegerinnen (in den Jenaischen Landesheilanstalten), die sich unter Zuhilfenahme der Frauenvereine nach und nach über das ganze Land verbreiten sollten. Der Plan scheint dem Abschluß sehr nahe gebracht worden zu sein. Der letzte Vortrag darüber, auf welchen die definitive Entschließung der Fürstin zu erwarten stand, sollte nach einer Mitteilung des Staatsministers von Watzdorf eben abgehen, als der Tod erfolgte. Die Verwirklichung des Gedankens blieb nun der Nachfolgerin Maria Paulownas vorbehalten, der Großherzogin Sophie, die ihn dann 1875 in umfassender Weise zur Ausführung brachte.

Der Stillstand in der Tätigkeit auf diesem Gebiet erklärt sich aus dem Umstand, daß noch die Vorbedingungen nicht erfüllt waren zu einer wirksamen Inangriffnahme, die sich nicht auf die Versorgung einzelner Kranken-

[1]) „Nachrichten von wohltätigen Frauenvereinen in Deutschland. Ein Beitrag zur Sittengeschichte des 19. Jahrhunderts". Kassel 1844.

anstalten, bezw. einiger größerer Städte mit Pflegekräften beschränkte, sondern auf die Durchführung der Gemeindepflege, wie sie auch Maria Paulowna im Auge hatte, als unabweisliches Ziel erstrecken mußte. Indessen war, als der Tod der Fürstin die Augen schloß, dieser Zeitpunkt bereits nahe gerückt. Der Krieg sollte sich auch hier wieder als ein Teil jener Kraft bewähren, die stets das Böse will und doch das Gute schafft. War aus der Zeit der großen Kämpfe zu Beginn des 19. Jahrhunderts die erste dauernde Organisation der Wohlfahrtspflege auf dem Gebiete der Armenpflege und der Kindererziehung unter Führung der Frauen hervorgegangen, so ließ die Periode des Krieges im dritten Viertel des Jahrhunderts zahlreiche Schöpfungen entstehen, die, vielfach sich anlehnend an das von Maria Paulowna gegründete Patriotische Institut, der Tätigkeit der Frauen auf dem Gebiet der freiwilligen Wohlfahrtspflege eine sehr verbreiterte Grundlage geben sollten. Vor allem gerade in der Krankenpflege. Der Krimkrieg und das mutige Vorgehen englischer Frauen, wie Florence Nightingale u. a., hatten erkennen lassen, wie ungenügend die staatlichen Einrichtungen für die Pflege der verwundeten und erkrankten Soldaten seien, und daß hier freiwilliges Eingreifen der Gesellschaft unbedingte Pflicht sei. Als 1859 die Beteiligung Deutschlands an dem österreichisch-französischen Kriege unmittelbar bevorzustehen schien, gründete Maria Paulownas Enkelin, die Großherzogin Luise von Baden, den Badischen Frauenverein; am Friedensfeste 1866 vereinigte die Königin Augusta die zahlreichen Frauenvereine, die sich in Preußen zur Pflege der Verwundeten im preußisch-österreichischen Kriege gebildet hatten, in den Vaterländischen Frauenverein. Im Herbst 1867 schuf die Kronprinzessin, spätere Königin, Carola von Sachsen den Albert-Verein, 1868 die Großherzogin von Hessen den nach ihr genannten Alice-Verein, 1869 die Königin Maria von Bayern die bayrischen Frauenvereine, die Großherzogin Maria von Mecklenburg 1880 den Marien-Frauenverein.

In ihrer Organisation ähneln manche dieser Vereine dem Weimarischen Patriotischen Institut: Sie umfassen Ortsvereine, die entweder unmittelbar der obersten Instanz, d. h. der Protektorin und dem von ihr gebildeten Hauptvorstand (Direktorium, Zentralkomitee u. s. w.), unterstellt sind oder ihren nächsten Mittelpunkt in Hauptvereinen finden, die an dem Sitz einer höhern Verwaltungsstelle bestehen. Dieser Grundsatz der Dezentralisation, den Maria Paulowna adoptiert hatte, ist auch von der Kaiserin Augusta mit großer Schärfe zur Geltung gebracht worden. Sie hielt ganz im Geiste ihrer Mutter daran fest, daß so notwendig eine Zentralisation dieser Bestrebungen hinsichtlich der obersten Leitung und der grundlegenden Bedingungen ist, für die praktische Ausgestaltung einer schon an sich sehr vielseitigen Tätigkeit größtmögliche Bewegungsfreiheit der Ortsvereine die unerläßliche Voraussetzung bleiben muß. Der Vaterländische Frauenverein baut sich auf den Zweigvereinen auf, die ihren Stützpunkt finden in dem Provinzial-, beziehungsweise Bezirksverband, während an der Spitze der Hauptvorstand in Berlin steht, zu dessen Mitgliedern Vertreterinnen der Provinzialverbände gehören; den Zweigvereinen ist die Wahl ihrer Tätigkeit im Rahmen des Statutes freigegeben, ebenso die

Form der Organisation. Auch diese große Bewegungsfreiheit ist eine Erbschaft Maria Paulownas und hat sich aufs beste bewährt. Namentlich ist es dadurch den Vereinen möglich geworden, auf dem flachen Lande festen Boden zu gewinnen. Es bestehen ländliche Vereine, die ganze Kreise umfassen und einen Verband an sich vorstellen, dessen Zweigvereine durch die einzelnen Gemeinden gebildet werden, mit Mitgliederzahlen, die hoch in die Tausende gehen.

Auch der Bayrische Frauenverein hat eine ähnliche Organisation: Die Zweigvereine stehen auf dem Boden der politischen Einteilung des Landes. Die Aufsicht über diese führen acht Kreisausschüsse. Die Zweigvereine des Albert-Vereins sind über das ganze Land verteilt, eine Zwischeninstanz zwischen ihnen und dem Direktorium ist nicht vorgesehen, ebenso nicht für die Vereine des Badischen Luisen-Vereins, des Hessischen Alice-Vereins, des Mecklenburgischen Marien-Vereins. Der Württembergische Wohltätigkeitsverein gliedert sich dagegen wie sein Altersgenosse, das weimarische Institut, in Ortsvereine, Bezirksvereine, Zentralleitung. Die jüngeren Vereine widmeten sich zunächst der Pflege verwundeter und erkrankter Krieger und sollten in Friedenszeiten nur in außerordentlichen Notständen helfend eingreifen. Als regelmäßige Friedensarbeit ist dann für die Mehrzahl von ihnen die Kinderfürsorge durch Errichtung von Bewahranstalten, Krippen, Kinderheimen, die Leitung des hauswirtschaftlichen und Industrieschulenunterrichtes, die Überwachung der Waisen- und Ziehkinder, die Armenpflege hinzugetreten. Auf breitester Grundlage ist der Württembergische Wohltätigkeitsverein aufgebaut, der so ziemlich allen Bestrebungen der Wohlfahrtspflege seine Unterstützung angedeihen läßt, auch durch Fürsorge für das Ortsbibliothekswesen und durch helfendes Eingreifen bei Hagelschäden, welche letztere Einzelheit sich bei keinem andern Vereine wiederfindet. Auch führt die Zentralleitung die Aufsicht über die württembergische Sparkasse, hierin gleichfalls von den andern Vereinen abweichend. Doch mag daran erinnert sein, daß auch Maria Paulowna die Einrichtung des Sparkassenwesens mit großer Energie betrieben und sie wie ihre Nachfolgerinnen das Protektorat über die damals gegründeten Sparkassen geführt haben; jedoch blieben diese Kassen außer Zusammenhang mit dem patriotischen Institut.

Die Großherzogin Luise hat dem Badischen Frauenverein eine besondere Bedeutung gegeben, indem im weiteren Ausbau desselben mit großer Umsicht die Frauenerwerbsfrage berücksichtigt worden ist, ein weites und wichtiges Feld der Wohlfahrtspflege: Handelsschule, Schule für Kunststickerei bilden eine bedeutungsvolle Erweiterung dieser Vereinstätigkeit. Aber auch im Interesse einer systematischen Ausbildung von Arbeitsschullehrerinnen nimmt der Badische Verein eine hervorragende Stellung ein.

Das feste Band, das alle diese Kreise umschließt, ist die Krankenpflege. Zunächst war natürlich das tatsächlich außerordentliche Arbeitsfeld, d. h. die Hilfsleistung für die Angehörigen des Heeres in den letzten Kriegen das hauptsächliche gewesen. In der Geschichte der Teilnahme der deutschen Frauen an der Wohlfahrtspflege wird ihrer Tätigkeit in jenen Kriegszeiten immer

ein besonderer Glanzpunkt bleiben. Mit Recht konnte die Kaiserin Augusta sagen:

Wir alle haben uns an diesem Werke beteiligt, nur von dem einen Gedanken an das teure Vaterland beseelt.

Die nationale Bedeutung dieser Arbeit hat Kaiser Wilhelm I. am ersten und schärfsten erfaßt, der noch vom französischen Boden aus einen Erlaß an seine Gemahlin richtete, indem er aussprach:

Die deutsche Einheit ist durch das Zentralkomitee der deutschen Vereine zur Pflege im Felde verwundeter und erkrankter Krieger auf dem Gebiete der Humanität vollzogen, als die politische Einheit sich noch im Kreise der Wünsche bewegte. (Schreiben Kaiser Wilhelms, d. d. Nancy, 14. März 1871.)

Fürst Bismarck erklärte später in einem Schreiben an die Kaiserin:

Den Abstand, in welchem das staatlich Erreichbare hinter den berechtigten Forderungen der Menschenliebe zurückbleibt, vermag nur die freiwillige Krankenpflege auszufüllen und hat es unter Eurer Majestät hingebender Leitung in früher unerreichtem Maße getan.

Nach dem Friedensschluß galt es, das in der Begeisterung einer großen Zeit Geschaffene festzuhalten, auch für die Zukunft. Die Kaiserin Augusta nahm die Lösung dieser Aufgabe sofort in Angriff, zunächst in organisatorischer Beziehung durch die Gründung eines „Verbandes der deutschen Frauen-, Hilfs- und Pflegevereine vom Roten Kreuz", der die Tätigkeit dieser Vereine im Rahmen der großen Organisation des Roten Kreuzes vertritt. Die Frauenvereine als Teil dieser Organisation wenden selbstverständlich der Fürsorge für den Krieg auch heute größte Sorgfalt zu. Die Zahl der pflegenden Kräfte, die sie für den Dienst im Felde und für die Lazarette daheim stellen, die Lieferungen für die einzelnen Bestände, alles ist bis in die kleinste Einzelheit festgestellt. Wenn auf des Kaisers Befehl die wehrfähige Mannschaft Deutschlands zu den Waffen gerufen wird, so erläßt in gleicher Stunde die Kaiserin den Mobilmachungsbefehl für die Vereine vom Roten Kreuz, und nach wenigen Tagen stehen die Pflegerinnen bereit, mit dem Zeichen des roten Kreuzes am Arm, um ihres ernsten Amtes mutig zu walten, öffnen sich die Lazarette und die Verwahrräume der Materialien. Auch auf internationalem Gebiete haben sich diese Organisationen und die Pflegerinnen unsrer Vereine ruhmvoll bewährt in ihrer Hilfeleistung auf fremden Kriegsschauplätzen. Zur Zeit der Gründung der Vereine und ihres Verbandes lag jeder Gedanke an überseeische Expeditionen fern; heute blicken wir mit Stolz auf die Tätigkeit der Pflegerinnen auf dem Boden Chinas. Ebensofern lag damals der Gedanke an deutschen Kolonialbesitz; der Frauenverein für die Krankenpflege unter dem Roten Kreuze in den Kolonien ist der Erwerbung überseeischer Besitzungen auf dem Fuße gefolgt. Von einer stattlichen Anzahl von Lazaretten und Pflegestationen dort weht heute die deutsche Flagge mit dem roten Kreuz, unter deren Schutz die Pflegerinnen walten.

So wichtig und unerläßlich die umfassende Fürsorge für die Krankenpflege im Heer ist, sie bleibt doch die außerordentliche Aufgabe für die Frauenvereine, die nur gelöst werden kann durch die ausgiebige Berücksichtigung der

Krankenpflege im Frieden als der normalen Tätigkeit. Das große Personal der Pflegekräfte, das der Krieg heischt, kann nur gestellt werden, wenn die Vereine vom Roten Kreuz, ebenso wie die Diakonie und die barmherzigen Schwestern, für geeignete, methodisch geführte und fachmäßig eingerichtete Lehranstalten sorgen. Solche Anstalten sind um so notwendiger, als durch die große Umgestaltung, die die Heilkunde erfahren hat, die Krankenpflege ganz andre Aufgaben hat und an die Leistungsfähigkeit der Pflegerinnen ganz andre Forderungen stellt als früher, ihre sorgfältige Ausbildung daher ein unabweisbares Gebot ist. Die Landesfrauenvereine vom Roten Kreuz haben sämtlich solche Anstalten zur Ausbildung von Pflegerinnen gegründet. Dadurch ist die Krankenpflege, dies vornehmste Gebiet der Frauen im Dienste der öffentlichen Wohlfahrtspflege, diesen in ganz anderm Maße als früher wieder zugänglich geworden. Zugleich aber ist auch die freiwillige Krankenpflege ein Lebensberuf geworden, der denjenigen, die ihn wählen, die Sicherheit der Lebensführung gibt, wie sie andern Berufen eignet.

Noch einiger andrer Umstände ist zu gedenken, die für die Entwicklung der Krankenpflege von besonderer Bedeutung sind: Die sozial-politisch so wichtige Einführung der Kranken- und Unfallversicherung, sowie die anstaltsmäßige Behandlung der Lungenkranken haben den Kreis der Pflegerinnentätigkeit bedeutsam erweitert; die Frauenvereine mit ihren geschulten Kräften sind hier recht eigentlich die Hilfstruppen, nicht allein für die Pflege in den Krankenanstalten und Sanatorien, sondern auch durch die Fürsorge für die Familien, denen der Ernährer infolge der Unterbringung in einer Heilanstalt entzogen ist.

Vor allem aber hat die Entwicklung der Gemeindepflege den Frauenvereinen eine Tätigkeit von allergrößter Bedeutung erschlossen, ja es darf gesagt werden: Die Gemeindepflege ist recht eigentlich eine Schöpfung der Frauenvereine; sie ist für unser Volksleben eine der segensvollsten Organisationen, die nicht nur wohltätig von dem einzelnen empfunden wird, sondern die die ganze Bevölkerung moralisch und wirtschaftlich hebt: sie ist eine Betätigung der Wohlfahrtspflege im eminentesten Sinn des Wortes, sie wirkt helfend und vorbeugend[1]).

---

[1]) Der Preußische Vaterländische Frauenverein zählte (1903) 1128 Vereine, 41 Krankenpflegerinneninstitute, 49 Krankenhäuser; 431 Vereine betrieben Gemeindepflege, im Dienst der Vereine waren tätig als Krankenpflegerinnen: 1097 Schwestern vom Roten Kreuz, 721 Diakonissen, 59 katholische Ordensschwestern, 141 ohne Mutterhaus; zu diesen treten anderweitige Pflegerinnen: 30 Schwestern vom Roten Kreuz, 280 Diakonissen, 17 katholische Ordensschwestern, 213 ohne Mutterhaus. Zusammen 2568.

Der Bayrische Frauenverein umfaßt (1903) 330 Zweigvereine, eine Krankenpflegerinnenanstalt mit 174 geprüften Schwestern und 43 Lehrschwestern; 142 Schwestern waren auf 56 Stationen tätig, dazu treten 46 Landkrankenpflegerinnen.

Der Albert-Verein hat (1903) 43 Vereine; eine Krankenpflegerinnenanstalt mit 189 Albertinnen (und 18 freiwillige Schwestern), die auf 30 Stationen tätig waren; außerdem pflegten in einem Krankenhause 9 Schwestern von der Kongregation des heiligen Borromäus.

Der Württembergische Wohltätigkeitsverein führt die Aufsicht über den Verein für Krankenpflegerinnen (Karl-Olga-Krankenhaus). Das Haus zählt 126 Olga-Schwestern, die zum Teil in der Gemeindepflege tätig sind. Die Zentralleitung des Wohltätigkeitsvereins gewährt

Die Gemeindepflege hat in immer steigendem Maße die Tätigkeit aller Frauenvereine in Anspruch genommen. Während früher nur die größeren Städte, und auch diese kaum, der Segnung einer geordneten Krankenpflege teilhaftig wurden, überzieht sich jetzt das Reich mit einem jährlich engmaschigeren Netze von Stationen. Sie ermöglichen, daß auch in den abgelegensten Dörfern und in den Hütten der Ärmsten sich die Leidenden in schweren Stunden einer helfenden und bewährten Beraterin, einer freundlichen Trösterin, die Ärzte einer verläßlichen Gehilfin erfreuen. Der wirtschaftliche Wert solcher Fürsorge für die Wiederherstellung der Kranken muß mit vielen Millionen gewertet werden; unschätzbar aber ist die Bedeutung dieser stillen Arbeit auf dem Gebiet der Wohlfahrtspflege nach der moralischen Seite. Schon die Vereinigung aller Schichten der Gesellschaft zu diesem Zweck ist an sich von höchster Wichtigkeit als ein Quell fördernden, anregenden Gemeinsamkeitsbewußtseins. Ganz besonders so in unsrer Zeit, wo so viele Spaltungen im Gesellschaftskörper eine schwere Erkrankung desselben erkennen lassen. Wie bedeutungsvoll ist nicht das Zusammenwirken der Konfessionen in der Fürsorge für die Leidenden! Und in der freiwilligen Hilfe der Frauenvereine steckt ein gutes Stück der Lösung der sozialen Frage. Hier weht uns der Geist edelster Humanität erfrischend, die Hoffnung auf die Zukunft stärkend an, wenn wir sehen, wie die Mitglieder dieser Vereine, wie ihre Pflegerinnen als Boten des Friedens im Volke wirken, aufs schönste das Wort der Antigone erfüllend: „Nicht mit zu hassen, mit zu lieben bin ich da."

Maria Paulowna starb am 23. Juni 1859. Sie hat die kraftvolle Entwicklung ihrer eignen, die Erschließung zahlreicher verwandter Schöpfungen auf dem Gebiet der Wohlfahrtspflege nicht mehr gesehen. Aber ihr Lebens-

---

70 Anstalten, Vereinen und Gemeinden Unterstützungen für Krankenpflege: der Gemeindekrankenpflege erfreuen sich 343 Gemeinden, in denen teils Olga-Schwestern, teils Diakonissen und barmherzige Schwestern tätig sind.

Der Badische Frauenverein umfaßt (1903) 333 Vereine, die auf dem Gebiete der Krankenpflege 133 Stationen unterhielten mit 105 Ordensschwestern, 50 Diakonissen, 40 Vereinsschwestern, 75 Privat- oder Landkrankenpflegerinnen. Auf 75 Stationen, einschließlich des Ludwig-Wilhelm-Krankenheims, wirkten 17 Oberinnen und 445 Vereinsschwestern. Die Zahl der Landkrankenpflegerinnen belief sich auf 109.

Der Alice-Verein zählt (1902) 11 Zweigvereine, die Zahl der Schwestern betrug 66 und 3 Lehrschwestern; sie sind im Alice-Hospital und der Pflegerinnenschule und 5 Heilanstalten, sowie auf 9 Stationen für Gemeindepflege tätig.

Der Mecklenburgische Marien-Frauenverein zählt 24 Ortsvereine: die Zahl der Marien-Schwestern, die teils im Marien-Krankenhause, in andern Heilanstalten und auf 11 Stationen für Gemeindepflege tätig sind, beläuft sich auf 18 Schwestern und 6 Lehrschwestern.

Das Patriotische Institut des Großherzogtums Weimar zählt (1903) 183 Vereine; der Pflegerinnenanstalt Sophien-Haus gehören an 145 Berufsschwestern und 3 Hilfsschwestern. Tätig sind dieselben in 15 Krankenhäusern und 46 auf Stationen der Gemeindepflege.

Für den Deutschen Frauenverein für Krankenpflege in den Kolonien sind 35 Schwestern (1903) tätig, und zwar: in Deutsch-Ostafrika 8, Deutsch-Westafrika 6, Deutsch-Südwestafrika 11 (auf dem Kriegsschauplatz Anfang 1904 4), Deutsch-Ostasien 7, Neuguinea 1, Samoa 2.

abend erhielt eine Verklärung durch den Dank der Bevölkerung ihres Landes, die namentlich, als das Halbjahrhundert der Ankunft der Fürstin in Weimar sich vollendete, in zahllosen Kundgebungen ihrer Verehrung für diese einen ungekünstelten, warmen Ausdruck gab. Eine Medaille, durch deren Darbringung die sämtlichen Landesbezirke und Ortsgemeinden für „die tausendfachen, in die allgemeine Ordnung, Bildung und Wohlfahrt sich erstreckenden Wirkungen eines weisen Sinnes, einer unerschöpflichen Milde, einer nie ermüdenden Tätigkeit und eines umsichtigen Anteils an den Bestrebungen des Bedarfs und Nutzens, den Dank im fünfzigsten Jahre segensreichen Wirkens“ aussprechen, läßt den Blick sich rückwärts wenden auf jene Medaille, die in gleicher Veranlassung zu Ehren der Kaiserin Maria Feodorowna geprägt worden war. Beide Denk- und Dankmünzen machen ganz charakteristisch das Besondere in der Art beider verdienstvoller Fürstinnen deutlich. Maria Feodorowna erscheint im wesentlichen noch ganz die wohlwollende und wohltätig spendende Fürstin des 18. Jahrhunderts, und dementsprechend ist es das Oberhaupt des Staates, der ihr für solches Walten dankt; hier ist es die Bevölkerung des Landes selbst, die diesem Gefühle Ausdruck gibt, nicht nur für reiche Spenden, die sie aus der Hand einer großmütigen Fürstin empfangen hat, sondern in der Erkenntnis, daß diese die sozialen Kräfte erfolgreich zur Selbsthilfe für das Gute in Bewegung zu setzen gewußt hat. Maria Paulowna selbst hat darin die wirkliche Bedeutung ihres Wirkens erblickt; in ihrem Testament (vom 22. Nov. 1857) überweist sie dem Patriotischen Institut eine ansehnliche Summe jährlich aus dem Zinsabwurf ihres Vermögens:

in der Hoffnung, daß die von mir in das Leben gerufenen Frauenvereine in diesem Lande, dem ich so gerne meine ganze Sorgfalt zugewendet habe, von Nutzen gewesen sind und sein werden, da sie berufen waren, dem gesamten guten Willen eine Direktive zu geben zum Wohle eines großen Teiles der Einwohnerschaft.

Wer in einem großangelegten und erfolgreich ausgeführten Wirken so völlig die eigne Persönlichkeit zurücktreten läßt vor der Wertung des „gesamten guten Willens“, der bezeugt in Wahrheit jenen erhabenen Geist, der das Große in das Leben legt und es nicht darin sucht. In dieser vertieften, bescheidenen und selbstlosen Auffassung ihrer Tätigkeit kommt einfach und schlicht das Moment zum Ausdruck, das dem geschichtlichen Bilde der Fürstin eine allgemeine menschliche Bedeutung sichert: nur die Reinheit und Erhabenheit der Gesinnung, die alles Persönliche zurücktreten läßt, befähigt wie in jedem öffentlichen Wirken, so auch in der Wohlfahrtspflege, gleichviel, in welcher Stellung es sei, zur Erfüllung der übernommenen Pflichten und zu einer erfolgreichen Mitarbeit an der Lösung der großen Aufgaben, die echte, in Vaterlandsliebe und christlicher Nächstenliebe wurzelnde Humanität von jeder ihrer Pflicht bewußten Gesellschaft fordert. Nicht nur was Maria Paulowna geschaffen, gerade das wie sie es geschaffen, verleiht ihr vollen Anspruch auf dankbare Erinnerung der Nachwelt.

Im Hauptquartier der kaiserl. russischen Armee in Polen

unter dem Oberkommando des Generalfeldmarschalls Grafen Berg.

September 1863 — November 1865.

Persönliche Erinnerungen

von

J. von Verdy du Vernois).

III. Dienstliche Beziehungen.

Wie ich es vorausgesehen hatte, wurde die Abreise des Großfürsten die Veranlassung, daß Treskow sich eifrigst bemühte, seiner weiteren Verwendung in Warschau enthoben zu werden. Es glückte ihm auch, dies durchzusetzen, und im November kehrte er zu seinem Regiment nach Magdeburg zurück, um bald darauf zur Dienstleistung im Militärkabinett berufen zu werden, worauf er alsdann die einflußreichste Stelle in der Armee, die des Chefs desselben, für den General von Manteuffel übernahm. Sein wohlwollendes Herz, seine ritterliche Gesinnung ließen ihn dort eine segensreiche Tätigkeit entwickeln. Während des Krieges 1870 71 befand er sich anfangs noch in dieser Stellung, trat dann aber während des Herbstfeldzuges in Befriedigung seines dringendsten Wunsches an die Spitze der 19. Division, die der Armeeabteilung des Großherzogs von Mecklenburg angehörte, und nahm an den schweren Kämpfen, welche diese vor Orleans und Le Mans durchzuführen hatte, den ruhmvollsten Anteil. General von Stosch, der wohl in der Lage war, ein Urteil über Treskow zu fällen, da er in dieser Periode als Chef des Generalstabes der Armeeabteilung funktionierte, hat mir gegenüber später seiner mit der größten Hochschätzung gedacht, was um so mehr ins Gewicht fiel, da Stosch mit Anerkennung sehr kargte. Er kennzeichnete Treskow als einen General, der, wie er sich ausdrückte, „nie versagte". Unter den größten Anstrengungen unermüdlich, stets von dem Gedanken beseelt, an den Feind zu gelangen, von großer persönlicher Bravour, dabei praktisch in seinen Anordnungen, habe er

die Truppe rücksichtslos eingesetzt, wo es sein mußte, und voller Hingabe für sie gesorgt, wo er sie zu schonen vermochte. In allem ein glänzendes Beispiel und ein hinreißendes Element für seine Untergebenen. Er endete seine militärische Laufbahn als kommandierender General des IX. Armeekorps in Schleswig-Holstein, in dem Lande, für dessen Befreiung er schon als junger Offizier im Jahre 1848 eingetreten war, und in dem er bereits in jener Zeit sich durch sein Verhalten die Liebe der Bewohner erworben hatte, was sogar in poetischen Äußerungen hervortrat. Sein ganzes Verhalten, die Reinheit seines Charakters wie die Gewandtheit seiner Formen machten ihn zu einem überaus beliebten Mitglied in den gesellschaftlichen Kreisen, insbesondere in denen des Hofes. Späterhin trat ich noch einmal mit ihm in dienstliche Beziehung, und zwar als Mitglied der ersten Kommission für Aufstellung der Felddienstordnung, zu deren Vorsitzendem Treskow ernannt worden war.

Vor seiner Rückkehr in die Heimat ging er nach St. Petersburg, woselbst er als Anerkennung seiner geleisteten Dienste den St. Annen-Orden zweiter Klasse in Brillanten erhielt. Auch mir ward in dieser Zeit der St. Stanislaus zweiter Klasse zuteil. Als erste Dekoration ein Halsorden! Da wurde es doch erforderlich, daß ich mich sofort wieder photographieren ließ! Ich gestehe offen, daß ich noch heute gern daran denke, welches besondere Vergnügen mir dieser erste Orden gemacht hat. Im übrigen wurde mein damaliges Kommando ein fruchtbringender Boden für derartige Auszeichnungen: außer dem St. Stanislaus brachte es mir russischerseits am Schluß den St. Wladimir dritter Klasse und die für jene Zeit gestiftete Erinnerungsmedaille, preußischerseits den Roten Adlerorden vierter Klasse ein. Um hier gleich mit den Ordensangelegenheiten zu enden, will ich folgenden Vorfall erwähnen. Eines Tages erhielt ich vom Militärkabinett ein kleines Paket nebst einer Allerhöchsten Kabinettsorder für den Grafen Berg zugeschickt mit dem Auftrage, den in demselben befindlichen Orden Pour le mérite mit Eichenlaub und der Ziffer 50 dem Statthalter, der vor fünfzig Jahren für Auszeichnung in der Schlacht von Leipzig als russischer Generalstabsoffizier diesen Orden erhalten habe, in geeigneter Weise zu überreichen. Um dies möglichst feierlich ausführen zu können, lud ich unsern guten Baron Rechenberg, den Generalkonsul, ein, bei der Übergabe zugegen zu sein, und ersuchte ihn auch, im Interesse seiner Stellung die dabei erforderliche Anrede zu halten. Bei unserm Empfange entledigte sich Rechenberg dieser Aufgabe mit dem ihm innewohnenden Geschick in vortrefflichster Weise. Graf Berg, umgeben von seinem gesamten Stabe, hörte sehr gespannt zu; seine Gesichtszüge verrieten nicht, was in ihm vorging; als aber Rechenberg geendet, drückte er in sehr warmen Worten seinen tiefgefühlten Dank für die ihm zugedachte Auszeichnung wie für die gnädige Order aus. „Aber," fügte er hinzu, „ich habe leider den hohen Orden fünfzig Jahre lang nicht tragen können, denn er ist mir nie verliehen worden." Unsre verdutzten Gesichter wird man sich vorstellen können. Der ganze feierliche Akt bekam dadurch eine etwas eigentümliche Färbung. Diese ehemalige „Nichtverleihung" hinderte den Grafen natürlich nicht, die Dekoration anzulegen, da sie ihm doch jetzt verliehen

wurde; die Recherchen ergaben, daß allerdings der Orden nach der Schlacht von Leipzig für ihn bestimmt gewesen, aber durch ein Versehen ein gleichnamiger Verwandter, ebenfalls russischer Generalstabsoffizier, ihn erhalten hatte.

Meine dienstliche Stellung dem neuen Statthalter und Oberbefehlshaber gegenüber gestaltete sich vom ersten Moment an sehr günstig; der Graf hielt meine Bereitwilligkeit, seine Gattin vor ein paar Monaten nach Thorn zu begleiten, in dankbarer Erinnerung und tat sein möglichstes, mich entweder selbst orientiert zu halten oder mich durch den Generalstab rechtzeitig orientieren zu lassen. Bei der Lebhaftigkeit, die ihm innewohnte, hatte er auch sehr häufig Anliegen an mich, die sich bald auf die Grenzbesetzungen, bald auf anderweitige Maßregeln bezogen, von denen er wünschte, daß sich unsre Regierung dafür interessieren möchte.

So bereiste ich unter anderm auf seine Veranlassung ein paar Wochen lang, nach bei uns eingeholter Zustimmung, den beiderseitigen Grenzkordon von Thorn bis an die galizische Grenze, um zu sehen, ob die Verbindung auch überall zweckmäßig unterhalten und die Grenze selbst ausreichend geschlossen wäre, um Zuzug von Insurgenten wie die Überführung von Waffen und Munition aus den preußischen Gebietsteilen zu verhindern. Hierbei lernte ich auch den preußischen Oberst von Bredow kennen, dem mit seinem Dragonerregiment und einiger Infanterie ein Abschnitt überwiesen worden war. In seiner Frische und Unternehmungslust machte er einen überaus sympathischen Eindruck. Mit ihm und einer Abteilung seiner Dragoner brachte ich auch eine Nacht an der Prosna zu, in der Hoffnung, den angekündigten Übertritt von Insurgenten aus dem Posenschen zu verhindern. Aber die Insurgenten kamen nicht; sie hatten, wie wir später erfuhren, es vorgezogen, nach Hause zu gehen. Als ich nach einigen Jahren Bredow wiedersah, konnte ich in ihm den Helden von Bionville begrüßen, der mit dem Todesritt seiner Brigade sich unvergänglichen Ruhm erworben hatte. Auch eines komischen Intermezzos muß ich bei dieser Besichtigungsreise erwähnen. Von Kalisch aus, wo ich während derselben hingeraten war, wollte ich auf preußisches Gebiet, nach Oletzko. Das polnische Postgebäude hatte einen ziemlich großen Hof, in dem sich mein Extrapostwagen befand — eine niederträchtige Kibitke, an den Seiten von Weidengeflecht eingefaßt ein unförmiger Sack mit einem Strohbündel darauf als Sitz für mich, vor mir mein Koffer, auf den sich der Postillon niederließ, so ging die Reise vor sich. Kaum hatte sich jedoch das weite Tor nach der Straße zu geöffnet, als die kleinen Pferdchen, aufgemuntert durch heftiges Ins-Maul-rucken und ein paar gewichtige Peitschenhiebe des angerissenen Kutschers wie seiner ihn unterstützenden Kollegen, von der Stelle aus abschrammten. Um die Situation aber zu komplizieren, war vor dem Hause auf dem Marktplatz gerade an diesem Tage großer Töpfermarkt, und ohne weitere Rücksichtnahme flog das Gefährt über die ausgebreiteten Töpfe, Schüsseln, Krüge und sonstiges Hausgerät hinweg unter dem Krachen des zermalmten Geschirrs und dem Wehgeschrei und den Flüchen der meist alten Weiber, der unglücklichen Besitzerinnen dieser Waren. Merkwürdigerweise erlitten die Pferde dabei keinen Schaden.

Diese schienen den Weg nach Oletzko schon zu kennen, sie bogen sofort auf die richtige Chaussee ein, ohne sich in ihrem wilden Laufe durch herbeieilende Leute stören zu lassen, deren Tätigkeit übrigens mehr zu einer Beschleunigung der Pace führte als zu ihrer Unterbrechung. Prellsteine und Haufen von kleinen Chausseesteinen störten das Gleichgewicht öfter recht bedenklich; bei einem besonders heftigen Stoß flog denn endlich auch mein Postillon — ich hatte schon seit einiger Zeit auf dieses Ereignis gewartet — in den Chausseegraben, und gleich darauf folgte ihm meine Helmschachtel in hohem Bogenwurfe nach. Schließlich schwang sich auch mein Koffer über das wenig sich erhebende vordere Trittbrett herab und ließ sich überfahren, nachdem er vorher beim Sprung den Pferden mit gewaltigem Stoß einen neuen Antrieb zu noch eifrigerem Laufen gegeben hatte. Von Sehen und Hören war inmitten des Staubes und des Wagengerassels nicht mehr die Rede; es ging eben alles „drunter und drüber!“ — „Jetzt,“ dachte ich, „kommst du an die Reihe!“ — klammerte mich also krampfhaft an den Stäben fest, welche zur Stütze des Flechtwerkes sich in demselben befanden, da — zu meinem Glück — senkte sich plötzlich ein aufgezogener schwarz-weißer Chausseebaum mit großer Schnelligkeit vor uns nieder und sperrte den Pferden den Weg, die nun genug zu haben schienen und vor dem sie jetzt ruhig stehen blieben. Der Chausseeeinnehmer hatte schon von weitem an der sich eiligst nähernden Staubwolke erkannt, was vorging, und, da er eine derartige Beförderung wohl schon öfter kennen gelernt, zum bewährten Mittel noch rechtzeitig gegriffen. Nun schickte er ein paar Arbeiter aus, meine Sachen wieder aufzulesen; diese kamen denn nach einer halben Stunde mit ihnen an, den Kutscher aber hatten sie im Chausseegraben liegen lassen: „Der schläft so fest, daß wir ihn nicht wachkriegen.“ So wurde denn Aushilfe beschafft, und ich gelangte schließlich glücklich nach dem nahen Oletzko. Auf diese Art und Weise betrat ich hier wieder das Heimatland! Den Töpfersleuten versuchte ich eine Entschädigung zukommen zu lassen; ob sie selbige aber bekommen haben, vermochte ich nie zu erfahren.

Weitere dienstliche Tätigkeit in größerem Umfange fand sich für mich in dem Jahre 1864 in der Teilnahme an einer Generalstabsreise, zu der mich General von Moltke auf meinen Antrag heranzog.

In bezug auf diesen dienstlichen Ausflug bemerke ich, daß mit dem Erlöschen des bewaffneten Aufstandes auch allmählich unsre Truppen von der Grenzbesatzung in ihre Garnisonen wieder zurückgezogen wurden und daher meine ständige Anwesenheit in Warschau nicht mehr so erforderlich schien, wie dies früher der Fall war, wo es täglich etwas zu tun gab. Dem Wunsche des Grafen Berg entsprach es, daß mein Kommando, wie das des russischen Obersten und Flügeladjutanten von Weymarn in Posen, welcher dem Oberkommandierenden in unsern Grenzprovinzen, General von Werder, beigegeben war, noch länger aufrechterhalten blieb. Eine besondere Notwendigkeit hierfür lag nicht vor, seitdem die Situation sich zu einer zufriedenstellenden gestaltet hatte, und eigentlich erwartete ich über ein Jahr lang meine Abberufung von Tag zu Tag. Es ist dies an und für sich gerade keine angenehme Lage.

Man lebte Kampagne gemäß, entbehrte allen persönlichen Zubehörs, welches das eigene Heim zu einem gemütlichen Aufenthalt macht, und besaß nur das Allernotwendigste, da man sich scheute, von Hause umfangreiche Sendungen kommen zu lassen, bei der Möglichkeit, daß, wenn diese auf dem Hinwege nach Warschau waren, ich selbst mich vielleicht schon auf dem Rückwege nach Magdeburg befand. Ebenso bewirkte die stets in Aussicht stehende schleunige Abberufung, daß man sich nicht zu umfangreichen Studien entschloß, sondern eigentlich nur von heute zu morgen lebte und sich an jedem einzelnen Tage nur mit dem beschäftigte, was die Ereignisse desselben gerade mit sich brachten, dies um so mehr, als das besondere Interesse, welches die Zeit des revolutionären Treibens hervorgerufen hatte, mit dem allmählichen Absterben der Insurrektion naturgemäß ebenfalls erlosch. Eine derartige Lage ohne Häuslichkeit, ohne ernste Beschäftigung, und ohne zu wissen, was der nächste Tag uns persönlich bringen würde, wäre wohl geeignet gewesen, bei jahrelanger Dauer einen apathischen oder einen nervösen Einfluß auszuüben, doch halfen die stets sich gleichbleibende Herzlichkeit und das gastliche Entgegenkommen aller russischen Kreise, mit denen ich in Beziehung stand, darüber in angenehmster Weise hinweg. Um jedoch bei diesem Dahinleben nicht außer Übung in bezug auf die sonstige Tätigkeit eines Generalstabsoffiziers zu geraten, hatte ich 1864 den Antrag gestellt, an der damaligen Reise des Großen Generalstabes teilnehmen zu dürfen. Die Genehmigung erfüllte mich mit besonderer Freude. Als Rendezvous ward Berlin angegeben, von wo der Transport der Teilnehmer nach der Provinz Sachsen erfolgen würde. Beritten sollte ich mich aber selbst machen. Ich kaufte daher aus dem Nachlaß eines eben gestorbenen russischen Obersten ein Pferd, einen ukrainischen Schimmelhengst, bildschön und lammfromm. Es war dies eines von den wenigen Pferden, das mir Gewinn brachte; sonst habe ich während meiner Dienstzeit ein kleines Vermögen an Pferden verloren. Diesmal war das Glück mir günstig. Kurz vor Ausbruch des Feldzuges von 1866 — Berlin war inzwischen meine Garnison geworden — ritt ich eines Tages in der Friedrichstraße von meiner Wohnung dem Halleschen Tore zu, als mitten auf dem Damm ein sehr sorgfältig gekleideter Herr an mich herantrat und höflich fragte, ob der Hengst zu verkaufen wäre. Ich erwiderte ihm, das hinge davon ab, was er böte. Sofort machte er einen Preis, der gerade das Doppelte betrug von dem, den ich bezahlt hatte. Solch ein Geschäft war mir noch nicht vorgekommen; auch war ich noch zu unerfahren im Pferdehandel, um zu wissen, daß sich bei einem derartigen Angebot vielleicht mehr herausschlagen ließe. Ich besann mich daher nicht lange, willigte ein und kehrte sofort nach dem Stall zurück, woselbst der Betreffende mir das Geld auf der Stelle aushändigte und sich entpuppte als — Herr Renz, der berühmte Zirkusdirektor! Nun erst stellte ich mir die Frage: ob ich von ihm wohl mehr hätte bekommen können? Aber die war nicht mehr zu lösen!

In Berlin ward mir das Glück zuteil, von Seiner Majestät empfangen zu werden, der gütige Worte für mich hatte und mir den Roten Adlerorden verlieh. Ich mußte staunen, wie genau der Allergnädigste Herr Einzelheiten

meiner Berichte im Gedächtnis behalten, und überhaupt, wie Er sich über alle einschlagenden Verhältnisse orientiert zeigte.

Eine besondere Aufgabe hatte ich noch in der Residenz zu lösen. Es war mir nämlich bis dahin nicht gelungen, festzustellen, welche Zulage man mir bei meiner Mission geben wollte. Es soll zwischen dem Auswärtigen Amt und dem Kriegsministerium streitig gewesen sein, wer die Zulage zu zahlen habe; jedenfalls war Jahr und Tag darüber vergangen, ohne daß ich erfuhr, was für Mittel mir zur Verfügung standen. Mich hatte dies bisher nicht sehr bekümmert, besaß ich doch den mir beim Antritt des Kommandos übergebenen Kreditbrief über 5000 Rubel. Davon hatte ich nur, was durchaus notwendig, erhoben, und wenn auch bei den in Warschau herrschenden Zuständen manches Erforderliche mit sehr hohen Preisen bezahlt wurde, so war doch sonst wenig Gelegenheit, Geld auszugeben, dies um so mehr, als ich für Wohnung und dauernd für Equipage nichts zu zahlen brauchte. Ich sah also der dereinstigen Abrechnung mit ruhigem Gemüte entgegen und tröstete mich für den Fall, daß ich mehr ausgegeben hätte, als man mir bewilligen würde, mit George Browns Worten aus der „Weißen Dame“: „Ich laß es mir von meiner Gage abziehen,“ — aber nur in kleinen Raten!

Da ich nun einmal in Berlin war, wollte ich doch diese Angelegenheit gern erledigen. Ich trug sie also dem General von Manteuffel, dem damaligen Chef des Militärkabinetts, vor, und dieser überwies mich in sehr wohlwollender Behandlung der Angelegenheit mit einigen Zeilen an den Legationsrat von Kendell, wobei er sagte: „Ich rate Ihnen: fordern Sie nicht zuwenig! Ich habe mein Vermögen im Dienste des Staates zugesetzt; das dankt mir niemand, vor allem nicht der Fiskus!“ Bei Kendell, dem späteren Botschafter in Rom, fand die für mich so wichtige Frage ein verständnisvolles Entgegenkommen, so daß mir zehn Taler täglicher Diäten bewilligt wurden, allerdings mit dem Zusatze, daß ich davon aber auch sämtliche Reisen bestreiten müßte. Der Zusatz war etwas hart, indes reichte schließlich das Bewilligte doch so weit aus, daß ich unter Zuhilfenahme meines sonstigen Diensteinkommens ganz gut auszukommen vermochte. Eine Fahrt nach St. Petersburg sowie mehrere längs der Grenze machten allerdings hierbei bedeutende Ansprüche an den Geldbeutel, so daß man immerhin recht genau rechnen mußte.

Die Generalstabsreise, unter Moltkes persönlicher Leitung, fing in Naumburg an, ging dann längs der Saale in die Goldene Aue und endete, den Südrand des Harzes streifend, in Mansfeld. Ich kenne nichts Lehrreicheres als diese Übungen; man kann deren nie zu viele mitmachen.

Der Ausgangspunkt hierzu ist, daß unter Annahme irgendeiner genau präzisierten Kriegslage von den Teilnehmern an der Reise zwei Parteien gebildet und ihnen bestimmte Truppenteile supponiert überwiesen werden, deren einzelne Abteilungen die Parteiführer, die das obere Kommando erhalten, den ihnen zugeteilten Offizieren zur Führung übergeben. Gemäß den Anforderungen der Situation werden von allen Betreffenden, die nun als Kommandobehörden funktionieren, die entsprechenden Befehle ausgearbeitet

und sonstige Anordnungen, wie Erkundungen von Flußübergängen, fortifikatorischen Arbeiten usw., getroffen, wie dies in Wirklichkeit von den Inhabern ihrer Stellung geschehen würde. Diese Arbeiten werden dann dem Leiter der Übung eingereicht, der nach ihrer Durchsicht und Anordnung etwa weiter noch erforderlicher Arbeiten am folgenden Tage die Übung im Gelände fortführt. Hierbei berechnet er, wie nach den getroffenen Anordnungen die beiderseitigen Truppen zu bestimmten Zeiten stehen, und was die Gegner im Ernstfalle durch Patrouillen oder Landesbewohner sowie aus eigener Anschauung erfahren würden; auch gibt er die Entscheidungen nach Anhören der beiderseitigen Maßregeln, wo in Wirklichkeit ein Zusammenstoß stattgefunden haben würde. Den einzelnen Führern wird dabei volle Freiheit für ihre Anordnungen gewahrt; sie treffen solche, sobald dies erforderlich wird, und so nimmt die Übung ihren weiteren Verlauf, indem die Leitung alle Operationen sich entwickeln läßt, wie dies im Kriege voraussichtlich der Fall sein würde. Da der Leitende die Entscheidung gibt, hat er es auch in der Hand, alle erdenkbaren Friktionen einzuflechten und damit die Übung noch lehrreicher zu gestalten.

Eine in dieser Weise geregelte Beschäftigung erzielt, daß der Blick im Gelände in bezug auf dasselbe wie auf die Truppenverwendung in ihm verschärft und der Mechanismus der Befehlsführung eingeübt wird. Da man sich hierbei den Aufenthalt und die Bewegungen von Truppen, die im Gelände weder tatsächlich vorhanden sind noch markiert werden, immer vergegenwärtigen muß, wird die Phantasie angeregt, die der Führer im Kriege nicht entbehren kann, und indem man ferner genötigt ist, Entschlüsse in kürzester Frist zu fassen und sie sofort in Befehle umzusetzen, wird die für den Ernstfall erforderliche Sicherheit und das schnelle Eingreifen der Führung wesentlich bei den Teilnehmern weiterentwickelt.

Bewundernswert war der damals bereits in der Mitte der Sechzig stehende Chef in seiner Frische und unermüdlichen geistigen wie körperlichen Tätigkeit[1]). Nach anstrengendem Ritt und angreifender Leitung während des Marsches sah man ihn stets, soeben im Quartiere angelangt, gleich wieder zu Fuß unterwegs, teils um von der Höhe eines Kirchturms herab einen Überblick über die gesamte Landschaft zu gewinnen, teils aber auch um im Durchschreiten der Straßen alles, was der Ort an Eigenartigem aufzuweisen hatte, kennen zu lernen. Lebhaftes Interesse zog ihn zu Kirchen und Ruinen von Burgen hin, wie es sich auch besonders an alles heftete, was mit früheren Zeiten in irgendeinem Zusammenhange stand. Diese Spaziergänge boten ihm die hauptsächlichste Erholung. Nach denselben nahm er ein sehr einfaches und mäßiges Frühstück auf seinem Zimmer ein, worauf sofort seine Arbeit wieder begann.

Dieselbe bestand zunächst im schriftlichen Fixieren der Lage, wie solche sich für beide Parteien im Laufe der Übung an dem betreffenden Tage entwickelt hatte, und zwar in Form einer Relation. Nochmals wurde genau festgestellt, wo die Truppen sich schließlich in Wirklichkeit befunden hätten, und was für

[1]) Moltke war 1800 geboren, und somit entsprach sein Lebensalter der jedesmaligen Jahreszahl.

Nachrichten vom Feinde wie von anderweitigen eigenen Abteilungen ihnen bis dahin zugekommen waren unter genauer Festsetzung ihrer Abgangs- und Eingangszeiten. Es muß dies geschehen, um die Ereignisse genau festzulegen und etwaige Irrtümer oder Mißverständnisse, die auf dem Felde bei mündlicher Behandlung entstanden sein konnten, zu beseitigen. Diese Relationen gingen den Führern beider Abteilungen zu, welche die Befehle erlassen hatten, auf Grund deren die Offiziere ihrer Abteilung auch ihre Anordnungen für die Fortführung der Operationen trafen. Alle diese Arbeiten mußten bis gegen Abend der oberen Leitung eingereicht sein, die sich dann mit ihrer Durchsicht befaßte und sie in einer späteren Konferenz für die versammelten Offiziere kritisch beleuchtete.

Bei dieser Reise hatte ich die Art und Weise, wie Moltke die Zusammenstellungen machte, näher kennen gelernt. Dies gab mir den Anstoß, als er ein paar Jahre nachher bei einer ebensolchen Übung mich zu seiner speziellen Verfügung zu sich kommandierte, die Relationen, während er seinen Spaziergang machte und frühstückte, selbst anzufertigen. Als er sie gelesen und währenddessen mehrmals mit dem Kopf zustimmend genickt hatte, stellte er mir die Frage: „Sie wollen wohl, daß ich überhaupt nichts mehr arbeiten soll?" Ich erwiderte ihm: „Exzellenz, jetzt kommt erst Ihre Arbeit." Lächelnd sah er meine Schrift nochmals durch, machte einige Korrekturen — und so blieb es denn bei diesem Verfahren bei jener Reise wie bei den folgenden, in denen er mich zur Unterstützung der Leitung kommandierte, solange ich mich noch im Großen Generalstabe befand.

Hierzu sei nur noch bemerkt, daß die vor wie nach mir zur Unterstützung Moltkes von ihm bei diesen Übungsreisen kommandierten Offiziere es ebenso gemacht haben. Nun erst begann seine allerwichtigste Arbeit: die Durchsicht der eingereichten Befehle, Memoires usw. und deren Beurteilung, dann das Überlegen, wieviel von den gemachten Bemerkungen bereits jetzt mitgeteilt werden konnten oder auf einen späteren Zeitpunkt verschoben werden mußten, um nichts dem Gegner zu verraten, was noch nicht zur vollen Kenntnis für denselben reif geworden war. Die Konferenzen fanden in der Regel eine Stunde vor dem um sieben Uhr gemeinschaftlichen Essen statt. Nach demselben setzten sich diejenigen Herren, welche noch Anordnungen zu treffen hatten, an die Arbeit; auch fanden die abgesonderten Konferenzen der Abteilungsführer statt, denen der Chef bei der einen oder andern Partei beiwohnte, wenn gerade besonders Wichtiges zu erwarten stand. Die letzte Beschäftigung am Abend bestand dann für ihn in einer Whistpartie oder im Anhören musikalischer Leistungen von einzelnen Mitgliedern unsrer Gesellschaft.

Unter Begünstigung des Wetters, im Ritt durch eine herrliche Gegend verlief die damalige Reise in ebenso interessanter wie genußreicher Weise. Wesentlich erfrischt kehrte ich auf meinen Posten nach Warschau zurück, nachdem ich in Berlin mich bei Seiner Majestät abgemeldet hatte.

Bei dieser Gelegenheit erinnere ich mich noch sehr lebhaft, wie Moltke auf der unmittelbar nach 1866 erfolgten Übungsreise mit mir Kreysau zum erstenmal aufsuchte, indem er die Reisetage, an denen nichts Dienstliches vor-

lag, benutzte, bei unsrer damaligen Anwesenheit in Schlesien die in der Nähe unsrer Marschstraße gelegenen verkäuflichen Güter zu besichtigen, um seine Dotation in einem derselben anzulegen. Der Besitzer war abwesend, so daß wir uns mit einer Inspektion des Hofes und Gartens begnügten. Das Ganze machte einen etwas trüben Eindruck, und Moltke konnte sich damals noch nicht recht für das Gut begeistern; übrigens währte unser Aufenthalt kaum eine Viertelstunde. Späterhin war er überaus glücklich, daß er sich zu seinem Ankauf entschlossen hatte.

Im Laufe der Jahre 1864 und 1865 wurde mir mehrmals der Auftrag zuteil, unsern Generalkonsul zu vertreten. Baron Rechenberg hatte seine Familie in Prag bei den Eltern seiner Gattin etabliert, da für den Schulunterricht der Kinder Warschau gerade jetzt kein geeigneter Aufenthalt war. Meine hauptsächlichste Tätigkeit bestand alsdann in der Verwendung für insurrektionsverdächtige Deutsche, die festgenommen worden waren, sowie in Unterstützung von sonstigen Bittgesuchen aller Art, insbesondere um Erlaß auferlegter Geldstrafen und Konfiskationen. Meine Bekanntschaft mit den maßgebenden Personen erleichterte mir meine Aufgaben, so daß sich fast alles auf mündlichem Wege erledigen ließ. Angenehm war die Beschäftigung gerade nicht, da es häufig recht unsicher blieb, ob der liebe Landsmann nicht alles andre eher verdiente als eine besondere Befürwortung.

Durch Entgegenkommen der russischen Behörden gelang es mir öfter, günstige Entscheidungen zu erzielen. Dies sprach sich natürlich bald herum, und die Folge war, daß ich auch aus polnischen Kreisen vielfach um Verwendung für in Bedrängnis befindliche Personen angegangen wurde, was zu übernehmen mit meiner offiziellen Stellung nicht vereinbar war. Nur in Fällen, welche politisch ohne Bedeutung waren, wie z. B., wo es sich um Erlaubnis handelte zu einer Unterredung eines Inhaftierten mit seinen nächsten Verwandten und die Schuld des Betreffenden als eine zweifelhafte oder nur als eine geringe erschien, vermochte ich privatim einzutreten, und mein Ersuchen hat dann auch stets Gewährung gefunden.

Im übrigen mußte ich in dieser Tätigkeit oftmals recht traurige Szenen erleben, namentlich mit Polen. So wurde ich eines Nachts geweckt mit dem Bemerken, daß ein paar Frauen da wären, die mich notwendig sogleich sprechen müßten. Ich stand auf und fand in meinem Arbeitszimmer eine vornehme alte Matrone, mit ihrer Tochter, einer noch ziemlich jungen Dame, und drei kleinen Kindern, die, in Tränen gebadet, auf den Knieen lagen und in lauten Jammer ausbrachen. Es handelte sich um Abänderung der Todesstrafe für den Mann der jungen Frau, die am frühesten Morgen an ihm vollstreckt werden sollte. So herzzerreißend auch der Anblick und die Worte der Hilfeflehenden waren, so vermochte ich ihnen doch nicht zu helfen, da alle Bedingungen dazu fehlten.

Ähnliche Szenen wiederholten sich noch ein paarmal. In der durch solche Gelegenheiten hervorgerufenen Berührung mit polnischen Elementen lernte ich auch das Sanguinische und Überschwengliche in dem Charakter dieses sonst so reichbegabten Volkes gründlich kennen. Wo es den Wünschen des

einzelnen entsprach, glaubte mancher an die Erfüllung von Phantasiegebilden, die nie zur Wirklichkeit gelangen konnten. Ich habe den Eindruck gewonnen, als ob diese Eigenschaft eine von den Ursachen war, welche das Unglück des Volkes mitherbeigeführt und die auch in dieser Revolution bei manchem sonst schätzbaren Charakter arge Verwirrung angerichtet haben. So wollte mich eines Tages ein den gebildeten Ständen angehöriger Herr davon überzeugen, daß nunmehr der Sieg der Erhebung gesichert sei: „denn in der nächsten Woche würde die jetzt vor Danzig kreuzende englische Flotte die Weichsel heraufdampfen und vor Warschau erscheinen". Er glaubte es wirklich, seitdem die Anwesenheit englischer Kriegsschiffe vor Danzig festgestellt war!

Schließlich hatte es doch für mich ein besonderes Interesse, durch die Vertretung von Rechenberg die Geschäftstätigkeit des Generalkonsulats kennen zu lernen. Sie war bei den zahlreichen Beziehungen zwischen der dortigen und unsrer Bevölkerung eine sehr umfassende und vielseitige, unter den damaligen Verhältnissen aber auch von einer hervortretenden politischen Wichtigkeit. Selbstverständlich ging Rechenberg nicht auf Urlaub, wenn in letzterer Beziehung etwas Besonderes zu erwarten stand.

IV. Häusliche und gesellschaftliche Beziehungen.

Der längst gehegte Wunsch, meine Frau in Warschau zu sehen, ging gegen Ende Oktober in Erfüllung. Allerdings glaubten wir wiederum, daß sich der Aufenthalt daselbst nur auf etwa sechs bis acht Wochen ausdehnen würde, und ahnten nicht, daß statt dessen noch zwei volle Jahre vergehen sollten, bis wir zur Heimreise gelangten.

Auf der Fahrt von Berlin nach ihrem Reiseziel sollte meine Gebieterin bereits auf polnische Verhältnisse hingeführt werden. In Kreuz stieg nämlich in der Nacht eine, soweit es sich erkennen ließ, sehr elegant gekleidete Dame in das Coupé ein, in dem meine Frau sich häuslich eingerichtet hatte. Da es mit dem Schlafen beiderseits nicht recht gehen wollte, begann die neue Reisegefährtin sehr bald eine Unterhaltung einzuleiten, aus der hervorging, daß sie eben aus Posen käme, von wo aus sie nach Warschau habe gelangen wollen, daß die Russen ihr aber nicht gestattet hätten, die Grenze zu überschreiten. Jetzt beabsichtige sie, den Versuch zu machen, ob ihr dies nicht über Alexandrowo gelingen werde. Nach einiger Zeit verriet sie jedoch eine große Besorgnis, daß auch dieser Versuch mißlingen könne; schon wollte sie in Bromberg aussteigen. Meine Frau, welche die versagte Erlaubnis auf irgend eine Konfusion der Grenzwache bezog, wie derartiges wohl manchmal vorgekommen war, redete ihr jedoch gut zu und machte ihr Mut, die Fahrt fortzusetzen. Dabei fiel ihr aber doch die immer mehr und mehr hervortretende Ängstlichkeit ihres vis-à-vis auf und sie fragte, ob sie denn keinen ordentlichen Paß besäße. Die Antwort lautete bejahend, aber unter dem Hinzufügen: es wäre ein Verbot des Gouvernements ergangen, sie in Polen hineinzulassen. Dies machte natürlich meine Frau stutzig, indem es den Anschein erweckte, als ob die Dame in politischer Beziehung in irgendeiner Weise kompromittiert sei. Auf eine

desfallsige Bemerkung antwortete sie, daß dies keineswegs der Fall wäre. Sie wolle nur vom Gouvernement eine größere Geldsumme erlangen, da ihr Mann Anfang Oktober in Warschau im Hôtel de l'Europe auf Anordnung des geheimen Komitees ermordet worden sei. Voller Entsetzen rief meine Frau, die bei ihrem Interesse und guten Gedächtnis alles, was in meinen Briefen oder in den Zeitungen über Polen stand, bis in die kleinste Einzelheit behielt, ganz empört aus: „Dann sind Sie Frau Dr. Hermanni! Aber Ihr Mann war doch ein Spion! Wie konnten Sie das nur dulden!" — Kaum war ihr dieser Ausruf sittlicher Entrüstung entfahren, als sie auch sofort bereute, ihn getan zu haben; kam aber schnell darüber fort, da die Dame wenig Anstoß daran zu nehmen schien, indem sie zu Puderdose und Handspiegel griff und sich bemühte, ihre von der Nachtfahrt derangierte Toilette wieder in Ordnung zu bringen. Sie setzte die Reise fort und kam, ebenso wie meine Frau, unbehelligt über die Grenze.

Als wir späterhin eines Tages dieses Rencontre dem mit uns befreundeten Generalpolizeimeister Trepow erzählten und meine Frau erwähnte, wie sie der Frau Doktor zugeredet habe, zu versuchen, bei Thorn über die Grenze zu gelangen, rief dieser lachend aus: „Na, da haben Sie uns etwas Nettes eingebrockt! Was hat es mir für Mühe gekostet, die Frau wieder hinauszubringen! Wir hatten ihr den Eintritt verboten, da ihr die bewilligte Abfindungssumme, die reichlich bemessen war, nicht genügte und sie uns fortwährend aus Deutschland, wo sie und ihr Mann zu Hause waren, mit beleidigenden Briefen überschüttete. Da wollten wir sie selbst nicht auch noch auf dem Halse haben. Hätten wir mehr für sie tun können, so wäre dies schon von selbst geschehen. In Alexandrowo an der Grenze ist meine Instruktion nicht beachtet worden!"

Der Eisenbahnzug langte unter militärischer Bedeckung glücklich in Warschau an, woselbst ich auf dem Bahnhofe meine Frau endlich wiedersah. Gleichzeitig waren einige Damen und Herren aus meinem Bekanntenkreise so liebenswürdig gewesen, sich dort einzufinden, unter ihnen Frau von Minckwitz, die Gattin des Generalstabschefs, und die Generalin Karzow, beides Damen, die auf ihren Reisen ins Ausland bereits mit meiner Frau bekannt geworden. Und kaum waren wir im Hôtel angelangt, als auch schon der Wagen vom General Minckwitz vorfuhr, um uns zum Diner abzuholen.

Am folgenden Morgen, als wir eben aufgestanden waren, wurden wir durch dumpfen Trommelwirbel, der von der Straße her ertönte, veranlaßt, ans Fenster zu treten. Dort sahen wir eine Abteilung Infanterie marschieren, der voran ein Zug Gendarmen ritt, während ein langes Gefährt, eine Art von Leiterwagen, ihnen folgte. Auf diesem saß ein Geistlicher, der eifrig einem neben ihm befindlichen, in Grau gekleideten Manne zusprach, hinter dem sich stehend eine düstere Gestalt erhob, in blutroten Mantel gehüllt und mit einem schwarzen Zylinderhut auf dem Haupt. Den Zug schloß eine Abteilung Kavallerie. Die Erklärung auf die Frage meiner Frau, was dieser auffallende Zug bedeute, konnte ich dahin geben, daß es ein zum Tode verurteilter polnischer Hängegendarm wäre, der an den Ort, wo er einen Mord begangen, hingeführt wurde, um daselbst den verdienten Lohn zu empfangen.

Als wir bald darauf ausgingen, mußten wir den in unsrer Nähe befindlichen Platz überschreiten, auf dem, am hohen Pfahl aufgehängt, noch der Körper des Delinquenten vom Luftzuge hin und her bewegt wurde.

Wenn meine Frau nach meiner Erklärung im Hôtel auch sofort vom Fenster zurückgetreten war, so hatte doch der Augenblick genügt, um in der engen Straße die verzerrten Züge des Verbrechers auf das genauste zu erkennen. Lange noch stand ihr der Eindruck dieses Aufzuges als erster Morgengruß in ihrem Warschauer Leben vor Augen.

Die hier angeführten Eindrücke, welche sie beim Beginn unsres gemeinschaftlichen Aufenthaltes empfing, sind überhaupt charakteristisch für die damaligen Verhältnisse: die Begegnung mit der Frau eines gemordeten Spions, das herzliche gastliche Entgegenkommen der Russen ohne weitere konventionelle Belästigungen und der Anblick eines Verbrechers auf seinem letzten Gange! In der darauffolgenden Zeit tauchten noch mehrmals Bilder hervor, die daran erinnerten, daß wir uns noch immer auf einem durch die Insurrektion unterminierten Boden befanden, so das Attentat auf Trepow wenige Tage darauf im November 1864. Auch war es nicht das einzige Mal, daß wir dem Anblick eines Gehenkten uns nicht entziehen konnten. An einem Tage, als wir zu Karzows zum Abendessen fuhren, sahen wir sogar drei auf diese Weise Gerichtete auf dem großen Platz vor der Zitadelle, an dem die Wohnung des Generals lag. Unglücklicherweise waren wir bei Tische so plaziert, daß wir die in langen weißen Kleidern schwebenden und vom starken Winde hin und her bewegten Gestalten immer vor Augen hatten, so daß das Vergnügen an der Tafel wesentlich eingeschränkt wurde.

Wohl könnte ich noch von einer ganzen Anzahl aufregender und betrübender Eindrücke erzählen, welche aus den damaligen Verhältnissen notgedrungen emporwucherten und nicht zu vermeiden waren, da es sich darum handelte, „eine aus den Fugen geratene Welt wieder einzurenken"! Aber ich ziehe es vor, mit meinen Erinnerungen lieber bei den Momenten zu verweilen, die unserm Leben dort zwar einen eigenartigen, feldmäßigen Charakter aufprägten, dies selbst aber in so reichem Maße zu einem äußerst interessanten und belehrenden gestalteten.

In erster Reihe war es das Wohlwollen des Grafen Berg, das viel dazu beitrug. Gleich nach der Abreise des großfürstlichen Paares hatten viele Offiziere wie russische Beamte ihre Familien in das Innere von Rußland oder auch ins Ausland geschickt, in der Meinung, daß beim Ergreifen strengerer Maßregeln der Aufstand noch entsetzlichere Erscheinungen reifen lassen könnte, als dies bisher der Fall gewesen. Der Statthalter sah es daher als ein Zeichen persönlichen Vertrauens auf den Erfolg seiner Tätigkeit an, daß ich gerade in dieser Zeit meine Frau nach Polen kommen ließ, in ein Land, das, wie er sich ausdrückte, „nach dem Jammergeschrei vieler Journale noch immer als ein Höllenpfuhl zu betrachten sei". Er entwickelte daher uns gegenüber seine liebenswürdigen Seiten in vollstem Umfange, lud uns beide sehr oft ein, an seinem Mittagessen im kleinsten Kreise teilzunehmen, zu einer Zeit, in der seine Gemahlin und seine Tochter noch nicht wieder in Warschau ein-

getroffen waren und er außer Frau von Minckwitz keine Dame bei sich sah; ferner überwies er uns eine der kleinen Proszeniumslogen im Theater. Als er einige Zeit infolge einer Verletzung das Zimmer hüten mußte, ließ er uns fast täglich auffordern, bei ihm ein Stündchen zu verweilen, und noch heutigentags gedenken wir mit warmem Dankgefühle der uns von dem hochbedeutenden Manne erwiesenen vielfachen Zeichen seiner freundlichen Gesinnung.

Übrigens brachte meine Frau ihm eines Tages, als sie zum Besuch meiner Mutter auf ein paar Wochen, während ich mich an der erwähnten Generalstabsübungsreise beteiligte, in Magdeburg gewesen war, eine besonders wertvolle Überraschung mit. Bei der Rückreise hatte sie sich noch einige Tage in Berlin aufgehalten, woselbst Treskow sie besuchte und bat, ein kleines Paket nach Warschau mitzunehmen. Dies geschah auch, und als ich dasselbe öffnete, fand sich in demselben der Schwarze Adler-Orden in Brillanten vor, der für den Statthalter bestimmt war, und den ich demselben nebst einer Kabinettsorder überreichen sollte. Hätte meine Frau gewußt, was sie auf der Eisenbahnfahrt in ihrem kleinen Handtäschchen mit sich führte, so würde sie wohl schwerlich während der Nacht ein Auge geschlossen haben, um so mehr, als der Zug überfüllt und kein Damencoupé vorhanden war, dabei geschah dies zu einer Zeit, in der die Besorgnis, auf der Fahrt in Berührung mit Insurgenten zu gelangen, noch keineswegs ausgeschlossen war.

Sehr eigenartig gestalteten sich unsre häuslichen Verhältnisse. Wir führten im Wechsel der Wohnungen ein reines Zigeunerleben, denn auf die Dauer wurde der Aufenthalt im Hôtel doch zu teuer. So sahen wir uns denn nach einem andern Unterkommen um. Zuerst war es ein sehr elegant eingerichtetes Junggesellenheim in der Nähe des Sächsischen Gartens. Aber der Besitzer, der in Paris lebte, starb, und über das Haus wurde anderweitig verfügt. Dann war es eine ebenfalls im französischen Geschmack eingerichtete Wohnung, deren Eigentümer sich bei Ausbruch der Revolution ins Ausland geflüchtet hatte, nun aber, als die Verhältnisse sich friedlicher gestalteten, plötzlich wieder zurückkam. Darauf bot das Gouvernement uns eine Wohnung im Hôtel de l'Europe an, wo wir alsdann längere Zeit residierten. Das Hôtel war infolge der bereits erwähnten Ermordung des Dr. Hermanni konfisziert worden; bald wurde es jedoch dem Verkehr wieder übergeben. Da es aber vom Keller bis zum Dach renoviert werden mußte, konnten wir auch dort nicht länger verbleiben und gingen von neuem auf die Wanderung. Eine schließliche Unterkunft fanden wir dann in einem Hause unweit des Bahnhofes. Im ganzen sind wir in den zwei Jahren fünfmal umgezogen, indes wollte ein solcher Umzug nicht viel sagen. In ein paar Gängen vermochten zwei Leute unsre gesamte Habe von einem Asyl in das andre überzuführen.

Was dabei unsre Menage betraf, so fanden wir in den Mietswohnungen alles Erforderliche vor. Wenn wir nicht ausgebeten waren, was eigentlich eine seltene Ausnahme bildete, ließen wir uns das Essen aus dem nächsten Restaurant holen. Mehrfach gingen uns dabei Warnungen zu: es wäre nicht recht geheuer mit dem Restaurant — revolutionäres Komitee — vergiftete Speisen! Und richtig! Eines Tages kam der Diener mit dem leeren

Menagekorb und der unerfreulichen Erklärung, die der abscheuliche Mensch lachend machte, zurück: „Es gibt heut nichts zu essen!“ — Das Restaurant war in der Nacht von der Polizei und einer Abteilung Infanterie besetzt worden, weil das geheime Komitee es tatsächlich zu seinen Versammlungen benutzt, auch mehrere Mitglieder desselben dort ihre Mahlzeiten eingenommen hatten. So war für uns wie für diese gemeinschaftlich gekocht worden, und vielfach wurden wir damit geneckt, daß wir uns an den Mahlzeiten des Komitees beteiligt hätten.

Einen eigenartigen, ich kann sagen: geradezu drolligen Eindruck machte unsre Wohnung in dem konfiszierten Hôtel. Das Ameublement war ziemlich vollständig ausgeräumt und anderweitig verwandt worden; den größten Teil der Zimmer hatte man an Offiziers- und Beamtenfamilien überwiesen, die dann aus den leerstehenden Nummern die Lücken ihres Bedarfes ergänzten. Als wir dort einzogen, wiesen die noch nicht belegten Räume nur Überbleibsel ihrer früheren Einrichtung auf. Doch genügten diese, um die uns zuteil gewordenen drei großen Parterrezimmer, welche die schöne Aussicht auf den sächsischen Platz und Garten boten, notdürftig auszustatten. Aber das Ensemble dieser Ausstattung erreichte in bezug auf Geschmacklosigkeit einen Grad der Vollkommenheit, der kaum übertroffen werden konnte! Wir selbst amüsierten uns über unsre zahlreichen, aber stets mißglückten Versuche, das unharmonische Durcheinander verschiedener Kulturperioden wenigstens in dieser oder jener Ecke zu einer Einheitlichkeit umzugestalten. Es ließ sich aber nun einmal nicht ändern, daß ein geschnitzter Lutherstuhl mit einer Art von kurulischem Sessel sich an einem Tisch im Stil Louis-seize zusammenfand, auch nicht, daß die unpassendsten Farbenzusammenstellungen zwischen ausgeblichenen alten Sofa- und modernen lichtfarbenen Sesselbezügen sowie Tischdecken aus dem Orient und anderweitig gearteten bunten Teppichen einen kaleidoskopischen Eindruck erzeugten. Am bedenklichsten sah es mit den Sitzgelegenheiten aus, die in wackligen Beinen und angeknickten Lehnen von jedem, der auf ihnen Platz nehmen wollte, doch eine gewisse Waghalsigkeit voraussetzten. Da es an ihnen am meisten mangelte, mußte Ersatz geschafft werden. Ein solcher fand sich auf dem Boden in einigen dazu geeigneten Holzkisten, die mehr in die Länge als in die Höhe gestreckt waren. Über diese wurden aufgefundene Fensterbrettkissen von beträchtlicher Ausdehnung gelegt und das Ganze mit Teppichen bedeckt. Das sah wenigstens nach etwas Fremdländischem aus und: „Wo haben Sie die schönen Diwans nur aufgetrieben?“ sind wir mehr als einmal gefragt worden.

Das Ganze aber machte, wenn man in die Wohnung eintrat, einen so verwirrenden Eindruck, daß wohl ein jeder im ersten Augenblick gedacht haben mag, er sei in ein Auktionslokal geraten. Es sah nach unserm Geschmacke so pudelnärrisch aus, daß jedesmal, wenn wir von einem Ausgange zurückkehrten, uns unser Heim immer aufs neue Stoff zur Belustigung bot. Und trotz aller äußerlichen Disharmonie sind wir auch in diesen Räumen recht oft in größerer Gesellschaft überaus heiter und vergnügt gewesen. Und hiermit gelange ich zu den gesellschaftlichen Verhältnissen, wie sie sich damals für uns gestaltet hatten.

Da der Leser hier eben einen Einblick in unsre Wohnungsverhältnisse gewonnen haben dürfte, will ich daran anknüpfen und ihn bitten, mit uns einen Abend zu verleben, an dem wir Besuch von unsern Freunden und Bekannten empfingen. Da findet er eine Gesellschaft von zwanzig bis dreißig Personen, deren malerische Gruppierung ihm sofort auffallen wird. Sie ergibt sich von selbst durch die Verteilung in verschiedene Etablissements, vor allem aber durch die verschiedene Höhe, welche in diesen die Sitzgelegenheiten bieten. So scheint eine Dianagestalt an einer Stelle erhaben zu thronen — den Thron bildet die höchste Kiste —, während ein würdiger Greis auf ihrer einen Seite, auf einem Reitschemel sitzend, und auf der andern, auf einem Hucker, ein jüngerer Sohn des Mars und der Minerva das Ganze zu einem einheitlichen Tableau gestalten. Ich will damit nicht sagen, daß alle die kleinen Gruppen der Gesellschaft sich gerade in so vollendeter Weise präsentierten, aber eine jede derselben, ob sie nun aus drei oder sieben Personen bestand, hatte doch stets eine eigenartige, aber gleichzeitig anziehende Gestaltung aufzuweisen, die jeden interessieren mußte, der nur irgendwelches Verständnis für Harmonie und Disharmonie besaß.

Und nun muß man sich diese Bilder aber nicht etwa in dem scharfen Licht zahlreicher Gaskronen vorstellen! Nein — im Gegenteil: Es machte sich eine gewisse Verschwommenheit der Konturen deutlich bemerkbar. Hervorgerufen ward diese durch den zarten bläulichen Rauch ungezählter Zigaretten, ohne deren ununterbrochenen Genuß die Damen und Herren gar nicht glaubten leben zu können, — selbst auf Bällen konnte man in den Tanzpausen Damen erblicken, die trotz der Feuergefährlichkeit ihrer leichten Roben schleunigst zur Zigarette griffen. In unsern Räumen wurde das so entstehende Clair obscur nur durch einige Lichtpunkte gestört, welche aus einem Paar Lampen längst veralteten Modells und von einzelnen Leuchtern mit je einem schwächlichen Lichtchen her durchzudringen suchten.

Man sieht: diese Äußerlichkeiten waren nicht imstande, den menschlichen Trieb nach Geselligkeit und Zusammenleben irgendwie hindernd zu beeinflussen!

Wie aber entstand diese Geselligkeit, und was trieben die Menschen in dieser Zusammenkunft?

Eine derartige Soiree entstand auf die einfachste Weise. Sie ging von der Frage aus, die ich im Theater an meine Frau richtete: „Wünschest du heute abend Menschen bei uns zu sehen?“ Und wenn die Frage bejaht wurde, schloß ich die Türe des Vorgemaches unsrer Loge, welche nach dem Korridor des ersten Ranges führte, auf und ging in die nächste Loge, in der sich eine bekannte Familie befand, und sagte nur: „Wir sind heute abend zu Hause.“ Dies genügte, um — wie bereits gesagt — zwanzig bis dreißig Personen den Abend bei uns zu sehen. Denn die also aufgeforderte Familie benachrichtigte jeden von unsern gemeinschaftlichen Bekannten, mit dem sie noch zusammentraf, und von diesen setzte es sich weiter fort. Das Einladen machte also keine Umstände.

Schwieriger war es um die Vorbereitung bestellt. In der Regel fand sich dann im Theater einer unsrer jüngeren Freunde, welcher dieselbe über-

nahm. Meist war es unser lieber Baron Üxküll, der stets gefällige Leutnant von den Wolhyniern, eine äußerst sympathische, treue Seele, öfter auch ein Offizier von den Gardeschützen. Die Vorbereitungen bestanden in Indienststellung des Samowars sowie sämtlicher im Hôtel noch aufzutreibender Tassen und Gläser, ferner mit Hilfe unsres Dieners im Besorgen von Gebäck, Apfelsinen, Zitronen und Zucker, vor allem aber in den Bemühungen um eine ausreichende Illumination. Dann trat aber noch hinzu ein Umherwälzen der Holzkisten, welche die bei Tage längs der Wände stehenden Diwans repräsentierten. Kamen wir vom Theater nach Hause, so war alles fix und fertig; meist betraten mit uns zugleich die ersten Gäste die Salons; die andern folgten sehr bald nach. Die Hausfrau hatte sich um weiter nichts zu bekümmern, als den Tee einzuschenken, und noch höre ich ihre Stimme, wenn sie sagte: „Liebe Exzellenz, Sie müssen sich etwas gedulden; es ist noch kein Teeglas frei geworden," denn die aufgetriebenen fünf Tassen, neun Gläser und elf Teelöffel reichten für den Bedarf nicht aus. Und die „liebe Exzellenz" — er oder sie — geduldete sich gerne und rauchte inzwischen eine Zigarette nach der andern. Kein Mensch fand an dieser Art der Aufnahme etwas auszusetzen — man war nun einmal en campagne, und die Russen zeigten, daß sie sich vortrefflich den Verhältnissen anzupassen verstehen. Daß sie aber gastfreundschaftliche Bewirtung auch großartig auszustatten wissen, bewies die Aufnahme in den — allerdings verhältnismäßig wenigen — Familien, deren Haupt sich infolge seiner Funktion in einer mehr seßhaften Lage befand. Diese hatten es nicht unterlassen, sich in jeder Beziehung komfortabel einzurichten. Sonst ging es bei den andern ungefähr ähnlich zu wie bei uns in dem konfiszierten Hôtel. Die paar Offiziersfamilien, mit denen wir in den Regimentern verkehrten, waren meist in derselben Lage wie wir — ohne ausreichende Einrichtung —, da sie nicht wußten, ob ihr Truppenteil am nächsten Tage sich noch in Warschau befinden würde. Kam man zu diesen zu einer Zeit, in der sie zufällig aßen, so mußte man ihr Gast sein, und wo es an Tellern, Messern und Gabeln u. s. w. fehlte, mußte der nächstwohnende Bekannte aushelfen. Wie oft haben wir nicht dabei gesessen, wenn auf dem Tisch auf der Spirituslampe noch das Fleischstück gedämpft oder gebraten wurde, dessen Zugabe durch unser Verbleiben sich erforderlich machte! Alles wurde mit Liebe gegeben und mit Freudigkeit empfangen. Am meisten genossen wir die Gastfreundschaft, außer bei den höheren Würdenträgern, im preußischen Regiment, wo der General Karzow in liebenswürdigster Weise für jeden ein offenes Haus führte und man stets eine Anzahl der ihm unterstellten Offiziere bei Tisch antraf. Hier ging es sehr reichlich, aber durchaus nicht luxuriös zu. Um vieles einfacher, aber gewiß nicht minder herzlich wurden wir dagegen bei einem seiner Bataillonskommandeure aufgenommen, dem Oberstleutnant Wladimir Wassilwitsch Kryloff, und seiner Gattin, einer geborenen von Thiesenhausen, — etwa in der oben beschriebenen Weise. Diese Familie zählte zu unsern liebsten Freunden — beides geradezu herrliche Menschen. Von edler Gesinnung, hochgebildet und liebenswürdig, gaben sie sich, wie die Natur sie begabt hatte, in einfacher, klar zu durchschauender Weise. Wie viele ge-

nußreiche Stunden haben wir nicht mit ihnen im harmlosen Verein verlebt! Kryloff war bei Sebastopol schwer verwundet worden, seine Gesundheit hatte sich noch immer nicht voll gekräftigt, aber alle Welt rühmte die eiserne Willenskraft, mit der er seine körperlichen Leiden bezwang und unablässig tätig im Dienst war, ebenso jedoch auch seine von Herzen kommende Menschenfreundlichkeit. Wir beide ahnten damals wohl nicht, daß er wie ich es einst noch bis zum Kriegsminister bringen würden, er zwar nicht in seinem Vaterlande, sondern in Bulgarien.

Aber ich bin von meinem Rechenschaftsbericht in unsren Soireen abgekommen und noch die Beantwortung der Frage schuldig: Was trieben die Menschen in diesen Zusammenkünften? Die Antwort kann einfach darauf hinweisen: Sie kamen zusammen, um sich zu amüsieren. Und da gehörten sie — es erschien uns als eine nationale Eigenschaft — wohl durchgehends zu derjenigen Kategorie von Leuten, welche, wenn sie in Gesellschaft gehen, sich nicht dorthin begaben, nur um amüsiert *zu werden*, sondern auch die Verpflichtung fühlen, das Ihrige beizutragen, daß die *Gesellschaft sich unterhalte*. Mir ist es stets ein Greuel gewesen, wenn ich in einem geselligen Kreise einen so langweiligen Menschen traf, der sich zu den Gebildeten zählte, stumm da saß und wo möglich mit überständiger Miene und einem nicht zu mißdeutenden Zucken mit dem einen Winkel der Oberlippe sich die wenig wohlwollende Kritik vom Gesicht ablesen ließ, die er in seinem Innern über das eben Gehörte oder Geschehene fällte. Es gibt solche gesellige Amphibien allerwärts. Zum Ruhme der damaligen Warschauer Gesellschaft muß ich aber bekennen, daß wir dort auf derartige Erscheinungen nur ganz ausnahmsweise gestoßen sind. Man kam eben nur zusammen, um sich in möglichst angenehmer Weise zu unterhalten. So war denn auch das vorwiegende Element leichter Scherz und Heiterkeit um ihrer selbst willen. Dabei blieben jedoch ebensowenig ernste Gesprächsstoffe ausgeschlossen wie ein wenig Flirt — letzterer ohne Verbindlichkeit. Diese Art von Unterhaltung ist wohl überall in ihren Grundzügen bei solchen Gelegenheiten dieselbe; nur je nach dem Lokalton tritt die eine oder andre ihrer Seiten ausgesprochener hervor. Jedenfalls war aber in Warschau damals *eine* unangenehme Gesellschafterin von allen Teilnehmern stillschweigend aus dieser Geselligkeit ausgeschlossen, und diese war: die Langeweile. Bis zwei Uhr morgens und oft länger saßen wir da zusammen. Dann aber dauerte es noch eine gute Stunde, ehe wir ins Bett kamen, denn unser Schlafzimmer als größter Raum, in dem spanische Wände die Betten und Waschtische verdeckten, war als Salon bevorzugt worden und dadurch am meisten mit Zigarettenqualm angefüllt. Erst nachdem dieser sich durch die geöffneten Fenster verzogen und das Zimmer einer Räucherkur unterworfen worden war, konnten wir es seiner eigentlichen Bestimmung gemäß benutzen. Im Winter gehörte dies Verfahren nicht gerade zu den Annehmlichkeiten.

An diese Beschreibung eines Abends will ich noch die eines andern anknüpfen, an dem wir etwas erlebten, was nicht jedem vorkommt. Wir waren, um das Pfingstfest bei meinen Schwiegereltern zuzubringen, nach Thorn ge-

fahren. Auf der Rückfahrt folgten wir einer Einladung des Prinzen Emil Wittgenstein, der damals in Woclawek als Chef des dortigen Distriktes residierte, und stiegen bei ihm ab. Der Prinz machte ein glänzendes, sehr gastfreies Haus, und so sahen wir am Abend nach dem Diner eine ziemlich zahlreiche Gesellschaft bei ihm versammelt und in dieser einige junge, lebenslustige Frauen. Diesen wurde es bekannt, daß im naheliegenden Gefängnis sich ein bildschöner Insurgentenchef, ein Graf X. — ich besinne mich nicht mehr auf den Namen —, befände, der zum Tode verurteilt sei, und dessen Exekution in den nächsten Tagen erfolgen sollte; es wurde nur noch die Bestätigung des Urteils aus Warschau erwartet. Gleichzeitig hörte man auch, daß der Prinz diesen Unglücklichen dann und wann des Abends habe zu sich kommen lassen, um ihm vor seinem Heimgange noch ein paar hoffnungsvolle Stunden zu bereiten. Sofort umringten die Damen Wittgenstein und bestürmten ihn so lange mit Bitten, den Gefangenen auch am heutigen Abend kommen zu lassen, bis dieser sich bereit erklärte, ihren Wunsch zu erfüllen.

Gewiß war dabei die Neugierde, einen Insurgentenchef kennen zu lernen und noch dazu einen Grafen, der jung und schön sein sollte, das hauptsächlichste Motiv. Überdies wußte die Fama zu berichten, daß gerade dieser Bandenchef wahre Heldentaten verübt, jede Grausamkeit aber verhindert haben sollte. Wittgenstein ging auf die Bitten ein und, nun erschien der Herr Graf, ein junger, gutgebauter Herr mit vornehmen Allüren und in der Tat mit einem auffallend hübschen Gesicht. Bald verlor er unter dem Ansturm von Fragen seine anfängliche Schüchternheit und befand sich anscheinend sehr behaglich in seiner Umgebung; auch dem Souper und namentlich dem Sekt widmete er eine besondere Aufmerksamkeit. Nach ein paar Stunden mußte er wieder in seine einsame Zelle verschwinden, und es griff dann ein allgemeines Bedauern Platz, daß dieser herrlichen Kreatur ein so trauriges Los beschieden sei. Man drang in Wittgenstein, sich für ihn zu verwenden, doch wies dieser es ab; sobald das Urteil zurückkäme, müsse er ihn in vierundzwanzig Stunden füsilieren lassen. Meine Frau wie ich hatten den Grafen von weitem beobachtet und sagten zum Prinzen, der Mann erschiene uns verdächtig. „Ja," meinte er, „mir auch; ich glaube, wir haben einen guten Fang gemacht!" In diesem Sinne war unsre Bemerkung nun gerade nicht gemeint gewesen. Dennoch sollte der Prinz Emil in gewisser Beziehung recht behalten! Der Fang war wirklich großartig!

Vierzehn Tage darauf besuchte uns Wittgenstein aus Warschau. Eine unsrer ersten Fragen war, ob er seinen Grafen schon habe erschießen lassen. Da fuhr der gute Emil, verschmitzt lächelnd, mit der flachen Hand an die Stelle seines Hauptes, an der bei andern Menschen Haare sitzen, bei ihm aber nur einst gesessen hatten, und platzte heraus: „Dieser infame Kerl! Das war ja gar kein Graf! Am Tage nach Ihrer Abreise stellte es sich heraus, daß seine Papiere gefälscht waren; er ist auch nie Bandenchef gewesen, hat nicht einmal einer Bande angehört, sondern nur aus Renommiersucht, um eine Rolle zu spielen, sich so hinaufgeschraubt. Jetzt, als er sah, daß es ihm an den Kragen ging, kam er damit heraus!" — „Und was war er denn eigentlich?" — „Was er

war? Ein Barbiergeselle aus Posen, der eine Zeitlang in Paris gelebt hatte!" — „Da haben Sie ihn doch wieder zum Souper eingeladen?" — „Nee! Ich habe ihm die Jacke vollhauen lassen und ihn euch wieder über die Grenze zurückgeschickt!"

Das war das Finale dieser eigenartigen Geschichte!

An gesellschaftlichen Vergnügungen wäre noch eine ganze Reihe von Bällen zu erwähnen, beim Statthalter, in den Offizierkorps u. s. w. Ihre Zahl vermehrte sich, je mehr die revolutionäre Bewegung sich ihrem Niedergange zuneigte. Einen besonderen Reiz hatte der erste Ball, der vom Präfekten der Stadt — selbstverständlich ein General — gegeben wurde. Graf Berg drängte darauf hin, daß dies möglichst bald geschähe; die Welt sollte an völlige Beruhigung glauben, wenn bereits derartige gesellschaftliche Vergnügen in großem Maßstabe stattfänden. Nun war der Zeitpunkt doch noch ein solcher, in der die aufgeregte Phantasie mit manchen Möglichkeiten insurrektioneller Eruptionen rechnete. Bald hieß es, das Palais, in dem die Festlichkeit stattfinden sollte — es lag in der Krakauer Straße, der Hauptstraße Warschaus —, sei unterminiert gefunden worden, bald, sämtliche Speisen sollten vergiftet sein; dann weiter noch eine ganze Reihe von unerwünschten Überraschungen, die ich hier gar nicht anzuführen vermag, die aber sämtlich nicht gerade einen zum Besuch verlockenden Charakter hatten. Viele glaubten auch daran. Man muß nur nicht übersehen, daß in so aufgeregten Zeiten die Nerven unter einen Hochdruck geraten, der die ganze Beurteilungskraft von der erforderlichen nüchternen Basis verdrängt und sie in die Irre umhertreibt!

Als ich nun meine Frau fragte, ob sie mitgehen würde, antwortete sie: „Selbstverständlich! Wenn du hingehst, gehöre ich auch dorthin!" So fuhren wir schließlich zur angesetzten Stunde nach dem Palais. Als wir in die Vorhalle eintraten, war der Empfang allerdings überraschend. Ein merkwürdig intensiver Geruch drang uns entgegen, und eine bläuliche Dunstwolke erfüllte das Innere. Vor uns lagen ein paar Tonnen und kleine Stufenleitern; im Hintergrunde auf der Treppe arbeiteten Sappeure, indem sie auf unregelmäßigen Erhöhungen Teppiche ausbreiteten, über die einzelne Gäste nach den in der ersten Etage gelegenen Festräumen mit Behutsamkeit emporstiegen. Was war geschehen? Eine Stunde vorher hatte man tatsächlich von der Seitengasse aus Explosionsstoffe durch die Fenster auf die Treppe geschleudert und ein Teil derselben war dadurch in Brand geraten. Jetzt bemühten sich die Sappeure, den Schaden nach Möglichkeit zu reparieren.

Wir sagten uns: „Das kann ja ganz interessant werden!" und bemühten uns unter Beihilfe der Arbeitenden, nach oben zu gelangen, was auch glückte. Dort in der Garderobe trafen wir auf mehrere befreundete Offiziere, die ganz erstaunt, nach russischer Sitte den Bekannten gegenüber meine Frau mit dem eigenen und des Vaters Vornamen begrüßend, ausriefen: „Aber Elisabetha Carlowna! Sie hier? Wir haben statt unsrer Frauen das hier mitgebracht," und dabei holten sie die Revolver aus ihrer Tasche. Natürlich spannten sich die Erwartungen nur noch höher, aber hiermit waren die Überraschungen —

wie wir im Jugendübermute beim Fortgehen nachher sagten, „leider!“ — erledigt, wenn auch die Spannung den ganzen Abend hindurch vorgehalten hatte. Die Gesellschaft war sehr zahlreich, zwar nur wenige Damen, die infolgedessen um so mehr tanzten. Freilich blickte dieser und jener wohl öfter nach den zahlreichen kleinen Türen, aus denen das Vorbrechen von Insurgenten erwartet werden konnte. Doch fand jedes etwa ängstliche Gemüt eine gewisse Beruhigung darin, zu hören, daß das sehr zahlreiche Kellnerpersonal nur aus verkleideten Polizisten bestand. An die Büffetts aber wagten sich nur wenige heran. Meine Frau fragte mich: „Hast Du die Absicht, etwas zu genießen?“ Da ich dies bejahte, hieb auch sie tapfer ein, unbekümmert darum, daß die uns umgebenden Bekannten bedenklich das Haupt schüttelten. Wir ließen uns aber weder durch die Aussicht auf Vergiftung noch durch die Erwartung des Eindringens von Insurgenten stören, und bald fand unser Beispiel Nachahmer. Im ganzen machte die Spannung auf außergewöhnliche Ereignisse diese Ballnacht zu einem sehr interessanten Erlebnis.

Nicht dankbar genug kann ich des kameradschaftlichen Entgegenkommens der Offizierkorps auch in gesellschaftlicher Beziehung gedenken. Allerdings wurde dabei die eigene Leistungsfähigkeit manchmal auf eine harte Probe gestellt. Es war keine Kleinigkeit, mit einem jeden Kameraden des etwa sechzig Köpfe zählenden Offizierkorps der Litauer Grenadiere ein Glas Sekt trinken zu müssen. Zum Glück wurde so hoch eingeschenkt, daß der Schaum bei weitem den Inhalt des Glases ausmachte.

Besonders lebhaft ging es an den Tagen zu, auf welche die Stiftungsfeste der Regimenter fielen, wo dann nach Beendigung der Tafel die größte Bezeigung freundschaftlicher Gesinnung im Prellen auf den ausgespannten Tischtüchern bestand. Alt und jung, der kommandierende General wie der jüngste Fähnrich, beteiligen sich voller Freudigkeit an diesem harmlosen Vergnügen.

Zwei derartige Feste sind mir noch in besonderem Gedächtnis geblieben, das eine in bezug auf seinen eigenartigen Schluß, während an das andre mich eine große Photographie erinnert, die noch heute eine Wand in meiner Wohnung ziert.

Das erste dieser Feste fand bei den St. Petersburger Grenadieren, dem sogenannten preußischen Regiment statt. Dem feierlichen Gottesdienste auf dem Platze vor der Zitadelle, der Parade und der Gratulation in der Wohnung des Kommandeurs, des braven Generals Karzow, mit splendidem Frühstück, sowie der festlichen Speisung der Mannschaften folgte das Essen der Offiziere mit ihren zahlreichen Gästen im Kasino der Kaserne. Dort stiegen die Wogen der Begeisterung auf ihren Höhepunkt, der erreicht ward, als ich ein sehr warm und ehrend gehaltenes Telegramm unsres Allergnädigsten Herrn mit dessen Glückwünschen zu dem Festtage vorlesen durfte. Immer und immer wieder knüpften die Reden voll Enthusiasmus an die Worte des hohen Regimentschefs, sowie an die in einem Telegramm des angebeteten Zaren enthaltenen Wünsche. Auch längst vergangener Zeiten wurde in stimmungsvollen Toasten gedacht, in denen unsre Väter in ruhmvollen Kämpfen Schulter an Schulter gestanden

und ihr Blut für eine gemeinschaftliche Sache vergossen hatten. Dieses Gedenken lag um so näher, als die zurzeit sich abspielenden Ereignisse in Polen den Wert eines Zusammengehens von Rußland und Preußen aller Welt recht eindringlich vor Augen geführt hatten. Und wie ich in die treuen Gesichter meiner Umgebung blickte, da stieg wohl in mir der heiße Wunsch empor: „Möge ein gütiges Geschick auch in Zukunft uns auf den Schlachtfeldern als Waffenbrüder zusammenführen!“ Und sicher war ich, daß in dem Kreise jener Festgenossen ich nicht der einzige war, der also dachte.

Der Schluß der Festlichkeit bestand darin, daß ich mit den Generalen auf eigene Art in die Wohnung des Regimentskommandeurs befördert wurde, um dort unsre Damen zu begrüßen. Den Zug eröffnete das Musikkorps des Regiments; dann kam der Kommandierende des Warschauer Bezirks, der prächtige Generaladjutant Baron von Korff, eine mächtige Gestalt mit vollem Silberhaar, getragen von acht bis zehn Grenadieren, — *aber in einer mit dem Erdboden parallelen Lage*. Ihm folgte der alte, überaus beliebte Fürst Bebutoff, der Kommandant, der seine Abstammung von David herleitete, auch im Wappen dessen Harfe führte, dieser wie alle folgenden, unter denen ich mich zunächst befand, in derselben Weise transportiert. Dann schloß sich uns das ganze Regiment in Mantel und Mütze an, einen militärischen Jubelgesang anstimmend, der an Gewalt der Töne mit den stärksten Paukenschlägen und der kräftigsten Instrumentalmusik zu rivalisieren suchte.

So ging es die Straße entlang unter den Beifallsrufen der Bevölkerung, soweit sie aus Russen, Deutschen und Juden bestand, von der Kaserne nach der Wohnung von Karzow auf dem Zitadellplatz, — zum Glück ein nur kurzer Weg. Das Ende bildete den schlimmsten Teil der Partie. Wir wurden in der bezeichneten Lage die Treppe hinaufgetragen; diese war eng und steil, die Beine nach oben ... Doch ich will hier lieber mit meiner Beschreibung aufhören, denn mir brummt noch der Kopf, wenn ich daran denke!

Die andre Erinnerung betrifft ein Regimentsfest der Grodnoer Gardehusaren. Ihr Kasernement befand sich an dem schönen Park von Lasienki. Dort war an einer Seite des Schlößchens ein mächtiges Zelt aufgeschlagen worden, in dem das Diner stattfand, dem der Statthalter, wie alle in besonderen Stellungen befindlichen Persönlichkeiten, und auch die Brigadekameraden, die Ulanen der Kaiserin, beiwohnten. Am Schluß desselben entstand wiederum das damals im Ausland ebenso häufig wie bei uns hervortretende Bedürfnis, ein photographisches Massenbild herstellen zu lassen. Der Photograph war bereits zur Stelle, und da diese Kunst in Warschau hervorragend vorgeschritten war, kam ein Bild zustande, das wir alle, die wir auf demselben um den Grafen Berg, die Generale Korff, Minckwitz, Bebutoff, Krasnokutzki, den Kommandeur der Grodnoer, Grafen Kreutz, den Führer der Ulanen, und noch viele hohe Würdenträger dichtgedrängt uns geschart hatten, als ein vortrefflich gelungenes anerkannten. Als meine Frau dasselbe später sah, teilte diese jedoch das Urteil nicht, sondern fand es damals und findet es noch heute abscheulich! „Man sieht euch allen ja noch das Liebesmahl an — vom Statthalter angefangen!“ Das war ihr Motiv. Ich aber meinte, es gäbe

doch Leute, die auch nach dem Liebesmahl ganz nett aussehen könnten und auch ganz nett wären. Meine Frau antwortete darauf zwar nicht, sah mich aber mit einem Blick an, den der Leser sich allein ausmalen möge!

Deshalb habe ich jedoch nicht jene Photographie erwähnt, sondern wegen einer andern Erinnerung, die sich an sie knüpft.

Etwa achtzehn Jahre später stand ich als Brigadekommandeur in Straßburg im Elsaß. So viel Großes und Außergewöhnliches hatte sich in diesem Zeitraum zugetragen, daß darüber manche Einzelheit von Personen und Ereignissen aus vergangenen Perioden sich im Gedächtnis verwischen mußte, manches auch der Erinnerung gänzlich entschwunden war. Wir hatten 1881 Kaisermanöver, dessen letzter Tag sich unmittelbar vor Straßburg abspielte. Als ich danach wieder in meine Wohnung gelangte, war eine meiner ersten Fragen an meine Frau: „Sage mal, erinnerst du dich aus der Warschauer Zeit unter den Grodnoern eines gewissen Skobeleff?“ — „Na! natürlich, der schüchterne Skobeleff mit den wasserblauen Augen; da steht er ja!“ und dabei wies sie auf eine Stelle der erwähnten Photographie hin, die zufällig über uns hing. Und richtig, an einer Ecke des Bildes, aus der zweiten Reihe, blickte ein langer, schmaler, blonder Husarenoffizier mit abgenommener Pelzmütze hervor mit einem gutmütigen, etwas „dösigen“ Ausdruck. Es war wirklich ein Leutnant Skobeleff. Als ich nun erzählte, daß ich denselben heute gesprochen hätte, und daß er bald kommen würde, sie zu besuchen, freute sie sich sehr, einen alten Bekannten aus jener ihr so lieben Zeit wiederzusehen.

Unser Zusammentreffen hatte sich folgendermaßen gestaltet: Es war Manöver gegen den markierten Feind gewesen, wobei ich die Avantgarde unsres Armeekorps führte. Gleich beim Antreten ritt ein mit vielen Orden geschmückter russischer General mit großem Gefolge an mich heran, nannte mir seinen Namen und fragte, ob er während der Übung bei mir bleiben dürfe. Das war ja sehr schmeichelhaft; ich erwiderte einige entsprechende Worte, konnte mich aber nicht viel um ihn bekümmern, da das Manöver meine ganze Aufmerksamkeit erforderte. Ich sollte nämlich über einen Wasserriß vorgehen, über den die Pioniere zwar bereits vor mehreren Tagen Brücken geschlagen hatten. Aber als wir jetzt in der Nähe derselben ankamen, erwies sich das ganze Flußtal durch die Regengüsse der letzten Zeit derartig mit Wasser gefüllt, daß man die Brücken nur noch schwimmend hätte erreichen können[1]). Als nun die Übung zu Ende war, ritt der fremde General dicht an mich heran und sagte: „Hätte auch nicht geglaubt, daß ein alter Freund, mit dem man so manche Nacht durchgekneipt, so formell sein könnte.“ Ich bat ihn erstaunt nochmals um Nennung seines Namens, da ich denselben, als er sich mir vorstellte, nicht verstanden hatte. „Denken Sie an die Grodnoer! Vielleicht erinnern Sie sich noch eines gewissen Leutnants, der sich Skobeleff nannte.“ Da dämmerte es bei mir! Aber das Wiedererkennen war nicht so leicht. Aus dem schmächtigen jungen Mann mit stets gebeugter Haltung war

[1]) Es war das Manöver mit der berüchtigten Stiefelparade, wo beim Vorbeimarsch eine ganze Anzahl von Leuten die Stiefeln in dem aufgeweichten Boden stecken ließen.

eine stattliche, breit ausgelegte, hochelegante Erscheinung geworden, und aus dem früher so nichtssagenden Gesicht mit dem verschwommenen Blick schaute jetzt ein Paar herrlicher, unternehmungslustiger Augen klar und lebensfreudig hervor. In demselben Augenblick fiel mir aber auch ein, daß in den Mitteilungen, die wir über die anwesenden fremdherrlichen Offiziere erhalten hatten, der durch seine kriegerische Tätigkeit weithin bekannte General Skobeleff genannt war. Nun wäre ich doch niemals auf den Gedanken gekommen, in diesem berühmten und aller Welt bekannten General den jungen Grodnoer Leutnant zu suchen. Skobeleffs gab es ja mehrere in der russischen Armee, und dem unsrigen von den Grodnoern, dem trauten wir alle wohl zu, daß er einen Zug im Regiment korrekt führen könnte, auch jede Attacke schneidig reiten würde, aber weitergehende militärische Talente setzte damals niemand bei ihm voraus. Voll Erstaunen rief ich aus: „Skobeleff, träume ich, oder ist es Wahrheit? Sind Sie wirklich der berühmte General?" Lachend entgegnete er: „Nicht wahr? Es ist unglaublich, was aus einem Menschen alles werden kann. Ich bin wirklich Ihr soi-disant berühmter Skobeleff." Und in den Armen lagen wir uns beide, zur großen Verwunderung unsrer Umgebung — auch wohl von unsern Pferden, denn sie verhielten sich ganz still bei dieser stürmischen Bewegung.

Kaum hatte ich meiner Gemahlin dies erzählt, da trat Skobeleff schon bei uns ein. Sein ausgezeichnetes Gedächtnis hatte noch ihren Namen behalten; so begrüßte er sie auch als Elisabetha Carlowna! Und ebenso naiv wie ich platzte meine Frau heraus: „Aber Skobeleff, was ist aus Ihnen geworden! Das habe ich wahrhaftig nicht erwartet!" Wir konnten nur eine halbe Stunde verplaudern, die mit Erkundigung nach alten Bekannten verlief. Ihn aber drängte es nach Paris, um sich wieder einmal „auszuleben". Doch versprach er, den Rückweg über Straßburg zu nehmen und ein paar Tage mit uns zu verbringen. Meine Frau empfahl ihm noch beim Abschiede, sich bald zu verheiraten, wobei er ein wenig verlegen wurde. Er war nämlich verheiratet, was wir bei seinen Pariser Absichten nicht vermuteten, und in der Scheidung begriffen, was wir daher erst recht nicht ahnten.

Zehn oder vierzehn Tage später mußte ich zur Leitung einer Festungsübung im Sinne einer Generalstabsreise nach Metz. Die Droschke stand vor der Tür, der Koffer war schon aufgepackt, da — erschien unerwartet Freund Skobeleff. Ich bedauerte, ihn nicht weiter genießen zu können, schlug ihm aber vor, nach Metz nachzukommen, da ich am folgenden Tag — einem Sonntag — mich dort freimachen und dann mit ihm das Schlachtfeld von Gravelotte besichtigen könnte. Dies reizte ihn so, daß er, wie er stand und ging, mit mir abfuhr, ohne nach seinem Hôtel zurückzukehren. Erst von Hagenau aus ward es möglich, seinem Kammerdiener nach Straßburg zu telegraphieren, sich mit den notwendigsten Sachen in der Nacht nach Metz zu begeben. Ich telegraphierte ebenfalls, und zwar nach Metz, an den dortigen Generalstabsoffizier, Oberstleutnant Zingler, mit der Bitte, ein Souper zu bestellen und noch ein paar Bekannte, von denen ich wußte, daß sie ebenfalls schon früher mit Skobeleff zusammengetroffen, dazu einzuladen, unter diesen auch Oberst von Scherff.

Diese Absicht glückte. Wir verlebten höchst interessante Stunden, in denen Skobeleff uns aus seinem Kriegsleben unterhielt und manche wichtige militärische Frage gestreift wurde. Darüber verplauderten wir die Nacht, bis schließlich am Sonntagmorgen uns gemeldet wurde, daß die Wagen, auf denen wir das Schlachtfeld befahren wollten, vor der Türe hielten.

Bei dieser nächtlichen Unterredung wie bei unsrer Fahrt wurde mir eine Überraschung zuteil. Bei alle den großen Taten Skobeleffs, über die mich meine Studien unterrichtet hatten, war ich zu der Ansicht gelangt, daß man ihn in die Zahl der hervorragenden Troupiers rechnen müsse, daß er also mehr in die Kategorie eines Blücher als die eines Gneisenau gehöre. Aber schon bei den ersten Auseinandersetzungen hatte ich jetzt die Empfindung, daß er einen Teil seiner militärischen Tüchtigkeit doch nicht bloß seinen Charaktereigenschaften, sondern auch umfassenden Studien und ernstem Nachdenken verdanke. Und als wir nun uns nachher auf der Höhe von St. Hubert aufhielten, zeigte es sich, daß ihm die Einzelheiten der Schlacht von Gravelotte fast besser bekannt waren als mir, der ich doch glaubte, ziemlich genau darüber unterrichtet zu sein. Äußerungen wie: „Bis hierher muß die Batterie gekommen sein," oder: „Jetzt, wo ich das Terrain sehe, verstehe ich auch, warum der Angriff von den Kompagnien des 12. Regiments nicht gelingen konnte," u. s. f. hörten wir vielfach von ihm.

Als wir nun schließlich dicht bei St. Privat das ganze Angriffsfeld der Garde und der Sachsen übersahen, wurde er immer ernster und stiller; endlich ging er eine Strecke von uns und blieb in Gedanken versunken stehen. Ich folgte und fragte ihn, da ich bemerkte, daß ihm Tränen die Backen herunterliefen, ob ihm etwas fehle. Da antwortete er: „Sehen Sie, vor Plewna am Grünen Berge, da sah das Terrain ähnlich aus wie hier, aber was ich dort nicht erreichte, das habt ihr hier zuwege gebracht. Und das ist zum Heulen!"

Am andren Tage begab er sich nach Straßburg zurück. Dort, so erzählte der Direktor vom Hôtel de Paris sei er in Ekstase geraten, habe ihn — einen halben Franzosen — auf sein Zimmer kommen lassen, ihn gefragt, ob er Metz kenne, ob er wisse, wie uneinnehmbar diese Festung sei, und in größter Aufregung sei er in dem Zimmer auf und ab gerannt, immerfort ausrufend: „Quel malheur! Quel malheur!" Nahe liegt somit der Schluß, daß er sich damals in den Gedanken eines bevorstehenden Krieges Deutschlands mit Frankreich unter Beteiligung Rußlands verrannt hatte. Ich habe späterhin noch manchmal mit ihm korrespondiert, namentlich über militärische Fragen, doch sind weitere Anzeichen hierüber in seinen Schreiben nicht hervorgetreten.

Die Erinnerung an Skobeleff habe ich hier etwas ausführlicher behandelt, weil ich unsrer persönlichen Freundschaft aus jener Zeit um so mehr gedenke, als sie mich mit einem Manne verband, der seinem kaiserlichen Herrn wie seinem Vaterlande so hervorragende Dienste geleistet hat. Tief betrübend ist es, daß die näheren Umstände des frühzeitigen Hinscheidens dieser so bedeutenden Soldatennatur einen Schatten auf sein Andenken geworfen haben.

Von den Personalien kann ich mich nicht trennen, ohne noch zweier Landsleute zu gedenken. Es sind dies der Baron Muschwitz und der

preußische Regierungsrat a. D. Otto Haß, ersterer der Präsident, letzterer der Direktor der Warschau-Wiener Bahn. Sie haben durch ihr Verhalten in jenen aufgeregten Zeiten dem deutschen Namen Ehre gemacht und sich dabei auch die größte Achtung in den russischen Kreisen erworben. Beide zeichneten sich durch hohe Sachkenntnis, verständige Beurteilung der allgemeinen Sachlage und eine rücksichtslose Energie in ebenso hervorragender Weise aus wie durch die grenzenloseste Verachtung aller Drohungen, die von den geheimen Komitees ihnen zugingen. Auch die Aufforderung derselben, die Zylinderhüte abzulegen, da sonst ihr Ungehorsam bestraft werden würde, machte auf sie keinen Eindruck. So gelang es ihnen trotz der ganz enormen Schwierigkeiten, die sich ihrer Tätigkeit entgegenstellten, den so oft durch die Insurgenten und durch die Unzuverlässigkeit des Bahnpersonals unterbrochenen Betrieb immer in kürzester Zeit wieder aufzunehmen, die zerstörten Brücken herzustellen, verbrannte Gebäude, unbrauchbar gemachte Lokomotiven und sonstiges Material zu ersetzen sowie ein ausreichendes Personal zu unterhalten. Beide waren sie für Rechenberg wie für mich gute Kameraden, und treu haben wir alle vier zusammengehalten.

Muschwitz befand sich in sehr günstiger pekuniärer Lage; er hielt sich meist auf seinem in der Nähe von Breslau gelegenen Rittergut Weidenhof oder in Breslau selbst auf, wo er ein Haus besaß, und kam nur so oft, als es erforderlich erschien, nach Warschau, woselbst er dann mehrere Wochen verweilte und auch hier ein gastfreies Haus unterhielt. Er war ein äußerst gewiegter Geschäftsmann, der sich dabei seinen von Hause aus gutmütig angelegten Charakter erhalten hatte. Ihm war von der russischen Regierung der General von Moeller zur Unterstützung beigegeben worden, ein redlicher, zuverlässiger Herr, der aber in bezug auf sein dienstliches Einkommen zu der Direktion der Bahn in einer gewissen Abhängigkeit sich befand. Da ereignete sich folgendes Geschichtchen. Moeller hatte seine junge, liebenswürdige Frau nach Warschau nachkommen lassen und sich mit ihr in dem konfiszierten Hôtel de l'Europe, wo wir damals ebenfalls hausten, einquartiert. Als Muschwitz, der übrigens schwer hörte und nur in seiner Muttersprache reden konnte, sich wieder einmal in Warschau aufhielt und von ihrer Anwesenheit hörte, begab er sich ins Hôtel, um der Frau seines militärischen Gehilfen seine Aufwartung zu machen. Da Moeller sich zufällig unten bei uns befand, auch sein Bursche nicht zu Hause war, Kellner aber zum Melden nicht existierten, klopfte Musch (wie wir ihn nannten) an die Tür. Frau von Moeller machte selbst auf, erschrak aber vor dem alten Herrn, wozu wohl die Dunkelheit im Korridor mit beigetragen haben mag, da der Baron in richtiger Beleuchtung sonst einen ganz vornehmen Eindruck machte, und schlug ihm auf seine für sie unverständliche Erklärung seiner Absicht die Tür vor der Nase zu. Musch, ganz verdutzt über diesen Empfang — er hatte ja seinen Namen genannt —, stand gleichsam versteinert da, als die Türe sich wieder zu einer kleinen Spalte öffnete, durch die eine zarte Damenhand in den Hut, den jener noch abgenommen in der Hand hielt, ein paar kupferne Kopekenstücke hineinwarf und eine zitternde Stimme ihm zurief: „Paschol, Paschol!“ zu deutsch: „Mach,

daß du fortkommst!" Das tat denn Muschwitz auch, nachdem sich die Türe wieder geschlossen und das Knarren eines Riegels von innen sich hatte hören lassen. Triumphierend trat er dann bei uns ein, zeigte seinen Erwerb vor und bemerkte, wie er gar nicht Präsident zu sein brauche; er wisse jetzt, wie man in Warschau zu Gelde kommen könnte. Der Scherz wurde um so mehr belacht, als General von Moeller sich bei uns befand. Seine gute Gattin, irritiert durch die vielen aufregenden Nachrichten, die über die Warschauer Zustände bis in ihre bisherige Heimat gedrungen waren, gestand nachher, sie habe in diesem ihr wildfremden Menschen mit der unverständlichen Sprache, der sie bald nach ihrem Eintreffen in der Abwesenheit ihres Gatten aufsuchte, mindestens einen Hängegendarm zu sehen geglaubt. Sehr niedergeschlagen war sie natürlich darüber, daß ihre karge Almosenspende gerade einem Quasi-Vorgesetzten ihres Mannes zuteil geworden war; wir neckten sie, daß, wenn sie gewußt hätte, wer der Fremde gewesen, sie ihm wohl mehr gegeben haben würde. Muschwitz' herzliches Benehmen wandelte überdies ihre Besorgnis sehr bald in eine beiderseitige aufrichtige Freundschaft um.

Otto Haß war Junggeselle, ein sehr flotter Lebemann; seine Beziehungen zu dem Baron waren sehr gute, da dieser in seiner Wertschätzung sein stark ausgeprägtes Selbständigkeitsgefühl zu schonen verstand; er verließ bereits 1865 Warschau wieder, indem er die Direktion der Görlitzer Bahn übernahm. Nach einigen Jahren zog er sich auch von diesem Posten zurück und übte, namentlich im Dienste des Roten Kreuzes, eine sehr segensreiche Tätigkeit aus. Seinem Lebensgenuß gab er dadurch eine bestimmte Basis, daß er in Berlin in einem feinen Restaurant eine Art zwangloser Gesellschaft allabendlich um sich versammelte, deren Mitglieder den verschiedensten Gesellschafts- und Altersklassen angehörten, meist Offiziere, Diplomaten und Beamte. Wer ihm dort wie sonst im Leben nähergetreten ist, wird seiner in Anhänglichkeit stets gedenken. Er starb frühzeitig; in seinem Testament fand sich jeder von seinen näheren Bekannten mit einem wertvollen Andenken bedacht; auch hatte er durch dasselbe eine größere Summe ausgeworfen mit der Bestimmung, diese zu einem Diner zu verwenden, bei dem seine guten Freunde sich noch einmal versammeln und seiner gedenken sollten.

Von außergewöhnlichen Ereignissen sei schließlich noch einer Reise nach St. Petersburg und Moskau gedacht. Dieselbe erfolgte 1865 auf Allerhöchste Einladung zur Beiwohnung der in geringer Entfernung von der Hauptstadt bei Lapuchinka stattfindenden Manöver. Da nun inzwischen durch Versetzung zahlreicher guter Freunde von Warschau nach der Residenz ich in derselben einen festen Anhalt für meine Gemahlin zu erwarten hatte, begleitete sie mich dorthin.

Die Fahrt war gerade nicht sehr interessant, die Gegend, die wir durchquerten, monoton und langweilig, die Dauer wegen noch immer befürchteter Eingriffe von Insurgenten über die Gebühr ausgedehnt; wir brauchten noch über 36 Stunden. In Petersburg abends eingetroffen, fand ich im Hôtel eine Einladung zu einem an diesem Tage in Zarskoe-Selo stattfindenden Hofball vor, doch war es schon zu spät geworden, um derselben noch folgen zu können.

In der Annahme, daß unsre Freunde für meine Frau sorgen würden, hatten wir uns nicht getäuscht; es geschah dies in rührender Weise. Die guten Sarytschoffs, die liebenswürdige Generalin von Krüdener, Heydweilers, der prächtige Generalstabsoberst Mirkowitsch und viele andre umgaben sie mit herzlicher Fürsorge. So war sie während meiner mehrtägigen Abwesenheit keinen Augenblick allein und lernte alles, was Petersburg Sehenswertes damals besaß, gründlich kennen. Nur eine Exkursion nach Kronstadt scheiterte, da erstens der Wagen, zweitens die Eisenbahn und drittens der Dampfer sich verspäteten. Infolgedessen mußte, als die Gesellschaft eben glücklich vom Schiff in Kronstadt heruntergeklettert war, ohne etwas von Kronstadts Innerem zu sehen zu bekommen, ein andrer Dampfer zur Rückfahrt wieder bestiegen werden, da dieser die letzte Gelegenheit bot, nach Petersburg zurückzugelangen. Als ich später von dieser Partie hörte, sagte ich ihr scherzend: „Siehst du, ohne deinen Mann geht es nun einmal nicht," worauf sie „schüchtern" antwortete: „Mit dir wäre ich überhaupt nicht einmal bis Kronstadt gelangt!"

Zwei Tage blieben mir vor Beginn des Manövers noch frei, um die erforderlichen Meldungen und Besuche zu machen. Unser Botschafter war abwesend; dafür nahm sich unser Militärbevollmächtigter, Oberst Freiherr von Loen, meiner auf das kameradschaftlichste an. Ich hatte während meines dortigen Aufenthaltes mehrfach Gelegenheit, mich über die vortreffliche Stellung, welche er einnahm, zu freuen. Dieser Militärbevollmächtigte war nicht, wie es sonst üblich, der Botschaft angehörig, sondern unmittelbar Seiner Majestät attachiert. Dasselbe Verhältnis bestand auch in Berlin in bezug auf den russischen Militärbevollmächtigten. Freiherr von Loen hatte sich durch seinen liebenswürdigen Charakter wie durch sein natürliches, selbstloses Wesen nicht nur das größte Vertrauen des Kaiserpaares, sondern auch die vollsten Sympathien ihrer gesamten Umgebung erworben; überall betrachtete man ihn als ein beliebtes und hochgeschätztes Familienmitglied.

Als Gast des Kaisers wurde für mich von dem Augenblick an, da ich das Manöverfeld erreichte, auf das glänzendste gesorgt; nur die Wagenbeförderung blieb den Eingeladenen überlassen. Durch Loens Unterstützung gelang es mir, in Petersburg eine Troika zu mieten, die mich glücklich nach Lapuchinka brachte, und die ich während der ganzen Zeit, daß die Übungen währten, behielt. Auf dem Manöverfelde selbst wurde ich durch Loen dem Kaiser vorgestellt, der die Gnade hatte, sich in eingehender Weise mit mir über die Verhältnisse in Polen und über meine dortigen Erlebnisse zu unterhalten. Ihre Majestät die Kaiserin befand sich zurzeit in einem Badeort.

Zu diesen großen Übungen war eine beträchtliche Anzahl von Truppen zusammengezogen worden; man gab ihre Stärke auf über 60000 Mann an. Der Verlauf der Manöver zeichnete sich durch eine nachahmungswerte Ruhe und eine seltene Übereinstimmung der Bewegungen im großen aus; letzteres fiel um so vorteilhafter auf, als das vorwiegend mit bedeutenden Waldungen bestandene Gelände die Übersicht und somit die Leitung in hohem Maße erschwerte. Die Anstrengungen, welchen die Truppen unterworfen wurden,

waren recht bedeutende, aber die Art und Weise, wie sie diese überwanden, entsprach vollständig dem Begriff, den ich mir von ihrer außerordentlichen Leistungsfähigkeit bereits in Polen gemacht hatte.

Eine Szene aus diesen Manövern hat sich mir unvergeßlich eingeprägt. Meist wurde, wenn die Übungen sich bis weit in die Nachmittagsstunden hinein auszudehnen drohten, eine Pause gemacht, die das kaiserliche Hauptquartier mit Einnahme eines opulenten Frühstücks ausfüllte. Eines Tages, nach Beendigung desselben, sah ich nicht weit von uns ein Bataillon des Preobraschenskischen Garderegiments stehen. Ich begab mich zu diesem und betrachtete genau den Ausdruck in den Physiognomien. Was ich aus denselben zu lesen glaubte, tat meinem Herzen wohl. Deutlich drückten sich in ihnen alle die herrlichen Eigenschaften aus, welche die Masse des russischen Volkes erfüllen, während die Schattenseiten, die ja jedes Volk besitzt, sich in keiner Weise bemerkbar machten. Alle Züge schienen mir auf Frömmigkeit, Selbstlosigkeit und Hingabe zu deuten. Indem ich so dastand und mein Auge sich an den prächtigen Gestalten erfreute, wurde ich plötzlich von jemandem angeredet, der von hinten her sich mir, ohne daß ich es gemerkt, genähert hatte. Ich wandte mich um, und zu meiner Überraschung erblickte ich den Kaiser ganz allein stehend, der, als ob er meine Gedanken erraten, zu mir sagte: „Nun, welchen Eindruck machen Ihnen die Leute?“ Noch ganz durchdrungen von dem, was ich eben gedacht, brachte ich dies mit einigen warmen Worten zum Ausdruck. Über des Kaisers gewinnendes Antlitz, das auf mich bisher einen etwas melancholischen Eindruck gemacht hatte, ging ein Zug der Verklärung, und freundlich sagte er: „Da haben Sie meine Russen richtig erkannt!“ Dann aber hob er seine Augen nach oben und sprach leise einige russische Worte, aus denen ich, wenn ich sie auch nicht völlig verstand, doch glaubte entnehmen zu können, daß sie eine Fürbitte zum Herrscher der Welten enthielten: „Gott, erhalte mir mein treues Volk so, wie es ist!“

Und dieser Kaiser mit seiner innigen Liebe zu seinem Volke, er selbst wert der höchsten Verehrung — und sein entsetzliches Ende! Da kann man nur sagen: „Herr! Unerforschlich sind deine Wege!“ —

Die eine Partei kommandierte während der Übungen General von Todtleben, Sebastopols berühmter Verteidiger. Ich hatte die Ehre, ihm vorgestellt zu werden, und das Glück, ihn am Schluß des Manövers, da sein Wagen ausgeblieben war, in meiner Troika nach dem eine Anzahl von Werst entfernt gelegenen Krasnoe-Selo mitnehmen zu können. Sein einfaches, liebenswürdiges Wesen, die offene Unterhaltung über die verschiedenartigsten, interessanten Themas ließen fast vergessen, daß ich mich an der Seite eines der ruhmvollsten Krieger jener Zeit befand.

Während der Manöver fanden wir unsre Unterkunft in Zelten, die unmittelbar hinter dem Zelt des Kaisers aufgeschlagen wurden, und von denen ein jedes zwei Personen beherbergte. Die innere Einteilung bestand in einem mittleren Abschnitt zur gemeinschaftlichen Benutzung, an dessen Seiten sich je eine kleinere Behausung als Schlafzimmer anschloß; Loen und ich bewohnten eines dieser Zelte, in denen aber des Nachts bereits eine ziemliche Kälte herrschte.

Die Übungen schlossen mit einer großen Parade bei Zarskoe-Selo. Der kaiserliche Convoi in seinen fremdländischen Trachten eröffnete dieselbe; dann folgten die Massen der Kerntruppen des Garde- und Grenadierkorps, unter ihnen die roten Garde- und die blauen Attamankosaken, während ein paar Armeedivisionen den Schluß bildeten. Die ausgesuchten Mannschaften und Pferde wie die stramme Haltung der Truppen machten einen gewaltig imponierenden Eindruck, und das Defilieren dieser prächtigen Truppen in ihren geschmackvollen und reichen Uniformen bot ein überaus schönes militärisches Bild. Ein komischer Zwischenfall ereignete sich dabei. Durch irgendein Versehen war einer Armeedivision über die Parade keine Mitteilung zugegangen; erst beim Abreiten der Front wurde ihr Fehlen bemerkt und sie nun noch schleunigst heranbeordert. Im Laufschritt eilte die plötzlich in ihrem Lager alarmierte Division in völlig geschlossener Formation nach dem Paradeplatz, aber in Mänteln und mit Feldmützen. In diesem Aufzuge beteiligte sie sich dann noch am Defilieren.

Einige Tage darauf fand ich Gelegenheit, bei einer Einladung nach Zarskoe-Selo mich bei dem Allergnädigsten Herrn abzumelden und meinem Dank für den reichen Genuß, der mir zuteil geworden war, Ausdruck zu geben. In seiner seltenen Güte führte mich der Kaiser selbst durch mehrere Zimmer nach dem berühmten Bernsteinkabinett, um mir dieses zu zeigen. Bekanntlich ist es ein Gegengeschenk König Friedrich Wilhelms I. für die ihm vom russischen Zaren für seine Garde überwiesenen Riesen.

Hatte alles, was ich früher von Kaiser Alexander II. gehört, bei mir schon eine große Verehrung für den edlen Herrscher hervorgerufen, so wurde diese, nachdem ich ihn persönlich kennen gelernt, durch sein wunderbar zu Herzen gehendes Wesen bis zur Begeisterung gesteigert.

Von Petersburg ging es nun nach Moskau. Erstere Stadt hatte im allgemeinen auf uns einen Eindruck gemacht, wie wir ihn schon mehrfach in verschiedenen Residenzen empfunden; man sah es ihr an, daß sie noch keine sehr lange Geschichte hinter sich hatte. Einen wesentlich andern Eindruck machte das „heilige" Moskau. Eine reiche Vergangenheit und ein Stück asiatischen Lebens schienen sich vor uns auszubreiten. Vom eigenartigen Kreml, berühmt durch Gotteshäuser und reich an historischen Erinnerungen, in seinem großen Innenraum von einer krenelierten Mauer umgeben, die sich zum Teil in den Fluten der Moskwa widerspiegelt, übersieht man die Stadt mit ihren vielfach abgeschlossenen Einzelgehöften, inmitten laubumschatteter Gärten, die fast den Eindruck eines zusammenhängenden Waldes machten. Aus diesem aber ragten zahllose Türme und Türmchen von über dreihundert Kirchen hervor, von denen die meist vergoldeten Kugeln im Sonnenlicht weithin glänzende Strahlen warfen. Es lag über allem ein stiller Friede, und ein Gefühl bemächtigte sich der Sinne: ob man da Wirklichkeit vor sich habe, oder ob nur ein Traum uns dies berückende Bild vortäusche? Lag eine Märchenwelt verborgen hinter jenen weißen Mauern? so konnte man wohl fragen. Dieser Eindruck hielt im Innern der Stadt allerdings nicht überall vor.

Ich konnte es nicht unterlassen, auch außerhalb des Walles auf die Sperlingsberge zu fahren. Dort war 1812 unsre preußische kombinierte Kavalleriebrigade als die Erste des gewaltigen napoleonischen Heereszuges eingetroffen, und meinem Gedächtnis hatte sich aus meiner Kindheit, als mein Vater bei den 3. Ulanen stand, die begeisterte Schilderung der alten Herren des Regiments, die jenen ewig denkwürdigen Zug mitgemacht, fest eingeprägt: wie sie nach den Strapazen des Feldzuges, nach dem Marsch durch die verödeten Gegenden plötzlich die große Stadt in ihrer mächtigen Ausdehnung, in ihrem vollen Glanze vor sich zu ihren Füßen liegen sahen und in ihr das Ende aller Mühen und Kämpfe zu finden hofften. — Für uns beide bot das Mieten eines Gefährts, welches wir kühnerweise selbst unternahmen, die einzige Schwierigkeit. Diesmal war es ein großer, eleganter Wagen und keine Troika, die uns befördern sollte. Aber alle unsre Bemühungen, uns mit dem Kutscher auf russisch zu verständigen, scheiterten; meine Frau versuchte es mit einigen polnischen Brocken — das hatte auch keine Wirkung; wir gingen infolge einer eben in einem Konditorladen gemachten Erfahrung auf das Französische über. Der Kutscher aber sagte kein Wort und veränderte auch nicht die mitleidsvolle Miene, mit der er auf uns herabblickte. Ärgerlich rief ich aus: „Ich möchte doch wissen, ob der Kerl überhaupt eine Sprache spricht!“ Da verklärten sich des Mannes Züge, und mit reinem Berliner Dialekt tönte es vom Bock herab: „Na, so sprechen Se doch Deutsch; det is die eenz'ge Sprache, die ick rede.“ Jetzt wenigstens war uns geholfen und dem Manne auch, denn als biederer Landsmann beanspruchte er nun einen höheren Preis, als sonst üblich war.

Im übrigen fanden wir den Blick von den Sperlingsbergen nicht so schön wie den vom Kreml; es kam dazu, daß die Umgegend der Stadt damals einen äußerst öden, unkultivierten Charakter trug. Was Moskau sonst noch an Sehenswürdigkeiten besaß, wurde eingehender Besichtigung unterzogen, Klöster und sonstige großartige Stiftungen, das Innere von Gebäuden, die noch den Charakter längst vergangener Zeiten erhalten hatten, dann auch der mächtige Petrowskipark mit seinen volkstümlichen Militärkonzerten und dem eleganten Publikum. Aber immer wieder zog es uns nach dem Kreml hin, mit seiner schmalen Pforte, die man nur mit bloßem Haupte durchschreiten darf, nach seinen zweiunddreißig Kirchen und seinen Palästen wie zu dem Hause der Romanows.

Nachdem wir so ziemlich alle Merkwürdigkeiten gesehen hatten, traten wir die Rückreise nach Warschau an. Wir hatten zwar zuerst noch die Absicht gehabt, nach Nischni Nowgorod zu fahren, wo gerade die große Messe in ihrer höchsten Blüte stand. Aber von dort zurückkehrende Bekannte rieten uns ab, denn es hatte sich daselbst eine solche Flut von Menschen zusammengefunden, daß viele ohne Unterkunft blieben. Unsre Bekannten selbst hatten nur für hohes Geld eine solche in einem Gepäckwagen der Eisenbahn erhalten.

Die ganze Reise hatte uns eine große Zahl hochinteressanter und belehrender Eindrücke zugeführt; gefallen hat uns aber am meisten doch Moskau. Wir haben seitdem noch manches Sehenswerte in Europa, Klein-

asien und im Nillande kennen gelernt, aber zu den wenigen Orten, welche ein stilles Sehnen immer wieder erwecken, bei denen der Wunsch, noch einmal dort zu sein, immer wieder auftaucht, gehört das märchenhafte Moskau. Der Wunsch ist nicht erfüllt worden und kann nun auch nicht mehr erfüllt werden! Und vielleicht ist es so besser! In vierzig Jahren ändert sich gar vieles und erhält ein andres Gepräge, aber auch ein jeder sieht selbst aus sich heraus am Ende eines so langen Zeitraumes vieles mit ganz andern Augen an als am Anfange einer solchen Periode.

Die Tage, welche wir noch in Warschau verbrachten, verliefen in der bereits dargelegten früheren Weise. Nur verringerte sich der Umfang der dienstlichen Geschäfte immer mehr und mehr, so daß der Wunsch nach einem größeren Arbeitsfelde um so lebhafter hervortrat. Dieses konnte sich nur in der Heimat inmitten des eigentlichen Generalstabsdienstes bieten. So gelang es mir denn nach mehreren vergeblichen Versuchen, meine Abberufung herbeizuführen; sie erfolgte durch Allerhöchste Kabinettsorder vom November 1865; ein Ersatz für mich war nicht erforderlich. Das Scheiden wurde uns nicht leicht gemacht, die Liebenswürdigkeit unsrer näheren Bekannten hielt uns noch einige Zeit fest und bereitete uns noch manche angenehme Stunde in Festlichkeiten in kleineren Kreisen; diese fanden ihren Abschluß in einer großartigen Abschiedsfeier der gesamten Warschauer Gesellschaft in den prächtigen Räumen des leerstehenden erzbischöflichen Palais, welchem der Statthalter selbst zu präsidieren uns die Ehre erwies. Zu demselben holte uns seine kubanische Kosakeneskorte in ihren phantastischen Festgewändern ab, und war der Weg von unserm Hause bis zu dem Palais nach dortiger Sitte illuminiert, und zwar durch kleine Schalen mit Leuchtkörpern, welche sich längs des Bürgersteiges in Intervallen verteilt befanden. Nach den Toasten auf unsre beiderseitigen Monarchen, die unter den Klängen der von dem Musikkorps der St. Petersburger Grenadiere gespielten Nationalhymnen ausgebracht wurden, hielt Graf Berg eine uns hochbeglückende, herzliche Abschiedsrede, welche ich mit Worten des tiefgefühlten Dankes für alle Liebe und Güte, die wir während unsres mehrjährigen Aufenthaltes empfangen hatten, erwiderte.

Der folgende Tag führte uns in die Heimat zurück, und zwar diesmal nach Berlin, wohin ich inzwischen zum Großen Generalstab versetzt worden war. Die interessanten und lehrreichen Tage in Polen waren vorüber, aber unvergessen sind uns die Ereignisse jener Zeit geblieben, und mit ihnen werden die uns so wert gewordenen Genossen derselben in unsrer dankbaren Erinnerung bis an unser Ende weiterleben.

Die Erforschung der altindischen Religionen

im Gesamtzusammenhang der Religionswissenschaft.

Ein Vortrag

von

H. Oldenberg[1]).

I.

Die Frage, die dieser Kongreß Vertretern aller Wissenschaften stellt, versuche ich für mein Arbeitsfeld zu beantworten. Wie verhält sich die Erforschung der altindischen Religionen zu den benachbarten Forschungszweigen und zum Ganzen der Religionswissenschaft?

Ehe ich aber den Verbindungslinien nachgehe, die über die Grenzen unsres Gebiets hinausführen, darf ich, so selbstverständlich das erscheinen kann, nicht davon schweigen, daß sich ein großer Teil unsres wissenschaftlichen Tuns sozusagen innerhalb der eignen Mauern, für sich selbst zu vollziehen hat. Wie alle Historiker, so erforschen auch wir individuelle Bildungen, die sich höchstens ähnlich, nie identisch wiederholt haben. Was wir zuvörderst wollen, ist nicht, diese Bildungen mit andern vergleichen oder sie allgemeinen Formeln unterordnen. Wir wollen sie vielmehr als auf sich stehend, mit der ganzen Fülle und Wärme des ihnen eignen Lebens erfassen. Überall in der Geschichtswissenschaft drängt ja heute eine mächtige Strömung dahin, das Inkommensurable, Bodenständige in den Nationen wie in den Individuen hervorzukehren. Und vielleicht auf wenigen Gebieten geschichtlicher Forschung akzentuiert sich dieser Zug naturgemäß so scharf wie auf dem unsern. Das altindische

[1]) Der nachstehende Vortrag ist für den International Congress of Arts and Science zu St. Louis (September 1904) verfaßt und dort gehalten. Die Richtung, in der sich hier die Ausführungen eines Indologen bewegen, wurde durch die Idee bestimmt, welche diesem Kongreß zugrunde lag. Sie ist von ihrem Urheber, Professor Münsterberg (Harvard University) in einem den Direktoren der Weltausstellung erstatteten Gutachten folgendermaßen formuliert worden: „Ich würde vorschlagen, daß wir statt hundert unzusammenhängender Kongresse einen einzigen Kongreß haben . . . und daß dieser einzige Kongreß die Gesamtheit des menschlichen Wissens umspannt und sich die eine einzige Aufgabe setzt, die Einheit der Wissenschaft herauszuarbeiten."

Volk steht unter den Völkern des Altertums besonders einsam da; der indische Geist geht eigenwillig und eigensinnig seine seltsamen Wege. Wen kann es da verwundern, daß unter den Indologen die Mahnung besonders laut wird, die Betrachtung indischen Daseins mit nichts Unindischem zu vermischen: „Indien für die Inder!" Und in der Tat würden wir uns nie an die dem indischen Denken eigentümlichen Bewegungsformen wirklich gewöhnen, unserm Mitfühlen mit jener Seele würde immer ein Letztes von Tiefe fehlen, verständen wir nicht sozusagen alle Nebengeräusche von außen fernzuhalten. Wie sollte aber der Historiker auf das Erleben jenes Mitfühlens verzichten? Ihm liegt das Wort im Sinn — „mein eigen Selbst zu ihrem Selbst erweitern". Die heißen Phantasien der indischen Religionen wollen wir mitphantasieren, uns mit der Sehnsucht des Buddhismus nach der Stille des Nirwana mitsehnen. Wir wollen die Tragödie des Kampfes der beiden Seelen in der Brust des indischen Volkes, der arisch-vornehmen und der niedrig-wilden, mitdurchkämpfen. Und wenn sich das alles weit von unsrer Welt wie auf einer fernen Insel abzuspielen scheint, so mag eben daraus dem Heimischwerden in so fremden Gefilden noch ein eigner Reiz erwachsen.

Sind nun aber auf diese Weise alle Forderungen erfüllt, die wir an unsre Arbeit stellen müssen? Kein Zweifel, daß sie das nicht sind. Wir haben das Gesichtsfeld schärfer isoliert, als der wahren Wirklichkeit entspricht. Das bereuen wir nicht; es ist nicht vergeblich geschehen. Aber nun bleibt andres zu tun. Über dem Drang, uns in das Einzelne zu versenken, dürfen wir nicht vergessen, daß dies Einzelne Glied eines allumfassenden Ganzen ist. Ein Glied, dessen Wachstum seine sehr selbständigen Richtungen eingeschlagen hat; Glied des Ganzen bleibt es darum doch. Um es als solches zu verstehen, dazu gehört ein fernhin umherblickendes, überall seine Anknüpfungen findendes, vergleichendes, einordnendes Forschen. Wie weit kann diese Arbeit von demselben Arbeiter bemeistert werden, dem jene Vertiefung in das Begrenzte gelang? Müssen Arbeitsteilungen eintreten? Eine persönliche Frage, die mehr die Diener der Wissenschaft angeht als die Wissenschaft selbst. Sie gebietet, daß, gleichviel von welchen Händen, die eine und die andre Arbeit getan werde.

II.

In den Grenzmauern unsres Gebietes also fehlt es nicht an Pforten, die ins Weite führen. Um die von ihnen ausgehenden Wege kennen zu lernen, müssen wir hier vor allem der beherrschenden Hauptbegebenheit der altindischen Geschichte gedenken, die vielen jener Wege die Richtung vorschreibt: der Einwanderung der Arier in Indien. Volksstämme, die durch ihre Sprache als Verwandte der großen europäischen Völker erwiesen werden, die mit diesen in ferner Vorzeit *ein* Volk gebildet haben, sind in weiten Wanderungen von Nordwesten her gekommen. Lange haben sie zunächst, noch vor den Pforten Indiens, in Iran gesessen. Ein Teil von ihnen blieb dort: die Vorfahren der Iranier, die sich später um Zarathustra, um Cyrus und Darius scharten. Andre überstiegen die Berge und rangen den Norden Indiens dunkelfarbigen Urbewohnern ab.

Diese Tatsachen sind allbekannt. Wir aber haben ihnen für die Fragen, die uns beschäftigen, zu entnehmen, daß zuvörderst der von jenen Einwanderern nach Indien mitgebrachte religiöse Besitz in vorgeschichtliche Zusammenhänge verwoben gewesen sein muß, die den Indologen weit über Indien hinausweisen, und die ebenso dem Erforscher außerindischer Religionen Anlaß geben, indische Verhältnisse in seine Untersuchungen einzubeziehen.

Die Sprachvergleicher, unter hervorragender Beteiligung der Sanskritisten, haben sich mit immer entschiedenerem Erfolg an der Aufgabe versucht, die seit vielen Jahrtausenden verklungene Sprache jenes gemeinsamen Muttervolkes der Inder, Iranier, Griechen, Italiker, Kelten, Germanen, Slawen — wir können mit einem Wort sagen: der Indoeuropäer — zu rekonstruieren. Geben sich die Religion und Mythologie Indiens und die entsprechenden Gebilde Europas zu ähnlichen Vergleichungen her? Lernen wir so, etwa von Indien ausgehend, das religiöse Wesen der indoeuropäischen Periode kennen, und gewinnen wir wiederum rückwärts von dem so erworbenen Standpunkt aus ein Verständnis für das Werden der altindischen, der europäischen Religionen? Der Versuch solcher Fragestellung ist dem Prinzip nach unzweifelhaft berechtigt. Aber doch — dies ist wenigstens meine und Vieler feste Überzeugung — von den betreffenden Bemühungen der Forschung sprechen heißt zum größten Teil nichts andres, als auf Illusionen zurücksehen, die hingeschwunden sind, die hinschwinden mußten. Die Zeiten sind nicht mehr, in denen Vedaforscher sein so viel hieß wie „vergleichender Mythologe" sein. Religiöse Vorstellungen sind von Natur viel unberechenbareren Wandlungen unterworfen als die Sprache. Der Weg von vedischen Gottheiten zu Apollo oder Mars kann prinzipiell nicht als ein so klarer vorgestellt werden wie der Weg etwa von indischen zu griechischen und lateinischen Zischlauten oder Optativformen. Auch jene anschauliche Sicherheit, die manchen andern Zweigen der vergleichenden Altertumsforschung aus der Anlehnung an die konkreten Denkmäler der Vorzeit erwächst, fehlt hier. Nicht zum wenigsten aber hängt das ungünstige Aussehen des ganzen Problems mit der Lage der indoeuropäischen Stammsitze zusammen. Einst hatte man sich diese etwa in Zentralasien gedacht; die Inder schienen sich von ihnen nicht sehr weit entfernt zu haben; sie konnten in mancher Beziehung nahezu für Repräsentanten der Indoeuropäer selbst gehalten werden. Jetzt haben wir eingesehen, daß jene Urheimat sehr wahrscheinlich in Europa gelegen hat. Zwischen ihr und dem vedischen Indien — was für Entfernungen, Berührungen der Wanderer mit stammfremden Völkern, unvermeidliche und zugleich für uns unberechenbare Rassenmischungen, Wechsel der wirtschaftlichen und sozialen Verhältnisse! Mehr und Sichereres als der Veda würden uns über den Glauben der Indoeuropäer wohl — so müssen wir jetzt annehmen — mittel- und nordeuropäische, germanische, litauische Materialien lehren, besäßen wir nur solche Materialien aus annähernd ebenso hohem Altertum. Ganz ausgeblieben immerhin sind auch bei den zwischen Indien und Europa sich bewegenden Vergleichungen erfreuliche Ergebnisse nicht. Wir dürfen es auch heute noch für so sicher wie wichtig halten, daß die Zusammenstellung des altindischen Worts deva „der Gott" mit entsprechenden Worten

des Occidents und die Verwandtschaft dieses Worts mit dyaus (= Zeus) „der Himmel" uns das Recht gibt, den Indoeuropäern die Vorstellung von Göttern als lichten, in Himmelshöhen wohnenden Wesen zuzuschreiben. Aber die meisten Vergleichungen einzelner Götter, Dämonen, Mythen, die man versucht hat, — wie unsicher sind sie, wenn nicht nachweislich falsch! Namenanklänge, schattenhafte Ähnlichkeiten der Gestalten — weisen sie wirklich aus weiter Ferne aufeinander hin? Oder täuschen uns Zufälligkeiten? Resultate, an die man glauben mag, wenn man will, an die zu glauben kein Beweis nötigt, die man am wenigsten wagen wird zu Fundamenten weiterer Forschungsbauten zu machen.

Neben den überkühnen Kombinationen, die im Lichte des Veda uns die ganze Reihe europäischer Gebilde von der Götterwelt Homers bis zu deutschen Volksmärchen und Kinderspielen verstehen lehren wollten, wie anders erscheinen uns heute die Vergleichungen, die sich auf die Religion der alten Inder und der benachbarten, engstverwandten Arier, der iranischen Zarathustrier, beschränken! So groß die Distanzen von Raum, Zeit, Rassenmischung sind, die es dort zu überbrücken galt, so gering sind sie hier. Dem anspruchsloseren Unternehmen konnte ein entsprechend sichereres Gelingen nicht fehlen. In der Tat darf ich behaupten, daß es durch das gedeihliche Bündnis indischer und iranischer Religionsforschung erreicht ist, das Bild des Glaubens, der den Vorfahren der beiden Völker in ihrer vorgeschichtlichen Gemeinschaft eigen war, in vielen Hauptzügen herzustellen. Der indischen Forschung fällt hier im ganzen von selbst die leitende Rolle zu. Denn durch die indischen Überlieferungen schimmert die gemeinsame Grundlage deutlicher hindurch. Die Verpflanzung der indischen Arier in ihr neues Land, die Anbahnung neuer Rassenbildungen, die allmählich den Arierglauben hier auf das tiefste umgestalten sollte, hat ja in der Vedazeit ihre Wirkung eben nur begonnen. Fürs erste ist es das Zarathustratum, auf das die stärkeren Neues schaffenden Mächte eingewirkt haben: das Denken und der Wille einer großen Persönlichkeit. Gewiß ist doch auch auf dieser Seite vom Alten genug übriggeblieben, um der Vedaforschung in ihrem Zusammenarbeiten mit den Iranisten manch wertvollen Gewinn für ihre eigenen Zwecke zu sichern. Vor allem aber darf sie sich dessen freuen, daß es kein geringes Geschenk ist, das sie hier der Erforschung einer außerindischen Religion machen kann: sie lehrt den Untersucher des Avesta den Hintergrund des alten Glaubens erkennen, von dem sich abhebt, was für jenen im Mittelpunkt des Gesichtsfeldes steht: die Verkündigung Zarathustras.

III.

Man kann das Wesen der Untersuchungen, von denen ich bisher gesprochen habe, dahin zusammenfassen, daß die Erforschung der altindischen und die der verwandten Religionen gemeinsam durch ihre Vergleichungen das Bild des direkt Überlieferten nach rückwärts, in prähistorische Perioden hinein, zu erweitern sich bemühen. Daß da auf die Gebiete, die der geschichtlichen Zeit näher liegen, ein sehr viel helleres Licht fällt als auf die entferntere Ver-

gangenheit, ist ja begreiflich. Aber nun kann es einen Augenblick paradox erscheinen, wenn ich jetzt weiter von Zurückdringen in noch tiefere Vergangenheit spreche und behaupte, daß hier die Sicherheit unsres Vorgehens nicht nur nicht weiter abnimmt, sondern im Gegenteil wieder zunimmt. Sie nimmt zu, weil wir bei jenen vorgeschichtlichen Fernen anlangen, in denen die Freiheit der Volksindividualitäten noch nicht ihr unergründliches Spiel treibt, sondern eine Notwendigkeit, mit der wir rechnen können, überall gleichartige Gestalten hervorbringt.

Ich rede von wissenschaftlichen Bewegungen, die noch in ihren Anfängen stehen. Meiner Schätzung widerspricht, wie ich mir nicht verberge, das Mißtrauen mancher Forscher von hoher Autorität. Ich kann mich nur zu meiner Überzeugung bekennen. Über ihr Recht muß die Zukunft entscheiden.

Zu primitiven Formen des religiösen Wesens weit jenseits der indoeuropäischen Zustände führt die junge Wissenschaft der Ethnologie. Von ihr lernen wir bekanntlich, daß gewisse rohste Typen religiöser Vorstellungen und Gebräuche sich überall bei den Völkern von entsprechend tiefem Kulturniveau in wunderbar scheinender, aber unbezweifelbarer Übereinstimmung wiederfinden. Die Religionsforschung nimmt hier fast etwas vom Aussehen der Naturwissenschaft an; was sie berichtet, klingt nicht viel anders als ein Kapitel vom Leben der Tiere. Aus der Tatsache der erwähnten Übereinstimmung ist dann weiter, wie nicht weniger bekannt ist, die Folgerung gezogen worden, daß ebendieselben uralten Bildungen auch allen höheren Formen religiösen Wesens in ferner Vergangenheit zugrunde gelegen haben müssen. Durch diese Erkenntnis aber ist die indische Religionsforschung offenbar in neue, weiteste Zusammenhänge hineingestellt. Hatte sie bis dahin sozusagen Küstenschiffahrt betrieben, muß sie nun auf das offene Meer hinaus. Sie wagt Vergleichungen, für die es die Beschränkung auf das Gebiet der Indoeuropäer nicht mehr gibt. Das Rüstzeug der vergleichenden Grammatik, der altehrwürdigen Philologentechnik wirft sie für eine Zeit beiseite und macht einen Sprung über die Zäune des gewohnten wissenschaftlichen Zunftbetriebes. Um höchstes Altertum wiederzufinden, lernt sie in die Gegenwart blicken. Sie begleitet die Fahrten der Reisenden zu Indianern, Kaffern, Australiern und jene unscheinbareren Entdeckungsreisen zu den Schichten unsres eignen Volkes, in denen so viel von primitiven Denkformen noch heute lebt. Den uralten religiösen Gebilden, die sie da kennen lernt, gräbt sie dann auf ihrem eignen Felde nach. Derselbe Zug hier wie überall in der historischen Wissenschaft, wie ähnlich auch in der Kunst: der Drang, die alten Stoffe, die alten Probleme zu beleben, indem man in die Welt der Bücher, der Tradition das Licht des heutigen Tages hineinscheinen läßt. Auf Nachbargebieten ging man uns voran. Ich nenne die tiefbetrauerten Namen zweier Meister. Erwin Rohde untersuchte den griechischen Seelenglauben, Robertson Smith den Kultus der Semiten ganz in diesem Sinne. Und wie nun unsre Wissenschaft auch ihrerseits dies kühne, aber mögliche Werk begonnen hat, haben auch ihr — das dürfen wir schon jetzt sagen — die Erfolge nicht gefehlt, freilich auch nicht die Ausblicke auf

neue, früher überhaupt nicht aufgeworfene und nicht aufwerfbare Probleme: denn, wenn irgendwo, so findet hier das Wort:

Da muß sich manches Rätsel lösen,

die alte, unvermeidliche Antwort:

Doch manches Rätsel knüpft sich auch.

Die Elemente der altindischen Religion, die mit Hilfe der Ethnologie in die rechte Perspektive gerückt werden, sind natürlich meist andre als die, um welche sich die vergleichenden Betrachtungen der Indogermanisten bewegten. Es ist hier wenig von Göttern und Heroen, von poesiereichen Mythen die Rede. Es handelt sich um Niedriges, Derbes, Rohes: um Kobolde und Unholde, um Kultus der Verstorbenen, um Fetischismus, um Zauberei — um Fratzenhaftes, das uns, wie wir es verstehen lernen, aufhört, nur fratzenhaft zu sein. Indem wir solche allgemein menschliche Gestaltungen im Veda wiederfinden, stürzt etwas von den Mauern, die diesen von der Außenwelt zu isolieren schienen, zusammen. Wie jenes vorgeschichtliche Wesen sich mit den höheren religiösen Gebilden vermischt, sich in sie hüllt, in sie wandelt, sich in sie hinein verlängert, lernt die Vedaforschung, in die Beziehungen eingetreten, die ich zu beschreiben versuchte, durchschauen. Sie erkennt hinter der Gestalt des Priesters den Medizinmann, hinter manchem Opfer etwa uralten Regenzauber, hinter der pietätvollen Symbolik von Begräbnisgebräuchen die blasse Angst des Wilden vor der tückischen, begehrlichen Seele des Toten. Sie löst das Nebeneinander der in den Texten auf einer Linie erscheinenden Vorstellungen und Gebräuche in ein Nacheinander von Altem und Neuem auf, zwischen dessen Ursprüngen viele Jahrtausende liegen mögen. Es ist, wie wenn wir durch eine Stadt gingen und hinter ihrer zuerst einheitlich sich darstellenden Außenseite allmählich mächtige Trümmer ferner Vergangenheit und das Sichankleben des spät Hinzugekommenen an die alten Reste entdeckten. Weiß unsre Forschung der Aufhellung dieser Verhältnisse unerwartet Materialien dienstbar zu machen, die nach Raum und Zeit unendlich weit von ihrem eignen Gebiet abliegen, wer wollte es uns verargen, daß wir uns der kühnen Indirektheit solches Vorgehens erfreuen? Die führende Rolle freilich, wie einst bei den Versuchen der vergleichenden Mythologie, kann der Indolog hier nicht mehr für sich beanspruchen. Über Aussehen und Bedeutung der niederen mythologischen und kultischen Bildungen hat er nicht den Ethnologen zu belehren, sondern von ihm zu lernen. Gewiß liefert er zu den ungeheuren Materialiensammlungen, mit denen die Ethnologie arbeiten muß, auch seinerseits seine Beiträge, die jene Wissenschaft, glaube ich, wohl zu schätzen weiß. Aber im ganzen hat er doch durchaus die Rolle des Empfangenden. Er wird in der Sichtung und Verarbeitung dessen, was er sich anzueignen hat, noch auf lange Zeit hinaus manchem Mißgriff nicht entgehen. Hier, wo sich der Forschung so ungeheure Fernen eröffnet haben, muß sich unvermeidlich der Blick oft verirren. Aber möge er sich verirren: kleinmütig, wer nicht darauf vertraut, daß auch hier die Irrtümer uns der Wahrheit näher bringen werden.

IV.

Von den vorgeschichtlichen Zusammenhängen, an deren Aufhellung die indische Religionsforschung beteiligt ist, wenden wir uns den geschichtlichen Zeiten zu. Die Wanderungen der Arier haben ihr letztes Ziel erreicht. Die alten Völkergemeinschaften sind zerrissen. Grenzen sind gezogen, die uns jeden Gedanken daran unmöglich machen, die altindische Geschichte als aufgehend in einer allgemeinen Geschichte des Altertums zu behandeln. Aber doch schließen solche Grenzen nicht das Dasein eines gewissen Grenzverkehrs aus, und auch über weitere Fernen erstreckt sich, durch die Jahrhunderte fortgesponnen, zu Lande und zu Wasser ein nie ganz abreißender Verkehr zwischen Indien und der Außenwelt. Was hat dieser Verkehr von religiösen Besitztümern herüber- und hinübergetragen?

Es genügt, eine solche Frage nur auszusprechen, um fühlbar zu machen, in wie vielgestalte Beziehungen die Indologie durch sie zu näher und ferner verwandten Arbeitszweigen gebracht werden muß. Kein einzelner kann das alles übersehen. Es beruht wirklich nicht auf Unterschätzung der betreffenden Forschungen, sondern allein auf dem Bewußtsein meiner Unzulänglichkeit, wenn ich hier von vielem schweige. Welche Aufgaben stellt uns die rasche, glänzende Entwicklung der Assyriologie? Welche entstehen uns aus dem Bedürfnis, die ungeheuren Wirkungen der religiösen Kultur des Brahmanentums und vor allem des Buddhismus auf Zentralasien, Hinterindien, China zu ermessen? Ich darf diese Richtungen nicht verfolgen. Ich spreche nur von einigen der Probleme, welche in die uns näherliegende Welt weisen.

Den Indologen sehen wir gemeinsam mit dem Erforscher der griechischen Philosophie die Frage prüfen, ob, wie eine gewagte, neuerdings scharfsinnig verteidigte Hypothese behauptet, die Lehre des Pythagoras die Spur indischer Anregungen zeigt, ob — viele Jahrhunderte später — an den bunten und wirren Einflüssen orientalischer Mystik und Phantastik, die in den Gedankengängen der Neuplatoniker zutage treten, auch indische Denker und Wundermänner Anteil haben. Und auf anderm Gebiet ein Problem, das uns wohl tiefer erregen mag: wie steht es mit den auffallenden Ähnlichkeiten zwischen Erzählungen und Reden, die sich in unsern vier Evangelien und bei den Buddhisten finden? Die Darstellung Jesu im Tempel und die Lobpreisung Simeons — ist sie der Geschichte vom weisen Greis Asita nachgebildet, der dem Buddhakinde naht und seine kommende Herrlichkeit preist? Die Versuchung Jesu in der Wüste und die Versuchung Buddhas in der Einsamkeit durch Mara den Bösen — Petri Wandeln auf dem Meer, das Wort vom Scherflein der Witwe, das Gleichnis vom verlornen Sohn und die buddhistischen Parallelen dazu: wie soll man über das alles denken? Sind wirklich in das Christusbild Züge hineingetragen worden, die in den Mönchshütten am Ganges von der sinnigen Phantasie der Buddhajünger geformt worden sind?

Ich habe natürlich von diesen Fragen, so bedeutsam sie sind, hier nicht um ihrer selbst willen zu reden, sondern nur zu beschreiben, wie sich zu ihrer Behandlung die Indologie mit andern Forschungszweigen vereinigt. Da möchte ich nun vor allem folgendes betonen. Wo das Problem so liegt, daß

der etwaige Einfluß eines indischen Vorbilds auf irgendwelche außerindische Vorstellungskreise in Betracht kommt, kann die Indologie immer nur ihre Beiträge dazu liefern, die Entscheidung vorzubereiten: erreicht werden kann aber diese Entscheidung allein auf dem Boden des andern wissenschaftlichen Gebiets. Der Indolog wird feststellen, daß das in Frage stehende indische Vorbild die und die Gestalt hat und in die und die Zeit zurückgeht oder zurückgehen kann. Entsprechendes wird der andre Mitarbeiter seinerseits für die eventuell als Nachbildung zu beurteilende Erscheinung ermitteln. Wenn diese Vorfragen erledigt sind, fängt aber die feinere Untersuchung überhaupt erst an, und sie liegt in Fällen dieser Art im wesentlichen außerhalb der Grenzen der Indologie. Bietet die angeblich entlehnende — also etwa die altchristliche — Kultur auf ihrem eigenen Gebiet die Voraussetzungen dar, oder bietet sie sie nicht dar, aus denen sich auch ohne Annahme einer Entlehnung die fraglichen Erscheinungen hinlänglich erklären ließen? Weist die Konfiguration dieser Erscheinungen irgendwelche Abnormitäten, Ausbuchtungen, Fugen, Risse auf, die der Ansicht Gewicht verleihen könnten, daß fremdartige Elemente beigemischt sind? Wo es dann schließlich, falls wirklich eine solche Beimischung anzunehmen ist, immer noch die Frage bleibt, ob sie gerade aus Indien hergeleitet werden muß, wozu den Indologen nur allzu leicht die spezielle Orientierung seiner Phantasie, beinah möchte ich sagen eine Art von unbewußtem wissenschaftlichem Patriotismus treibt. Er, der Erforscher eines Einzelgebietes, kennt allein dieses in voller Lebendigkeit. Fast unvermeidlich müssen sich ihm da, wenn verschiedene Gebiete in dem Anspruch konkurrieren, der Ausgangspunkt für irgendwelche geschichtlichen Anregungen zu sein, die Maßstäbe zugunsten seines eignen Gebietes verschieben.

Damit habe ich schon eine Eigentümlichkeit dieser Untersuchungen berührt, von der ich nicht schweigen darf: daß gerade bei ihnen die Subjektivität des Beurteilers, sein wissenschaftliches Temperament eine besonders gefährliche Rolle zu spielen pflegt. Wir beobachten hier auf der einen Seite Forscher, die sich mit rascher Zuversicht auf jede Ähnlichkeit zwischen entlegenen Erscheinungen stürzen und beständig die Spur geschichtlicher Zusammenhänge wittern. Diesen Sanguinikern gegenüber fehlen auch die Phlegmatiker nicht. Sie lassen das ängstlichste Mißtrauen überall da walten, wo ihnen das Wagnis zugemutet wird, einen Sprung oder auch nur einen Schritt aus der einen Kultursphäre in die andre zu tun. Je ernstlicher man aber bemüht ist, sich von dieser wie von jener Schwäche freizuhalten, desto öfter wird man bei einem non liquet als der Weisheit letztem Schluß anlangen. Die Fälle, in denen objektive Kriterien über diese Unsicherheit hinausführen, sind nicht sehr häufig, und leider trifft es sich wohl so, daß es nicht gerade die eigentlich wichtigen sind.

So fürchte ich, daß beispielsweise jene Frage nach den Beziehungen zwischen Neuem Testament und Buddhismus zu denen gehört, die ein absolutes Ja oder Nein nicht zulassen. Ich selbst kann ja hierüber nicht mit der Autorität eines Fachmannes reden. In dem, was ich vorher bemerkt habe, liegt, daß die eigentliche Verantwortung einer Entscheidung in diesem Falle durchaus

nur der berufene Kenner des Neuen Testaments tragen kann. Als meinen subjektiven Eindruck wage ich es doch auszusprechen, daß nichts in den vier Evangelien auf mehr als bloße innere Parallelität mit Buddhistischem, auf wirkliche Entlehnung aus Indien weisen muß oder mit besonderer Wahrscheinlichkeit weist. Ein hervorragender Indolog hat vor kurzem gesagt, daß, wie jetzt Babel ungestüm an die Pforten des Alten Testamentes pocht, so, vorläufig noch leise, an die Tür des Neuen Testaments Buddha klopft. Gewiß, solches Klopfen hört hier und dort, wer die späteren Schichten der altchristlichen Literatur durchforscht. Auch das stumpfste Ohr kann es nicht überhören, wenn sich in dem mittelalterlich-christlichen Roman von Barlaam und Josaphat die ganze Jugendgeschichte des Königssohnes vom Sakyahause wiederfindet. Aber an die Pforten des Neuen Testaments selbst scheint mir Buddha kaum zu klopfen.

Ähnlich verlaufen die Untersuchungen übrigens, wenn wir prüfen, ob das Christentum seinerseits altindische Glaubensformen, etwa die Krishnareligion, beeinflußt hat. Hier, wo die umgekehrte, von West nach Ost gehende Richtung der Einwirkungen in Frage kommt, fällt aus den Gründen, die ich besprochen habe, der Indologie die leitende Rolle zu. Auch hier aber ist das Ergebnis, wenigstens teilweise, ganz unsicher. Singt das wundervolle Gedicht Bhagavad Gita davon, wie Glauben und Liebe des Frommen sich dem menschgewordnen Gotte zuwendet, sagt dort Krishna der Gottmensch: „Wer mich liebt, der wird nicht verloren," so möchte ich meinerseits doch nicht allzu bestimmt behaupten, daß christliche Einwirkungen dabei im Spiele sind; Zug für Zug fügen sich, scheint mir, die Gedankengänge der Bhagavad Gita in rein indische Entwicklungslinien ungezwungen ein. Aber hier wieder zeigen die späteren Texte ein andres Bild. Da finden wir den weihnachtsartigen Kult, welcher der Geburt des Krishnakindes gewidmet wird. Wir begegnen Darstellungen des neugebornen Gottmenschen in einem Stall; Hirten und Hirtinnen umgeben die gebenedeite Wöchnerin; auch „Ochs und Esel" sind treulichst anwesend. Gegenüber solchen Zügen freilich wird auch ein starkes Mißtrauen verstummen.

Wir blicken zurück. Können wir uns verbergen, daß, wenn die Indologie gemeinsam mit der klassischen Altertumswissenschaft, mit der neutestamentlichen Forschung derartige Entlehnungsprobleme behandelt, der Ertrag im Grunde ein ziemlich geringfügiger ist? Was hat schließlich für das Christentum der heilige Märtyrer Josaphat zu bedeuten? Oder für das Hindutum das Idyll vom Krishnakind? Solche Entlehnungen mag man gewissenhaft verzeichnen; der Liebhaber mag gern an ihnen das Interesse des Sammlers an einem seltenen Fund nehmen. Der Historiker aber, der nach dem Wesentlichen in den Dingen fragt, wird hier doch kühl bleiben. Ja selbst wenn wirklich bei einer oder der andern der neutestamentlichen Erzählungen buddhistischer Einfluß im Spiel sein sollte — woran mir doch meinerseits aller Grund scheint zu zweifeln —, auch dann noch würde das Bild des Christentums selbst wohl nach dieser Entdeckung kaum um eines Haares Breite ein andres als vorher geworden sein. Ungeheure Mischungen religiöser Elemente der verschiedensten Herkunft erfüllen die letzten vorchristlichen und ersten nach-

christlichen Jahrhunderte — von Griechischem, Ägyptischem, Jüdischem, Babylonischem, Persischem. Indien ist von diesen Bewegungen zwar nicht durch unübersteigliche Schranken getrennt gewesen. Aber so weit abgelegen war es doch, daß sein Anteil nur ein nebensächlicher sein konnte.

V.

Und nun, wo wir alle jene vorgeschichtlichen und geschichtlichen Beziehungen an uns haben vorübergehen lassen, ist damit wirklich erschöpft, was die Erforschung der indischen Religionen dem Ganzen der Wissenschaft zu bieten hat? Die Ergebnisse über den Glauben der Indoeuropäer fanden wir spärlich und unsicher, das Gebiet, auf dem die indisch-iranischen Zusammenhänge ihr Dasein haben, eng beschränkt. Gegenüber der Ethnologie sahen wir uns vielmehr auf Empfangen als auf Geben hingewiesen. Dazu dann die Entlegenheit der von Indien beeinflußten Kulturen Zentralasiens und des fernsten Ostens, die Geringfügigkeit des religiösen Austausches mit dem Westen: gibt das alles einen ausreichenden Maßstab für die Bedeutung, die dem Studium der indischen Religionen für das Verständnis der Welt, in der wir leben, zukommt? Man fühlt wohl, daß das nicht sein kann. Ob beispielsweise die Erforschung des Buddhismus eine über ihre speziellen, nächsten Ziele hinausgehende universale Bedeutung besitzt oder nicht, kann nicht davon abhängen, ob sich aus dem großen buddhistischen Legendenschatz ein paar Nummern etwa in die christliche Literatur verirrt haben mögen. Nicht die Zufälligkeiten solcher äußeren Zusammenhänge sind es, worauf es hier ankommt, sondern die Beziehungen innerer Verwandtschaft.

Hüben und drüben gleichartige und doch verschiedene Kräfte auf gleichartigem und doch verschiedenem Boden: sie erzeugen analoge und wiederum verschiedene Gebilde. Gewiß werden wir uns hüten, so zu sprechen, als wäre uns hier Gesetzmäßigkeit im vollen Sinne des Worts erfaßbar, oder als wäre die Geschichte eben nur eine Sammlung von Gestaltungen, die das symmetrische Fachwerk eines von uns entdeckten oder zu entdeckenden Systems gefällig ausfüllen. Aber jene früher von mir berührte wesentliche Identität der einzelnen niedrigsten Kulturen, welche die Ethnologie uns kennen lehrt, kann doch auch in den höheren Sphären der Geschichte, inmitten der Differenzierungen, wie sie der Fortschritt erzeugt, unter diesen feiner organisierten, mit minderem Beharrungsvermögen ausgestatteten Gebilden nicht spurlos verschwunden sein. Was dort Identität war, nimmt hier die Gestalt einer gewissen, oft genug freilich abreißenden Parallelität der Entwicklung an. Parallelität aber heißt so viel wie Ordnung und Gesetz. Und in der Tat dürfen wir sagen, daß für manche Wegstrecken der ungeheuren geschichtlichen Gebiete schon jetzt hier der geduldigen Beobachtung des wissenschaftlichen Arbeiters, dort der Intuition des wissenschaftlichen Genius ein Schimmer von Gesetz und Ordnung sichtbar wird — von einer Ordnung, deren beständiges Sichmischen mit ihrem Gegenteil, mit dem schlechthin unauflösbar Zufälligen, eben ein Charakterzeichen historischen Geschehens ist. Die Auffindbarkeit manches Zuges von Gesetzmäßigkeit hat sich in der vergleichenden Erforschung der Sprachen und

Literaturen, des Rechtslebens und sozialen Lebens bewährt: wie sollte sie sich in der Geschichte der Religionen nicht auch bewähren? Vom Ost zum West hilft Gleichartiges das Gleichartige verstehen. Es hilft die versteckten Spuren erkennen, die Fragmente ergänzen, etwa wie aus Fragmenten biographischer Notizen einem Leser, der eine Fülle von Lebensläufen und Seelenentwicklungen überschaut, das Ganze, das ihnen zugrunde liegt, entgegentreten mag. Jene Vergleichungen helfen weiter vor allem die hinter dem Tatbestand wirkenden Kausalitäten auf breiter Basis ermitteln. Und wie die Gleichheiten, so fördern auch die Ungleichheiten das Verständnis. Der Blick erweitert sich für die ganze Fülle der Möglichkeiten. Das Einzelne tritt an seine Stelle, indem sich zeigt, daß es eine Varietät neben andern ist: und wir lernen die Frage aufwerfen, vielleicht auch lösen, welche Ursachen einem jeden Exemplar seine besonderen Züge mitgeteilt haben.

Wer solchen Problemen nachgeht, wird für viele und große Teile des Gebiets, das der religiöse Gedanke und das religiöse Leben umspannt, gerade die Überlieferungen Indiens besonders wertvoll finden. In indischer Unermeßlichkeit, wundervoll erhalten liegen sie da: ein Urwald, durch den doch Wege zu bahnen dem beharrlichen Eifer der Philologie gelungen ist. Die ältesten Traditionen gehen in sehr hohes Altertum zurück; sie scheinen kaum viel jünger als das indische Volk selbst. Und dann läßt uns die Überlieferung, immer gleich redselig, nichts verhüllend, die lange Entwicklung dieser Religionen durch Jahrhunderte und Jahrtausende begleiten. Wir glauben es in den Texten vor Augen zu sehen, wie sich die Erkenntnis von Natur und Welt, die sich in der Religion ausprägt, auf eigenartigem Wege Schritt für Schritt entwickelt, — wie die Weise der Fragestellungen, die diese Erkenntnis schaffen, das gebundenere oder freiere Verhältnis des Erkennenden zu seiner Erkenntnis Phase auf Phase durchläuft. Wir hören vor allem, welche Bedürfnisse, Hoffnungen, Sehnsuchten in verständlicher Folge, die einen nach den andern, hier ihre Stimme erheben. Insonderheit die älteren Stadien dieser Entwicklung liegen in unvergleichlicher Klarheit vor uns: der Fortschritt von dem halb kindlichen, halb raffinierten Kultwesen des Veda zu den tiefsinnigen Spekulationen der Upanishaden, dann weiter zur Erlösungsreligion Buddhas. Von außen so gut wie unberührt, hat sich dieser Prozeß nach den in ihm selbst angelegten Richtungen vollziehen können. Wie sollte er nicht in dem Sinn, den ich bezeichnet habe, die parallelen Entwicklungen des Westens uns verstehen helfen?

Daß diese Erwartung nicht täuscht, erfährt der Forscher in der Tat, ich kann sagen, bei jedem Schritt. Man betrachte etwa das Opfer — ein geschichtliches Problem großen Stils. Was für Kräfte, was für Gedanken sind hier durch Jahrtausende in Bewegung gesetzt worden! Aber die Gestalten, in denen das Opfer erscheint, sind zunächst unverständliche Hieroglyphen: es gilt, sie zu entziffern. Nirgends nun hören wir so Eingehendes wie im alten Indien über das Opfer, speziell über die Periode seiner vollen, üppigen Blüte, zu der es durch die lange Arbeit zünftiger Priestertümer entfaltet wird. Mit wie andrer Deutlichkeit sehen wir den vedischen Brahman an der Arbeit als

etwa den römischen Flamen! So muß sich, meine ich — und schon gewonnene Erfolge geben mir darin recht — vor allem in Indien die Inspiration holen, wer die Fragmente westlicheren Opferwesens ergänzen und deuten will.

Ebenso lehrreich ist die indische Überlieferung, sucht man eine Anschauung davon zu gewinnen, wie in die alten, den sittlichen Idealen gegenüber ziemlich indifferenten religiösen Vorstellungsmassen jene Tendenzen eindringen, die auf einen Bund von Religion und Moral hinstreben. Aber kein Ende wäre zu finden, wollte ich alle ähnlich liegenden Probleme durchgehen. Bei jedem von ihnen würden wir immer dieselbe Erfahrung machen: die Vedareligion, vermöge ihrer geschichtlichen Stellung an sich wie vermöge ihrer ausgezeichneten Erhaltung für uns, bietet ein wahrhaft unvergleichliches Untersuchungsfeld dar, will man in das Innere, in die typischen Schichtungen jener alten Religionen eindringen, der Religionen mit der uralt-rohen Unterlage und den darüber liegenden Schöpfungen reiferen Denkens und Fühlens, und endlich — dürfen wir hinzufügen — mit den eben sichtbar werdenden Keimen noch reiferer, vollkommnerer Zukunftsgebilde.

An einem dieser Gebilde, die für die Vedazeit in der Zukunft liegen, möchte ich hier die Bedeutung der indischen Religionen für die allgemeinen Probleme der Religionswissenschaft noch weiter veranschaulichen. Auf einem höchsten Höhepunkte alles religiösen Wesens stellt sich uns der Buddhismus dar.

Buddhismus und Christentum — längst haben sie beide der Phantasie, die ihre symmetrischen Linien in das Gewirr der Erscheinungen hineinzuzeichnen sucht, vergleichbare Figuren darzustellen geschienen. Die gewaltigste Religion hier des Ostens, dort des Westens. Die beiden alle nationalen Grenzen überfliegenden universalen Religionen. Die beiden alle alten Schranken von Zeremonientum und Gesetzeswesen zerbrechenden Religionen der Erlösung. Derselbe Typus der Erlösungsreligion, so hat man das Verhältnis formulieren wollen, hat sich zweimal in der Weltgeschichte verwirklicht, in einem westlichen, in einem indischen Exemplar, dort dem Christentum, hier dem Buddhismus.

Wie hohe Interessen der Religionswissenschaft bei der Diskussion dieser Formel auf dem Spiele stehen, ist klar. Aber gerade dem Erforscher des Buddhismus wird die Bemerkung besonders nah liegen, daß dazu, eine solche Diskussion möglich zu machen, er selbst und sein neutestamentlicher Arbeitsgenosse noch nicht genügen. Ein Dritter muß mithelfen: der Kenner griechischen Denkens. Es ist bekannt, wie nah dem Buddhismus Ideen verwandt sind, die in gewissen alten geistlichen Orden und philosophischen Schulen Griechenlands gelebt haben und hier und da bei Platon selbst zu Worte kommen. Es sind Ideen, deren Struktur zu durchschauen, die an ihre Stelle zu rücken eben die Vergleichung des Buddhismus den besten Anhalt gibt. Wie den Buddhisten, so erscheint auch diesen Griechen das irdische Dasein von Düsternis umflossen. Die Seele ist aus ihrer wahren Heimat hinabgestürzt in das „Leben ohne Leben", in die Welt der Vergänglichkeit. Wie im Buddhismus verlängert sich das Leiden unabsehbar in der Seelenwanderung, wo die Seele „des Lebens schmerzliche Pfade einen gegen den andern tauscht". Aber der

Weise, Buddha ähnlich, erkennt und zeigt „zum Heile die Straße“. Er lehrt die Kunst der Loslösung vom leiblichen Dasein; er läßt die Erkenntnis, die Philosophie den Geist der Überseligkeit jenes Augenblicks entgegenführen, den Platon verherrlicht: in plötzlicher Vision strahlt ihm da das ewig Seiende entgegen, in dessen Gemeinschaft er aller Fesseln ledig eingeht, so wie den Sakyasohn in heiliger Nacht die selige Gewißheit des Nirwana durchleuchtete: „vernichtet ist die Wiedergeburt, erfüllt der heilige Wandel, getan die Pflicht; nicht werde ich zu dieser Welt zurückkehren.“

Zwar in der näheren Gestalt dieser Gedankengänge prägen sich — wie könnte das anders sein — auch die nationalen Verschiedenheiten der beiden Völker scharf genug aus. Aber vor allem hört man doch den wundervollen Einklang, in dem die Stimmen griechischer Denker und der gelbgewandigen indischen Mönche einander antworten. Fast fühlt man sich an jene Übereinstimmungen zurückerinnert, wie wir die Ethnologie sie zwischen Vorstellungen weit entfernter Völker enthüllen sahen. Über diesen Ideenwelten, der griechischen wie der indischen, liegt derselbe Dufthauch unbestimmter Ahnungsfülle — geht es doch hinaus in unbetretene Fernen. Dieselbe Sehnsucht nach dem Stillstehen der ziellosen Bewegung des Werdens und Lebens — und Triumphtöne mischen sich bei, das stolze Bewußtsein eigner Kraft, die jener Bewegung Halt zu gebieten weiß. Mit alldem aber ist es schon ausgesprochen: nie und nimmer dürfen wir daran festhalten, diese Stimmungen, diese Gedanken als indisch den christlichen gegenüberzustellen. Sie sind ja nicht indisch allein. Das Bündnis indischer und griechischer Forschung lehrt uns ja, daß sie das Erzeugnis von Kräften sind, die nicht nur *einem* Lande angehören. So ist denn jetzt der Religionswissenschaft die notwendige Basis für die Untersuchung dieser Kräfte gegeben: wie weit sind sie mit denen identisch, wie weit von denen verschieden, die das Christentum geschaffen haben?

Vielleicht werden die Verschiedenheiten zuerst ins Auge fallen. Hier — in Indien und in Griechenland — der Weise, der den Bau des Weltwesens, das Wirken des Weltgesetzes durchschaut und sich dadurch über das Leiden, das es ihm bringt, erhebt. Dort — im Christentum — der Fromme, der, wenn auch als ein geistlich Armer, die Gnade eines alliebenden Gottes mit Kindesvertrauen ergreift. Hier das letzte Ziel, wie es sich dem im Reich metaphysischer Abstraktionen heimischen Denken darstellen mag: die allem Werden entnommene Ruhe des Ideenreichs oder jener Stätte,

Wo's kein Etwas, kein Festhalten gibt, der Insel, der einzigen —

des Nirwana. Dort die selige Hoffnung lebensdurstender Geister: die in Gott sich vollendende Verklärung lebendigsten, persönlichen Daseins.

Da haben wir Gegensätze, schroffe Gegensätze, die, mit dem Einklang der indischen und griechischen Gedankenreihen unter sich verglichen, doppelt schroff erscheinen. Wem könnte es in den Sinn kommen, sie zu verschleiern? Aber es heißt nicht sie verschleiern, wenn wir fragen, ob nicht doch — trotz der Verschiedenheiten der Rassen, Kulturen, Temperamente, des Schrittes und Fluges der Phantasie, der Kunst und Kunstlosigkeit der Denkarbeit — zuletzt, zu allerletzt es dieselbe Sehnsucht hier wie dort ist, in Seelentiefen jenseits von

jenem allen wurzelnd. Die Sehnsucht weit hinaus, hinauf aus der Dumpfheit von Sinnenwelt und Sinnenleben zu freiesten, lichtesten Höhen. Die Hand, die sich einst rasch und roh nach greifbaren Gütern ausstreckte, hat sich zurückgezogen. Man träumt von Unnennbarem, dessen Geheimnis man doch mit Namen nennen möchte, mit schwankenden, vielen Namen. Wie große Akkorde rührender und feierlicher Musik klingt es durch die Seelen . . .

Doch ich darf es eben nur berühren, welche Bilder hier die Religionswissenschaft zu zeichnen hat — Bilder, die aus wallenden Nebeln zu fester Form zu verdichten nicht an letzter Stelle die Hilfe der Erforscher indischer Religionen ihr die Fähigkeit gibt. Unsre Mitarbeit begleitet jene Wissenschaft bis in ihre Höhen. Wir liefern ihr an unserm Teile den Stoff, die Realitäten, die sie davor bewahren, zu einem Spiel mit Luftgebilden zu werden. Und was wir ihr gegeben haben, gibt sie uns durchgeistigter, weiterem und freierem Verständnis erschlossen zurück. Ich sprach im Eingang meiner Ausführungen davon, wie jede geschichtliche Bildung nur sie selbst ist, nur einmal in die Erscheinung tritt. Jetzt meinen wir in diesem Einen andre Gestaltungen, über weite Fernen von Raum und Zeit hinweg, sich spiegeln zu sehen. Das Einzelne bleibt ganz das, was es ist, und doch kann es uns scheinen, als empfinge es erst durch dieses Sichabspiegeln seinen letzten, vollsten Sinn, seine Stelle im Zusammenhang *alles* Lebens. —

Bin ich in dem, was ich gesagt habe, von der Frage nach der Beziehung der verschiedenen Forschungszweige allzu weit in die Frage nach den Beziehungen der Objekte dieser Forschungen hinübergeglitten? Das erste Problem wird man doch kaum anschaulich behandeln können, ohne beständig das zweite zu berühren. Mein eigentliches Ziel aber war immer dies, zu zeigen, wie durch die mannigfaltigsten Zusammenhänge, zufälligere und tiefe, unser Forschen mit dem unsrer wissenschaftlichen Nachbarn, mit Spezialistenarbeit und mit Untersuchungen, die ins Große und Allgemeine gehen, unlösbar verbunden ist. Ließe sich vorstellen, daß unser Anteil an all dem plötzlich annulliert werden könnte, so würde wohl manche Lücke bitter empfunden werden. Die Wissenschaft von den Religionen der Menschheit wäre enger und ärmer, fehlte unter den Stimmen der Völker, die sie hört und deutet, die Stimme des Volks, das die Gebete und Opfer des Veda, die geheimnisumwobene Gestalt Buddhas hervorgebracht hat.

Das Wirtschaftsleben der Völker und der Seekrieg.

Von

Curt Freiherrn von Maltzahn.

II.

Der erste Teil unsrer Betrachtungen hat uns gezeigt, was der Seekrieg beigetragen zur Entstehung der Seestaaten, und wie er in früherer Zeit das Wirtschaftsleben der Seevölker direkt und indirekt beeinflußt hat. Im zweiten Teil soll uns die Frage beschäftigen, wie der heutige Zustand der von der See abhängigen Volkswirtschaft aus dem von 1815 entstanden ist und was für ihn der Seekrieg bedeutet. Es ist wohl natürlich, wenn ich mich hierbei anlehne an die Entwicklung, die die Dinge in England genommen haben. Das „Britannia rules the waves" war am Ende der napoleonischen Kriege Wahrheit geworden, militärisch wie wirtschaftlich. Aber was man damals in England als einen definitiven Sieg ansah, erkennt man dort heute nur als eine vorläufige Entscheidung, und ebenso denken all die andern Völker, die seitdem ihr Anrecht auf die See als gemeinsamen Besitz aller erkannt haben und auszunutzen beginnen.

Der Sieg Englands war der Sieg des Merkantilismus. Das Streben nach Ausschließung andrer, das diesem zugrunde liegt, hatte naturgemäß zu gewaltsamen Lösungen geführt, zu Kämpfen wirtschaftlicher Art und zu Kriegen, aus denen der Tüchtigste, der von der Natur und dem Glück am meisten Begünstigte als Sieger hervorgegangen war. Nach dem Frieden von Paris blieb England, was seine Zoll- und Kolonialpolitik, das Verhältnis der eigenen und der fremden Schiffahrt in seinen Häfen und die Handelsmonopole anbetrifft, zunächst noch vollkommen in den bisherigen Bahnen. Die Lehren des von Adam Smith begründeten Individualismus, der zum Freihandel und zu gänzlich andern Auffassungen über Kolonial- und Wirtschaftspolitik führen und auch Einfluß gewinnen sollte auf die Kriegsrüstung Englands, blieben zunächst ohne praktische Wirkung. Erst im Jahre 1845 fiel nach langen Kämpfen der Getreidezoll, „die Nährmutter aller Monopole"; ihm folgten andre Zölle nach, und im Jahre 1860 war England zum Frei-

handelsstaat geworden. Es schloß 1861 mit Frankreich den ersten Handelsvertrag und setzte so an die Stelle der autonomen Handelspolitik, die einseitig nur den eigenen Maßstab anlegt, die vertragsmäßige, in der die kontrahierenden Staaten dem gemeinsamen Interesse dadurch Rechnung tragen wollen, daß sie die Verhältnisse beider beachten. Mit Aufgebung der Agrarzölle war der Übergang zum Industrie- und Handelsstaat vollzogen, mit dem Siegen der Manchestertheorie dem laisser faire auf allen Gebieten der Politik und des Wirtschaftslebens die Türe geöffnet. Man wollte weder das einzelne Individuum beschränken noch die wirtschaftlichen und politischen Bestrebungen der einzelnen Interessentengruppen. Man gab damit auch den Kolonien den weitesten Spielraum der Unabhängigkeit; man fühlte sich nicht mehr für sie verantwortlich und glaubte, daß deshalb die schwere Rüstung für den Seekrieg nicht mehr beibehalten zu werden brauchte, die nur notwendig gewesen sei zur Zeit der Abschließungspolitik und der Monopole. Die Schwärmer des Freihandels sahen in ihm den Weg zum Weltfrieden.

Die Freihandelspolitik brachte zunächst die großartigsten Erfolge. Wohl war in den Staaten, die durch den Landkrieg schwer geschädigt aus den langen Kriegswirren hervorgegangen waren, das Wirtschaftsleben wieder erstarkt, und auch in ihnen begann sich der Übergang zu einer Wirtschaftsweise zu vollziehen, die der Industrie und dem Handel eine größere Bedeutung als bisher zuwies, aber der Vorsprung Englands war zu groß, als daß man an eine Bedrohung durch Konkurrenz gedacht hätte.

Aber noch ein andres kam hinzu. Wenn man das 16. Jahrhundert das der Entdeckungen nennt, so kann man das 19. das der Erschließung und Besiedlung der Welt nennen. Überall öffneten sich neue Räume, die mit Menschen zu füllen kaum möglich schien. Die neuen staatlichen Organismen, die jenseits des Ozeans entstanden, wurden von Europäern geleitet, wo die Länder nicht ganz von ihnen bevölkert wurden. Sie mußten zunächst ihre Bedürfnisse von Europa her befriedigen und sie bezahlen mit den reichen Erträgnissen, die die Landwirtschaft auf dem jungfräulichen Boden in Fülle bot, mit den Genußmitteln, die die Gebiete der wärmeren Klimate Europa zuführten. Je weiter man die Türen dem freien Handel und Verkehr öffnete, desto besser schien es zu sein. Die Maschinenindustrie, von England bereits für Massenproduktion ausgenutzt, als die Kriegswirren die Kontinentalstaaten noch zurückhielten, die Vervollkommnung der Verkehrsmittel der See durch den Übergang zur Dampfschiffahrt kamen hinzu. Man konnte bald Massen bewältigen und Entfernungen überspannen, an die man sich früher nie herangewagt hätte; man konnte bei der Sicherheit des Waren- und Nachrichtenverkehrs sich auf Versorgung der Industrie mit Rohstoffen und Halbfabrikaten sicher einrichten, die fernen Gegenden entstammten. Man konnte immer weitere Volksmassen nahe beieinander ansiedeln, sie der Bebauung des Bodens entziehen und ihre Arbeitskraft für die Industrie nutzbar machen, denn der Welthandel, der der Industrie die Rohstoffe zuführte, ernährte ihre Arbeitermassen mit Nahrungsmitteln aus weitentlegenen überseeischen Gebieten, er vertrieb die Waren, die sie erzeugten, auf dem Weltmarkt.

Diesen Weltmarkt erfüllte zunächst allerdings England noch fast allein, aber das Jahrzehnt, das mit der Einführung des Freihandels begonnen hatte, brachte politische Umwälzungen der verschiedensten Art, die von weitesttragendem Einfluß auch in wirtschaftlicher Beziehung werden sollten. Die Kriege Preußens, die im Jahre 1871 mit Begründung des Deutschen Reiches endeten und mittelbar auch zum italienischen Einheitsstaat führten, beendeten an Frankreichs Ostgrenze einen Zustand, der jahrhundertelang dessen Begehrlichkeit gereizt hatte, und bewirkten, daß dieser Staat seine Blicke wieder mehr dem Meere und den jenseits des Meeres gelegenen Ländern zuwandte. Sie ließen im Zentrum von Europa einen Staat entstehen, dessen Bewohner im Bewußtsein neugewonnener Kraft auf allen Gebieten wirtschaftlichen Lebens sich betätigen wollten. Drüben in Amerika hatte der Sezessionskrieg ähnliche Folgen. Bald sollte auch dort die Zeit kommen, in der man, nach Besetzung und Ausnutzung des der Union geographisch zugewiesenen Landgebietes und im Innern geeint, für die überschüssigen Kräfte jenseits der bisherigen Grenzen Verwendung suchte. Im äußersten Osten aber wurde im Jahre 1867 der Sturz der Mikado-Herrschaft für Japan der Anstoß zum Eintritt in den Wettbewerb der Völker auf dem Meere. Nur einem großen Reiche war es zunächst nicht beschieden, die See zu erreichen: Rußland. Aber sein Vordringen nach Osten führte es auf dem Landwege einer Berührung mit England um so schneller nahe, je mehr dessen Landbesitz in Asien und die Sphäre seiner Handelsinteressen sich dort ausdehnten.

Schneller, als man gedacht hatte, begannen die unermeßlichen Räume der Welt sich zu füllen und entstanden für England Mitbewerber, die sich seiner Bevormundung zu entziehen suchten und ihre Geschäfte selbst besorgen wollten. Die letzten fünfzig Jahre des 19. Jahrhunderts haben die See zum Straßennetz der Erde gemacht, auf dem die Interessen aller Völker aneinanderstoßen; der Seestaat England, der sie allein besaß im Anfang des Jahrhunderts, beginnt der Staatengemeinschaft der Seestaaten Platz zu machen. Damit ist die neueste Phase in der Entwicklung des Wirtschaftslebens der Völker bezeichnet. Sie ist dem Nebeneinanderhergehen von Seestaaten und Landstaaten gefolgt, das noch bis in die Mitte des vergangenen Jahrhunderts hinein maßgebend war für den Wirtschaftsbetrieb der Welt und damit für die politische und militärische Stellung der Völker zu einander. Denn in steigendem Maße prägt das Sich-unabhängig-machen von andern sich auch darin aus, daß alle Staaten, die an der See liegen, bestrebt sind, den Seehandel, das Bindeglied zwischen heimischer Arbeit und überseeischen Märkten, selbst zu besorgen und so alle Elemente des Wirtschaftslebens in eigener Hand zusammenzufassen, aus denen nach unsrer Definition die Seemacht eines Landes besteht. Durch diese Teilnahme an den Vorteilen der See werden sie aber auch alle hineingezogen in das dadurch bedingte Abhängigkeitsverhältnis; die Politik aller modernen Großstaaten ist Weltpolitik — Seepolitik — geworden; alle empfinden jede Störung in den weltnachbarlichen Beziehungen mit; jeder von diesen in die Weltkonkurrenz hineingezogenen Staaten muß auch die Rüstung tragen, die seiner Abhängigkeit von der See

entspricht. Früher waren — um aus dem ganzen Bilde wieder den Vergleich mit dem Jahre 1815 herauszuheben — Europas Staaten wirtschaftlich abhängig von der industriellen und kommerziellen Vormacht England, und dieses war abhängig vom europäischen Markt. Heute ist England wirtschaftlich unabhängiger von Europa, es hat sich die Welt erschlossen, aber überall findet es dort die Mächte des Kontinents und daneben die Vereinigten Staaten von Amerika als seine Konkurrenten. Sie besorgen ihre überseeischen Geschäfte jetzt selbst, aber sie sind dadurch verwundbarer geworden für Englands Waffen: die wirtschaftliche Abhängigkeit von England hat sich in eine militärische verwandelt und hat seinen Konkurrenten die Flottenrüstung aufgezwungen, die dem entspricht.

Der Seekrieg hat heute eine allgemeinere Bedeutung. Ehe ich dazu übergehe, zu schildern, wie er auf das Wirtschaftsleben der Völker wirken würde, muß ich im Anschluß an früher Gesagtes noch zweierlei besprechen: die Ausgestaltung des Verkehrs im vergangenen Jahrhundert und die des internationalen Seerechtes, weil beide die Kriegführung wesentlich beeinflussen.

Der Ausgestaltung des Seeverkehrs ist die lange, nur von wenigen lokalen Kriegen unterbrochene Friedenszeit außerordentlich günstig gewesen. Sie nur konnte ihm die Stetigkeit geben, die er heute hat. Aber auch der freie Wettbewerb der einzelnen wie der Völker hat ihn, getragen von den Vervollkommnungen der Schiffbautechnik, weiter fördern helfen, als es die Ausschließung andrer durch Monopole und Gewalt je gestattet hätte. Die Gerechtigkeit verlangt, zu sagen, daß England auch hierfür vorbildlich gewesen ist. Die zivilisatorische Arbeit, die England auf der ganzen Welt als Bahnbrecher für alle geleistet hat, sollte aussöhnend wirken, wo wir andern, Späterkommenden jetzt darüber klagen, daß wir als unbequeme Emporkömmlinge von ihm angesehen werden auf dem Gebiet, das es früher allein besaß.

Der Seeverkehr verdankt aber seine heutige Bedeutung nicht sich allein. Zwar ist der Seeweg von je her der billigste, zum Massentransport geeignetste gewesen, zur vollen Ausnutzung dieser Eigenschaften konnte man aber erst kommen, als es gelang, mit Einführung der Eisenbahnen auch auf dem Lande und durch weiteren Ausbau der binnenländischen Wasserstraßen durch das Land hindurch Massenverkehr zu bewältigen. Die See ist heute die Hauptstraße des Weltverkehrs geworden, alle Verkehrswege des Landes sind nur Anschlußlinie, Nebenwege, und in gewissem Sinne kann man sagen, daß die Schaffung jedes neuen Verkehrsweges im Lande den Zweck hat, einen Ort dem Meere näherzubringen. So ist allmählich die Verzweigung des Verkehrs entstanden, die es erlaubt, überseeische Waren über das ganze Land zu verteilen zu Preisen, die sie zum Gemeingut aller machen, weit im Inlande Fabriken zu errichten, die ganz mit überseeischen Rohstoffen gespeist werden, und die neben der Versorgung des inneren Marktes im großen Stil für das überseeische Ausland arbeiten. Für Handel und Industrie ist heute die Küste nur eine Durchgangsstation; der Verkehr zwischen Erzeuger und Verbraucher der Waren vollzieht sich unmittelbarer als früher. Diese Verlegung des Schwerpunkts binnenlands hat den großen Seehandelsplätzen einen

Teil ihrer Bedeutung genommen und das ganze Land abhängiger von der See gemacht, namentlich da, wo die neu erschlossenen Wasserwege der Ströme und Kanäle den Seeverkehr direkt bis weit in das Land hinein führen. Auch die modernen Nachrichtenmittel, Post und Telegraph, haben in demselben Sinne umgestaltend gewirkt. Während in alter Zeit der Kaufmann die Waren begleiten mußte, weil sich nur am Verkaufsort die Konjunktur übersehen ließ, kann heute von den großen binnenländischen Handelszentren aus über Land und See hinweg disponiert werden, und selbst wenn die Ware schon seit Wochen die Küste verlassen hat, kann der Telegraph ihr zu ihrem Bestimmungsort vorauseilen.

Will man den modernen Weltverkehr schildern, so darf man die interozeanischen Kanäle nicht übergehen. Bald wird der Stille Ozean mit dem Atlantischen durch den Panamakanal verbunden sein, und seit 1869 schon hat der Suezkanal die alte Welthandelsstraße durch das Mittelmeer wieder erschlossen. Aber der Handelsverkehr, den sie bringt, gelangt heute auf anderm Wege nach Deutschland als in früherer Zeit. Die Alpenpässe genügten, um die hochwertigen Erzeugnisse des Orients nach Mitteldeutschland zu bringen; ihre Nachfolger, die das Gebirge durchbrechenden Eisenbahnen, haben aber so enorme Kosten erfordert, daß sie Frachten nicht zulassen, die für Massentransport mit dem Umwege über See und daran anschließend mit den weit hinauf schiffbaren Flüssen und den billigeren Bahntarifen des Tieflandes konkurrieren könnten. Deutschland ist für die Welthandelsstraße, die durch das Mittelmeer führt, wieder erschlossen worden, aber von Norden her. Der Wirkungsbereich der Elb-, Weser- und Rheinhäfen erstreckt sich bis in die Schweiz, bis nach Ungarn und Böhmen hinein, und dort erst macht sich der Einfluß der Mittelmeerhäfen fühlbar. Was diese Änderung für den deutschen Handel bedeutet, ist klar: Früher war er, soweit nicht die Hansen ihn auf dem Seewege über Lissabon und Flandern leiteten, eine Landfortsetzung des Seehandels der Mittelmeerrepubliken; heute versorgt Deutschlands Seehandel selbständig nicht nur das Reich, sondern auch seine Grenzländer im Süden und Südosten.

So schließt sich das Straßennetz des Landes an das der See, beide sind zu einem Ganzen verflochten und sind sich immer ähnlicher geworden. Denn auch auf der überall fahrbaren See haben sich die nächsten Wege als feste Straßen herausgebildet, auf denen neben freier Gelegenheitsfahrt feste Dampferlinien mit fahrplanmäßiger Regelmäßigkeit den nie rastenden Warenaustausch der Länder bewirken. Dieses Bild des heutigen Verkehrs läßt uns aber auch erkennen, welche Stockungen entstehen müssen, wenn aus dem so hochentwickelten, jedoch auch so empfindlichen Gesamtverkehrsorganismus ein Glied herausgerissen wird, und man begreift, daß die Verschließung der See Gefahren heraufbeschwören kann, die mit einem Schlage durch das gesamte Wirtschaftsleben des modernen Staates hindurch sich fühlbar machen würden. Dies gibt dem Seekriege von heute seine Bedeutung.

Die Entwicklung des internationalen Rechtes steht in anderm Zusammenhange mit Krieg und Frieden als die des Verkehrs. Gerade das Seekriegs-

recht kann eigentlich nur durch den Krieg weiter gefördert werden. Wo er in den modernen Verkehrsorganismus eingegriffen hat, wie im spanisch-amerikanischen Kriege und in dem jetzt im Gange befindlichen Streit zwischen Rußland und Japan, da entstehen durch die Neutralitätserklärungen der nicht-beteiligten Staaten, durch die Festsetzungen über den Begriff der Kriegs-konterbande, die die Kriegführenden erlassen, Bruchstücke zu einem aus der Praxis herauswachsenden Gewohnheitsrecht. Denn wenn solche Erklärungen auch nur für den einen Krieg erlassen werden, so wird man bei neuen Anlässen doch immer wieder an sie anknüpfen. Auch jeder Spruch eines Prisen-gerichtes schafft einen Präzedenzfall, der ähnlich wirkt. Der wichtigste Schritt zur Anbahnung fester Rechtsanschauungen auf dem Gebiete des Seekriegsrechts ist im vergangenen Jahrhundert aber nicht im Kriege entstanden; es ist die im Frieden geschaffene, von der Theorie geborene Pariser Seerechtsdeklaration vom Jahre 1856. Sie im einzelnen darzulegen, ist hier nicht der Ort; ich möchte nur erwähnen, daß sie bestrebt ist, dem Seehandel im Kriege größeren Schutz zu verleihen. Sie tut es dadurch, daß sie die Kaperei abschafft, daß sie die den Handel Neutraler schädigende Blockierung der feindlichen Küste von erschwerenden Bedingungen abhängig macht, und daß nach ihren Fest-setzungen auch Kaufmannsgut des Feindes unter neutraler Flagge Schutz finden soll.

Der Pariser Deklaration sind nicht alle Staaten beigetreten, und sie hat von den verschiedensten Seiten her Widerspruch hervorgerufen. Die französische neue Schule, die nicht nach der Seeherrschaft durch die Schlacht strebt, sondern dem feindlichen Seehandel direkt zu Leibe gehen will, beklagt die Ab-schaffung der Kaperei als eine „folie héroïque“ England gegenüber. England selbst trat der Deklaration bei zu einer Zeit, als man, wie ich vorher aus-führte, geneigt war, den Seekrieg überhaupt in einem andern Lichte zu sehen wie früher. Als dann mit dem Entstehen der Konkurrenz die Verhältnisse sich änderten, wurde der Beitritt immer schärfer verurteilt und in einer Sitzung des Unterhauses sogar als ein Akt nationalen Selbstmordes erklärt. Ja, englische Publizisten[1]) sprechen es offen aus, daß ein Krieg, der nur gegen des Feindes Kriegsflotte gerichtet sei, ein Krieg mit bloßem Blut-vergießen und ohne materiellen Gewinn für die Besatzungen der Kriegsschiffe wenig Anlockendes haben und damit Englands Kriegserfolge schädigen würde. Ob Stimmen wie diese in einem zukünftigen Kriege in England die Ober-hand behalten würden, und welche Formen der Krieg dann nehmen wird, ist schwer zu sagen; jedenfalls ist es aber kaum möglich, ein Urteil darüber ab-zugeben, wie weit selbst die Mächte, die der Pariser Deklaration beigetreten sind, sich an sie binden werden, wenn einmal ein harter, alle Kräfte und alle Not entfesselnder Seekrieg sie auf die Probe stellt. Die dira necessitas ist eben stärker als alle Theorie und erzwingt, trotz aller Friedenskongresse, nicht nur den Krieg selbst, sondern gibt ihm auch das, was er braucht, um seinen Zweck zu erfüllen, d. h. dem Feinde zur Erzwingung des Friedens

[1]) Waraker, Naval warfare of the future. London 1892.

einen Schaden zuzufügen, den er schwerer empfindet als das, was wir als Friedensbedingungen ihm auferlegen wollen. Grade an den Zusammenhang von Seekrieg und Wirtschaftsleben hat man angeknüpft, um das Aufhören aller Kriege zu prophezeien. Aber wie sich die Hoffnungen derer nicht erfüllt haben, die meinten, daß der Freihandel die Rechte aller durch freie Konkurrenz wahren und den ewigen Frieden bringen werde, so scheinen auch die nicht Recht behalten zu sollen, die auf den Frieden rechneten, weil bei dem heutigen Abhängigkeitszustand aller Staaten von der See die Gefahren eines Krieges zu groß seien. Das Gegenteil ist eingetreten: in natürlicher Konsequenz der Gefahren des Krieges wachsen die Mittel zu seiner Abwehr oder zu seiner Beendigung, die Kriegsflotten der Staaten, die die steigende Gefahr eines überseeischen Interessenkonfliktes vor die Wahl stellt, entweder erdrückt zu werden durch wirtschaftliche Übermacht oder ihre Interessen mit den Waffen in der Hand zu vertreten.

Dies führt uns wieder zurück zum Kriege selbst. Fast schien es, als sollte in der Zeit, die durch die Neuerungen der Technik den Verkehr auf dem Meere umgestaltete, auch die Seekriegführung in ganz neue Bahnen gelenkt werden. Die Theorien der französischen neuen Schule, die ich soeben erwähnte, und die den Angriff auf den feindlichen Handel voranstellen wollten, stützten sich nicht nur auf die wachsende Abhängigkeit der Staaten von der See, sondern auch auf die Ansicht, daß die neuen Waffen, die die moderne Technik geschaffen habe, erlaubten, das Schlachtschiff beiseitezuschieben. Von andrer Seite tauchten ähnliche Zweifel auf, und den Spezialschiffen, Rammschiff, Torpedoboot und schnellen Kreuzern, sollte die Zukunft gehören. Die ganze Strategie und Taktik des Seekrieges schien erschüttert zu sein. Man wollte dem Kampfe um die Seeherrschaft nicht mehr die entscheidende Rolle zuerkennen; sollte er aber doch ausgefochten werden müssen, so werde die Schlacht ganz neue Formen zeigen, weil Ramme und Torpedo die alte Formationswaffe, die Artillerie, verdrängt hätten und das wilde Durcheinander der alten Zeit wieder an die Stelle des Formationskampfes stellen würden. Es ist hier nicht der Ort, um zu schildern, wie der Wirrwarr der Ansichten sich klärte und aus dem Streit um die Schiffstypen das heutige Linienschiff entstand, dessen Name schon die Rückkehr zu den taktisch grundlegenden Verhältnissen der früheren Zeit andeutet. Aber man kann wohl sagen, daß der Seekrieg heute wieder anknüpfen wird an die grundlegenden Prinzipien der großen Seekriege der napoleonischen Zeit, er wird die Erkämpfung der Seeherrschaft durch die Schlacht als erstes Ziel der Kriegführung aufstellen. Darauf deutet allein schon die Voranstellung des Schlachtschiffstyps in den Bauprogrammen aller Länder. Der Sieger will so die Verkehrswege der See in seine Gewalt bekommen, die militärischen und die Handelswege, und beide werden eine große Rolle in der Ausnutzung der Seeherrschaft spielen. Denn die Erfüllung der Räume der Welt hat nicht nur die Handelswege der Völker aneinander- und durcheinandergeschoben, sondern auch ihren Landbesitz. Seekrieg und Landkrieg sind in Zukunft wohl noch enger miteinander verbunden, als sie es früher waren, aber nur der Krieg um den Handel und seine

Stellung in den Seekriegen der Gegenwart sollen uns im folgenden beschäftigen; denn nur er allein steht in direktem Zusammenhange mit dem Wirtschaftsleben der Völker.

Grundsätze und Lehren der Volkswirtschaft sind aufgebaut auf dem Normalzustande des Wirtschaftslebens, auf dem Frieden. Will man die wirtschaftlichen Störungen, die der Krieg bringt, richtig einschätzen, um sie dem Feinde gegenüber als Kampfmittel zu verwerten, ihre Wirkung auf das eigene Volksleben aber abzuschwächen, so muß man zunächst festzustellen suchen, worauf diese Störung beruht, und mit welchen Kriegshandlungen sie in Zusammenhang steht.

Abgesehen von den Verkehrsstörungen allgemeiner Art, die jeder Krieg im eigenen Lande schon mit sich bringt: Beanspruchung der Verkehrsmittel für Kriegszwecke, Fortnahme der dem Wehrstande angehörigen Personen von der Arbeit, Sinken der Unternehmungslust infolge der Unsicherheit der politischen Zustände u. a. m., wirkt er als eine Grenzsperre, die sich zwischen den beiden kriegführenden Ländern aufrichtet. Es kann dies auch im Seekriege eintreten und wird dann, wie es im Landkriege ja stets der Fall ist, mehr Folge der Kriegführung sein als deren eigentlicher Zweck. Denn jeder Staat hat das Recht, aus rein militärischen Gründen, z. B. zur Wahrung des Kriegsgeheimnisses, seine Häfen für Handelsschiffe aller Nationen zu sperren. Wichtiger als diese Maßregel, die ja auch ein zur See wehrloser Staat verhängen kann, sind für unser Thema die Aufgaben, die die kriegführenden Parteien je nach dem Erfolge der Kriegshandlungen auf dem Wasser nach dem heutigen Stande des Seekriegsrechtes sich stellen dürfen zur wirtschaftlichen Schädigung des Gegners. Es sind dies folgende:

1. Wegnahme der feindlichen Handelsschiffe und des feindlichen Gutes, das sie an Bord haben, auf freier See und in den Hoheitsgewässern der kriegführenden Staaten. Ich nenne dies den Kreuzerkrieg.

2. Abschneiden von Kriegskonterbande.

3. Die gänzliche Unterbindung des Handelsverkehrs an der feindlichen Küste durch Verhängung der Handelsblockade.

Ich habe die Sperrung der eigenen Häfen als eine Maßregel bezeichnet, die auch für den zur See wehrlosen Staat möglich ist; die Handelsblockade dagegen ist ein Kriegsmittel, das nur der im Kampf um die Seeherrschaft Sieger gebliebene Staat anwenden kann. Zwischen diesen beiden Extremen liegen der Kreuzerkrieg, d. h. der Angriff auf den feindlichen Handel auf See und der Schutz des eigenen, und die Abhaltung von Kriegskonterbande. Die Anwendung dieser beiden Kriegsmittel steht auch dem Schwächeren zu; ist aber die Verletzlichkeit der beiden Gegner nicht gar zu verschieden, so wird auch mit ihnen nur die Partei wirkliche Erfolge erzielen, hinter deren Kreuzern die Seeherrschaft der Schlachtschiffe steht.

Ich spreche hier von Handelsangriff und Handelsschutz und möchte dabei einige Bemerkungen darüber einschalten, wie die Organisation des modernen Seeverkehrs die Verhältnisse für beide verschoben hat. Schiffahrtslinien von so fahrplanmäßiger Regelmäßigkeit, wie sie heute die See durchschneiden,

kannte man früher nicht, das Wirtschaftsleben früherer Zeiten konnte sie entbehren. In je festeren Bahnen der Verkehr aber verläuft, desto eher wird auch ein einzelner durchbrechender Kreuzer ihn schädigen können, ein um so höherer Grad von Seeherrschaft gehört dazu, um ihn dadurch zu schützen, daß man die Angreifer in ihre Häfen einschließt und damit von der See fernhält. Neben dieser Art des Handelsschutzes faßte man nun früher die Handelsschiffe in sogenannten Convois zu Flotten zusammen und ließ sie durch Kriegsschiffe über die am meisten gefährdeten Teile der See schützend begleiten. Es war dies damals durchführbar, weil alle Schiffe, die die See befuhren, im großen ganzen gleichartig waren, wenn es auch gute und schlechte Segler gab. Heute ist das anders. Neben den noch in großer Zahl bestehenden Segelschiffen gibt es Dampfer der verschiedensten Geschwindigkeiten. Man kann 9 Knoten Fahrt in der Stunde für den gewöhnlichen Frachtdampfer, 12—16 für Postdampfer und bis 23 für Schnelldampfer rechnen. Wie soll man hierfür Convois einrichten? Soll man in Kategorien teilen? Aber weitere Schwierigkeiten entstehen durch die jetzt eingerichteten festen Dampferlinien. Will man ihre Schiffe in den Convoi mithineinnehmen, so hat die regelmäßige Tourenfahrt, auf die der Betrieb vieler industrieller Etablissements und vieler Handelszweige eingerichtet ist, ein Ende. Die Tourendampfer sind außerdem, was das Verhältnis von Laderaum und Kohlenvorrat zueinander und zum Gesamtdeplacement anbetrifft, nur für diese bestimmte Fahrt konstruiert. Setzt man sie, um sie an dem Convoi teilnehmen zu lassen, auf andre Routen an, so würden sie oft mit ihren Kohlen nicht reichen oder sonst unrentabel arbeiten. Wo aber die Rentabilität der Schiffe leidet und die Transportkosten der von ihnen beförderten Waren dadurch steigen, daß man sie dem Convoi zuliebe an bestimmte Zeiten und Wege bindet, da tritt der Konkurrent ein, dessen Handel und Industrie nicht in dem Maße unter den Schwierigkeiten des Krieges leiden wie die der kriegführenden Staaten. So fügt man dem Feinde schon dadurch Schaden zu, daß man ihn überhaupt zum Convoi zwingt; man braucht ihm dazu noch nicht ein einziges Schiff fortzunehmen. Würde wohl heute irgendein Staat imstande sein, die Konkurrenz dadurch niederzuhalten, daß er dem Neutralen dieselben Schwierigkeiten aufzwingt, die er selbst erduldet?

Diese Abschweifung hat uns schon einen Blick tun lassen in die wirtschaftlichen Störungen, die die Verkehrsstörungen des Krieges bringen werden. Zu ihrer Besprechung gehe ich nun über. Einen je größeren Teil des Gesamthandels der Seehandel eines Landes ausmacht, desto größeren Schaden kann der Krieg ihm bringen. Als absolute wirtschaftliche Stärke werden die Elemente des Wirtschaftslebens zu rechnen sein, die das Land selbst bietet, und die es daher auch zur freien Verfügung hat, wenn der Verkehr nach außen aufhört: Bodenschätze und Bodenerzeugnisse. Abhängigkeit von überseeischen Absatz- und Einkaufsmärkten — und seien es die eigenen Kolonien — bedeutet dagegen in Kriegszeiten eine wirtschaftliche Schwäche, die nur durch militärische Stärke wieder ausgeglichen werden kann. Am meisten tritt dies natürlich hervor bei einem Insel- und Kolonialreich wie

England, für das alle Wege, die die Teile des Reiches unter sich und mit der Welt verbinden, über See führen, am wenigsten bei einem Kontinentalstaat, dessen Landgrenzen ihn mit andern Wirtschaftsgebieten verbinden.

Es sieht daher so aus, als ob auch der Handelsverkehr mit Gebieten, die am besten auf dem Landwege oder nur auf ihm zu erreichen sind, als eine absolute wirtschaftliche Stärke in Rechnung zu stellen sei. Dies bedarf aber der Einschränkung. Es beruht auf der heutigen internationalen Arbeitsteilung und auf der internationalen Abhängigkeit vom Weltmarkt, daß kaum irgendeine Ware hergestellt werden kann ohne Zuhilfenahme von Erzeugnissen überseeischer Wirtschaftsgebiete, während viele wichtige Industrien — ich erinnere nur an die Baumwollenindustrie und was mit ihr zusammenhängt — für den Bezug ihrer Rohstoffe sogar vollständig von Gegenden abhängen, zu denen entweder alle Wege oder doch die einzig rentablen über See führen. Auch die Herstellung der Ausfuhrartikel, die man den zu Lande benachbarten Staaten liefert, ist daher ganz oder zum Teil abhängig vom Seeverkehr. Wird dieser versperrt oder erschwert, so leidet auch die Ausfuhr über die Landgrenzen. Selbst Erzeugnisse des Ackerbaus und des Bergbaus sind hiervon nicht ganz ausgenommen in einem Zeitalter, wo der maschinelle Betrieb auch für sie erhöhte Abhängigkeit von der Industrie geschaffen hat. Aber auch die Einfuhr aus den zu Lande benachbarten Gebieten steht unter dem Einfluß des Seeverkehrs des einführenden Landes, wenn auch nur indirekt. Denn die Kosten für das, was man aus den Nachbarländern bezieht, müssen gedeckt werden durch Waren, die man an sie abgibt, oder aus dem Erlös für die Ausfuhr nach überseeischen Märkten, und beides wird ungünstig beeinflußt, wenn der Seeverkehr stockt. Schließlich wird noch in Betracht zu ziehen sein, daß auch der innere Markt für die eigene Industrie weniger aufnahmefähig werden wird, denn ihm werden die Erzeugnisse der zu Lande benachbarten Gebiete zuströmen, die billiger produzieren können, weil sie nicht unter den Nachteilen des Krieges leiden. Dies fällt um so schwerer ins Gewicht, weil seine Kaufkraft infolge der durch den Krieg ungünstiger werdenden Erwerbs- und Ernährungsverhältnisse überhaupt schon abgenommen haben wird.

Die durch den Seekrieg hervorgerufene wirtschaftliche Schädigung wird also für jedes Land verschieden sein; man wird aber dann weiter zu unterscheiden haben nach den drei verschiedenen Arten von Verkehrsstörungen, die der Gegner anwenden kann, und da spreche ich zunächst von der Wegnahme feindlicher Schiffe und feindlichen Guts im Kreuzerkriege. Der Staat, der nicht imstande ist, seine Flagge auf dem Meere zu schützen, wird direkte Einbuße an Nationalvermögen haben. Aber allein schon die Bedrohung durch die Kreuzer des Gegners bringt eine Schädigung, weil sie, je nach der Kriegsmacht, die hinter dieser Drohung steht, die Versicherungsprämien steigen läßt und so die Waren verteuert, soweit sie auf Schiffen eigener Flagge befördert werden. Die Folge wird sein, daß der Handel der kriegführenden Staaten ganz oder teilweise auf neutrale Schiffe übergeht, die der Wegnahme nicht unterliegen und deren Flagge nach der Pariser Deklaration auch feindliche Waren deckt. So geht also, solange keine Blockade besteht, der

Seehandel der kriegführenden Staaten nach den neutralen Ländern, indirekt wohl auch nach dem des Feindes weiter. So frei und gewinnbringend wie im Frieden wird er aber nicht sein. Einmal bedeutet die Zunahme der Schiffahrt unter neutraler Flagge eine Verminderung des heimischen Reedereigewinns; ob aber außerdem die Frachtsätze der Neutralen nicht wesentlich höher sein und damit auch dem Absatz der Waren Schwierigkeiten bereiten werden, bleibt abzuwarten.

Wieweit das Abschneiden von Kriegskonterbande nur der Kriegsführung an sich Schwierigkeiten bereitet oder auch als allgemeine Schädigung der Volkswirtschaft angesehen werden kann, hängt davon ab, was die kriegführenden Staaten dazu rechnen. Denn es wird nie gelingen, den Begriff der Kriegskonterbande ein für allemal festzustellen; er wird sich stets den Verhältnissen des jeweiligen Kriegsfalles anpassen müssen. Aber es ist klar, daß z. B. das Abschneiden der Zufuhr von Kohlen, wenn auch nur als Heizmittel für Kriegsschiffe gedacht, doch die ganze Industrie eines Landes lahmlegen, daß die Verhinderung der Nahrungsmittelzufuhr für das fechtende Heer schwere Notstände für die Ernährung des ganzen Volkes schaffen kann. Die Handelsblockade endlich verbietet alle Einfuhr und Ausfuhr auf dem Seewege; sie schließt also ein Inselreich vollkommen von der Welt ab. Wie weit der Handel von Festlandstaaten diese Verkehrsschranke dadurch umgehen kann, daß er den Weg über die Landgrenzen nimmt, hängt von der geographischen Lage ab. Ein Umweg und dadurch eine Verteuerung der Waren wird damit aber immer verbunden sein. So ist die Blockade die schärfste Waffe im Rüstzeug des wirtschaftlichen Krieges, aber es ist dabei doch zu beachten, daß sie auch den Blockierenden schädigt, der sich dadurch ein Handelsgebiet verschließt, das er im Frieden besaß. Die Schilderung der Kontinentalsperre hat uns solche sich kreuzenden Einflüsse vor Augen geführt. Seit ihrer Zeit hat sich vieles geändert; aber bedenkt man, daß charakteristisch für den heutigen Zustand gerade die gegenseitige Abhängigkeit der Kulturstaaten voneinander ist, so wird man zu dem Schlusse gelangen, daß nur die Differenz des Schadens, den die doppelseitig wirkende Blockade anrichtet, dafür in Rechnung gestellt werden darf, nach welcher Seite sie zum Frieden zwingend wirken wird.

Die hier besprochenen kriegerischen Maßnahmen werden also verschieden wirken; im allgemeinen aber kann man sagen: Der Einfluß des Seekrieges auf die wirtschaftlichen Verhältnisse eines Landes wird gleichzuachten sein einer Handels- und Verkehrskrisis, wie sie auch aus andern Ursachen entstehen kann, wie sie aber in gleicher Stärke und Plötzlichkeit wohl sonst kaum entstehen wird. Man setzt zu, um den Betrieb nicht ganz einstellen zu müssen, und zehrt von Ersparnissen oder vom Kredit. Ist beides erschöpft, so ist das Ende da, selbst wenn es dem Gegner nicht gelingt, mit direkter Waffengewalt den Frieden zu erzwingen.

Was ich hier geschildert habe, läßt uns nur in großen Umrissen erkennen, wie der Seekrieg in das Wirtschaftsleben eingreifen wird. Die Verschiedenheiten der geographischen Lage, der wirtschaftlichen Verhältnisse der kriegführenden Staaten zueinander und zu den neutralen, die Mischung von Landkrieg und

Seekrieg schaffen aber eine so unendliche Mannigfaltigkeit der Fälle, daß es für uns nicht lohnt, die Betrachtung weiter auszudehnen. Zwei Fragen möchte ich aber auf Grund der gewonnenen Anschauungen noch kurz zu beantworten suchen: Wie wirken die heutigen Wirtschaftsverhältnisse zurück auf den Seekrieg? und wie werden wir dem, was der Seekrieg uns bringen kann, Rechnung zu tragen haben bei Bemessung unsrer Kriegsrüstung und bei der Ausgestaltung unsres Wirtschaftslebens?

Es ist charakteristisch für den Zustand, den Welthandel und Weltverkehr geschaffen haben, daß diese nach der einen Seite hin nivellierend, nach der andern spezialisierend wirken. Die Bedürfnisse aller Kulturstaaten sind immer gleichartiger geworden, je mehr die Welt sich europäisiert hat. Für die Befriedigung dieser gleichartigen Bedürfnisse aber beginnt sich immer mehr eine Arbeitsteilung herauszubilden, die einzelnen Staaten die Versorgung der ganzen zivilisierten Welt mit gewissen, ihnen eigentümlichen Erzeugnissen zuweist. So ist es gekommen, daß der Export der Hauptindustriestaaten sich so gleichmäßig über das ganze Gebiet, das den Weltmarkt bildet, verteilt, daß es schwer ist, bestimmte Exportstraßen oder bestimmte Endpunkte solcher Straßen dem Seekriege als Angriffspunkte zu bezeichnen. Anders steht es mit der Einfuhr. Je mehr sich in einem Lande Industriezweige herausbilden, in denen es das Monopol besitzt, oder auf die es seine Kraft besonders konzentriert, weil ihre Erzeugnisse überall auf dem Weltmarkt konkurrenzfähig sind, um so mehr wird es — falls es sich nicht um bodenständige Industriezweige handelt — abhängig von den Handelswegen, auf denen ihm die Rohstoffe dafür zugeführt werden. Diese Handelswege sind ferner meist dadurch festgelegt, daß sie zu ganz bestimmten Produktionsgebieten führen, und oft auch dadurch, daß sie an bestimmte Produktionszeiten (Baumwollenernte) gebunden sind. Wenn nun auch in Betracht zu ziehen ist, daß Einfuhrwege und Ausfuhrwege sich vielfach verschlingen und einander nähern, weil gerade die Länder, aus denen die Rohstoffe kommen, meist auch die Absatzmärkte für die Fabrikate sind, so werden durch diese Unterschiede zwischen Einfuhr und Ausfuhr doch Beziehungen zum Seekrieg geschaffen, deren Studium für den Angriff auf den feindlichen Handel und für den Schutz des eignen von großer Wichtigkeit ist: die Strategie des Seekrieges wird sich Rat holen müssen vom Volkswirt und vom Staatsmann. Wie weit soll nun die Beeinflussung, die hieraus entsteht, gehen? Wer entscheidet über die dem Kriege zu gebende Gestalt? Das Verhältnis ist hier dasselbe wie überall, wo die Gebiete der Politik — und zu ihr zählen heute mehr denn je die wirtschaftlichen Beziehungen der Völker — und der Kriegführung sich berühren. Die Kriegführung wird stets dessen eingedenk sein müssen, daß sie ein Mittel der Politik und in dem Sinne ihr untergeordnet ist; anderseits wird sich die Politik dem anbequemen müssen, was der militärische Leiter ihr als notwendig bezeichnet zur Niederringung der feindlichen Streitmacht und als möglich für den Krieg um den Handel. Denn der Kampf mit der feindlichen Kriegsflotte bleibt die Grundlage für die gesamte Kriegführung, auch für die Maßnahmen, die, wie der Kreuzerkrieg und die Handelsblockade, den indirekten Mitteln des Seekrieges dienen. Dieser

Kampf mit des Feindes Kriegsflotte wird sich nun in den meisten Seekriegen, die für uns von Bedeutung sind, in den europäischen Gewässern abspielen. Er wird ohne weiteres die großen Welthandelsstraßen überdecken, die zu den kriegführenden Ländern führen; Flottenkampf und Handelskrieg werden räumlich zusammenfallen. Solange noch um die Seeherrschaft gerungen wird, wird also der Krieg von selbst eine ähnliche Verkehrsschranke errichten, wie wir sie beim Landkriege kennen gelernt haben. Was zur Schädigung des feindlichen Handels und zum Schutz des eigenen darüber hinaus hier noch geschehen kann, das wird sich eng angliedern lassen an den Kampf mit der feindlichen Flotte und die Einfuhr- und Ausfuhrwege gleichmäßig da anfassen können, wo sie sich vereinen.

Anders ist es zum Teil auf den überseeischen Nebenkriegsschauplätzen. Ihre Besetzung im Frieden, vielleicht auch die vor Ausbruch des Krieges noch hinausgesandten Verstärkungen werden bemessen sein nach der Wichtigkeit, die der Handel in diesen Gebieten für die Heimat hat. Auch dort wird sich, je nach den Streitkräften, die von beiden Staaten dorthin detachiert sind, zunächst ein Kampf um die Seeherrschaft entspinnen, aber während im Kriegszentrum in den heimischen Gewässern dieses rein militärische Ringen allein maßgebend ist für die Operationen, wird es an der Peripherie sich von vornherein mehr anpassen an die Zwecke des Handelskrieges. Die fern der Heimat liegenden Anfangspunkte der Einfuhrwege, von deren Wichtigkeit ich vorher sprach, werden Einfluß gewinnen auf den Gang der Kriegshandlung draußen, und eine genaue Kenntnis der überseeischen Handelsbeziehungen dort wird unerläßlich sein, wenn man Erfolge erringen will. Solches Verstopfen der Quellen der Einfuhr kann ganze Industrien lahmlegen, die auf sie angewiesen sind; es läßt die außereuropäischen Kriegsschauplätze in neue Beziehungen treten zu dem, was der Flottenkampf in der Heimat anstrebt. Denn die heutigen Verkehrsverhältnisse tragen dazu bei, den Erfolg zu verstärken, weil der Nervenapparat des modernen Erwerbslebens und des Geldmarktes, der Telegraph, schneller funktioniert als die Nachrichtenübermittlung früherer Zeiten.

Die Fäden, die sich hin und her spinnen zwischen dem Seekriege und dem Wirtschaftsleben der Völker, müssen aber, je enger die Beziehungen beider werden, schon angeknüpft werden im Frieden. Wollen wir uns das klar machen, so brauchen wir nur die parlamentarischen Kämpfe und Erörterungen zu betrachten, die um eine wichtige Grundlage unsres Wirtschaftslebens, um die Handelsverträge, jetzt im Gange sind. In ihnen stehen sich auf den extremen Flügeln Abschlußpolitiker und Weltmarktspolitiker gegenüber. Die ersteren wollen die Seiten unsres Wirtschaftslebens fördern, die wir als wirtschaftliche Stärke für den Seekrieg erkannt haben, während die Durchführung der Wünsche der Weltmarktspolitiker einen Schwächezustand herbeiführen würde, der nur durch kriegerische Stärke wieder ausgeglichen werden kann. Zwischen beiden Wirtschaftsextremen will die Regierung einen Ausgleich herbeiführen, wie er dem Interesse des ganzen Staates dient, und sie muß dann nach dem Resultat, das sie erreicht, auch das Maß der kriegerischen Rüstung bemessen, das dem entspricht. Umgekehrt kann man sagen, daß das Maß dessen, was für Kriegs-

rüstungen bewilligt wird, für die Regierung mitentscheidend dafür sein kann, welcher der beiden Gruppen sie sich wirtschaftlich mehr zuneigen darf, ohne in Kriegszeiten den Volkswohlstand zu gefährden.

Ich habe schon früher gesagt, daß die Grundsätze der Volkswirtschaft sich aufbauen auf dem Normalzustande des Wirtschaftslebens, dem Frieden, und dies trifft natürlich auch zu für die Handelsverträge. Man kann aber vielleicht noch weitergehen in den Beziehungen zwischen Kriegsrüstung und Wirtschaftsleben und sagen: Die Bedeutung, die die zu Lande uns benachbarten Länder im Vergleich zu dem übrigen Auslande für uns im Kriege haben werden, kann es berechtigt erscheinen lassen, ihnen auch wirtschaftspolitisch eine Sonderstellung einzuräumen. Man würde dann aber dem Rechnung tragen müssen, daß der Nutzen, der uns aus nahen handelspolitischen Beziehungen zu ihnen im Kriege erwachsen kann, doch, wie oben ausgeführt wurde, kein absoluter ist. Er wird sich auch danach richten, wie weit sie imstande sein würden, die Rolle als unbeeinflußte Neutrale, die sie uns allein ja im Kriege wirtschaftlich von Wert erscheinen läßt, militärisch zu wahren, und wie weit unsre eigene Abhängigkeit von der See — die wirtschaftliche Schwäche zur Zeit des Krieges also — durch unsre kriegerische Stärke etwa ausgeglichen werden kann. Je stärker wir sind, desto ungefährdeter bleibt auch im Kriege unser überseeischer Erwerb, desto unabhängiger sind wir von der Hilfe neutraler Landnachbarn, desto freier in unsern handelspolitischen Entschließungen ihnen gegenüber im Frieden. Man sieht aber hieraus, daß für einen mitteleuropäischen Wirtschaftsbund, wie er jetzt mehrfach angeregt worden ist, auch militärische Erwägungen in Betracht kommen.

Die hier geschilderte Notwendigkeit, Kriegsrüstung und Wirtschaftsleben miteinander in Einklang zu bringen, hat in den letzten Jahrzehnten dem bewaffneten Frieden am Lande die Rivalität der Kriegsflotten folgen lassen. Und wie England diese Zeit der Rüstungen durch die Naval Defence Act vom Jahre 1889 mit einer Bewilligung von 420 Mill. Mark für Schiffsneubauten einleitete, so ist es auch weiter hierin der führende Seestaat geblieben, der die andern vorwärtsdrängt. Wie immer in solchem Verhältnis wird allerdings von jedem der rivalisierenden Mächte die Schuld dem andern zugeschoben. Bei der Besprechung des letzten Flottenbudgets in England haben die Vertreter der Regierung wie die der Parteien im Parlament immer wieder betont, daß die enormen Ausgaben — es handelt sich für 1904/5 allein für Schiffsneubauten und Reparaturen um über 386 Mill. Mark — nur der Abwehr dienen sollen. Man begründet die Seerüstungen damit, daß man sagt, England wolle mit seiner Flotte neben der Abwehr feindlicher Heeresangriffe nur die See verteidigen, deren Besitz ihm Lebensbedürfnis sei; einen Angriff auf den Landbesitz fremder Staaten habe es nie beabsichtigt. Darüber, daß andre Staaten auch von der See abhängen, schweigt man. Soll dieses Schweigen die Gefahr verdecken, die für andre darin liegt, daß Englands Flotte sie in ihren wichtigsten Lebensinteressen bedroht? Sollen die andern Staaten in eine militärische Abhängigkeit zu England hineingedrängt werden, nun die wirtschaftliche aufgehört hat?

Wir werden an den historischen Teil unsrer Betrachtung erinnert, wenn wir uns im Anschluß an das hier Gesagte der neuesten Phase in der wirtschaftlichen Entwicklung zuwenden. Man hat die jetzt im Gange befindlichen Bestrebungen, die darauf ausgehen, den Mitbewerb andrer auszuschließen, Neumerkantilismus genannt, und in dieser Bezeichnung liegt für uns schon ihr Zusammenhang mit den militärischen Rüstungen. Auch hier schreitet England voran. Die dort angestrebte Zollgesetzgebung will aus dem Mutterland und den in ihren Handelsbeziehungen bisher völlig unabhängigen Kolonien ein in sich geschlossenes Wirtschaftsgebiet errichten, das seinen einzelnen Teilen Vorrechte zubilligt, die Außenstehende nicht haben. Weitergehende imperialistische Tendenzen denken aber sogar schon an Schiffahrts- und Verkehrsgesetze, die an die Zeiten Cromwells und der Navigationsakte erinnern. Zwar soll dieses Gebäude ein freier Bund sein, der den Interessen der Kolonien ebenso Rechnung trägt wie denen des Mutterlandes, ob aber dabei der alte merkantilistische Ausnutzungsgedanke nicht doch wieder zutage treten und ob die Kolonien dem nicht-englischen Ausland gegenüber dabei wirtschaftlich auf ihre Kosten kommen würden, bliebe abzuwarten. Ähnliche Bestrebungen wie in England sehen wir in Amerika aus der früher rein politisch aufgefaßten Monroedoktrin herauswachsen, und selbst Rußland ist ihnen nicht fremd, das durch Erwerbung subtropischer Gebiete in Asien die Möglichkeit bekommen zu haben glaubt, ein Reich zu werden, dessen Teile sich zu einem in sich geschlossenen Wirtschaftskörper vereinigen lassen. Aber erst wenn es wirklich einmal gelingen sollte, diese Gebiete so reinlich aus den heutigen Weltmarktsbeziehungen herauszuschälen, daß sie ganz auf eigenen Füßen stehen könnten, würde das gegenseitige Abhängigkeitsverhältnis sich lösen, das charakteristisch ist für den heutigen wirtschaftlichen, politischen und militärischen Zustand. Dann erst würden die Ausgeschlossenen wirklich draußen stehen und nicht mehr teilnehmen können am Handel und Wandel. Ich möchte annehmen, daß solche Zeiten, wenn sie überhaupt einmal wieder möglich werden sollten, noch fern sind, daß vielmehr die Zukunft uns eine Art Gleichgewichtszustand bringen wird, der jeder der großen Nationen ihr Teil zukommen läßt, falls sie sich ihren Platz an der Sonne durch wirtschaftliche, politische und militärische Maßnahmen zu wahren versteht. Vor leichtfertig entzündeten Kriegen wird die große Empfindlichkeit schützen, die die heutigen Verhältnisse von Handel und Verkehr der Gemeinschaft der Kulturstaaten aufgezwungen haben. Kommt es aber zum Kriege, so wird er heute, da die europäischen Staaten bereit sind, den Teil am Welthandel, der ihnen zukommt, auch zu schützen, da jenseits des Ozeans mächtige Reiche entstanden sind, die ihre Seeinteressen unter kräftigem militärischen Schutz selbst besorgen, eine andre „bewaffnete Neutralität" neben die Kriegführenden stellen als in früheren Zeiten. Und noch ein andres kommt hinzu, das in ähnlichem Sinne wirken wird. Eine so scharfe Scheidung zwischen Landkrieg und Seekrieg, wie sie die Zeit der napoleonischen Kriege uns gezeigt, eine Scheidung, die wesentlich dazu mitgewirkt hat, England als Sieger aus dem Streit um die wirtschaftliche Vorherrschaft hervorgehen zu lassen, wird wohl heute nicht wieder eintreten. Zwar scheinen die auf Ver-

mehrung des englischen Heeres, ja, schon auf Einführung der allgemeinen Wehrpflicht gerichteten Bestrebungen, die der Boerenkrieg England gebracht hatte, einer ruhigeren Auffassung zu weichen. Wie weit dies auf die Erkenntnis sich gründet, daß bei der Empfindlichkeit aller großen Staaten für den Seekrieg die Flotte als kriegsentscheidende Waffe für England doch ausreiche, will ich dahingestellt sein lassen. Auch die Schwierigkeiten, die für Rußland, den Landgegner Englands in Indien, der Krieg mit Japan bringt, und die es, wie er auch enden mag, für einige Zeit schwächen und weniger gefährlich machen werden, mögen hierbei mitgewirkt haben. Bei alledem wird aber doch das Schwergewicht des Landkrieges, das sich seitdem auch an seine Fersen geheftet hat, ausgleichend wirken. Große Kriege können den Gleichgewichtszustand, an den ich denke, wohl vorübergehend stören — ihn zugunsten eines ganz zu beseitigen, werden sie kaum mehr imstande sein.

So kann ich denn auch wohl denen zustimmen, die behaupten, daß der heutige Zustand des Wirtschaftslebens friedefördernd wirke, aber auch nur in dem Sinne, daß ein militärisches Gegengewicht da sein muß, das zur Erhaltung des Gleichgewichts mitwirkt. Jede kampfkräftige, bündnisfähige Flotte ist eine Versicherung gegen den Krieg, die dem Gegner, d. h. dem wirtschaftlichen Konkurrenten, einen Preis stellt, den er zahlen muß, wenn er dem Staate, den sie schützt, den Krieg aufzwingen will. Sie braucht zu diesem Zweck noch gar nicht so stark zu sein, daß sie ihn im Kampf um die Seeherrschaft niederringen kann; es genügt, wenn ein Kampf mit ihr ihn derart schwächen kann, wie die Begründung zur Novelle unsres Flottengesetzes es mit den Worten ausdrückt: „Deutschland muß eine so starke Schlachtflotte besitzen, daß ein Krieg auch für den seemächtigsten Gegner mit derartigen Gefahren verbunden ist, daß seine eigene Machtstellung in Frage gestellt wird." Und ähnlich so liegt die Aufgabe aller der andern Staaten, die heute neben England Bedeutung auf der See erlangt haben und im Wettbewerb mit ihm die Weltwirtschaft betreiben.

Zum Schlusse meiner Ausführungen wende ich mich den Neutralen zu. Sie haben uns schon verschiedentlich beschäftigt, sie verdienen aber doch wohl, noch für sich betrachtet zu werden; sie können durch ihr Verhalten den Gang des Krieges einmal wesentlich beeinflussen, dann ist aber auch in heutiger Zeit kein großer Seekrieg denkbar, der nicht auch die wirtschaftlichen Verhältnisse der Neutralen einschneidend beeinflußte. Wenn daher das internationale Recht den Kriegführenden auf der See Befugnisse zugesteht, die weiter gehen als die der am Kriege nicht beteiligten Staaten, um ihnen im Interesse aller das höchste Souveränitätsrecht zu bewahren, das Recht, Krieg zu führen, so taucht daneben die Frage auf: Wie steht es mit den Rechten und den Pflichten der Neutralen? Wie soll dafür gesorgt werden, daß ihre Interessen durch das notwendige Übel des Krieges nicht über die Gebühr geschädigt werden? Welche Aufgaben fallen ihnen zu, falls die Wogen des Krieges an ihre Gestade branden? Dieses Abwägen der Rechte der Neutralen gegen die der Kriegführenden hat auch aus Anlaß des russisch-japanischen Krieges die öffentliche Meinung gerade jetzt vielfach beschäftigt.

Die klarsten Anschauungen gewinnt man auch hier, wenn man auf die Fundamente zurückgreift.

Für die maritime Aktion gilt die Regel: Privateigentum auf See ist der Wegnahme durch die feindliche Kriegsmacht unterworfen. Dieses Recht der Wegnahme feindlichen Privateigentums auf See wird Seebeuterecht genannt. Der Begriff Prisenrecht ist weiter; er umfaßt mit die unter bestimmten Voraussetzungen zulässige Wegnahme von Privateigentum Neutraler[1]).

In dem Ineinandergreifen dieser beiden Begriffe begegnen sich die Rechte der Kriegführenden und der Neutralen, und der Versuch, beide gerecht gegeneinander abzuwägen, hat das Seekriegsrecht seit seiner Entstehung beschäftigt; wird er je eine alle Parteien befriedigende Lösung finden? Perels bezeichnet[2]) — abgesehen von der Berechtigung, alle Schiffe als gute Prise zu erklären, die eine rechtskräftige Blockade brechen wollen — als den heutigen Rechtszustand des materiellen Prisenrechtes gegen Neutrale folgende Regeln: Die neutrale Flagge deckt das feindliche Gut mit Ausnahme der Kriegskonterbande; und: neutrales Gut unter feindlicher Flagge, mit Ausnahme der Kriegskonterbande, darf nicht mit Beschlag belegt werden. Eingeschlossen hierin ist naturgemäß die Berechtigung, alle Handelsschiffe auf dem ganzen Kriegsgebiet — als solches gelten die Hoheitsgewässer der kriegführenden Staaten und die offene See[3]) — anzuhalten und zu visitieren, ferner das Recht, Gewalt anzuwenden, wo man sich der Anhaltung zu entziehen sucht, ja, sogar das Schiff als gute Prise zu erklären, dessen Besatzung sich mit Gewalt solcher Kontrolle widersetzt.

Die hier angeführten Regeln sind der Pariser Seerechtsdeklaration entnommen. Ob diese einem schweren Kriege gegenüber standhalten wird, bleibt abzuwarten, denn sie schützt das feindliche Kaufmannsgut, das sich auf neutrale Schiffe flüchtet, gegen Wegnahme, sie entzieht es dem Seebeuterecht und stellt es unter das nur unter bestimmten Bedingungen anwendbare Prisenrecht. Aber selbst wenn diese so klar erscheinenden Regeln gelten, bleibt immer noch ein Rest, der die Klarheit trübt, die Frage nämlich: Was ist Kriegskonterbande?

Sehen wir uns die Sache einmal von einem andern Standpunkte aus an. Die Pflichten der Neutralen kann man folgendermaßen zusammenfassen: 1. Der neutrale Staat darf auf seinem Gebiet (d. i. für den Seekrieg ausgedrückt: in seinen Hoheitsgewässern und Häfen) keine Unternehmungen der Kriegsparteien zum Zwecke der Aktion dulden; 2. er hat sich jedes Eingriffs in die Kriegsoperationen außerhalb seines Gebietes zu enthalten; 3. er soll auch anderweit keine Partei begünstigen, auch nicht beide, da selbst eine scheinbar gleiche Begünstigung doch nicht für beide Teile gleiche Vorteile mit sich bringen würde[4]). Je mehr wir nun im Sinne unsrer früheren Betrachtungen die wirtschaftliche Schädigung des Feindes als eine zulässige, in vielen Fällen

[1]) Perels, Das internationale öffentliche Seerecht der Gegenwart. S. 188.
[2]) Perels, S. 227.
[3]) Perels, S. 159.
[4]) Perels, S. 210.

sogar als eine der wichtigsten Kriegshandlungen ansehen, desto mehr erscheint, nach dem dritten der oben angeführten Neutralitätsgrundsätze, die Fortsetzung des Handelsverkehrs der Neutralen mit den Kriegführenden als eine Beeinträchtigung der Neutralität und das Abbrechen jedes Handelsverkehrs als Pflicht der Neutralen. Solche Auslegung der Neutralitätspflicht mag auf den ersten Blick wundersam erscheinen, wir sehen es aber in einem andern Licht, wenn wir uns erinnern, daß die Handelsblockade, eins der vom internationalen Recht den Kriegführenden zugestandenen Mittel, die Abschließung des feindlichen Landes gegen jeden Handelsverkehr erlaubt. Die Blockade schiebt alle Bedenken über Seebeuterecht und Prisenrecht beiseite, sie braucht sich auch mit dem Begriff der Konterbande nicht zu beschäftigen; dieses, wie wir wissen, allerdings nur für den Stärkeren durchführbare Kriegsmittel zwingt vielmehr den Neutralen den Grundsatz auf: *Alles für das feindliche Land bestimmte Kaufmannsgut, gleichviel, wem es gehört, und wie es beschaffen ist, ist Kriegskonterbande!* Das Abbrechen jedes Handelsverkehrs kann also von den Neutralen verlangt werden, jedoch nur für den Fall, daß einer der beiden Kriegführenden sich als stark genug erweist, eine rechtsgültige Blockade an der Küste des Gegners zu errichten. Der Seeverkehr nach seinem eigenen Lande geht aber unbeanstandet seinen Weg. Liegt nun hierin nicht eine Rechtsungleichheit und damit eine Ungerechtigkeit gegen den, der sich die Seeherrschaft nicht erkämpfen kann, der auf den Kreuzerkrieg angewiesen ist und an eine andre Definition des Wortes „Kriegskonterbande" gebunden bleibt? Genau betrachtet gewiß, aber welche Zustände würden wohl entstehen, wenn man im Streben nach formaler Rechtsgleichheit jeden kleinen Friedensstörer berechtigte, alle Meere zu durchsuchen nach neutralen Schiffen, die etwa nach dem Lande seines Kriegsgegners bestimmt sind! Ich habe in diese Perspektive auch nur hineinblicken lassen, um hier schon darzutun, daß dem Bestreben, gleiches Recht für alle zu schaffen, der Krieg selbst sich entgegenstellt. Je weiter wir gehen, desto mehr werden wir sehen, daß der Wirklichkeit des Krieges gegenüber Schematisieren nicht hilft, daß vielmehr jeder Fall für sich betrachtet werden muß.

Der Begriff der Kriegskonterbande, um den sich für den Handelsverkehr der Neutralen schließlich alles dreht, ist also verschieden je nach dem Kräfteverhältnis zwischen den Kriegführenden, wie es von vornherein besteht, oder wie es sich im Laufe des Krieges durch Waffenerfolge herausbildet. Für letzteres bietet der jetzt im Gange befindliche Krieg ein Beispiel. Als Japan und Rußland den Krieg begannen, setzten beide — teils mit der Einschränkung: falls sie für Heer und Flotte bestimmt sind, teils ohne diese — eine Reihe von Artikeln auf die Liste der Kriegskonterbande, die nicht allein der Kriegführung dienen, sondern auch für den allgemeinen Bedarf eine große Rolle spielen: Kohlen, Reis und andre Lebensmittel, Getränke, Gold und Silber, Gegenstände und Materialien für Telephonleitungen, Telegraphen und Eisenbahnen, für Bau und Ausrüstung von Schiffen, „sowie alle andern Güter, welche für Kriegszwecke brauchbar sind". Beide zogen also durch international bekanntgegebene Festsetzungen, und ohne daß von einem der neutralen Staaten

dagegen Einspruch erhoben wurde, dem neutralen Handel Grenzen, beide rückten den Begriff der Kriegskonterbande an das allgemeine Wirtschaftsgebiet heran. Seitdem haben nun die japanischen Kriegserfolge den Wert, den diese Festsetzungen für die Kriegführung wie für den neutralen Handel haben, verschoben. Der Hauptteil der bisher unter russischem Einfluß stehenden Küste ist in japanischen Besitz gelangt, oder er ist formell für blockiert erklärt worden; damit ist die japanische Deklaration beinahe erledigt. Die russische hat dadurch an Wert verloren, daß das japanische Übergewicht zur See die russischen Kreuzer von dem eigentlichen Kriegsgebiet fernhält; die Abhaltung von Kriegskonterbande ist aber daher auch fast die einzige Aufgabe, die sie sich stellen können. So hat hier der Gang des Krieges eingegriffen und damit auch das Interesse des neutralen Handels an den Konterbandeerklärungen beider Länder beeinflußt; während die Erregung der Interessentenkreise sich im Anfang des Krieges gegen beide Kriegführenden richtete, hat sie sich jetzt auf Rußland konzentriert. Sie hat — teilweise kommt dies auch in den diplomatischen Verhandlungen der betreffenden Staaten zum Ausdruck — sich noch dadurch verstärkt, daß die Russen, die nicht stark genug waren, um in den ostasiatischen Gewässern eine Kontrolle einzurichten, sie weitab vom eigentlichen Kriegsschauplatz verlegten. Daß sie das internationale Recht formell hierzu berechtigt, ist unzweifelhaft, denn Kriegsgebiet ist auch hierfür die offene See ohne Einschränkung.

Allein hieraus ist schon ersichtlich, daß erst aus der Form, die ein Krieg annimmt, zu ersehen ist, welche Schwierigkeiten er dem neutralen Handel bereiten wird. Wie soll da das internationale Recht vorausschauend Abhilfe schaffen? Aber unser Beispiel führt uns noch weiter: es zeigt, daß jeder Krieg einen Spezialfall schafft, je nach der geographischen Lage der kriegführenden Länder, nach der Verschiedenartigkeit ihrer Hilfsquellen und der daraus entstehenden verschiedenen Abhängigkeit von der See und von der Hilfe des neutralen Handels. Reis hat in der russischen Erklärung nur deshalb eine Stelle gefunden, weil gerade Japan sein Gegner war; vielen andern Staaten gegenüber hätte er nie eine Rolle gespielt. Und weiter: kaum in einem andern gegen Rußland geführten Kriege hätte es für seinen Gegner einen Sinn gehabt, Getreide auf den Index zu setzen, denn Rußland ist eines der Hauptländer des Getreideexports. Hier handelt es sich aber um dem Hauptlande fernliegende Gebietsteile, die wie für alle Zufuhr so auch für die von Brotstoffen auf die See angewiesen waren, und deren einzige Landverbindung nach Rußland, die sibirische Eisenbahn, für Truppentransporte voll ausgenutzt werden mußte.

So wird die Grenze für das, was die Kriegführung von außen her erfordert, und auch dafür, wie die allgemeinen Wirtschaftsverhältnisse durch Abhalten von Kriegskonterbande beeinflußt werden, in jedem Falle verschieden sein. Wenn man in der Tagespresse heute diesen Zustand der Ungewißheit beklagt, der dem Handel der Neutralen Schwierigkeiten bereite, so ist das verständlich; wenn man aber Abhilfe erwartet von zu erlassenden allgemein gültigen Festsetzungen des Völkerrechts, so verlangt man Unmögliches. Wollte

man den Neutralen zuliebe die Vielgestaltigkeit des Krieges durch Aufstellung einer Liste der Konterbandeartikel in ein Schema pressen, so schädigte man das Recht der Kriegführenden, und kein Staat kann sich darauf einlassen, bindende Erklärungen für die Zukunft abzugeben, deren Tragweite für kommende Fälle sich gar nicht übersehen läßt. Auch der neutrale Kaufmann muß sich der Notwendigkeit des Krieges fügen, und die Belästigungen, die die Ausübung des Visitationsrechts mit sich bringt, würden sich auf das Notwendigste reduzieren, wenn nicht Hunderte von Schiffen die Neutralität dadurch verletzten, daß sie versuchen, Kriegskonterbande zu schmuggeln. Wenn in England, dessen Presse heute am lautesten das Wort führt, die Regierung sich weislich hütet, dem Kernpunkt der Sache näherzutreten, wenn sie in den Verhandlungen mit Rußland nicht die Definition des Wortes „Kriegskonterbande" voranstellt und nicht festzustellen sucht, ob auf den angehaltenen Schiffen wirklich solche an Bord gewesen sei, sondern die Dardanellenfrage hineinzieht, so ist dies recht erklärlich.

Es liegt mir fern, mit vorstehenden Ausführungen beweisen zu wollen, daß internationale Festsetzungen für das, was im Seekriege rechtens sein soll, unmöglich, daß völkerrechtliche Gewohnheiten und Präzedenzfälle wertlos seien. Ihr Wert liegt schon darin, daß sie Abweichungen von der Mittellinie erkennen lassen und so das Verantwortungsgefühl dafür schärfen. Eine Prüfung des speziellen Falles ist ja überhaupt erst möglich, wo eine Rechtsnorm besteht. Aber vor Überschätzung des formellen, rein theoretischen Rechtes muß gewarnt werden. Viele Fragen des Seekriegsrechtes, die die Neutralen betreffen, sind denn auch in neuerer Zeit ihrer Lösung nähergerückt. Auch die den Neutralen in ihren Hoheitsgewässern obliegenden Pflichten haben durch die aus Anlaß der letzten Kriege erlassenen Neutralitätserklärungen eine immer gleichmäßigere Auslegung gefunden. Der innige Zusammenhang zwischen dem Wirtschaftsleben der Völker und dem Seekriege hat hierzu mitgewirkt; er ist aber heute am klarsten darin erkennbar, daß die Empfindlichkeit ihrer Seeinteressen es allen Staaten nahelegt, entstehende Kriege möglichst zu lokalisieren, um sie ihrem Ende schneller zuzuführen, und das geschieht am wirksamsten durch Innehaltung der Neutralität. Wenn dies in den Fällen auch Unbequemlichkeiten und wirtschaftliche Nachteile schafft, in denen die Kriegführenden den Begriff der Kriegskonterbande weit fassen oder ihn dadurch unbestimmt lassen, daß sie ihn an schwer zu erfüllende Nachweise über Bestimmung der Ware knüpfen, so wird dies doch leichter zu ertragen sein, als wenn man das Übel dadurch verlängert, daß lare Neutralität den Kriegführenden immer neue Kräfte zuführt, oder daß jeder Neutrale — selbst auf die Gefahr neuer kriegerischer Verwicklungen hin — starr auf seinem vermeintlichen Recht besteht. Anderseits trägt auch der Versuch, den Begriff der Kriegskonterbande in die Höhe zu schrauben und das Visitationsrecht rücksichtslos auszunutzen, den Regulator dadurch in sich, daß die Kriegführenden selbst, wo sie zu weit gegangen sind und auf Widerstand stoßen, werden nachgeben müssen, um sich nicht neue Schwierigkeiten zu schaffen.

In ganz anderm Maße als in früheren Jahrhunderten ist der Krieg, besonders aber ein großer Seekrieg, als eine Erkrankung des Gesamtorganismus der Staatengemeinschaft anzusehen, die alle Organe je nach ihrer Lage und nach ihren Beziehungen zum Sitze des Übels in Mitleidenschaft zieht. Dem wird man Rechnung tragen müssen durch Suchen nach einer Verständigung zwischen Kriegführenden und Neutralen, wo Differenzen entstehen, und durch zeitweiliges Sich-fügen, wo die Nachteile nicht zu groß sind. Wo aber für die gesund gebliebenen Organe — für die Neutralen — die wirtschaftlichen Gefahren so ernst sind, daß sie nicht ertragen werden können, da wird der Staat die Interessen der Allgemeinheit wie seine eigenen am besten zu vertreten imstande sein, der, wo man seiner Stimme keine Beachtung schenkt, ihr Nachdruck zu geben vermag „durch die vernehmlichere Sprache einer starken Flotte". Sie wird auch das einzige Mittel sein, um die Kriegführenden zu zwingen, die Hoheitsrechte der Neutralen in ihren eigenen Gewässern zu achten und sich dem zu fügen, was sie als Ausfluß ihrer Neutralitätspflicht dort anordnen. Nur in einem chinesischen Hafen konnten sich Vorgänge abspielen wie die mit dem russischen Torpedobootszerstörer „Reschitelni" in Tschifu.

Der Herzog von La Rochefoucauld-Liancourt.

Erinnerungen an einen Menschenfreund

1747—1827[1]).

Von

Lady Blennerhassett.

I.

Am 10. Mai 1774 spielte sich zu Versailles eine schauerliche Tragödie ab. Der König, an den Blattern erkrankt, war am 27. April in das Schloß zurückgebracht worden, das sechzig Jahre hindurch der Schauplatz seines Glanzes und seiner Feste und seit Jahrzehnten auch der seiner Schande gewesen war. Einige Tage hindurch schien das Los Ludwigs XV. in der Wagschale zu zittern. Die herbeigeeilten Höflinge überlegten noch, ob es wohlgetan sei, sich dem neuen Gestirn zuzuwenden, dem Enkel, dessen unerfahrener Jugend vor der Macht graute, und den die Geschichte als Ludwig XVI. kennt. Bald aber wichen alle Bedenken. Der Kranke war nicht nur verloren: ein Auflösungsprozeß begann, der die Umstehenden mit Entsetzen erfüllte. Seit dem 3. Mai wußte er selbst, wie es um ihn stand. Nach einer Unterredung mit dem Erzbischof von Paris, „während das Sakrament in den Gängen umherirrte", wurde die Maitresse, Madame Dubarry, gerufen. „Madame, es steht schlecht mit mir," sprach der Monarch, den sie noch vollends entwürdigt hatte; „ich weiß, was mir zu tun bleibt. Ich will die Szene von Metz nicht erneuern; wir müssen uns trennen." Zu Metz, als das Volk noch an ihn glaubte und auf ihn hoffte, hatte sich der König in gefährlicher Krankheit unter ähnlichen Umständen von der Herzogin von Chateauroux getrennt, auf kurze Zeit und solange der Todesengel über ihm schwebte. Damals (1744) begrüßten die Franzosen den

[1]) Ferdinand Dreyfus, Un Philantrope d'autrefois. La Rochefoucauld-Liancourt. Paris, Plon. 1903. — Frédéric Gaétan Marquis de la Rochefoucauld-Liancourt, Vie du duc de La Rochefoucauld-Liancourt. Paris, Henry. 1831. — Éloges, Notices, Mémoires, bes. Feu Duc de Broglie, „Souvenirs"; Chaptal, „Mes Souvenirs sur Napoléon"; Mme. de Rémusat, „Mémoires" etc. — H. Taine, Origines de la France contemporaine.

Wiedergenesenen unter dem Namen des Vielgeliebten. Jetzt klang es ihnen wie Spott. Bitterer Haß, tiefe Verachtung, die Erinnerung an schmähliche Niederlagen, an die Entehrung der Krone nach außen und innen, an den Verlust der Kolonien, dazu das Massenelend, das eine unsinnige Finanzwirtschaft täglich vermehrte, der Kampf mit den Parlamenten, die Reformen verweigerten und dennoch die Nation zur politischen Opposition schulten: das war das Erbe, das Ludwig XV. hinterließ. Noch aber atmete er.

Unter den Würdenträgern des Hofes, die dazu verurteilt waren, zu warten und mit anzusehen, was sich da vollzog, befand sich ein junger, noch nicht dreißigjähriger Mann, der Herzog von La Rochefoucauld-Liancourt. Durch das Vorrecht der Geburt vertrat er seinen Vater als Oberhofmeister der königlichen Garderobe, dessen Verpflichtung vornehmlich darin bestand, dem Monarchen abends das Hemd, morgens das blaue Band und den Degen zu reichen. Sein Amt rief ihn bei der ersten Kunde von des Königs Erkrankung nach Versailles, und im Schlafzimmer desselben machte Liancourt die Beobachtungen, die er dem „Bericht über die letzte Krankheit Ludwigs XV." anvertraute. Das Manuskript, ein Fragment, das bereits am 30. April abbricht, wurde in der Bibliothek des Arsenals, ohne Angabe des Namens seines Verfassers, gefunden und gelangte in die Hände von Sainte-Beuve. Eine Anspielung auf Liancourts Vater, den Herzog d'Enville, verriet dem unermüdlichen Forscher die Autorschaft, und er las: „Mich beseelten der Wunsch und die Absicht, ein so merkwürdiges Ereignis und die Intrigen zu verfolgen, die es in Fülle hervorrufen mußte." Der Beobachter notierte alles: die Reden der Höflinge, die Symptome und Äußerungen des Kranken. „Der König zeigte allen Ärzten seine Zunge, und ein jeder derselben gab auf seine Art zu erkennen, wie sehr der Anblick dieses kostbaren, fürstlichen Gegenstandes sie durch Farbe und Schönheit befriedigte. Es folgte die Untersuchung des Patienten, der jeden Doktor, jeden Chirurgen, jeden Apotheker herbeirief und sich mit Wohlgefallen von ihnen betasten, drehen und wenden ließ." Dann wurde die Frage, ob es geboten sei, den König vom Ernst seines Zustandes in Kenntnis zu setzen, zuerst an Liancourt, als den Jüngsten unter den Anwesenden gerichtet. „Ich antwortete, daß ich nicht einen Augenblick in Zweifel darüber sei, wie es einem Todesstoß gleichkäme, dem König zu sagen, er habe die Blattern." Liancourt war nichtsdestoweniger der Ansicht, es müsse geschehen, und es sei billig, „daß der König an der Angst zugrunde gehe und die Todesqual koste." Er werde dann, wie andre meinten, seine letzten Vorbereitungen treffen und die niederträchtige, verhaßte, schmachvolle Gesellschaft fortschicken. „Ich stand in meiner Ecke und betrachtete das Schauspiel, das mich viel weniger rührte als die andern, weswegen ich es vorzog, fortan zu schweigen und mich damit zu begnügen, wenigstens nicht zu lachen. Der König ist so tief erniedrigt und so tief verachtet, daß nichts von dem, was für ihn geschieht, ein Recht auf das Interesse des Publikums hat. Welche Lehre für die Monarchen! Sie sollen wissen, daß, wenn wir auch genötigt sind, ihnen äußere Zeichen der Unterwerfung und Ehrfurcht zu geben, wir dennoch ihre Handlungen richten und sie selbst mit unsrer Verachtung strafen, wenn sie

des öffentlichen Wohles nicht eingedenk sind." Eine furchtbare Anklage gegen die noch zu Versailles anwesende Dubarry schließt mit den Worten, daß alle Geschäfte sie langweilten, mit denen ihr verhaßter Liebhaber sie befassen wollte; sie habe kein andres Vergnügen gekannt, als die Millionen, welche die Niedertracht des Finanzkontrolleurs ihr zur Verfügung stellte, in Kleidern und Schmuck zu vergeuden. So weit das Fragment. Sein Inhalt bietet nichts Neues; die Form ist vernachlässigt. Merkwürdig bleibt nur die unerbittliche Stimmung dieses Augenzeugen, dieses Großen der Krone, die in einem solchen Augenblick durch Lachen sich Luft zu machen drohte.

Sie brachte den jungen, 1747 geborenen La Rochefoucauld-Liancourt mit den Gesinnungen seiner Familie nicht in Konflikt. Dieses vornehme Geschlecht, dessen Haupt der König von Frankreich Vetter nannte, hatte wechselnde Schicksale erfahren und mehr als einmal den Gegensatz zur Politik des Herrschers mit dem Leben bezahlt.

Unter den Dolchen der von Karl IX. gedungenen Mörder fiel der Hugenotte François de la Rochefoucauld in der Bartholomäusnacht, nachdem der König „bis abends elf Uhr mit ihm gescherzt hatte". Seine Nachkommen entsagten dem reformierten Glauben, ernteten aber, wie er selbst es getan hatte, kriegerische Ehren auf allen Schlachtfeldern und schenkten mit François de la Rochefoucaulds „Maximen" der französischen Literatur die bitter-satirische Analyse des menschlichen Herzens, die durch die Beobachtung des höfischen Lebens und ihrer Wirkung auf die höchsten Kulturzustände der Zeit gereift war. Einen andern La Rochefoucauld, den unbeugsamen Zensor der Verirrungen seiner Jugend, schickte Ludwig XV. in die Verbannung, nach seinem Landsitz La Roche-Guyon, wohin „ganz Paris" strömte, und den er zu einer Musterwirtschaft gestaltete, für die während der Hungersnot von 1757 ungeheure Summen zum Unterhalt der armen Leute verausgabt wurden. Liancourt hat diesen Großvater noch gekannt und sich nach seinem Beispiel früh für das Gemeinwohl begeistert. Von seinen Eltern sagt er, „sie seien tugendhaft bis zur Strenge gewesen". Der Reinheit ihrer Sitten, der Unbeugsamkeit ihrer Grundsätze verdanke er es, wenn seine Jugend von großen Ausschreitungen bewahrt geblieben sei. Er war kaum sechzehn Jahre alt, als sie ihn ins Regiment schickten. Ein Jahr später, 1764, wurde er an eine etwas ältere Dame aus dem gräflichen Haus Lannion verheiratet. Im Umgang mit seiner Tante, der Herzogin d'Enville, einer Freundin der Philosophen, „leur sœur du pot", wie Voltaire sie scherzend nannte, kam dem jungen Mann die Unzulänglichkeit seiner Bildung peinlich zum Bewußtsein. Er war geistig nicht hervorragend und ist auch nie was die Franzosen geistreich nennen, geworden. Aber er wollte das Gute, und bei ihm reifte der ernste Vorsatz, die Förderung des Wohles seiner Mitmenschen zum Lebensziel zu wählen. „Derjenige," hatte einst Voltaire gesagt, „der zwei Grashalme da wachsen läßt, wo früher nur einer wuchs, leistet dem Staat einen großen Dienst." Des Ausspruchs eingedenk, ging Liancourt zum Studium der wirtschaftlichen Zustände 1768 nach England. Er wollte eine freie Regierung am Werk sehen und sich in jeder Weise unterrichten. Deswegen mied er den Hof und die

Londoner vornehme Welt, ging in die Fabriken, wo er selbst Hand anlegte und Maschinenbau studierte, dann aufs Land zu Gutsherren und Pächtern, um Viehzucht und Ackerbau praktisch kennen zu lernen. In Frankreich hatte er schon deswegen eine geringe Meinung von seinen Fähigkeiten erweckt, weil er durch einen Sprachfehler im Ausdruck behindert war. Jetzt schrieb der mit der Pariser Welt in beständigem Verkehr gebliebene Horace Walpole an seine Freundin, Madame du Deffand, keiner ihrer Landsleute gefalle ihm besser als dieser einfache, seelenvolle junge Mann. Er spotte über diejenigen, die Liancourt für einen Dummkopf hielten, und es sei nicht zu befürchten, daß er im Umgang mit den übrigen selbst ein solcher werde. Davor bewahre ihn sein natürlicher Verstand.

Mit umfangreichen Aufzeichnungen, die 1793 verloren gingen, und einer gesteigerten Liebe zur heimatlichen Scholle kehrte Liancourt 1770 aus dem von ihm bewunderten England zurück, um den Befehl über das Dragonerregiment La Rochefoucauld zu übernehmen, den er bis 1788 führte, worauf er das Regiment, nach dem Brauch der Zeit, und zwar um den Preis von 80000 Livres, an den Grafen von Artois verkaufte. In Tagesbefehlen und Erlassen des Kriegsministeriums wurde Liancourts Führung seiner Truppe gerühmt. Er nahm sich der Soldaten und Unteroffiziere an und suchte die herrschende Willkür in den Ernennungen und Beförderungen nach Möglichkeit durch Anerkennung persönlichen Verdienstes auszugleichen. Die Energie Liancourts und der tadellose Stand des Regimentes werden wiederholt hervorgehoben. Er selbst dachte anders über seine militärischen Leistungen: er sei kein Cato gewesen, klagt er, es sei ihm nicht gelungen, das sittliche Niveau des Offizierkorps zu heben und die bestehenden Mißstände und Intrigen zu bewältigen. Infolge der Lockerung der Disziplin im Heer waren Offiziere und Befehlshaber nur zu viermonatlicher Dienstzeit unter den Fahnen verpflichtet, und bei der Beschäftigung mit Liancourt ist man versucht, die fünfundzwanzig Jahre seiner militärischen Tätigkeit zu vergessen, so völlig erscheint er von andern Interessen beansprucht.

Der hervorragende Zug der Zeit, die Vorliebe für das Landleben nach englischem Vorbild, das Spielen und Tändeln mit ländlichen Vergnügungen und Beschäftigungen, das J. J. Rousseaus Schriften, vor allem „Die Neue Heloise", in die Mode gebracht hatten, ergriff ihn mit ernsterer Gewalt. Liancourt, der es stets ablehnte, als Philanthrop bezeichnet zu werden, weil dieser Name ihm gleichbedeutend mit dem eines visionären Schwärmers schien, war im besten Sinn des Wortes ein Menschenfreund, ein Wohltäter der Kleinen und Armen, und darauf beruht sein Anrecht, in der Erinnerung der Menschen zu leben.

Das Schicksal hatte ihn mit verschwenderischer Gunst auf diesen Beruf vorbereitet. Sein Verdienst bleibt es, den Wink verstanden und anfangs ein ungeheures Vermögen, dann all sein Können und Wollen gemeinnützlichen Zwecken zugewandt zu haben.

Das Schloß Liancourt, an der Oise und im heutigen Departement gleichen Namens gelegen, war eine mit königlicher Pracht ausgestattete Residenz, in-

mitten eines reichen, fruchtbaren und anmutigen Hügellandes. Seinen Park und seine berühmten Fontänen und Gartenanlagen besangen schon in den Tagen Ludwigs XIV. Dichter in lateinischen und französischen Versen; Kupferstecher und Maler vervielfältigten Abbildungen des architektonisch merkwürdigen Schlosses und seiner entzückenden Umgebung. Es hat seinen Platz in der Geschichte. Die Königin-Regentin Anna von Österreich und Mazarin verweilten mit dem jungen Ludwig XIV. unter dem Dach des damaligen Besitzers. Unvergeßlicher ist das Gastrecht geblieben, das er und seine fromme Gemahlin den verfolgten Jansenisten gewährten. Unter dem Einfluß der Herzogin, einer vortrefflichen Frau, wurde zu Liancourt das Christentum praktisch geübt, das im Kloster von Port-Royal und im Glanz des Ruhmes von Pascal die besten und größten Geister der Zeit zur Nachfolge begeisterte. Die Herzogin war es, die dem Grundsatz huldigte, die Reichen seien von Gott zu Verwaltern ihres Vermögens im Interesse der Notleidenden aufgestellt. In den Lebensregeln, die uns von ihr erhalten sind, und die sie streng befolgte, ist dennoch nichts Utopisches zu entdecken.

Sie drang auf musterhafte Ordnung in der Verwaltung ihres Hausstands und ihrer Güter, und während sie persönlich auf weltliche Vergnügungen verzichtete, vertrat sie dennoch, wenn es notwendig war, Rang und Stellung ihres Gemahls und schärfte ihren Kindern die Aufrechterhaltung der Rechte und Pflichten ihres Standes ein. Nach dem Tode des einzigen Sohnes, der auf dem Schlachtfeld fiel, vererbte sich Liancourt durch die Frauen an den späteren Träger des Namens, und der fromme Geist, der die alte Generation beseelt hatte, erlosch. Nicht aber der ideale Zug, die stolze Unabhängigkeit gegenüber der Krone, der Sinn für das Gemeinwohl, das jetzt unter dem Einfluß der Philosophie einen humanitären, weltlichen Charakter erhielt.

Liancourt wurde in den letzten Jahrzehnten des 18. Jahrhunderts die Versuchsanstalt und bald die Musterwirtschaft für französische Landbesitzer. Dort zuerst reifte die Kartoffel und wurde der Rübenbau eingeführt. Der unter kleine Pächter verteilte Boden mußte nach den besten bekannten Methoden bebaut werden. Aus der Schweiz bezog der Herzog selbst das schönste Hornvieh, aus Spanien die edelsten Merinos. Er wurde Vorstand der Gesellschaft für Agrikultur und sorgte für Verteilung der vorzüglichsten Zuchttiere. Er gründete auf seinen Besitzungen technische Schulen für 164 Waisen- und Soldatenkinder, deren jedes ihm 146 Livres (300 Franken) jährlich kostete, und die er in den verschiedensten Gewerben unterrichten ließ. Als der u. a. auch von Taine so oft zitierte englische Agronom und Reisende Arthur Young nach Liancourt kam, glaubte er sich in ein Traumland versetzt. Baumwollspinnereien, Webstühle, Handarbeiten aller Art beschäftigten die weibliche Jugend. Selbst alte Pfründner in den Spitälern, die der Herzog errichtet hatte, zupften Wolle. Der Pfarrklerus und die Schullehrer besorgten die Aufsicht und den Unterricht der Knaben und Mädchen. Der Park öffnete sich der Bevölkerung an Feiertagen zu ländlichen Festen, bei denen die Herzogin sich an Tanz und Spiel beteiligte. Im Schloß ließ sie Tragödien aufführen, und eines Tages spielte dort ein junger Unbekannter, der Talma hieß, die Rolle Hamlets. Young

nennt Liancourt unter den seltenen Ausnahmen der großen Herren seines Standes, die auf die Jagd verzichteten. Er war, kaum bedarf es der Erwähnung, ein enthusiastischer Anhänger des großen Reformministers Turgot und verweigerte der Königin, nachdem sie, übrigens in vollem Einverständnis mit der öffentlichen Meinung, diesen letzten und einzigen Staatsmann gestürzt hatte, der das monarchische Frankreich hätte retten können, die von Marie Antoinette gewünschte Berufung seiner Frau in ihre Dienste. Liancourt blieb auch unter Necker ministeriell. Er liebte den König und wurde auch von diesem geliebt und geschätzt. Von Liancourt vernahm Ludwig XVI. am Vorabend der Berufung der Generalstaaten die Forderung gleichen Rechtes für alle in einer demokratischen Monarchie. Die Abschaffung der Privilegien war das Losungswort, mit dem auch dieser Aristokrat in die Bewegung von 1789 eintrat. Eine proportionale, territoriale Steuer, die die Einwohnerschaft in zehn Kategorien teilte, sollte die meisten der bestehenden Steuern ersetzen. Sie begann mit denjenigen, die sechzehn Pfennig (vier Sols) pro Tag und pro Kopf für ihre Nahrung verausgabten, und endigte mit jenen, „die bei einer einzigen Mahlzeit Wildbret, Fische, Geflügel, Gemüse, Wein, Früchte, Gefrorenes, Kaffee und Likör auftragen ließen". Liancourt berechnet, es seien in ganz Frankreich nur 300 000 Personen, die 5 Livres den Tag zu verzehren hatten, und fand es gerecht, den Luxus und den Überfluß im selben Verhältnis wie das tägliche Brot des Armen zu besteuern. „Privilegien," sagt er, „deren Zweck es ist weniger zu fordern, je mehr man besitzt, und den Armen im Verhältnis zu seiner Zahlungsunfähigkeit stärker zu belasten, sind der Umsturz der sozialen Ideen." Immerhin hielt er daran fest, daß jeder der Gesellschaft einen Beitrag schulde, nennt aber die bestehende Steuerlast so drückend, „daß die Besitzer im Begriff stehen, ihre Häuser und Ländereien aufzugeben". Dem Monarchen sollte ein Budget von ungefähr dreihundert Millionen die freie Verfügung über das Heer, die Diplomatie und die großen Staatsanstalten sichern. Das Steuerbewilligungsrecht ging an die Nation über.

Das war, in großen Zügen und mit Anlehnung an die Reformpläne Vaubans und die Lehre der Physiokraten, nach welcher das Land der Ursprung des Reichtums ist, das Programm Liancourts. Als Abgeordneter seines Standes hat er es weiter ausgeführt und dem König mit dem Ansuchen unterbreitet, ihn seiner Würden zu entheben, wenn er dadurch sein Vertrauen verscherzt habe. Ludwig XVI. entließ den Herzog nicht. Es sei jedermann das Recht zugestanden, antwortete er ihm, über das Wohl des Staates seine Meinung auszusprechen. Er, der König, behalte sich vor, nach dem Zusammentritt der Stände mit diesen zu verhandeln.

Während der ersten zwei Monate nach ihrer Berufung, in denen fast jeder Tag die wichtigsten Entscheidungen brachte, bewies Liancourt merkwürdigerweise eine außerordentliche Zurückhaltung. Obwohl heftig von Charakter und durch seine freisinnigen Anschauungen bekannt, bot er dennoch seinen ganzen Einfluß zugunsten friedlicher Verständigung auf. Er hielt sich zunächst durch das imperative Mandat, das ihm seine Standesgenossen übertragen hatten, gebunden, und anderseits bewog ihn seine Anhänglichkeit an

die Person des Monarchen, nicht ohne dessen Zustimmung entscheidende Schritte zu tun. So fehlt der Name Liancourts unter denen der 45 Mitglieder des Adels, die sich zuerst mit dem dritten Stand vereinigten. Gegen den Anspruch desselben, sich zur Nationalversammlung zu konstituieren, hat er, wie Sieyès, mit weiser Voraussicht seine Folgen gewarnt. Erst nachdem des Königs widersprechende Befehle die Vereinigung der Stände abwechselnd untersagten und veranlaßten, trat auch Liancourt, am 27. Juni, zum dritten Stand über und verlangte neue Vollmachten von seinen Auftraggebern, die er daran erinnern konnte, daß ja auch sie sich „zuerst Bürger und in zweiter Linie Aristokraten genannt hatten".

In der Nacht vom 14. zum 15. Juli 1789 sahen Liancourt und Ludwig XVI. sich wieder. Die Bastille war gefallen. In Paris triumphierte der Aufruhr, und die dortigen Truppen waren zum Volk übergegangen. Zu Versailles tagte die ganze Nacht hindurch die Assemblée und empfing in höchster Spannung die Hiobsposten aus der Hauptstadt, wo die Zurücknahme des Staatsstreichs gefordert wurde, der wenige Tage zuvor zur Entlassung Neckers und zur Ansammlung einer bewaffneten Macht geführt hatte. Der König, in Unkenntnis der Lage gelassen, schlief. Liancourt, seit dem Tode seines Vaters Oberhofmeister der Garderobe, besaß als solcher das Recht, jederzeit bei dem Monarchen einzutreten. Unter dem Eindruck der Nachrichten aus Paris verließ er die Versammlung, durcheilte die Höfe, die Treppen, die Säle, die große Galerie des Königschlosses, die anstoßenden Gemächer, bis er zum Alkoven gelangte, wo er den schlafenden Monarchen weckte. In seiner Aufregung, erzählt ein Berichterstatter des historischen Momentes, vergaß Liancourt zu stottern. Er gab in kurz gedrängten Worten eine Darstellung von der Lage in der Hauptstadt. „Es ist also eine große Revolte?" bemerkte der König. „Nein, Sire, es ist eine große Revolution," lautete Liancourts berühmt gewordene Antwort.

Vor ihm hatte es keiner gewagt, Ludwig XVI. die volle Wahrheit zu sagen. Er war es jetzt, der den König zur Fahrt nach Paris und zur Wiederberufung Neckers bewog. Es war zu spät, aber die Nationalversammlung erkannte das Friedenswerk Liancourts an, indem sie ihn zu ihrem nächsten Präsidenten wählte.

Von da an nahm er seinen Platz auf der Linken und suchte die Monarchie durch die Verfassung zu retten. Der Versuch war unmöglich, und daran scheiterte der Genius Mirabeaus, zu dessen Anhängern Liancourt gehörte. Seine Verteidigung des Besitzes und der königlichen Prärogativen machte ihn der revolutionären Partei verdächtig; seine Zustimmung zur Säkularisation des Kirchengutes, seine Verteidigung des ökonomischen Programms der Constituante vollendeten den Bruch zwischen ihm und den Gegnern der Revolution.

Er entsann sich, daß er zwanzig Jahre hindurch dem Heer angehört hatte und noch angehörte, und empfahl die freiwillige Rekrutierung, aber nur bis zum Zeitpunkt, da eine bessere Volkserziehung und veränderte Sitten die allgemeine Dienstpflicht ermöglichen würden.

II.

Die Reform- und Verfassungspläne, die nicht allein Liancourt, sondern fast alle Konstitutionellen, die mehr oder weniger seine Gesinnungen teilten, mit fiebernder Hast aufs Papier warfen, schlummern seit über hundert Jahren im Staub der Archive. Nur für den Forscher besitzen sie heute noch Interesse. An ihrem Inhalt läßt sich die Größe der Illusionen, die damals die Menschen hinrissen und die Geister verwirrten, mit der melancholischen Teilnahme ermessen, die edle, gescheiterte Hoffnungen in uns zu erwecken pflegen. Liancourt gehörte zu denjenigen, die sich fest überzeugt hielten, daß, wenn der Bankrott durch seine Finanzvorschläge vermieden, religiöse Toleranz, Preßfreiheit, Provinzialversammlungen, regelmäßige Berufung der Stände gewährt und die königliche Macht gefestigt seien, „Frankreichs Zukunft und Gedeihen die kühnsten Träume der Phantasie übertreffen würden". Für den verhängnisvollen Schritt unter anderm, der 1791 die Vermögen aller Wohltätigkeitsanstalten der Nation zur Verfügung stellte, trägt er die Verantwortung. Er rechnete ohne die Selbstsucht, ohne die Leidenschaften, ohne die Unehrlichkeit und ohne die Verblendung der Menschen. Bis 1792 blieb er des Glaubens an die Lebensfähigkeit der Verfassung, und das Vertrauen, das uns heute kaum mehr verständlich ist, wurde von so vielen geteilt, daß Liancourt nicht betörter, freilich auch nicht scharfblickender als sie erscheint. Die Unterscheidung zwischen solchen, die sich mit Worten berauschten, und den andern, den wenigen, die handelten, wie sie dachten, sprach um so vollständiger zu seinen Gunsten.

Zu Liancourt verriet nur die Höhe seiner patriotischen Gaben, in welchen veränderten Zeiten der Herr des fürstlichen Besitzes seine Verwaltung fortführte. Er fand es angezeigt, seine Zustimmung zur Säkularisation des Kirchengutes dadurch praktisch zu betonen, daß er geistliches Land erwarb. Keine seiner gemeinnützigen Unternehmungen wurde aufgegeben. Als eine kleine Stadt in der Nähe durch Feuersbrunst zerstört wurde, nahm er die flüchtende, obdachlose Bevölkerung auf und hatte nichts dagegen einzuwenden, daß sich ein Teil derselben bleibend auf ihm gehörigen Grund und Boden niederließ. Er war es, der die Austeilung des neugeschaffenen Departements der Oise in Distrikte, Kantone, Marktflecken und Dörfer durchführte, wie sie heute noch besteht. Das Hauptfeld seiner staunenswerten, unverdrossenen Tätigkeit war aber nicht mehr sein weiter Besitz, sondern Paris.

Zwei Hauptursachen des sozialen Elends lagen in der Verwahrlosung der Spitäler und im Vorhandensein der Scharen von Bettlern, die ganz Frankreich in wandernden Horden durchzogen. Von den Zuständen in den 48 Krankenhäusern von Paris entwerfen Zeitgenossen und Historiker übereinstimmend ein wahrhaft grauenerregendes Bild. In diesen mit Recht gefürchteten Anstalten lagen die Opfer der verschiedensten Krankheiten stets zu zweien, oft aber auch in größerer Anzahl in einem und demselben Bett. Sterbende, Frauen, die ihrer Niederkunft entgegensahen, Aussätzige, Operierte oder solche, die es werden sollten, teilten das Lager der Rekonvaleszenten. Es gehörte zu den ganz gewöhnlichen Vorkommnissen, daß so zusammengepackte Patienten während der Nacht erstickten und Leichen tagelang in den Betten der Lebenden liegen blieben. Die Luft war verpestet, die Wäsche unrein, die

Abzugskanäle und das Wasser waren vergiftet. Die Sterblichkeit in diesen Sälen, wo vier Reihen von Betten aneinandergedrängt standen, betrug zwanzig Prozent. Die Leute gingen lieber in Elend zugrunde, als sich in diese Stätten des Jammers einschließen zu lassen. Neckers Gemahlin bleibt das Verdienst, die erste gewesen zu sein, die es durchsetzte, daß in dem von ihr geleiteten Hospiz zu Saint Sulpice von 1788 an die Kranken in einem Bett isoliert, für Reinlichkeit gesorgt und die Temperatur der Säle geregelt wurde. Aber dies Beispiel fand keine Nachahmung, bis Liancourt 1790 im Komitee für öffentliche Wohltätigkeit das Präsidium übernahm. Zieht man die Ungunst der Verhältnisse und vor allem den Umstand in Betracht, daß die Einkünfte aller dieser Gründungen durch die Säkularisation teils ganz wegfielen, teils beträchtlich vermindert wurden und die von der nationalen Vertretung angewiesenen Summen die erlittenen Verluste nicht ausglichen, auch nicht regelmäßig flossen, bis sie nach und nach ganz aufhörten, weil sie zu andern Zwecken verschleudert oder einfach gestohlen wurden, so muß man gestehen, daß Liancourt in zwei Jahren das denkbar Mögliche erreichte. Er inspizierte selbst alle vorhandenen Anstalten, hob einige derselben auf, reorganisierte die andern und setzte es durch, daß Irrsinnige, Epileptiker, Angesteckte, Unheilbare, Altersschwache, Greise, Kinder, Frauen getrennt voneinander untergebracht wurden. Noch leisteten die Mitglieder religiöser Orden und Genossenschaften vortreffliche, von Liancourt anerkannte Dienste. Die Zeit, wo sie der religiösen Verfolgung weichen mußten, hat er in Frankreich während der Revolution nicht miterlebt, wohl aber schon damals die Notwendigkeit erkannt, die Privathilfe und Wohltätigkeit in vermehrtem Umfang herbeizuziehen. Ludwig XVI. und die Königin gaben das Beispiel der Opferwilligkeit und persönlichen Teilnahme. Die unglückliche Monarchin, die sich in den Tuilerien und bei festlichen Gelegenheiten dem Volk nicht zeigen konnte, ohne insultiert zu werden, wurde von denselben Leuten applaudiert, wenn sie von solchen Besuchen zurückkam.

Eine größere Not drängte. Die Ansammlung des Bettelvolkes in Paris spielte während der Revolution die verderblichste Rolle und stellte den Jakobinern die Scharen zur Verfügung, die auf ihren Wink den Aufruhr besorgten. Die Hungersnot von 1788 hatte noch die Zahl dieser Vagabunden vermehrt, die von den Verfassern der „Cahiers", der Berichte über die Zustände im ganzen Land, einfach „Briganten" genannt werden. Ein Bischof fand es bereits im Januar 1790 angezeigt, den Deputierten den Verzicht auf ein Viertel ihrer Diäten zugunsten der Pariser Bettler vorzuschlagen. Es wäre ein Tropfen ins Meer gewesen.

Die Werkstätten der Hauptstadt, wo 31 000 Menschen, die ihre Sicherheit bedrohten, vorgeblich beschäftigt wurden, kosteten wöchentlich 300 000 Franken heutigen Geldwertes, und von einem Tag zum andern wußte Bailly, der Bürgermeister, nicht, ob Getreide und Brot für die Bevölkerung zu beschaffen sein würden. Alle Wohlhabenden, Fremde und Einheimische, waren geflohen; Handel, Gewerbe, Zufuhren stockten. Die Steuern wurden nicht bezahlt; die Beamten, die sie eintreiben sollten, wagten ihr Leben. Plünderungen, Brandstiftungen, Zerstörung der Archive, Morde waren an der Tagesordnung. In ganz Frankreich herrschten Zustände, die Taine als die spontane Anarchie be-

schreibt. Dennoch strömten fortwährend neue Scharen nach Paris, wo sie nicht nur gefüttert, sondern von den revolutionären Führern gefeiert und auf die volle Ausübung der Menschenrechte verwiesen wurden.

Liancourt, man braucht es kaum zu sagen, erfreute sich der zweifelhaften Ehre, auch dem Komitee „des Mendiants“ vorzustehen. Als Präsident tat er auch jetzt das mögliche. Er setzte vor allem die Entfernung der Ausländer, vorwiegend Italiener, durch und veranlaßte die Zurücksendung aller Hilfsbedürftigen, die Arbeitleistung verweigerten, in ihre Departements. Ein Bericht von ihm betont vernünftig genug, daß durch Beschäftigungen, deren Nutzlosigkeit in die Augen sprang, nur Nichtstuern der Vorwand zu gänzlicher Trägheit gegeben werde. Unterstützungen ohne Gegenleistung verwarf er durchaus. Seiner Ansicht nach sollten die auf 27000 reduzierten Pariser Vagabunden zur Anlage von Straßen, Kanälen, Entwässerungen, Urbarmachungen usw. in die Provinzen geschickt werden, wofür ein Dekret vom Dezember 1790 den Departements 6400000 Franken anwies. Einige Monate später mußten jedoch die sämtlichen Werkstätten von Paris wegen Geldmangels gesperrt werden, und die Dekrete der Versammlungen in bezug auf nationale Wohltätigkeit blieben tote Buchstaben. Der Besitz der Stiftungen war verschleudert worden. Zufällige, stets ungenügende und unsichere Einkünfte vereitelten Liancourts wohldurchdachte Vorschläge zur Gründung von Sparkassen, Altersversorgungen, Waisen- und Findelhäusern, lauter Pläne, die er nach fast drei Jahrzehnten wieder aufnehmen und, wenigstens zum Teil, mit dem größten Erfolg durchführen sollte.

Seit Beginn des Jahres 1792 war auch bei ihm jede Hoffnung auf Durchführung der konstitutionellen Politik geschwunden. Er kehrte noch einmal nach Liancourt zurück, um mit der schmerzlichen Ahnung von dort zu scheiden, es werde alles, was er gewollt und geschaffen hatte, der Vernichtung anheimfallen und das Lebewohl für immer sein. Dann wandte er sich der nächsten Pflicht zu und trat mit dem Rang eines Brigadiers wieder in den aktiven Dienst des Heeres.

Auch er war jetzt zur Erkenntnis gelangt, daß der jeder Macht beraubte König am Vorabend des ihm aufgedrungenen Krieges verloren sei, wenn es nicht gelang, ihn und die Seinen aus der Hauptstadt zu entfernen und in einer noch monarchisch gesinnten Provinz in Sicherheit zu bringen. Als solche galt die Normandie, und Liancourt verlangte und erhielt das Kommando in Rouen. Bei der dortigen Bevölkerung und bei der Nationalgarde war er bald sehr beliebt. Seine Sympathien für die Ideen, mit denen die Revolution begonnen worden war, verleugnete er auch jetzt nicht. „Es gibt keinen Herzog mehr,“ korrigierte er den Redner, der ihm bei einer offiziellen Gelegenheit den Titel gab. Um so entschiedener bekannte er sich zur Überzeugung, daß es nach wie vor einen König in Frankreich geben sollte. Er sprach offen und komplottierte nicht, obwohl er in geheimer Verbindung mit den Tuilerien stand. Die Normandie lag innerhalb des Rayons, der dem König, wollte er die Hauptstadt verlassen, von der Legislative zur Wahl eines Aufenthaltes zugestanden war. Zu jedermann, der es hören wollte, sagte Liancourt, daß er Ludwig XVI. zu Rouen erwarte. Aber Monate vergingen, und der König

kam nicht. Seit der Katastrophe von Varennes wurden immer neue Fluchtpläne in Vorschlag gebracht. Sie scheiterten alle an der Unschlüssigkeit des Monarchen, an seiner Sorge, nicht für das eigene Leben, sondern für das der Seinen, und an dem von der Königin festgehaltenen Entschluß, sich nicht in die Hände derjenigen, die sie nicht ohne Grund für ihre geschworenen Feinde hielt, in die Hände der Konstitutionellen auszuliefern. Liancourt hatte einen Beweis davon erlebt. Am Vorabend der Flucht nach Varennes verabschiedete sich der Herzog von Ludwig XVI., wie er es allabendlich zu tun pflegte. Am nächsten Morgen, beim Ankleiden, überraschte auch ihn die Meldung des diensttuenden Kammerdieners, Lemoine, der hinter einer spanischen Wand im Zimmer des Königs mit einer Glocke in der Hand schlief, deren Schnur der Monarch in der seinigen hielt, er habe das Bett desselben leer gefunden, als er um sieben Uhr früh ihn wie gewöhnlich wecken wollte! Der Herzog war nicht ins Geheimnis der Abreise gezogen worden, und auch jetzt, ein Jahr später, vergaß Marie Antoinette ihm die einstige Weigerung nicht, seine Gemahlin in ihre Dienste treten zu lassen. Mit dem Schicksalswort: „Besser hier zugrunde gehen," wies die Königin die Vorschläge zurück, die mit einer Abreise nach der Normandie zusammenhingen.

So kam der 10. August, der Tag des Sturmes auf die Tuilerien und der Gefangennahme des Monarchen und der königlichen Familie.

Liancourt hatte drei Söhne. Der älteste derselben war bereits Offizier und in den Tuilerien in des Königs Nähe während der grauenvollen Stunden, die den Sturz des Königtums vollendeten. Als alles vorbei war und während die Horden Dantons und Petions die Schweizergarden mordeten, gelang es dem jungen Mann, sich, die Pistole in der Hand, zuerst aus dem königlichen Palast, dann aus Paris zu retten. Er warf sich auf ein Pferd und traf am 11. August abends in einem Zustand völliger Verzweiflung und Erschöpfung bei seinem Vater in Rouen ein, wo er die Katastrophe, deren Zeuge er gewesen war, meldete. Liancourt unternahm ein Letztes. In Begleitung dieses Sohnes und seines jüngsten, der, obwohl fast noch ein Kind, ihm ebenfalls zu Pferd folgte, versammelte er die von ihm befehligten Truppen auf dem Marsfeld und ließ sie den Eid auf den König und die Verfassung wiederholen. Die regulären Truppen akklamierten ihren Führer, aber die Nationalgarde erwies sich feindselig, und die Bevölkerung blieb teilnahmslos. Von einer bewaffneten Erhebung war unter diesen Umständen nichts mehr zu hoffen und bereits hatten die Jakobiner Haftbefehle gegen Liancourt und seinen Vetter d'Enville erlassen. Am 14. August reichte Liancourt seine Entlassung ein und floh am nächsten Tag aus Rouen, dessen Bewohner für ihre royalistischen Sympathien durch revolutionäre Kundgebungen schleunige Abbitte leisteten.

Während der Periode seines Glanzes bleibt Liancourts Familienleben in diskretes Dunkel gehüllt. Das Schweigen läßt vermuten, daß Ursache dafür vorhanden war. Im 18. Jahrhundert hatte er einen Vorgänger unter seinen Standesgenossen gehabt, der ausgiebig dafür sorgte, daß der Bezeichnung „Philanthrop" die von Liancourt gefürchtete Wendung ins Lächerliche nicht erspart blieb; dieser Vorgänger war Mirabeau der Vater, „l'ami des hommes", wie man ihn nannte. Er war ein enthusiastischer Anhänger der physio-

kratischen Schule, und wie ihr Begründer, der Arzt und Ökonomist Quesnay, erkannte der ältere Mirabeau in der Verbindung des Zepters mit dem Pflug das Ideal der Zukunft. In seinem Werk „La Philosophie rurale“, dem Pentateuch der ökonomischen Sekte, wie es spottend genannt ward, forderte dieser Mirabeau den Adel auf, den landwirtschaftlichen Interessen sich hinzugeben, dem Luxus zu entsagen und künftig, an die Scholle gebunden, dort den Kultus der Religion, des Vaterlandes und der häuslichen Pflichten wiederherzustellen. Das Programm war mustergültig. Der früh verstorbene Vater Ludwigs XVI., der Dauphin, nannte es das Brevier der ehrlichen Leute. Die Ironie des Schicksals aber wollte es, daß der Hausstand des „Menschenfreundes“ einer Hölle glich. Mit der Gattin und den Kindern führte er einen Krieg aufs Messer, der die Skandalchronik der Zeit mit immer neuem Stoff versah. Prozesse mit den Seinen verschlangen seine Zeit und seine Einkünfte. Er rief die Vermittlung des Königs an, um seine rebellische Familie hinter Schloß und Riegel zu bringen, und er triumphierte, als es ihm gelang, seinen später so berühmt gewordenen, damals wegen seiner Verirrungen berüchtigten Sohn, den künftigen Tribunen Mirabeau, im Staatsgefängnis zu Vincennes einige Jahre hindurch unschädlich zu machen. Die Herrin des Hauses erfreute sich keiner milderen Gemütsart. Als ihr zweiter Sohn, der wegen seiner Körperfülle Mirabeau-Tonneau genannte bekannte Royalist von 1789, eines Tags zur Versöhnung mit dem Gatten und Vater riet, feuerte die Mutter eine Pistole auf ihn ab, und ihre Schuld war es nicht, wenn der Schuß fehlging. Vor ähnlichen Szenen blieb Liancourt bewahrt. Als aber 1792 der Schleier sich etwas lüftete, zeigte es sich, daß auch dort Stürme nicht gefehlt haben mochten.

Wenige Monate nach der Flucht des Gatten aus Rouen tat die Herzogin den Schritt, der damals allein die in Frankreich zurückgebliebenen Frauen von Emigrierten vor gänzlichem Ruin bewahren konnte. Sie emigrierte nicht, sondern verlangte und erhielt die gerichtliche Scheidung von ihrem Mann. Darin lag, wie gesagt, nichts Ungewöhnliches. Wohl aber gehörten der Herzog und die Herzogin nicht zu den zahlreichen Eheleuten, die ein Jahrzehnt später die ihnen durch die Not aufgedrungenen Scheinprozesse wieder rückgängig machten. Obwohl sie beide über achtzig Jahre alt wurden, fanden sie es angenehmer, sich nie wieder zu vereinigen, und überließen es ihren Kindern, sich in dem Verhältnis zurechtzufinden. Der jüngste Sohn durfte 1792, weil noch minderjährig, zur Mutter zurückkehren, die ein kleines Anwesen, das an der Schweizer Grenze lag, bezog und dort von ihrer Hände Arbeit lebte. Er wurde ein tüchtiger Mann und später der begeisterte Biograph seines Vaters. Den beiden älteren Söhnen hatte Liancourt den ihm persönlich befreundeten Polen Lasowski zum Erzieher gegeben. Lasowski, der in den philosophischen Kreisen von Paris eine gewisse Rolle spielte, bildete die jungen Leute im Sinne ihrer Theorien heran. Auf Wunsch des Vaters unternahm er mit ihnen große Reisen und glaubte ihre Zukunft mit ihrem Eintritt ins Heer in sichere Bahnen geleitet. Schon wenige Jahre später fanden sich die jungen Leute statt dessen auf sich selbst gestellt. Nach seines Vaters Flucht aus Rouen entkam der älteste Sohn nach Holland, trat einige Jahre hindurch in englische Dienste, flüchtete hierauf nach Hamburg, wurde in die Emigrantenliste ein-

getragen und konnte erst 1801, vornehmlich durch Vermittlung seiner Mutter, die Streichung von derselben durchsetzen. Der zweite Sohn, der gleichfalls, und zwar unter Lafayettes Befehlen, gedient hatte, emigrierte nicht. Er ging nach St. Domingo, wo seine Familie Land besaß, setzte dort nach seines Vaters Beispiel eine Baumwollindustrie in Gang und verhandelte 1798, als „Fabrikant" mit der direktorialen Regierung.

Was inzwischen mit dem Besitz und Schloß der Liancourt geschah, hatte ihr Besitzer seiner Erbin, der Nation, selbst nahegelegt. Die von ihm organisierte technische Schule für Soldatensöhne, die „Kinder der Armee", wie er sie genannt hatte, wurde in das Schloß verlegt und vergrößert. Ihretwegen sollte der Park erhalten bleiben. Wie überall fehlten aber auch hier die Mittel, und es blieb bei schönen Verordnungen, die niemand ausführte. Acht Jahre später, unter dem Direktorium, bot sich einem neuernannten Vorstand das folgende Bild. Sechshundert Knaben, zum Teil dem Pariser Proletariat entnommen, kränklich und halb verhungert, da nur zwei Centimes des Tages zu ihrem Unterhalt zur Verfügung standen, bewohnten ausgeplünderte, halbverfallene Räume, ohne Tische und Bänke, in denen Matratzen umherlagen, die von Wanzen wimmelten. Die Kinder litten an Skorbut und Krätze. Sie hatten keine Schuhe an den Füßen, wohl aber trugen sie Fetzen von Uniformen, da die Schule nominell zur Heranbildung von Offizieren und Unteroffizieren bestimmt war. Die Anhäufung von Knaben verschiedenen Alters, der Mangel an Vorbildung bei den meisten derselben, an Lehrern für sie alle, machte die Erteilung regelmäßigen Unterrichts unmöglich. Liancourt hatte in den letzten Jahren abwechselnd als Gefängnis, allgemeine Zufluchtstätte und militärisches Depot gedient. Seine berühmten Anlagen, Wasserwerke und Fontänen lagen verwüstet; an ihrer Stelle hatten sich Pfützen und Sümpfe gebildet, die tödliche Miasmen ausströmten und in Froschteiche sich verwandelten. Es mußte 1798 wenigstens die kleine Summe von 6000 Franken angewiesen werden, um die Stätte wieder bewohnbar zu machen, und es gelang dem tüchtigen Direktor, den landwirtschaftlichen Betrieb so weit herzustellen, daß der Anstalt einige Einnahmen aus dem Ertrag zuflossen. Von da an konnte sie sich kümmerlich fristen, obwohl der Direktor, „der Wunder gewirkt hatte", zum Dank dafür von „Patrioten" denunziert und von der Regierung in Assignaten bezahlt wurde.

Die Herrschaft Liancourt war ruiniert. Welche Schicksale hatte sein Besitzer erfahren?

III.

Tagelang hatten ihn gute Freunde unter ihrem Dach verborgen gehalten, dann an die Küste gebracht, wo es mit Hilfe eines braven Piloten gelang, ihn auf einer kleinen Schaluppe während der Nacht nach England in Sicherheit zu bringen. Die Hälfte einer durchschnittenen Spielkarte, die der Pilot nach seiner Rückkehr einlieferte, war Liancourts verabredeter letzter Gruß an seine Retter. Der härteste Schlag, der ihn in der Verbannung traf, war die Kunde von der Ermordung seines Vetters La Rochefoucauld d'Enville. Er wurde zu Gisors unter den Augen seiner Mutter und seiner Frau durch Steinwürfe getötet. Liancourt, obwohl er den Titel gewöhnlich nicht führte,

wurde dadurch Herzog von La Rochefoucauld, aber er verlor mit dem Verwandten einen geliebten Freund und Gesinnungsgenossen, dessen grausames Ende nur das Vorspiel der Septembermorde war. Auch unter ihren Opfern zählte Liancourt ihm teure Namen. Dann folgte der Prozeß des Königs, zu dessen Verteidigung der Herzog sich vergebens anbot. Er wurde nicht gerufen und behielt nur den Trost, daß eine von ihm verfaßte, an den Konvent gerichtete Denkschrift durch Ludwigs XVI. Verteidiger Malesherbes wenigstens zur Kenntnis des Monarchen kam. Sein Tod traf den treuen, wenn auch nicht immer einsichtigen Anhänger seiner Person und des monarchischen Prinzips ins Herz. Liancourt hörte nie auf, in Ludwig XVI. einen der besten, wohlmeinendsten Menschen von allen, die er gekannt und geliebt hatte, zu betrauern. Das Todesjahr des Königs ist das einzige, in dem der Mut des optimistischen, sonst so rastlos tätigen Mannes zusammenbrach. Seine Gesundheit war erschüttert, sein Gemüt verdüstert. Vergebens verschaffte sein Freund Arthur Young ihm einen Aufenthaltsort in der Nähe seines eignen Landgutes, der den bescheidenen Mitteln des verarmten Edelmannes entsprach. Liancourt fühlte sich so unglücklich, daß er Europa zu verlassen und nach den Vereinigten Staaten zu gehen beschloß.

Während der vier Jahre, die er teils dort, teils in Kanada verlebte, fand er sich wieder. Die Emigration in England bestand vorwiegend aus Royalisten von der Rechten, die für Männer von Liancourts Gesinnung nur Verdammungsurteile bereit hatten. Über dem Meere fand er Parteigenossen, die das Unglück ernüchtert, aber nicht in ihren Überzeugungen erschüttert hatte. Sie halfen sich gegenseitig und fanden willkommene Aufnahme bei den Staatsmännern der jungen Republik, für deren Unabhängigkeit Lafayette und seine Freunde einst das Schwert gezogen hatten. Liancourt war oft so völlig von Mitteln entblößt, daß Landsleute, die ihn nicht kannten, „den Bettler“ in Herbergen bei seinesgleichen unterbringen ließen. Er ließ es lächelnd und schweigend geschehen; wenn es seiner Frau dann wieder gelang, ihm einiges Geld zukommen zu lassen, benutzte er die besseren Zeiten, um Washington, Jefferson, Adams, die ersten Präsidenten der Republik, aufzusuchen und von ihnen zu lernen. Die amerikanische Verfassung, so sehr er sie bewunderte, und so eifrig er das Verwaltungssystem der Union zu verstehen bestrebt war, stand nicht im Vordergrund seiner Interessen. Die alte Liebe zur Bodenkultur und zur Pflege des öffentlichen Wohles war wieder bei dem Flüchtling erwacht. Seine Notizbücher füllten sich mit Informationen über Ackerbau und Industrie, über Wohltätigkeitsanstalten, Schulen und Spitäler. Die Abschaffung der Sklaverei fand an ihm einen Anwalt, der das Verschwinden dieses Schandflecks mit ruhigem Vertrauen in die Fortschritte der Kultur und als Bedingung der Freiheit vorausverkündete. Er trat für den gehetzten Indianer ein und findet nicht Worte genug, um die Habgier der weißen Barbaren, die ihn moralisch und physisch ruinierte, zu brandmarken. Er fand die Priester der freien Kirchen religiös, human und tolerant und das Problem, an dem die Revolution in Frankreich so kläglich gescheitert war, in den Vereinigten Staaten überall, wo Gewissensfreiheit herrschte, gelöst. Liancourt ist für die Geschworenengerichte und das Gefängnissystem, die er über dem Ozean kennen

lernte; er achtet die amerikanische Frau und empfiehlt ihre gesellschaftliche Stellung dem alten Europa zur Nachahmung, aber die Macht des Geldes, „die Gier, um jeden Preis reich zu werden", verletzten den Wohltäter der Menschen, der, obwohl selbst verarmt, auch jetzt noch nach Frankreich schrieb und bat, seine Schuldner möglichst zu schonen und der Notleidenden nicht zu vergessen. Von seiner Frau wird gleichzeitig 1794 berichtet, daß auch sie noch unermüdlich vom Wenigen, das ihr blieb, Almosen austeilte.

Im Februar 1798 traf Liancourt, von Amerika kommend, bei seinem ältesten Sohn in Hamburg ein, gerade rechtzeitig, um bei der Geburt des ersten Enkels anwesend zu sein. Den Sohn wie den Vater hatte die Teilnahme der Bürger der freien Stadt, der Sieveking, der Poel, der Matthiessen, für die französischen Flüchtlinge zur Wahl dieses Aufenthaltes veranlaßt. Liancourt blieb ein Jahr dort und in Altona, erweckte seiner hinreißenden Güte wegen bei den deutschen Freunden die besten Eindrücke und betätigte sich mit jugendlichem Eifer an allen ihren gemeinnützigen Bestrebungen. Er brachte einiges ersparte Geld und ein selbstverfaßtes Buch über das Gefängniswesen in Philadelphia mit. Die Reiseberichte aus den Vereinigten Staaten warteten auf einen Verleger. Da kam die Kunde von dem Staatsstreich des Brumaire, und es bot sich seiner wachsenden, nunmehr fast krankhaften Sehnsucht, die Heimat wiederzusehen, Aussicht auf Erfüllung. Durch alte Freunde, durch Talleyrand insbesondere, der Fouché zu gewinnen wußte, gelang es nach langen Verhandlungen, Liancourt die Erlaubnis zur Rückkehr nach Frankreich und zwar deswegen zu erwirken, weil er nicht eigentlich emigriert, sondern vor Verfolgern, die ihm nach dem Leben strebten, geflohen sei. Was wirklich den Ausschlag gab, waren die Erinnerungen, die Liancourts Name erweckte. Es war aller Grund vorhanden, ihn zurückzuwünschen. Der „Moniteur" wurde dithyrambisch. Die öffentliche Achtung, schrieb das Blatt, sei der nationalen Gerechtigkeit zugunsten des Bürgers Liancourt vorangeeilt, von dem die Zukunft sagen werde: Pertransiit beneficiendo.

Die Gegenwart erwies sich vorläufig stiefmütterlicher. Er eilte in die Heimat, deren noch unveräußerte Gründe und Baulichkeiten das Gesetz ihm zurückerstattete. Aber das meiste war verkauft, und was übrigblieb, gehörte seiner Frau. Ihrem großmütigen Verzicht verdankte er es, nicht völlig ruiniert zu sein. Dann begannen die Prozesse, von denen die meisten verloren gingen. Eine angehäufte Schuldenlast mußte getilgt werden. Unter solchen Umständen wurde das Schloß, dessen Besitz an ihn zurückging, ein kostspieliger Luxusartikel. Er ließ den größten Teil desselben abtragen und lebte von nun an in dem Wirtschaftsgebäude, das er einfach und wohnlich einrichtete. Seine nächste Sorge war auf Wiedererlangung seiner verschleuderten Bibliothek gerichtet, deren Überreste er in seinem kleinen, zwei Meter hohen Wohnzimmer aufstellte. Über den einstigen Park führte er den Pflug: einen armen „Gentleman-Farmer" nannte er sich in einem Brief von 1802 an Arthur Young. Er fühlte sich glücklich und zufrieden und wünschte nichts vom früheren Glanz und Reichtum zurück. Unter Konsulat und Kaiserreich blieb er den Idealen seiner Mannesjahre, den Grundsätzen von 1789 treu. Gleichzeitig brachte er ein Opfer, das ihn unverändert zeigt. Eine alte englische Dame, die ihn

während seiner Verbannung in England kennen und schätzen gelernt hatte, hinterließ ihm sterbend ein großes Vermögen, das ihm Reichtum gebracht haben würde. Er ließ entfernte Verwandte seiner Wohltäterin aufsuchen, erstattete ihnen alles zurück und behielt einen Schilling „zum Andenken an das Gute, das sie ihm hatte erweisen wollen". Dann nahm er das 1792 unterbrochene Werk wieder auf und begann in seiner Vereinsamung die Erfahrungen zu verwerten, die er in der Fremde gesammelt hatte. Im Jahre 1809 sprach man von Liancourt schon längst wieder als von einer Musterwirtschaft in landwirtschaftlicher Beziehung und von seinem Besitzer als der Vorsehung der Gegend. Er lehrte diejenigen, die auf seine Kosten Land erworben hatten, wie sie es gut und einträglich bebauen sollten. Im Jahre 1806 arbeiteten bereits 600 Personen in der neueingerichteten Baumwollspinnerei. Auf englischen Webstühlen wurden in einer andern Fabrik Strümpfe gewirkt, wieder eine andre lieferte Leinwand und versah unter anderm die Armee mit Verbandzeug. Das Hospiz, dessen Eigentum ihm niemand streitig machte, erhielt er aus eigenen Mitteln, berief Ordensschwestern, übertrug ihnen eine Mädchenschule und eine Kleinkinderbewahranstalt und ermöglichte den Unterhalt so vieler Stiftungen, von denen hier nur die hauptsächlichsten erwähnt sind, indem er seine industriellen Unterbrechungen streng kaufmännisch führte und gegen Fiskus und Regierung auf seinem Recht bestand. Liancourts Tätigkeit gewann, zumal während der Kontinentalsperre, eine politische Bedeutung. Er legte besonderes Gewicht darauf, sich, ohne Napoleon zu bekämpfen, dennoch als Anhänger der Prinzipien von 1789 zu bekennen. Allein, obwohl seine drei Söhne dem Kaiserreich dienten und einer derselben von Napoleon, der die großen Namen des französischen Adels mit Vorliebe in seine Dienste zog, zum Botschafter in Wien ernannt wurde, scheute sich La Rochefoucauld-Liancourt nicht, der kriegerischen Politik des Kaiserreiches mit scharfer Opposition zu begegnen.

In offizieller Eigenschaft, an der Spitze gemeinnütziger Gesellschaften, klagte er offen über die Verarmung des Landes, über die Opfer an Blut und Geld, die die Bevölkerungen erschöpften. Er hatte einen starken Rückhalt in der kaiserlichen Regierung an dem Minister Chaptal, der, selbst ein verständnisvoller Förderer der Industrie und Chemiker von Beruf, das außerordentliche Organisationstalent Liancourts zu schätzen und zu verwerten verstand. — Mit der Übersetzung von Morton Edens „Geschichte der arbeitenden Klassen in England seit der Eroberung" war dieser nach Frankreich zurückgekehrt. Nach dem englischen Vorbild und nach dem Beispiel tätiger Hilfe, das er in Hamburg vor Augen gehabt hatte, hoffte Liancourt durch Alters-, Invaliden- und Kinderversorgung dem Bettelunwesen, gegen das Napoleon vergebens Gesetze und Dekrete aufbot, endlich doch ein Ende zu machen. Er führte zuerst die Rumfordischen Suppenanstalten in Paris ein und rief die Gesellschaft für freiwillige Krankenpflege ins Leben. Seit den Tagen Ludwigs XVI. beschäftigte ihn der Gedanke, die Impfung kostenlos für alle einzuführen. Jetzt wurde er Präsident der Gesellschaft, die ohne Impfzwang den Kampf gegen die Unwissenheit siegreich weiterführte. Die technische Schule, die er zu Liancourt gegründet hatte, ging durch Vermittlung Chaptals an den Staat über. Napoleon selbst verlegte sie zuerst nach Compiègne, dann nach Châlons, änderte

ihren Lehrplan, dotierte sie mit 106000 Franken jährlich und ernannte Liancourt zum Inspektor derselben. Dieser blieb es während dreiundzwanzig Jahren, unter der Bedingung, nicht besoldet zu werden. Die Schule, die anfangs nur für Soldatenkinder bestimmt war, nahm von nun an auch die Söhne von Handwerkern auf und verkaufte ihre Erzeugnisse zum Marktpreis, um die Gewerbe, mit denen sie konkurrierte, nicht zu schädigen. Der praktische Blick Liancourts, seine stete Sorge, den Arbeitsfähigen durch frühen Erwerb, unabhängig von Almosen, auf sich selbst zu stellen, errangen auch hier nach Überwindung der größten Schwierigkeiten, den verdienten Erfolg. Die Anstalt stand 1814—1815 in voller Blüte, als die Sympathien der jungen Leute für das Kaiserreich während der Kämpfe dieser Kriegsjahre ihr Fortbestehen unter der ersten und zweiten Restauration in Frage stellten. Sie fristete ihr Dasein bis 1823; dann wurde Liancourt abgesetzt und das Fortbestehen der Schule bedroht. Er entmutigte sich nicht und gründete auf eigene Kosten und auf seinem Gut eine neue Schule für Mechaniker und Ingenieure. Châlons aber wurde dennoch gerettet; dort, zu Compiègne, zu Angers, zu Lille, zu Aix, zu Paris bildet heute der Staat über 13000 junge Maschinenbauer, Elektriker, Mechaniker u. s. w. nach dem erweiterten und verbesserten, aber doch ursprünglichen Programm Liancourts heran, dem der Ruhm ungeschmälert bleibt, früh vorausgesehen zu haben, daß der Zeitpunkt gekommen sei, da die Wissenschaft an allen großen Kulturaufgaben sich zu beteiligen habe: „Die Fortschritte der Wissenschaften", schrieb er 1819, „überflügeln heute bei weitem jene der schönen Künste und Literaturen, und das Ende ist nicht abzusehen." Liancourts Anschauung erhielt dadurch besonderes Gewicht, daß er als Vorstand des Conservatoire des arts et métiers sich äußerte. Der Gedanke an diese Lehranstalt für verschiedene Gewerbe, die mit einer Sammlung für Apparate, Maschinen und alle neuesten Erfindungen verbunden, theoretischen und praktischen Unterricht in allen technischen Fächern erteilen sollte, führte auf Descartes zurück. Colbert hatte ihn wieder aufgenommen. Aber erst der geniale Vaucanson fand 1775 die verständnisvolle Teilnahme Ludwigs XVI. zur Weiterführung und Ergänzung des Werkes, das vorwiegend ein Museum für die wichtigsten Erzeugnisse der Kunsttechnik und Industrie wurde. Dem Kaiserreich war es vorbehalten, die Schöpfung, die selbst die Revolution respektiert hatte, mit einer Schule für junge Handwerker in Verbindung zu bringen. Mit der Wahl Liancourts zu ihrem Vorstand, 1819, erfuhr der Unterricht die wichtigste Umgestaltung durch die Schaffung öffentlicher Hochschulkurse mit Vorträgen über die Anwendung der Naturwissenschaften in Industrie, Gewerbe und Handel. Hier lehrten Charles Dupin, Pouillet, Berthollet, Gay-Lussac, Arago, J. B. Say Mathematik, Mechanik, Physik, Maschinenkunde u. s. w. Liancourt war es zu verdanken, daß insbesondere die französische Landwirtschaft mit dem Institut in Verbindung trat und aus dessen Arbeiten Nutzen zog. „Den Franklin der Restauration" nennt ihn sein letzter Biograph; auf praktischem Gebiet hat er sein Vorbild unzweifelhaft übertroffen.

Es hieße die Geduld des Lesers ermüden, wollte man alle gemeinnützigen Werke aufzählen, die er ins Leben rief oder neu gestaltete. Der Hinweis

möge genügen, daß die letzten zwölf Jahre seines langen Lebens auch seine tätigsten waren. Er fand Zeit für Ammen und Findelkinder, für Bäckereien und besseres Brot in den Gefängnissen und Spitälern. Er ersetzte das schlechte Papier in den Schulen durch Schiefertafeln und befürwortete das System wechselseitigen Unterrichts nach Lancasters Methode. Berichte von seiner Hand über wollene Decken, Bettvorhänge und Häubchen, die er in seinen Fabriken nach hunderten kostenlos für arme Kinder anfertigen ließ, wechseln mit Abhandlungen über das Volksschulwesen und über Volksbibliotheken. Mit allen Klassen der Gesellschaft in Berührung, unter Aristokraten ein unabhängiger Vertreter seines Standes, unter Bürgerlichen ein Fabrikant, unter seinen Bauern ein Landwirt wie sie, rief er nie vergebens die Unterstützung der verschiedenen Stände an. Mit Finanzleuten in Paris gründete er die Sparkassen für das Volk, deren segensreiche Wirkung er in England, in Amerika, in Hamburg und in Genf kennen gelernt hatte. Kleine Flugschriften in Form von Dialogen, die er verfaßte und verbreiten ließ, belehrten die Leute über die verhängnisvollen Folgen des Alkohols und die Früchte der kleinen Ersparnis. So kam, mit bescheidenen Anfängen, der Stein ins Rollen. Das Vermögen der französischen Sparkassen, das mit 39000 Franken 1819 begann, wurde im Jahre 1900 auf 3 Milliarden 334 Millionen geschätzt.

Nach allem, was gesagt worden ist, bleibt das Lieblingswerk Liancourts noch zu nennen. Es war das Gefängniswesen, und in Verbindung damit teilte er Howards Anschauungen über die Kriminaljustiz der Zeit. Liancourt schloß sich nicht nur den Ansichten des englischen Humanitariers über die Vorzüge der Isolierung des Verbrechers an, er war auch für alle nicht-politischen Verbrechen ein Gegner der Todesstrafe. Seinem Buch über das Gefängniswesen in Philadelphia ist von einem der besten Kenner des Verwaltungswesens in den Vereinigten Staaten, von Alexis de Tocqueville, der Vorwurf gemacht worden, es habe die Dinge in einem viel zu rosigen Licht gesehen und geschildert. Die Eindrücke, die der Verfasser in der Heimat empfangen hatte, und die Doktrinen der französischen Konstitutionellen, vor allem auch die Ideen Condorcets, blieben für den Optimismus verantwortlich. Die Einzelhaft, so dachte Liancourt, machte nicht nur die Todesstrafe entbehrlich; sie war ein Besserungsmittel und zudem ein Fortschritt zugunsten der Sträflinge selbst, wenn er die Einrichtungen in Philadelphia mit jenen in Paris verglich. Dort herrschten allerdings Zustände, die weder das physische noch das geistige Wohl der Gefangenen berücksichtigten und besonders dadurch schadeten, daß sie zwischen den verschiedenen Klassen von Verbrechern keine Unterscheidung machten. Die Vorschläge Liancourts richteten sich hauptsächlich auf beständige Überwachung und Beschäftigung der abgesonderten Sträflinge. Ketten und Züchtigungen, die entehrenden Strafmittel wollte er abgeschafft wissen. Denjenigen, die sich besserten, sollte ein Anteil am Erlös ihrer Arbeit zufallen, damit sie denselben ihren Familien zuwenden konnten. Die Aufsicht sollte streng sein, aber durch besondere Kommissionen selbst wieder überwacht werden. Die einzige Vergünstigung, die Liancourt von der Restauration verlangte und erhielt, bestand darin, zum Gefängnisinspektor ernannt zu werden. Zweimal wöchentlich besuchte er das ihm besonders zugeteilte Gefängnis zu Saint-

Lazare, wo er jeden Sträfling zu nennen wußte und alle Einzelheiten der Nahrung, Kleidung, Hygiene, Beschäftigung und Behandlung der Sträflinge überwachte. Sein Wunsch, eine Versuchsanstalt nach amerikanischem Muster einrichten zu dürfen, ging nicht in Erfüllung. Wohl aber trat Ludwig XVIII. selbst 1819 an die Spitze der „königlichen Gesellschaft für Gefängnisse", der auch der unermüdliche Liancourt bis 1823 angehörte, und die in neun Jahren, mit Unterstützung von Mitgliedern aller Gesellschaftsklassen, siebenundzwanzig Millionen verausgabte. Politische Konflikte mit dem reaktionären Minister des Innern veranlaßten den Rücktritt des Herzogs. Seine religiösen Ideen mißfielen unter dem System Villèle nicht weniger als sein lau befundener monarchischer Glaube. „Die Gesellschaft der christlichen Moral", zu deren Förderern er zählte, legte den Nachdruck auf die praktischen Vorschriften des Evangeliums und machte unter ihren Mitgliedern keine Unterscheidung in bezug auf das christliche Bekenntnis, dem sie angehörten. Diese Gesellschaft nannten die Berichte der Geheimpolizei „antimonarchisch und antireligiös, einen Geheimbund von Protestanten und Liberalen zur Dekatholisierung Frankreichs". Es genügt, heute daran zu erinnern, daß Guizot, de Broglie der Ältere, Charles de Rémusat, de Tocqueville, Lamartine, um nur diese berühmten Namen überzeugter Christen zu nennen, der Gesellschaft angehörten. Sie wollten, wie Liancourt, die Hebung und bessere Erziehung der unteren Volksschichten, die Förderung des materiellen Wohles der Massen, aber noch mehr ihres geistigen Wohles, indem sie das Gefühl der Verantwortung bei ihnen hauptsächlich dadurch zu steigern suchten, daß sie auch für die Ärmsten nicht auf Unterstützung, sondern auf Arbeit verwiesen und die Gesellschaft nur für solche haftbar machten, die nicht oder nicht mehr verdienen konnten. Liancourts Leistungen, seine völlige Hingebung an das Gemeinwohl, seine stets betonte Absicht, die Lehren des Evangeliums praktisch zu verwirklichen, würden zu andern Zeiten auch bei Andersdenkenden Achtung und Nachsicht für den Anhänger der Philosophie erweckt haben, dessen Utopien jede feindselige Absicht gegen die bestehenden Institutionen in Kirche und Staat fernlag. Die Parteileidenschaften aber, die seit Wiederaufrichtung der legitimen Monarchie in Frankreich tobten, kannten keine Duldung. Das bloße Wort war ihnen verhaßt, und zu ihren vorbestimmten Opfern zählte Liancourt seit 1814, wo er gegen die Reaktion Stellung genommen hatte.

IV.

Der erste Abgesandte, den Charles-Maurice Prinz von Talleyrand und Herzog von Benevent, als Chef der provisorischen Regierung in Paris 1814 nach Hartwell schickte, um dem verbannten König von Frankreich, Ludwig XVIII., seine Wiederberufung auf den Thron seiner Ahnen zu verkünden, war der Herzog von La Rochefoucauld-Liancourt. Talleyrand, der moralische Urheber der ersten Restauration, verfolgte mit dieser Sendung einen sehr bestimmten Zweck. Die Bedingung der Rückkehr des Monarchen war, wenigstens im Prinzip, die Annahme der Verfassung, die der Senat entworfen hatte. Sie beruhte in ihren wesentlichen Bestimmungen auf den Forderungen der Konstitutionellen von 1789. Dieser Politik waren Talleyrand und Liancourt

verpfändet. Ludwig XVIII. selbst hatte als Graf von Provence in ihrem Sinn gehandelt, aber in den Tagen des Exils sein Königtum von Gottes Gnaden wiederholt und bedingungslos behauptet. Am 31. März 1814 jedoch und nach sechsjährigem Aufenthalt in England beantwortete er die Berufung auf den Thron durch Ausfertigung von Briefen, welche die Bedingungen des Senates bewilligten. Diese Briefe lagen zur Absendung bereit. Da erschien zu Hartwell ein Abgesandter des Grafen von Artois. Dieser ließ seinem königlichen Bruder melden, daß er ohne Eidesleistung, ohne Versprechung konstitutioneller Garantien zu seinem Stellvertreter in Frankreich ernannt worden sei und der König somit Herr der Lage bleibe.

Fast gleichzeitig traf La Rochefoucauld-Liancourt, der nichts von dieser Episode wußte, am Hoflager Ludwigs XVIII. ein. Sein Auftrag lautete dahin, den Monarchen von der Notwendigkeit der Verfassung zu überzeugen und zugleich sein Amt als Oberhofmeister der königlichen Garderobe wieder anzutreten.

Der Herzog kam nicht in die Lage, den doppelten Zweck seiner Sendung zur Sprache zu bringen, denn der König weigerte sich, ihn überhaupt zu empfangen. Die Botschaft des Grafen von Artois, der von da an der Vertreter der Reaktion blieb, hatte gewirkt. Es bedurfte im Lauf der nächsten Wochen des ganzen Schwergewichts der Politik, die Kaiser Alexander zur seinigen gemacht hatte, um von Ludwig XVIII. die freiwillige Gewährung der Bürgschaften einer verfassungsmäßigen Regierung zu erzwingen, die in der Charte ihren Ausdruck fanden.

Die gescheiterte Mission nach Hartwell aber sollte Liancourts erster und letzter tätiger Anteil an den Staatsangelegenheiten während der beiden Restaurationen bleiben. Als quantité négligeable versetzte ihn bald darauf der König in die Pairskammer. „Bedenken Sie, was Sie tun, indem Sie Liancourt nach Hartwell schicken," hatte der ralliierte Royalist Beugnot zu Talleyrand gesagt, als er von dieser Sendung hörte; „haben Sie vergessen, welche Vorwürfe die Royalisten gegen ihn erheben, und welche vielleicht begründeten Klagen die Prinzen gegen ihn vorzubringen haben?" — „Ich weiß das alles und besser als Sie," hatte Talleyrand entgegnet. „Aber ich will, daß das Vergangene vergessen werde, und deshalb wählte ich Liancourt. Er ist der Mann des Landes, er hat allen Gutes erwiesen. Er wird auch dem König Gutes erweisen, und ich verspreche Ihnen: er wird mit allen Ehren empfangen werden."

Die Rechnung erwies sich als falsch; der große Meister unterschätzte den Stolz des Monarchen, der eine persönliche Beleidigung ebensowenig wie einen Zweifel an seinem Erbrecht verzieh. Auf Liancourt lastete die doppelte Schuld. Oder hatte er vergessen, daß Ludwig XVIII. ihm 1795 den Befehl in die Vereinigten Staaten nachgeschickt hatte, seine Hofcharge niederzulegen, und daß er der Aufforderung seines Souveräns ohne Land und ohne Geld mit der Weigerung begegnet hatte, er erkenne niemandem das Recht zu, ihn einer Würde zu berauben, die sein Vater um 400 000 Franken erworben habe und die er selbst stolz gewesen sei, zwanzig Jahre lang in den Diensten des edlen Ludwig XVI. zu bekleiden? Zum Hofmann war Liancourt nicht geschaffen, ein tätiger Politiker war er nie gewesen, ein Royalist, der an das Königtum von Gottes Gnaden glaubte, hatte er aufgehört zu sein. Er blieb der Menschen-

freund, der Helfer in jeder sozialen Not, und als solcher begegnete er dem Monarchen an der Schwelle der Gefängnisse und Armenhäuser, in den Sälen der Hospitäler und in den Schulräumen der heranwachsenden Jugend, stets mit schuldiger Ehrfurcht, nie mit unbedingtem Vertrauen und immer unter der Voraussetzung, daß es sein gutes Recht sei, seine Ansichten offen zu vertreten und, wenn diese es verlangten, in Seiner Majestät getreuer Opposition gegen die Maßregeln seiner Regierung zu stimmen. Der Waffenstillstand zwischen dem konstitutionellen Patrioten und den reaktionären Ministern währte bis 1823. Dann, im Juli des Jahres, erhielt der Herzog von La Rochefoucauld-Liancourt ein Schreiben des Ministers des Innern, das ihn auf des Königs Befehl von seinen Funktionen eines Generalinspektors des Konservatoriums für Künste und Handwerk, von der Vorstandschaft des landwirtschaftlichen Rates, des Verwaltungsrates der Spitäler von Paris und endlich von der Mitgliedschaft des Generalrates seines Departements enthob.

Am nächsten Tag hielt der Minister die Antwort Liancourts bereits in Händen, die ihn daran erinnerte, daß er vergessen habe, ihn auch von der Präsidentschaft des Komitees zur Verbreitung der Impfung abzusetzen! Das Versäumnis wurde nachgeholt, aber Liancourt blieb auch jetzt noch an der Spitze von Vereinen, über deren Leitung zu bestimmen die Regierung keine Macht besaß, und deren Wirkungskreis genügt hätte, jüngere Kräfte als die des nun fast Achtzigjährigen in Anspruch zu nehmen. Er aber beklagte die Trennung von Schützlingen und Hilfsbedürftigen, die gelernt hatten, ihn wie einen Vater zu lieben, und die lauten Huldigungen der öffentlichen Meinung und der Presse entschädigten ihn nicht. Mit der Zuversicht, „auch jetzt noch einiges Gute tun zu können", vertauschte er von nun an Liancourt nur dann für Paris, wenn eine patriotische oder humanitäre Pflicht ihn in die Hauptstadt rief. Durch Vermittlung des ihm befreundeten vortrefflichen Pariser Erzbischofs Quélen behielt er Einfluß auf die Entschließungen, die seine Lieblingswerke betrafen; aber erst nach seinem Tode erfuhr die Welt, daß seine großmütige Wohltätigkeit sich allen Gesellschaftsschichten zugewendet hatte. Es fanden sich Briefe von ihm, worin er in plötzliche Verlegenheit geratene vornehme Opfer von Unglücksfällen „kniefällig" bat, sich von ihm helfen zu lassen! Unter den jungen Leuten, denen er die Wege der Zukunft ebnete, wird unter andern auch Adolphe Thiers genannt, den er aus bedrängten Verhältnissen zu sich als Sekretär berief, und für den er sorgte, bis sein Eintritt in die Redaktion des „Constitutionnel" über seinen Beruf entschied. Als er sein Ende herannahen fühlte, wünschte Liancourt, „es möge alles auf das einfachste und natürlichste geschehen". Der Bischof von Beauvais, Feutrier, ein Priester nach seinem milden, toleranten Sinn, reichte ihm die letzten Tröstungen der Religion, und er schied in Frieden mit den Worten: „Je ehrlicher der Mensch es meint, um so religiöser wird er sein; der Glaube ist eine Sache, die man mit sich selbst abmacht; Nachsicht ist das, was wir den andern schulden."

Liancourts Tod war am 31. März und zu Paris eingetreten Die Leiche sollte zur Bestattung nach Liancourt gebracht werden, und eine zahlreiche Trauerversammlung mit militärischer Eskorte, wie sie dem hohen Rang des Verblichenen geziemte, füllte die Kirche de l'Assomption, um dem Toten die

letzte Ehre zu erweisen. Die Zöglinge der so lange von ihm geleiteten Schulen ließen es sich nicht nehmen, den Sarg bis zum Trauerwagen zu tragen, und eine Abordnung derselben hatte bereits die ihnen so teure Last auf die Schultern gehoben, als ein Polizeikommissär vortrat und den Befehl erteilte, den Sarg gewöhnlichen Trägern zu übergeben. Da entstand unter den Anwesenden eine heftige Bewegung. Die noch frische Erinnerung an die Unbill, die der Wohltäter der Armen erfahren hatte, die neue Beleidigung, die jetzt drohte, erhitzten die Gemüter der Jugend. Man wandte sich an die Söhne Liancourts, die mit seinen zwölf Enkeln hinter dem Sarge schritten. Der jüngste Sohn nahm das Wort und erklärte, die Familie wünsche das Geleit der jungen Leute, die hierauf den Sarg wieder aufnahmen und bis zur Straße Saint-Honoré trugen. Hier aber wiederholte der Polizeikommissär seinen Befehl; das Militär griff ein; es entstand ein heftiger Tumult; von den Fenstern, wo Zuschauer den traurigen Auftritt verfolgten, erhob sich ein gellender Schrei. Der Sarg lag zertrümmert auf dem Pflaster, und die Leiche rollte in den Straßenkot. Auf dem heruntergerissenen Bahrtuch ließen sich die Insignien und das Wappen der La Rochefoucauld unterscheiden, auf goldenem Grunde, in bunten Farben gestickt, die Fee Melusine, einen Spiegel in der Hand und darunter die Devise des alten Geschlechtes: „C'est mon plaisir.“ „Niemals“, schrieb später der aufs tiefste erschütterte, empörte Sohn und Biograph Liancourts, „ist ein abscheulicheres, ungesetzlicheres Attentat auf barbarischere Weise angesichts des Todes und inmitten eines Volkes, das sich zivilisiert nennt, verübt worden.“

Unter Verwünschungen, Klagen und Tränen wurden Trümmer und Leiche in dem Trauerwagen geborgen und von Scharen von Menschen bis außerhalb des Burgfriedens begleitet. Auf dem Schloß, wo zu nächtlicher Weile die Spuren der Verwüstung getilgt worden waren, hielt am nächsten Morgen die herbeigeströmte Bevölkerung des Departements dem treuen Freunde des Volkes eine glänzende Totenfeier. Er hatte es den Seinen überlassen, ihn auf dem Kirchhof zur letzten Ruhe zu betten, aber sie erfüllten einen früher von ihm ausgesprochenen Wunsch und begruben ihn unter seinen Bäumen, an einer Stelle unweit seiner Schule, seiner Fabriken und seines Hospitals. Im Dorf steht seit 1861 seine Statue. Besser entsprach es seinem bescheidenen Sinn und dem ganzen Zweck seines Daseins, daß die von ihm geschaffenen Werke ihn überdauerten und, durch reiche Schenkungen seiner Mitarbeiter bedacht, wuchsen und gediehen. Der Sturm der Entrüstung, der in Presse und Kammern Sühne für den dem großen und guten Herzog zugefügten Schimpf forderte, erzwang die Entschuldigungen der Regierung und einen Versuch Karls X., der beleidigten Familie La Rochefoucauld Genugtuung zu bieten. Aber der Versuch mißlang, und Liancourts ältester Sohn betrat, nach einer letzten Audienz, die peinlich verlief, die Tuilerien nicht wieder.

Sein Vater, der alte Edelmann, hatte die neue Zeit vorausgeahnt, freudig ihr vorgearbeitet und sie willkommen geheißen. Der alte König verstand ihre Zeichen nicht, und so reichte das Mißverständnis zwischen den beiden über das Grab hinaus, bis die Zukunft gegen den Monarchen und für den Optimisten entschied.

Politische Rundschau.

Berlin, Mitte Oktober.

Der italienische Ministerpräsident Giolitti traf am 27. September in Homburg v. d. H. ein, wo er mit dem deutschen Reichskanzler Grafen von Bülow verschiedene Unterredungen hatte. Unzweifelhaft haben der Reichskanzler und der italienische Ministerpräsident in allen großen Fragen der hohen Politik durch diesen Besuch engere Fühlung genommen, ohne daß bei ihm auf brennende aktuelle Angelegenheiten eingegangen worden ist. Durch die Zusammenkunft von Homburg sind jedenfalls diejenigen französischen Organe widerlegt worden, die an das fünfundzwanzigjährige Jubiläum des Dreibundes Betrachtungen in dem Sinne geknüpft hatten, als ob das Friedensbündnis der europäischen Zentralmächte seine Tragweite im wesentlichen eingebüßt habe. Im Hinblick auf den spontanen Besuch, den Giolitti dem Grafen Bülow abstattete, fehlte es nun wieder nicht an der Unterstellung, daß eine Vermittlung im russisch-japanischen Kriege den Gegenstand der Unterredungen der beiden leitenden Staatsmänner gebildet haben sollte. Ganz abgesehen davon, daß diese Unterredungen sich überhaupt nicht auf irgendwelche Aktualitäten bezogen, hat Deutschland vom Beginn des Krieges an Gewicht auf uneingeschränkte Neutralität gelegt. Weder Rußland noch Japan hat bisher den leisesten Wunsch hinsichtlich einer solchen Vermittlung geäußert, weshalb eine von einer oder mehreren fremden Mächten versuchte Einmischung unbedingt zurückgewiesen werden würde. Von russischer Seite ist auch betont worden, daß der Krieg unter allen Umständen fortgeführt werden würde, und japanische Organe haben gleichfalls keinen Zweifel darüber obwalten lassen, daß ihre Regierung sich jedem Vermittlungsvorschlage unzugänglich erweisen würde.

Wohl darf angenommen werden, daß in einer mehr oder weniger fernen Zukunft dem Friedensbedürfnis genügt werden muß. Dann aber ist weit größere Wahrscheinlichkeit vorhanden, daß Rußland und Japan sich direkt miteinander verständigen werden, als daß sie fremder Vermittlung bedürften. Notwendige Voraussetzung für eine solche wäre jedenfalls die Anrufung der guten Dienste andrer Mächte durch die kriegführenden Parteien. Bei den Ausstreuungen, daß gerade Deutschland sich veranlaßt sehen könnte, eine Einmischung, gleichviel, in welcher Form, zu versuchen, handelt es sich also lediglich um Verdächtigungen hinsichtlich der bewährten deutschen Neutralität. Diese wird von Rußland um so höher geschätzt, als es dadurch jüngst erst wieder in den Stand gesetzt wurde, neue Armeekorps zu mobilisieren, weil es ohne jede Gefahr seine westlichen Grenzen und Gebiete von Truppen entblößen darf. Deutschland wird in voller Übereinstimmung mit der Neutralität, die es sich zur Richtschnur genommen, die freundnachbarliche Gesinnung gegen das Zarenreich unter keinen Umständen verleugnen.

Völlig verfehlt und phantastisch waren allerdings die von der „Times“ gemachten Versuche, ein deutsch-russisches Bündnis vorzuspiegeln, das darin gipfeln sollte, daß

Deutschland das Äquivalent für seinen Verzicht auf die Neutralität zugunsten Rußlands später in Ostasien erhalten würde. An die Adresse Japans waren diese Verdächtigungen gerichtet; nur daß von dem gesunden Menschenverstande der japanischen Regierung die Unterstellungen des Cityorgans sogleich als tendenziöse Erfindungen erkannt wurden.

Wie Deutschland hegt auch Italien nicht im geringsten die Absicht, von der Neutralität im russisch-japanischen Kriege nach irgendwelcher Seite abzuweichen. Die Hirngespinste französischer Publizisten, die im „Figaro“ am 6. Oktober die Form erhielten, Graf Bülow und Giolitti könnten sich in Homburg über ein gemeinsames Verhalten nach der Beendigung des Krieges verständigt haben, sind als vollständig gegenstandslos zu betrachten, und ebenso ist die weitere Annahme abzuweisen, daß die Balkanfrage den Gegenstand der Erörterungen in Homburg gebildet habe. Deutschland schließt sich nach wie vor der von Rußland und Österreich-Ungarn eingeleiteten Aktion an. Durch abweichende Darstellungen im Sinne des „Figaro“ soll in Österreich-Ungarn Mißtrauen hervorgerufen werden, als ob Deutschland und Italien besondere Wege gehen könnten. Auch davon kann keine Rede sein. Vielmehr wird gerade in Österreich-Ungarn die Überzeugung sich geltend machen, daß durch die Betonung der Festigkeit des Dreibundes auch Bürgschaft für ein weiteres Zusammengehen in der Behandlung der Balkanfrage geleistet wird.

In Italien nehmen die inneren Verhältnisse neuerdings das Interesse in Anspruch. Als eine Generalprobe für die Revolution ist der allgemeine Streik bezeichnet worden, der ohne jede Vorbereitung nicht bloß proklamiert, sondern in einer ganzen Anzahl Städte von allen Arbeiterklassen ins Werk gesetzt wurde. Bezeichnend ist, daß gerade in Genua und Mailand, den beiden Städten, die wirtschaftlich aus der Einheit Italiens den größten Vorteil gezogen, der allgemeine Ausstand am meisten Anklang fand. Daß diese Arbeitseinstellung einen ausgesprochen antimonarchischen Charakter trug, erhellt aus der Tatsache, daß die Arbeitermassen sich nicht damit begnügten, zu streiken und die vollständige Arbeitseinstellung durch Gewaltakte durchzusetzen. Vielmehr haben sie auch an verschiedenen Orten ohne jeden Grund die Polizei mit Revolverschüssen angegriffen und die Fahnen, die zur Feier der Geburt des Kronprinzen wehten, herunterholen lassen. Treffend wird aber an einen Ausspruch Crispis erinnert, der in einer Sitzung der Deputiertenkammer betonte: „Die Monarchie verbindet uns, die Republik trennt uns.“

Es ist nun charakteristisch, daß gerade der gegenwärtige Ministerpräsident Giolitti geraume Zeit hindurch bei den Parteigruppen der äußersten Linken große Popularität genoß, so daß man nach den Ursachen forschen muß, durch die ein plötzlicher Umschwung, wie er in dem allgemeinen Streik zum Ausdruck gelangte, herbeigeführt wurde. Durch die allgemeinen Wahlen von 1900 sind mehr als neunzig Deputierte der äußersten Linken nach Monte Citorio gelangt, dreißig Sozialisten, etwa fünfundzwanzig Republikaner und im übrigen Radikale. Da die Obstruktionsbewegung, zu der das Kabinett Pelloux durch seine allzu tief in die Hausordnung der Deputiertenkammer eingreifende Vorlage Anlaß geboten hatte, nach dem Rücktritte dieses Ministeriums beseitigt worden war, bildeten gerade die extremen Parteien eine Stütze der Regierung. Allmählich machte sich jedoch innerhalb der Wählermassen Unzufriedenheit geltend, und es entstanden Spaltungen. So teilte sich die sozialistische Gruppe in revolutionäre und reformistische Elemente, die radikale Gruppe wies Radikale der alten Art und monarchische Elemente auf, und auch in der republikanischen Partei bildeten sich zwei besondere Gruppen, von denen die eine sich als unabhängige Republikaner bezeichnete.

Durch die vom Segretariato della resistenza in Mailand ausgegebene Losung für den allgemeinen Streik ist indessen die Einigkeit der feindlichen Brüder wiederhergestellt worden. Die reformistischen Sozialisten haben sich wieder den revolutionären angeschlossen; auch haben die Republikaner von neuem ihren Frieden mit den Sozialisten gemacht, und ein nicht geringer Teil der Radikalen ist ebenfalls

in das gemeinsame Feldlager eingezogen. Daß der allgemeine Streik nur wenige Tage aufrechterhalten werden konnte, war vorauszusehen, da es an den für eine weitere Durchführung erforderlichen Geldmitteln fehlte.

Wie der allgemeine Streik ist auch die Bewegung der parlamentarischen äußersten Linken von Mailand ausgegangen. Während des Ausstands versammelten sich in dieser Stadt zwanzig Deputierte der äußersten Linken und beschlossen, alle drei Gruppen für den 20. September nach Rom einzuberufen. Der Beschluß, der am Jahrestage des Einzuges der italienischen Truppen durch die Bresche bei der Porta Pia gefaßt werden sollte, lautete kurz und bündig dahin, daß unverzüglich die Zusammenberufung des Parlaments und ebenso unverzüglich der Rücktritt des Kabinetts Giolitti verlangt werden müßten. Ferner sollte ein Gesetz geschaffen werden, durch das der Polizei verboten wird, in die Arbeitseinstellungen und besonders in die Streitigkeiten zwischen Arbeitern und Kapitalisten einzugreifen. Um solchen Beschlüssen eine Sanktion zu geben, schlug das sozialistische Zentralorgan vor, daß, falls das Ministerium Giolitti nicht freiwillig zurücktreten würde, sämtliche Deputierte der äußersten Linken ihre Demission einreichen sollten, damit die Wähler Gelegenheit hätten, sich über die Frage des Tages zu äußern.

Die äußerste Linke hat tatsächlich ihre Beschlüsse gefaßt, wobei als charakteristisch hervorgehoben werden muß, daß derselbe Giolitti, der als Beschützer aller Arbeiterkammern galt, der von einem sozialistischen Deputierten sogar mit Cavour verglichen worden war, plötzlich in die entgegengesetzte Beleuchtung gerückt wurde. Nur verhehlen sich die Parteigruppen der äußersten Linken geflissentlich, daß Giolitti kaum einen ebenso liberal gesinnten Nachfolger finden könnte, der zugleich das volle Vertrauen des Königs besitzt. Trotz des am 20. September gefaßten Beschlusses unternahm es keiner der Deputierten, sich zum Conseilpräsidenten zu begeben, um ihn zum Rücktritt aufzufordern. Man begnügte sich vorsichtigerweise damit, diesen Teil der Beschlüsse in den Blättern zu veröffentlichen. Dagegen begab sich eine Delegation von Deputierten, Vertretern der einzelnen Parteigruppen der äußersten Linken, nach Turin zum Kammerpräsidenten Biancheri, der sich denn auch bereit erklärte, unverzüglich mit seinen Kollegen im Kammerpräsidium Fühlung zu nehmen. Eine Notwendigkeit, die Regierung zu befragen, lag nicht vor, da die Deputiertenkammer nicht geschlossen, sondern einfach vertagt ist. Am 1. Oktober ist dann das gesamte Präsidium in Rom zusammengetreten und zu der Entschließung gelangt, daß dem Antrage der äußersten Linken auf unverzügliche Einberufung der Deputiertenkammer nicht stattgegeben werden soll. Werden nun die revolutionären Sozialisten von Mailand ihre Drohung, in ganz Italien einen neuen allgemeinen Ausstand anzuordnen, ausführen? Inzwischen ist von den offiziösen Organen die Auflösung der Deputiertenkammer als unmittelbar bevorstehend angekündigt worden.

In der Sitzung des deutschen Bundesrates vom 6. Oktober ist der Antrag des fürstlich schaumburg-lippischen Ministeriums, betreffend die Thronfolge im Fürstentum Lippe, sowie eine den gleichen Gegenstand betreffende Eingabe des Grafen Erich zur Lippe-Weißenfels den zuständigen Ausschüssen überwiesen worden. Der verfassungsgemäße und gesetzliche Weg, auf dem einzig und allein der lippische Erbfolgestreit entschieden werden kann und darf, ist klar vorgezeichnet. In der Vorlage, die von der fürstlich lippischen Staatsregierung dem am 5. Oktober nach Detmold einberufenen Landtage unterbreitet worden ist, erklärt das Ministerium, im Auftrage des Grafen-Regenten beim Bundesrate folgenden Antrag stellen zu wollen: „Der hohe Bundesrat wolle dahin wirken, daß im Wege der Reichsgesetzgebung ein unparteiischer außerordentlicher Gerichtshof, sei es das Reichsgericht, sei es das königlich preußische Kammergericht, sei es der königlich bayrische oberste Gerichtshof oder ein andres höchstes Gericht, bestellt werde, durch welchen die von der fürstlich schaumburg-lippischen Staatsregierung erhobenen Ansprüche, wie solche in dem Proteste vom 12. November 1897 und dem Antrage vom 20. Januar 1898 dargelegt, zur richterlichen, alle Beteiligten bindenden Entscheidung zu bringen sind."

Es steht zu hoffen, daß dieser Antrag, in jedem Falle aber die Ernennung eines Schiedsgerichts, zur Annahme gelangt. Nur auf solche Weise kann der lippische Thronstreit seine Lösung finden. Für die Überweisung des Rechtsstreites an das Reichsgericht könnten gewichtige Gründe angeführt werden. Die Mitglieder des höchsten deutschen Gerichtshofes werden von den verschiedenen deutschen Bundesstaaten berufen, so daß alle Bürgschaften für eine in jeder Hinsicht unbefangene Rechtsprechung gegeben sind.

Anlaß zu lebhaften Erörterungen hat die Frage der Regentschaft im Fürstentum Lippe geboten. Die dem Landtage in Detmold unterbreitete Vorlage führte in dieser Beziehung aus: „Der Ernst dieser Lage wird noch dadurch gesteigert, daß nach amtlicher, gestern hier eingegangener Mitteilung die Regierung des Fürstentums Schaumburg-Lippe gegen die Übernahme der Regentschaft durch den gegenwärtigen Regenten, Grafen Leopold zur Lippe-Biesterfeld, bei dem Bundesrate Protest erhoben hat, und daß Seine Majestät der Kaiser auf die Allerhöchstdemselben gemachte Anzeige von dem Tode des Graf-Regenten und auf die Meldung von der Übernahme der Regentschaft durch den Grafen Leopold zur Lippe-Biesterfeld zu erklären geruht hat, diese Regentschaftsübernahme nicht anerkennen zu können."

Das vom deutschen Kaiser an den Grafen Lippe-Biesterfeld gerichtete Telegramm hat, wie nunmehr feststeht, eine irrtümliche Deutung erfahren, wenn daraus geschlossen worden ist, daß die tatsächliche Fortführung der Regierung durch den Grafen Leopold Anfechtung erfahren solle. In dem kaiserlichen Telegramm heißt es: „Da die Rechtslage in keiner Weise geklärt ist, kann ich eine Regentschaftsübernahme Ihrerseits nicht anerkennen und lasse auch das Militär nicht vereidigen." Nicht ein Eingriff in die lippische Landesgesetzgebung konnte in Betracht kommen; vielmehr begründet der Kaiser seine Entschließung, das Militär nicht zu vereidigen, die er als oberster Kriegsherr gefaßt, im Hinblick auf die ungeklärte Rechtslage. Unzweifelhaft hätte der Hinweis, daß der Kaiser eine Regentschaftsübernahme von seiten des Grafen Leopold nicht anerkenne, deutlicher in dem Sinne gefaßt werden können, daß nur einer persönlichen, unverbindlichen Auffassung Ausdruck geliehen werden sollte. Worauf es indessen ankommt, ist die Tatsache, daß die faktische Fortführung der Regentschaft durch den Grafen Leopold zur Lippe-Biesterfeld keineswegs auf Widerstand stoßen wird, solange nicht der Bundesrat und dann das von ihm zu bestimmende Schiedsgericht die Entscheidung getroffen haben.

Da in dem Proteste der Regierung des Fürstentums Schaumburg-Lippe die Ernennung eines Reichsverwesers in Vorschlag gebracht wird, muß dagegen eingewendet werden, daß eine solche Ernennung mit der fürstlich lippischen Landesgesetzgebung im Widerspruche stehen würde. Kein maßgebender Faktor in Preußen denkt indessen daran, auf diesen Vorschlag einzugehen. Vielmehr muß daran festgehalten werden, daß Preußen, wie es der Fortführung der faktischen Regentschaft des Grafen Leopold bis zur Entscheidung des Bundesrates und der von diesem zu bestimmenden richterlichen Instanz nicht entgegentreten wird, auch unbedingt daran festhält, daß Recht und Gesetz bedingungslos gewahrt bleiben müssen.

In Deutschland sollte man Bedenken tragen, in einer Rechtsfrage, die lediglich auf gesetzlicher Grundlage entschieden werden darf, Schlagworte zu gebrauchen, die im Auslande sofort einen lebhaften Widerhall finden. So läßt sich der Pariser „Figaro" unter dem 6. Oktober aus Berlin telegraphieren, man versichere, daß die Regierung des Fürstentums Lippe von allen deutschen Staaten die Zusicherung erhalten habe, daß sie in ihrem Widerstande gegen den Druck des Kaisers unterstützt werden würde. Ruhe und Objektivität sind vor allem geboten, und das zur Entscheidung berufene Schiedsgericht wird es sicherlich an diesen Eigenschaften nicht fehlen lassen.

Der französische Minister des Auswärtigen, Delcassé, und der spanische Botschafter in Paris haben am 6. Oktober das bereits in der englisch-französischen Vereinbarung in Aussicht genommene Abkommen über Marokko unterzeichnet. Die

französische und die spanische Regierung haben den Umfang der Rechte sowie die Garantien für die Interessen festgesetzt, die für Frankreich sich aus dessen Besitzungen in Algerien, für Spanien aus dessen Besitzungen an der marokkanischen Küste ergeben. Die spanische Regierung hat demgemäß ihre Zustimmung zu der auf Marokko und Ägypten bezüglichen französisch-englischen Deklaration vom 8. April 1904 erteilt, von der ihr durch die französische Regierung Mitteilung gemacht worden. Zugleich hat die spanische Regierung erklärt, daß sie mit Entschiedenheit an der Unversehrtheit des marokkanischen Reiches unter der Souveränetät des Sultans festhält. Der Text des französisch-spanischen Abkommens bleibt geheim.

Aus dieser Geheimhaltung darf geschlossen werden, daß zunächst weder den französischen Kammern noch den spanischen Cortes der Wortlaut der jüngsten Vereinbarung mitgeteilt werden wird. Aus der Tatsache, daß die spanische Regierung sich zur Unterzeichnung schließlich hat bereit finden lassen, erhellt jedoch deutlich, daß Frankreich sich veranlaßt sah, noch Zugeständnisse zu machen. Ursprünglich sollten zwar die spanischen Besitzungen an der marokkanischen Küste, die sogenannten Presidios, eine mäßige Ausdehnung erfahren. Damit konnte jedoch den Lebensinteressen Spaniens nicht gedient sein. Seitdem das Land Kuba und die Philippinen eingebüßt hat, mußte es um so mehr bedacht sein, für seinen Handel die eigene Interessensphäre zu sichern. Bezeichnend ist, daß die Souveränetät des Sultans von Marokko gewahrt bleiben soll, wie denn auch an der Integrität Marokkos im Prinzip festgehalten wird.

Der russisch-japanische Krieg ist in eine neue Phase getreten. General Kuropatkin hat jetzt die Offensive ergriffen. Wie der russische „Regierungsbote" am 9. Oktober aus Mukden meldete, hat General Kuropatkin einen Tagesbefehl erlassen, in dem er zunächst die Truppen auf die Schwierigkeiten hinweist, die Armee auf die nötige Stärke zu bringen, und die Notwendigkeit des früheren Zurückweichens betont. Es sei jedoch der unbeugsame Wille des Kaisers, den Feind zu besiegen, und dieser Wille werde unbeugsam durchgesetzt werden. Jetzt breche die von der Armee längst erwartete Zeit an, wo man vorrücken und seinen Willen dem Feinde aufzwingen könne; denn die Mandschurei-Armee sei jetzt stark genug, um zum Angriff überzugehen. Schließlich fordert der Tagesbefehl auf, sich von dem Bewußtsein der Wichtigkeit des Sieges, besonders im Hinblick auf die Entsetzung Port Arthurs, durchdringen zu lassen. General Kuropatkin vermochte indessen in seinem am 13. Oktober an den Zaren gerichtetes Telegramm im Hinblick auf die Kämpfe vom 11. und 12. Oktober über keinen entscheidenden Erfolg seiner Offensive zu berichten.

König Georg von Sachsen ist in der Nacht zum 15. Oktober gestorben. Wie sein Land, das er in nie versagender Pflichttreue regierte, betrauert das gesamte Reich in dem nun Hingeschiedenen einen Bundesfürsten, dessen Gestalt in der Erinnerung an die tapferen Heerführer im großen Jahre fortleben wird. „Einer der letzten aus der großen Zeit, in der er treu an der Wiedervereinigung unsres Vaterlandes mitwirkte!" So charakterisierte Kaiser Wilhelm II. treffend den König Georg, dessen Andenken dem deutschen Volke teuer bleiben wird.

Literarische Rundschau.

Die Amerikaner.

Die Amerikaner. Von Hugo Münsterberg, Professor an der Harvard-Universität. Erste bis dritte Auflage. Erster Band: Das politische und wirtschaftliche Leben. Zweiter Band: Das geistige und soziale Leben. Berlin, Ernst Siegfried Mittler & Sohn, Königl. Hofbuchhandlung. 1904.

Die Weltausstellung von St. Louis, die so mannigfaltige Mitwirkung deutscher Kräfte angezogen hat, ist auch einem in Amerika wirkenden deutschen Professor Anlaß geworden, ein Werk über das gegenwärtige Amerikanertum, sein Wesen, seine Sitten, seine Staatseinrichtungen, sein wirtschaftliches, geistiges, soziales Leben zu veröffentlichen. Es soll „für die weitesten Kreise der Gebildeten" in Deutschland bestimmt sein und diesen, sei es eine Vorbereitung für die Kenntnis Amerikas an Ort und Stelle, sei es überhaupt eine Handreichung für das Verständnis des fernen Landes und Volkes sein. Die Einleitung des Werkes geht sehr treffend von dem Verhältnis der beiden Nationen, von der Stellung des Deutsch-Amerikanertums in den Vereinigten Staaten, von den wechselseitigen Vorurteilen und Reibungen aus und zeigt die Aufgabe, die hier gegeben ist — sich kennen zu lernen.

Solche Werke und solche Bestrebungen sind in jedem Falle anerkennenswert. Ihre Absicht ist gut, und das, was sie im Sinne ihrer Absicht erreichen, ist es auch. Aber was sie am Maßstabe des zu erreichenden Zieles in der Tat zuwege bringen, ist doch nur ein bescheidenes Stück. Sie sind zu vergleichen mit den Begegnungen der Monarchen, die alle miteinander Taten der wechselseitigen Verständigung zwischen den Völkern sind, die auch ihr rechtschaffen Teil beitragen mögen zur Milderung der Gegensätze, die aber doch nicht beseitigen können die entscheidende Tatsache, daß die Nationen voneinander durch eine weite Kluft getrennt bleiben. Es ist nicht, wie der Verfasser zu meinen scheint, die eigenartige Kluft, die das atlantische Weltmeer zwischen Deutschland und Amerika bildet. Es ist zwischen Deutschland und England, zwischen Deutschland und Frankreich ganz das gleiche. Hier hat die geographische Nähe, hier hat die wissenschaftliche, die literarische Arbeit seit Jahrhunderten für die Überbrückung der Gegensätze gewirkt, hier strömt heute eine immer größere Zahl von Angehörigen der Nationen herüber und hinüber — und was ist die Folge von alledem? Man höre heutzutage die Urteile über das europäische Ausland in gebildeten Kreisen Deutschlands, über Engländer, Franzosen ꝛc., oder man höre gar oder lese, was alles man in England oder in Frankreich über Deutschland nicht weiß, so zerrinnen die Täuschungen von einer wechselseitigen Verständigung der Völker auf literarischem Wege.

Diese Einsicht braucht die Anerkennung nicht zu schädigen, welche ein Buch verdient, das aus zehnjähriger persönlicher Kenntnis des fremden Volkes geschrieben, dem eine offenbare Gewandtheit des Verfassers zu Hilfe gekommen ist, sich nach allen möglichen Seiten des fremden Volkslebens umzutun. Gewiß ist die vulgäre Vorstellung der Deutschen von den Amerikanern (wie sie sich gelegentlich selbst in gelehrten Werken bei uns noch findet) und gar die Vorstellung der Amerikaner von den Deutschen ein Zerrbild der Wahrheit. Gewiß ist daran vieles zu berichtigen. Und vor anderthalb Jahrzehnten hat der englische Staatsmann und Jurist James Bryce in seinem Werke dies geleistet, soweit das Thema desselben dazu bestimmt war. Der gegenwärtige Verfasser hat nicht die gleiche Position für seine Beurteilung der Amerikaner wie der englische Staatsmann. Er hat auch bei früheren Anlässen hier und da in gar zu hohen, wohl etwas gar zu subjektiven Tönen von amerikanischen Leistungen und Einrichtungen, zumal Universitäten, geredet. Indessen, im großen und ganzen halten wir die Richtung seines Bestrebens für gerechtfertigt, und es mag vielleicht für ihn gelten, was ein Engländer des 18. Jahrhunderts gesagt hat: um den Stab gerade zu machen, mußte er nach der andern Seite so viel hinübergebogen werden, als er nach der einen Seite krumm gebogen war.

In die Einzelheiten des Werkes an dieser Stelle einzugehen, ist nicht gut möglich. Es ist zu vielerlei. Daher nur wenige Bemerkungen. Das bekannte Streitobjekt der Manieren und gesellschaftlichen Sitten der Völker, das zumal zwischen Engländern und Deutschen so oft bei uns erörtert worden ist, neuerdings im Hinblick auf die Amerikaner, findet in des Verfassers Einleitung eine fesselnde Erwähnung. Es ist aber bezeichnend, daß der Standpunkt des unparteiischen Dritten dabei zu kurz kommt. Angesichts der Verschiedenheit der Sitten zweier Nationen, deren Angehörige sich wechselseitig aufsuchen, ist billigerweise nur zweierlei möglich: entweder trägt jeder die Sitte seines Landes mit sich in das fremde Land, oder es gilt die Sitte des Landes für Einheimische und Fremde. Engländer und Amerikaner wollen bei so großer Eigenart ihrer Sitten diese mit sich tragen in alle Welt hinaus, verlangen aber von dem Ausländer, der sie besucht, daß er sich ihrer Sitte unterwirft. Dieses ist offenbar ein Ausfluß hoher nationaler Beschränktheit. Daß diese Sitten, an einem international unparteiischen Maßstabe gemessen, an sich immer so geschmackvoll und daher so mustergültig wären, um einen solchen Anspruch zu rechtfertigen, kann man nicht sagen. Mit Mantel und Stock (oder gar Regenschirm) in einen Salon einzutreten, mag amerikanische Sitte sein, ist aber eine schlechte Sitte. Mancher Sohn aus guter Familie (allerdings durchaus nicht alle) kommt aus Amerika herüber zu uns mit Manieren, die man bei allen Nationen — außer Amerika und England — schlechte nennt. Was ihm fehlt, ist die Gesinnung, die in den Manieren sich bekunden soll — die schuldige Höflichkeit. Hiervon kann ihn die Sitte von Boston und New York dispensieren, aber nicht die Sitte der Welt. Wie denkt man in Amerika darüber, wenn man hört, daß in einem höchst fashionablen Frauencollege des Staates New York erwachsene junge Mädchen ihrer Lehrerin auf einen Tadel antworteten: „We pay and you are paid“ (Wir bezahlen, und Sie werden bezahlt)?

Wenden wir uns zu einem andern Gegenstande des vorliegenden Werkes, so wäre es die Negerfrage, wo wir mit Dank den interessanten Bericht über den heutigen Stand der Dinge entgegenzunehmen haben. Von Booker Washington ist in der „Deutschen Rundschau“ anläßlich seiner Selbstbiographie die Rede gewesen, und seitdem ist eine Übersetzung derselben ins Deutsche erschienen. Die Größe und Schwierigkeit der Frage, die eigenartige Stellung eines kleinen Teiles der besseren Schichten zu dieser Frage, obenan des kühnen Präsidenten Roosevelt — alles das wird uns vergegenwärtigt. Wie lehrreich ist der Kontrast, daß der Norden der Vereinigten Staaten, welcher einst für die Befreiung der Sklaven den blutigen Kampf gegen die Südstaaten geführt hat, treu seinen alten Grundsätzen an der Gleichberechtigung der Neger im allgemeinen festhält, im besonderen aber, d. h. im praktischen Leben,

gegen die persönliche Nähe eines Negers weit unduldsamer ist als ein Südstaatler, der vielmehr an den tatsächlichen Kontakt mit den Schwarzen von lange her gewöhnt ist und ihre Arbeit nicht entbehren kann, nur daß er die Gleichberechtigung nicht ertragen will. Und über alledem das Wunder, daß Roosevelt kurz nach Antritt der Präsidentschaft Booker Washington zum Frühstück an seinen Familientisch geladen hat!

Jetzt ein Blick auf ein andres Gebiet — das Erwerbsleben der Vereinigten Staaten. Das verbreitete Vorurteil kennt hier nur die Auswüchse oder eine Karikatur. Unser Verfasser biegt den Stab nach der entgegengesetzten Seite. Eines, sagt er, fällt dem Deutschen in Amerika sofort auf: der Amerikaner schätzt den Geldgewinn nicht, wenn er nicht Ergebnis eigener Arbeit ist. Einer der interessantesten Beweise liegt in der Abwesenheit der Mitgift. In Deutschland oder Frankreich ist die Bereicherung auf dem Wege der Heirat ja eine der zuverlässigsten Einnahmequellen für weite Kreise der männlichen Bevölkerung: große Staatsberufe sind durch das Mißverhältnis zwischen Besoldung und sozialer Anforderung auf ererbtes oder erheiratetes Vermögen zugeschnitten, und die Jagd nach Mitgiften, ja, der kommerzielle Charakter der Heirat in beträchtlichen Kreisen des europäischen Festlandes überrascht den Amerikaner immer wieder. In seiner Heimat kennt er derartiges nicht. Daß ein junges Paar, auch wenn die Eltern der Frau vermögend sind, über die Verhältnisse des Mannes hinaus lebt, ist ganz ungewöhnlich. Der Mann würde es als eine Erniedrigung empfinden, aus der Tasche des Schwiegervaters zu leben. Freilich ist dieses, wie wir dem Verfasser bemerken wollen, nicht ein spezifisch amerikanischer Zug; es ist die altgermanische Sitte, die bereits Tacitus in seinem klassischen Büchlein von den Deutschen rühmt im Gegensatze zu den Römern — dieselbe Sitte, die heute noch herrscht in der Schweiz, in Livland, in England, in manchen Teilen Deutschlands, die freilich sich nicht behaupten konnte in den verwickelten Verhältnissen des modernen Militär- und Beamtenstaates mit seinen eigentümlichen Schwierigkeiten und Schatten.

An dem mit so widerwärtigen Erscheinungen behafteten Großmillionärtum Amerikas zeigt Münsterberg — und mit Recht — die bekannte schöne Sitte auf, große gemeinnützige Schenkungen zu machen. In der Literatur und Presse Deutschlands, auch in der „Deutschen Rundschau", ist davon öfters geredet worden, mit der ausgesprochenen Absicht, unsern Millionären Mut zur Befolgung des Beispiels zu machen. Leider ist jene schöne Sitte in den Vereinigten Staaten noch lange nicht durchgreifend genug, und sie läßt außerordentlich große Vermögen übrig für die unerfreulichsten Ausartungen des Lebensgenusses.

Gegen die entfernte Ansicht der Dinge, die nur die Turmspitzen sieht, entfaltet unser Verfasser das Bild der wirtschaftlichen Arbeit — der Arbeit als Selbstzweck, der Arbeit als der den Yankee auszeichnenden Kraft der „Selbstbetätigung". Ein hohes Lied singt er auf den Geist dieser alles beherrschenden Arbeit, die darum nicht aufhört, eine große sittliche, ja, künstlerische Kraft zu sein, weil sie materielle, weil sie erwerbende Arbeit ist. So völlig im Gegensatze zu der Rangordnung der liberalen Berufe und der wirtschaftlichen, wie sie Europa kennt, wie sie zumal Deutschland kennt.

Manche Einschränkungen allerdings macht er selber. Einige weitere Einschränkungen wären wir unsrerseits geneigt uns zu gestatten. Aber wir bekennen auch hier: es ist immer der Stab, der gerade gebogen sein will. Bei andrer Gelegenheit ist es der Verfasser selber, der die Blüte des heutigen amerikanischen Lebens, die Anzeichen einstmaliger Erhebung seiner Kultur zu den Höhen des alten Europa in der Arbeit der Wissenschaft, in dem Aufwärtsstreben der Universitäten und verwandten Erscheinungen erkennt. Vollends, wo von dem „Geiste der Selbstvervollkommnung" geredet wird, in dem Kapitel von dem geistigen Leben, da klingt der Ruhm Bostons und Harvards in ganz andern Tönen als der Ruhm New Yorks. Und mit vollem Recht. So ist es einmal in jedem Teil der Erde, jenseits oder diesseits des Weltmeeres, in Amerika oder in Europa.

Einen großen Teil des Werkes nimmt dasjenige ein, was über Schule und Volkserziehung, über die Universitäten, über die Literatur, die Kunst, die Religion, über die Selbstbehauptung der Frau, endlich über die aristokratischen Tendenzen in der amerikanischen Gesellschaft gesagt wird — es umfaßt den ganzen zweiten Band. Hier wird das Aufstreben, werden die zum Teil hohen Leistungen des großen Gemeinwesens auf geistigem Gebiete geschildert; hier sind es die im extensiven und intensiven Sinne bewundernswerten Manifestationen des geistigen Lebens, die zumal während der letzten Jahrzehnte, also gleichzeitig mit dem mächtigen Aufschwung der amerikanischen Volkswirtschaft, hervorgetreten sind. Stolze Worte von der neuen Wissenschaft drüben, die bereits auf einzelnen Punkten die europäische, die deutsche Wissenschaft überflügelt hat oder noch mehr zu überflügeln droht. Unbestrittener ist der Ruhm der Volksbibliotheken und alles dessen, was in die Breite geht an Mitteln des Unterrichts.

Alles aber strebt hinan zu einer neuen Aristokratie der führenden Kreise — gewiß nicht jener Großmillionäre von New York und Chicago, sondern einer echten Aristokratie im Geiste europäischer Kultur. Der Typus dafür ist der gegenwärtige Präsident der Vereinigten Staaten, Theodor Roosevelt: mit ihm und seiner Lobpreisung schließt das Werk, wie es mit ihm begonnen hat.

Es strebt hinan zu einer neuen Aristokratie — sagen wir. Es ist aber ein weiter Weg bis zu diesem Ziele. Der Unterschied der Ansicht, die wir selber von der heutigen Kultur der Vereinigten Staaten haben, beruht darauf, daß wir nur mühsam die Anzeichen erkennen von dem Vorhandensein eines solchen Zieles. Der Verfasser des vorliegenden Buches scheint uns gar zu sehr das schon Erreichte zu betonen. Wir glauben vielmehr, daß jene gewaltige Demokratie erst noch durch die schwierigsten Probleme hindurchzugehen, sich vielfach erst aus dem Rohesten herauszuarbeiten habe, ehe in einem so zuversichtlichen Tone von ihren Errungenschaften geredet werden darf.

W.

Der Mithraskult.

Die Mysterien des Mithra. Ein Beitrag zur Religionsgeschichte der römischen Kaiserzeit. Von Franz Cumont. Aus dem Französischen übersetzt von Georg Gehrich. Leipzig, B. G. Teubner. 1903.

Eine Mithrasliturgie. Von Albrecht Dieterich. Leipzig, B. G. Teubner. 1903.

Diese beiden Werke schildern uns den Ideenkreis eines Kultus, der sich zugleich mit dem Christentum über das römische Reich verbreitete und mit ihm die merkwürdigsten Analogien zeigte. Das erste ist nur ein Teil der reichen und wertvollen Materialsammlung, die Cumont unter dem Titel: „Textes et monuments figurés relatifs aux mystères de Mithra“ in zwei starken Quartbänden veröffentlicht hatte. Es bietet die Hauptergebnisse derselben in schöner und leichtverständlicher Form. Wir lernen hier, wie eine uralte arische Göttergestalt durch die astronomische Weisheit der Babylonier und die religionsphilosophische Spekulation der Perser seltsam umgebildet wird. Was so entsteht, ist voll von inneren Widersprüchen; aber eben darum erscheint es den Gläubigen als tief geheimnisvolle Offenbarung, die sich über das menschliche Verständnis erhebt. Durch eine Reihe von sieben Weihen — der Zahl der Planeten entsprechend, denen überhaupt in diesem wunderlichen Spiel mit Symbolen eine bedeutsame Rolle zufällt — wird der Adept nach und nach in das Mysterium eingeführt. Mit unbestimmten Ahnungen erfüllt und an unverständlichen Kulthandlungen in seltsamer Verkleidung teilnehmend, erwartet er auf jeder Stufe

von der folgenden die ersehnte Klarheit; ist er aber auf der höchsten angelangt, so hat er sich unterdessen an das mystische Dunkel schon so gewöhnt, daß er es als selbstverständlich hinnimmt. Da jeder eidlich verpflichtet war, das Geheimnis seiner Erkenntnisse streng zu wahren, ist uns von den Lehren der Mithrasreligion nur wenig bekannt; doch genügt es, um erkennen zu lassen, daß sie sich mit der christlichen eng berührt, ja oft erst den Schlüssel zu ihrem Verständnis bietet.

Der höchste Gott, zu dem alle andern Götter sich wie Engel und dienende Geister verhalten, thront in unnahbarer Höhe. Um ihn zu dem niederen Staube unsrer Erde in Beziehung zu setzen, bedarf es eines „Mittlers", und als solcher dient „das Licht der Welt", der Sonnengott Mithras, der schon insofern Mittler ist, als er gerade in der Mitte zwischen uns und jenem allerhöchsten Himmel seine Bahn dahinzieht. Als nacktes Kind wird er in einer Felshöhle geboren, und Hirten, die auf dem Feld ihre Herden weiden, nehmen es wahr und sind die ersten, die ihm ihre Gebete darbringen. Doch wie jene Lehre sich immerfort in Widersprüchen bewegt, so behauptet sie trotzdem, daß es zu jener Zeit noch gar keine Menschen gegeben habe; denn erst durch Mithras habe der höchste Gott die Welt erschaffen. So heißt es ja auch im Evangelium: „Im Anfang war das Wort. — Alle Dinge sind durch dasselbige gemacht, und ohne dasselbige ist nichts gemacht, was gemacht ist." Um die Seele aus dem Erdenstaube zu einem neuen, himmlischen Leben zu erhöhen, ist dann wieder die Vermittlung des Mithras nötig, und zwar geschieht das durch die Einweihung in seine Mysterien, bei denen eine Wassertaufe und ein heiliges Mahl eine wichtige Rolle spielen. Selbst auf solche Einzelheiten erstreckt sich die Übereinstimmung, daß auch dem Mithras der Sonntag geweiht ist, und daß man seine Geburt auf den 25. Dezember setzt, d. h. auf die Wintersonnenwende, wo die Tage länger zu werden beginnen und damit die Einwirkung der Sonne wieder neue Kraft gewinnt. Und wie sich hieran die größere Ursprünglichkeit der Lehre erkennen läßt, so auch an ihrem zeitlichen Verhältnis zum Christentum. Denn Plutarch erzählt von den Seeräubern, die Pompejus schon mehr als ein halbes Jahrhundert vor Christi Geburt bekämpfte: „Sie begingen geheime Weihen, von denen die des Mithras, welche zuerst durch sie verbreitet wurden, sich bis auf meine Zeit erhalten haben."

Wie die Mithrasreligion fast gleichzeitig mit dem Christentum, nur noch etwas früher, ihren Siegeszug durch das römische Reich begann, so sind auch ihre Erfolge anfangs kaum geringer gewesen. Zahllose Kultstätten und Weihinschriften, die bis nach Britannien hinüberreichen, geben davon Zeugnis. Auch sie ist dadurch stark geworden, daß sie zuerst von den Kleinen und Geringen, den gemeinen Soldaten, den Sklaven und Freigelassenen, mit Begeisterung ergriffen wurde. Indem bei dem Niedergange der antiken Welt die höheren Schichten der Gesellschaft nach und nach zerrieben wurden, drangen die unteren empor, und die Kaiser, welche selbst Nachkommen von Soldaten oder Sklaven waren, machten den Glauben ihrer Väter gern zur Staatsreligion. Es ist ein Irrtum Cumonts, wenn er hierin wohlüberlegte Politik erblicken will. In jenen müden Zeiten schrie die bedrückte Welt sehnsüchtig nach der Erlösung zu einem besseren jenseitigen Dasein, und was dieses zu verheißen schien, war nicht nur den Christen, sondern auch den heidnischen Gläubigen, mochten sie auch Kaiser oder Minister sein, viel wichtiger als irgendeine Staatsraison.

Doch in *einem* unterschieden sich die Christen von den Mithrasdienern: sie erkannten das strenge Gebot an, das sie aus dem Judentum übernommen hatten: „Du sollst keine andern Götter haben neben mir!" Zwar neigte sich auch das Heidentum jener Zeit dem Monotheismus zu. Wir sahen schon, daß Mithras und alle seine Genossen zu Dienern der höchsten Macht herabgedrückt wurden, und mehrfach begegnet uns bei gebildeten Heiden die Lehre, daß alle Einzelgötter nur dieselbe göttliche Einheit unter verschiedenen Namen darstellen. Den Christen blieben sie eine Vielheit, aber eine Schar von bösen Dämonen, deren Dienst befleckte und der Hölle zuführte.

Während der Mithrasdienst sich willig der Staatsreligion einordnete, nahmen sie den Kampf gegen diese auf, der viele Opfer kostete, aber endlich den Sieg gewann.

Was Cumont uns hier bietet, beruht zwar auf umfassendster gelehrter Forschung, ist aber in der uns vorliegenden Gestalt ein durchaus populäres Büchlein. Im Gegensatze dazu ist Dieterichs Werk eine tiefgründige Untersuchung, die sich an den äußerst schwierigen Text eines ägyptischen Zauberpapyros anlehnt. Der Verfasser will darin eine Liturgie des Mithrasdienstes erkennen, wohl kaum mit Recht. Doch bleibt es darum nicht weniger ein religionsgeschichtliches Denkmal von höchster Bedeutung, und wir dürfen den Irrtum willkommen heißen, weil er uns eine äußerst wertvolle Forschung über die Liturgik der antiken Mysterien eingetragen hat. Vor allem beschäftigt sich Dieterich mit ihren Sakramenten, die nach dem Glauben der Mysten der Seele den Zugang eines besseren Jenseits erschlossen. Er findet ihren Sinn namentlich darin, daß der Mensch seine eigene Natur zu vergöttlichen bemüht ist, um sich dadurch ein künftiges Zusammenleben mit den Göttern möglich zu machen. Dieser hohe Zweck wird dann freilich durch recht derbe Mittel erreicht, die sich später zu Symbolen erheben, ursprünglich aber grob sinnlich gefaßt werden. „Der Mensch ist, was er ißt;" das ist ein modernes Schlagwort, doch beruht es auf einer Anschauung, die bis in die frühesten Anfänge der Geschichte zurückreicht. Ihr entsprechend sucht man sich dadurch ein göttliches Teil zu erwerben, daß man den Leib des Gottes ißt, meist in Gestalt von Brot und Wein, in denen er, durch geheimnisvolle Weihen gebannt, persönlich anwesend gedacht wird. Eine andre Form, in der man sich aufs innigste mit dem Gotte vereint, ist die Ehe; er gilt als „Seelenbräutigam" des Mysten und wohnt ihm im dunklen Brautgemache bei. Ein drittes, noch engeres Verhältnis begründet die „Gotteskindschaft", die durch eine „Wiedergeburt" des irdischen Leibes errungen wird. Um dies zum Ausdruck zu bringen, diente eine mit wirklichen Kleidern angetane Statue der Göttin. Der Myste kriecht unter ihr Gewand und kommt wieder daraus hervor, als wenn sie ihn neugeboren hätte. Alles dies und noch manches andre von kaum geringerer Wichtigkeit, was zu wiederholen uns hier der Raum fehlt, wird mit einer Fülle von Belegen dargetan, die zwar oft, wie das dem Wesen des Mysteriums entspricht, nur in geheimnisvollen Andeutungen bestehen, aber nach der scharfsinnigen Erklärung, die Dieterich ihnen gegeben hat, kaum noch einen Zweifel übrig lassen.

Die religionsgeschichtliche Forschung steht jetzt im Mittelpunkte des wissenschaftlichen Interesses. Alle ihre Quellen, von den Hieroglyphen der Ägypter und der Keilschrift der Babylonier bis zu dem Glauben der Neger und Indianer und den unverstandenen Bräuchen unsrer Bauern, werden durchforscht und, was diese weitentlegenen Zeugnisse bieten, zu einheitlichem Bilde zusammengefaßt. Innerhalb dieser überreichen Literatur gebührt den Arbeiten von Cumont und Dieterich ein Ehrenplatz, und wohl verdienen sie es, daß auch der Laie von ihnen Kenntnis nimmt.

Otto Seeck.

Alfred von Reumont.

Alfred von Reumont Zur Erinnerung an das fünfzigjährige Bestehen des „Historischen Vereins für den Niederrhein". Von Hermann Hüffer. Köln, J. & W. Boisserées Buchhandlung. 1904.

Auf dem Umschlag dieses liebenswürdigen Buches steht der Name Boisserée; und etwas von der Art der trefflichen Freunde Goethes und deutscher Kunst, die diesen Namen ehrwürdig gemacht haben, durchdringt seine Seiten. Der Biograph und sein Held sind verwandte Naturen, echte Rheinländer, erfüllt von der Tradition

der alten Reichsstädte am Rhein, von milder, doch fester katholischer Gesinnung, von einer gegen alle Prüfungen gefesteten inneren Heiterkeit der Seele. In all dem gleichen sie den Brüdern Boisserée; aber die prästabilierte Harmonie zwischen Reumont und Hüffer geht über diese Grundelemente altrheinischen Gentlemantums noch hinaus. Hermann Hüffer ist, wie Alfred von Reumont, Historiker und Politiker und hier wie dort bemüht, zu verstehen, um versöhnen zu können — zu versöhnen, um verstehen zu können. Er hat wie sein Held — wahrlich ein Held: ein fünfundsiebzigjähriger Greis, der an dem Tage, an dem das rechte Auge durch eine Operation entfernt werden mußte, die Vorrede zu einem Buch diktierte! — leidenden Augen und oft angegriffener Gesundheit eine bedeutsame Produktion abgezwungen; nur daß dem verehrten Mann ein freundlicheres Geschick die Einsamkeit des alternden Junggesellen und glücklicherweise auch die schwersten Prüfungen Reumonts fernhielt.

Diese inneren Beziehungen führten notwendig zu äußeren: in Bonn traten die beiden Freunde deutscher Größe und kosmopolitischer Schönheit zu lebhaftem Gedankenaustausch zusammen. Und so war Hüffer dazu geboren, beim Jubiläum eines von Reumont mitbegründeten Vereins dessen fragmentarische Autobiographie herauszugeben und durch eigene Nachrichten sowie Mitteilungen aus dem Briefwechsel mit unserm Kaiserhaus, mit Leopold von Ranke und dem Staatssekretär von Thile zu ergänzen.

Reumonts Jugenderinnerungen führen uns in jene wichtige Epoche, in der das in stolzer Tradition, aber unleugbarem Verfall partikularistisch fortlebende Rheinland an Preußen angeschmolzen wurde — nicht willig, aber doch zum Segen nicht bloß der Kölner und Aachener und Münsterländer, sondern auch Preußens, für dessen politische Jugendwehen der rheinische Liberalismus so bedeutungsvoll werden sollte. Der eifrige Biograph Reumont ist auch hier wie in seinen historischen Werken mehr Erzähler als Charakteristiker; doch wird der Gegensatz des ungebundenen, südlich angehauchten Wesens in der Vaterstadt Aachen zu der berechtigten Straffheit und überflüssigen Unhöflichkeit altpreußischer Beamter anschaulich herausgearbeitet. (Man mag dazu heute an Clara Viebigs „Wacht am Rhein" erinnern, die für Düsseldorf die gleichen Gegensätze lebendig schildert.) Unter den Personen, die erwähnt werden, tritt dagegen nur Heines unglücklicher Jugendfreund J. B. Rousseau hervor, ein rechter Typus des nachfahrenden und umherstreifenden Literatentums mit seiner wahrer Accente nicht entbehrenden Lyrik, seinen mißglückten Künstlerdramen, seinem Zigeunerleben.

Tritt dann für den Autobiographen der Biograph ein, so bleiben wir im gleichen Element; aber wie Hüffer Reumonts Stil unparteiisch tadelt, so bringt er auch selbst gleich bestimmtere Züge. Wie bezeichnend, daß der Jüngling Reumont in romantischer Formlosigkeit seine Italienfahrt macht und gegen den Frost beim Bergpassieren sich den Schlafrock über die Kleider zieht, während der Mann, der es zum Vertreter Preußens in Italien gebracht hatte, der gern geadelte Schriftsteller und begünstigte Gesellschafter Friedrich Wilhelms IV. jede lässige Haltung verschmäht und keinen Schlafrock mehr kennt! Alexander von Humboldt tritt auch hier als der große Gönner hervor, zum Unterschied von so vielen andern „Einflußreichen" so unerschöpflich in wohlwollenden Leistungen wie in übelwollenden Bemerkungen. Der Staatssekretär von Thile war Reumonts intimer Freund — einer der letzten unter jenen auch literarisch interessierten Diplomaten Preußens aus der Schule eines Wilhelm von Humboldt; er mußte denn auch seine Zugehörigkeit zu einer früheren Epoche durch einen bitteren Zusammenstoß mit Bismarck bezahlen. Die andre Hand reicht Thile dem Gegenpol Reumonts, dem ostpreußischen Altliberalen, dem in der Darstellungsform virtuosen Charakteristiker Gregorovius; und es gereicht beiden Geschichtschreibern des nachrömischen Rom zur Ehre, wie sie sich schätzten, so gern auch Gregorovius über den allzu federfertigen „Raymundus a Pennaforte" und seinen Hofgeschmack scherzte.

Leopold von Ranke sogar findet Reumont gegenüber wärmere Worte, als man von ihm gewohnt ist, nimmt an ihm persönlichen Anteil und rühmt Kopf und Herz des Freundes. Historiker und Diplomaten waren sie beide, wenn auch Ranke seine Diplomatie mehr nur aus der Seele vergangener Jahrhunderte trieb und an Staatsmännern ferner Zeiten übte. Noch herzlicher gestalten sich Reumonts Beziehungen zu Friedrich Wilhelm IV. und dessen Gattin. Die mitgeteilten Briefe der Königin Elisabeth verraten eine ungewöhnliche Frau; sie schreibt fest und doch mit weiblicher Weichheit; sie gesteht mit ihrem „historisch konservativen Sinn" den Bruderkrieg von 1866, die Annexionen, den Kulturkampf nicht zu verstehen, bleibt aber im Urteil zurückhaltend. Liebenswürdig und schlicht wie immer spricht Kaiser Wilhelm mit dem treuen Untertan seiner Krone — und der katholischen Kirche über den Kampf mit der Kurie, in dem Reumont zu versöhnen suchte; für seinen unglücklichen Bruder findet er das Wort: „le roi martyr!"

So endet das Buch mit dem gleichen Gegensatz, mit dem es anhebt: rheinischer Katholizismus und altpreußischer Protestantismus, südliche Läßlichkeit und friderizianische Disziplin stoßen nochmals zusammen. Aber jetzt verstehen und schätzen sich die Parteien, die sich einst mißkannt und unterschätzt hatten, jetzt verbindet sie das Gefühl eines langen, in treuer Arbeit gemeinsam verbrachten Lebens und gemeinsamer Ideale. In diesem Sinn ist auch Reumonts eigenes Leben ein wichtiges Dokument für die Geschichte des Niederrheins — und Preußens.

Richard M. Meyer.

β. **Vorträge,** gehalten zu München, November 1903. Von Friedrich Naumann. München, Verlag der „Freistatt", G. m. b. H.

Naumanns Begabung, zu den Massen zu sprechen, hat sich auch in München glänzend bewährt. Er ist ein Redner von Beruf, klar, sachlich, stets imstande, das Wesentliche, worauf es ihm ankommt, in markigen, festen Zügen zur Anschauung zu bringen und seinen Hörern einzuprägen. Der Vortrag, mit dem er begann: „Die wirtschaftlichen und politischen Folgen der Bevölkerungsvermehrung", besitzt alle Vorzüge, aber auch alle Begrenzungen dieser realistischen Betrachtungsweise. Die sittlichen Faktoren bleiben ausgeschaltet. Naumann rechnet mit den Tatsachen. Aus einem Volk von Ackerbauern, von Landleuten ist ein Volk von Lohnarbeitern geworden: die landwirtschaftliche Bevölkerung ist eine konstante Größe von 18 Millionen Menschen geblieben, wie sie es 1816 gewesen ist. Ihr steht, nach der letzten Berufszählung, eine neue Schicht von 24 Millionen Menschen gegenüber, die, die landwirtschaftlichen Lohnarbeiter allerdings mitinbegriffen, in Deutschland von Lohn lebt. Noch einige zwanzig Jahre, und bei anhaltenden Geburtsziffern und verringerter Sterblichkeit wird Deutschland, das im Jahre 1900 ungefähr 56 Millionen Einwohner zählte, deren 80 Millionen besitzen. Mit der Frage: „wünschenswert oder nicht, Verhängnis oder Glück?" befaßt sich Naumann kaum. Er verweist darauf, daß 1901 die sogenannte Spezialeinfuhr, das, was wir bei uns verbraucht haben, im Laufe eines Jahrzehnts von 4 200 000 000 Mark auf 5 700 000 000 Mark gestiegen war. Er berechnet ferner, daß die zukünftige Bevölkerung noch etwas mehr an Quantität verlangen wird als die Bevölkerung von heute, und die Notwendigkeit, diesen Konsum hereinzuschaffen, nennt er „die fabelhaft große Aufgabe, die als Folge des Bevölkerungswachstums zunächst herantritt". Er hätte hinzufügen können, daß der Wettbewerb der Nationen sie zu einer wahrhaft erschreckenden macht! Er begnügt sich, zu sagen, daß die Kolonisation von heute Handel, Austausch heißt. Er empfiehlt, es den andern Leuten angenehm zu machen, für uns zu ackern, Rohstoffe in allen Teilen der Erde zu schaffen und dafür Qualitätswaren nach dem Bedürfnis der verschiedensten Völker und Zonen hinauszuwerfen. Gelingt es uns nicht, das zu bringen, was der Weltbedarf ist, so droht uns die Gefahr, ein Volk von selbstsinkender Qualität zu werden. Eine Sozialdemokratie im Bunde mit dem heutigen Liberalismus, vorausgesetzt, daß es der Sozialdemokratie gelinge, aus der rein radikalen Opposition herauszukommen und staatsführende Eigenschaften zu bekommen, das bezeichnet Naumann als das deutsche Zukunftsideal. Im Gegensatz zur Zentrumsherrschaft „Ablösung durch eine neue deutsche Linke!" Es wird nicht gesagt, welche Hindernisse sich, vorläufig zunächst auf wirtschaftlichem Gebiete, der Lösung des Problems entgegenstellen.

γ. **Histoire contemporaine.** Par Samuel Denis. Tome troisième et quatrième. Paris, Plon. 1900—1903.

Der dritte Band dieses groß angelegten und vorzüglich geschriebenen Werkes führt die französische Geschichte — denn nur um diese, und zwar die Zeit von 1870—1875, handelt es sich — vom Februar 1871 bis zum März 1873, also vom Sturz Gambettas bis zu dem Vertrage, durch den Thiers die Befreiung des französischen Bodens von den deutschen Truppen sicherte. Denis hat sich mit großem Fleiß in seinen Stoff versenkt, so viel authentische Urkunden als möglich beigebracht und ohne Frage ein Werk geschaffen, das seinen Platz in der Literatur behaupten wird. Der Kampf der Regierung mit der Pariser Kommune ist nirgends ergreifender und mit mehr gerechtfertigter taciteischer Schärfe geschildert worden als hier. Den sozialistischen Übertreibungen über die angeblichen Massenmorde nach erfochtenem Sieg tritt Denis an der Hand der amtlichen Berichte entgegen, nach denen die Haupträdelsführer nach althergebrachter Sitte der Demagogen großenteils im letzten Augenblick ihre Leute heldenmütig im Stich ließen und sich selbst retteten, von den Gefangenen aber nur 110 der Schuldigsten zum Tode verurteilt und von diesen durch Thiers 84 begnadigt wurden: nur 26 wurden wirklich auf der Ebene von Satory erschossen. Von diesen waren 23 Mitglieder der Pariser Kommune, also für alle Mordtaten und Brandstiftungen verantwortlich, und 3 gehörten der Kommune von Marseille an. Die Kriegsgerichte waren also eher zu mild als zu hart in ihren Urteilen angesichts der Tatsache, daß das Heer in Paris nicht weniger als 38 000 Gefangene machte!

Der vierte, jüngst erschienene Band bringt die Erzählung der Jahre zum Abschluß, in denen sich Frankreich allmählich von den monarchischen Überlieferungen loswindet und zur Republik umgestaltet. Gegenüber der in Frankreich vorherrschenden Ansicht, wonach diese Entwicklung heilsam und notwendig war, vertritt Denis die konservativ-nationalistische Auffassung. Thiers, dessen Verdienste auch er anerkennt, hat doch das Land dem Abgrund zugetrieben, indem er, entgegen seinem feierlichen Schwur, sich neutral über den Parteien zu halten, zu den Republikanern überging: er verkündigte wohl, daß die Republik konservativ sein müsse, aber er verstand es nicht, diese Losung durchzusetzen, und begriff nicht, daß die konservative Republik nur ein vorübergehender Haltepunkt auf dem Wege zur radikalen Republik sein konnte. Sein Motiv war, „daß er den ersten Rang haben wollte statt der ersten Rolle": also mit einem Worte: falscher Ehrgeiz. Es darf bezweifelt werden, ob diese Beurteilung der Person von Thiers sich rechtfertigen läßt: daß seine Politik der Weitsichtigkeit entbehrte, mag eher sein. Aber Denis muß S. 91 selbst zugeben, daß der eigentliche Urheber des Unglücks doch der Graf von Chambord war, der 1872 von Frankreich die Annahme des weißen Lilienbanners verlangte. Darauf einzugehen, war unmöglich: der Graf hätte also abdanken und einem andern Platz machen müssen, der die Monarchie wirklich hätte herstellen können. Er dankte aber nicht ab und ist dadurch schuld, daß, solange er lebte, das Königtum nicht herstellbar, also die Befestigung der Republik unvermeidlich war.

Von Neuigkeiten, welche der Redaktion bis zum 15. Oktober zugegangen sind, verzeichnen wir, näheres Eingehen nach Raum und Gelegenheit uns vorbehaltend:

Albert. — Die Dorfrebellen. Roman von Adam Albert. Dresden, E. Pierson. 1904.

Arnim. — Die Günderode. Von Bettina von Arnim. Zwei Bände. Neue, vollständige und revidierte Taschenausgabe, mit einer Einleitung von Paul Ernst. Leipzig, „Insel"-Verlag. 1904.

Baudissin. — Treibende Wracks. Roman von Eva Gräfin von Baudissin. Dresden und Leipzig, Heinrich Minden. O. J.

Beck. — Weisen des Lebens. Gedichte von Friedrich Beck. Berlin, E. Ebering. 1905.

Beheim-Schwarzbach. — Deutsche Volksreime. Ein sprachlicher Scherz. Von Max Beheim-Schwarzbach. Zweite Auflage. Posen, Joseph Jolowicz. 1904.

Beine. — Waldaus Wandlungen. Von Wilhelm Beine. Weida, Kommissionsverlag, Thomassche Buchhandlung. 1904.

Berlin. — Bericht über die Gemeindeverwaltung der Stadt Berlin in den Verwaltungsjahren 1895—1900. Mit Abbildungen, graphischen Darstellungen und einer Karte. Zweiter Teil. Berlin, Carl Heymanns Verlag. 1904.

Berlioz. — Literarische Werke. Von Hector Berlioz. Erste Gesamtausgabe. Dritter und vierter Band. Leipzig, Breitkopf & Härtel. 1904.

Blätter. — Kulinarische Blätter. Monatsschrift für internationale Nahrungsmittelkunde, Kochkunst und Ernährungshygiene. Nr. 1—5. Berlin, C. H. Lange. 1904.

Braune-Rossla. — Zum Regiment. Drama in vier Aufzügen. Von Rudolph Braune-Rossla. Leipzig, Verlag „Der Barde". 1905.

Brette. — Atlas des bailliages ou juridictions assimilées ayant formé unité électorale en 1789 dressé d'après les actes de la convocation conservés aux archives nationales. Par Armand Brette. Paris, Imprimerie nationale. 1904.

Brette. — Recueil de documents relatifs à la convocation des états généraux de 1789. Par Armand Brette. Tome troisième. Paris, Imprimerie nationale. 1904.

Brix. — Wider die Halben im Namen des Ganzen oder: Die Vernichtung Kants durch die Entwicklungslehre. Ein Protest gegen die Kant-Verehrung. Von Theodor Brix. Berlin, Hermann Walther. 1904.

Conwentz. — Die Gefährdung der Naturdenkmäler und Vorschläge zu ihrer Erhaltung. Von H. Conwentz. Berlin, Gebrüder Bornträger. 1904.

Corrado. — Majestät Eros. Roman aus Griechenlands Vergangenheit. Von L. Corrado. Straßburg i. E., Josef Singer. 1904.

Couperus. — Stille Kraft. Roman von Louis Couperus. Dritte Auflage. Dresden und Leipzig, Heinrich Minden. O. J.

Diderot. — Denis Diderot. Briefe an Sophie Voland. Ausgewählt, übertragen und eingeleitet von Wally Wygodzinski. Leipzig, „Insel"-Verlag. 1904.

Diers. — Die Kinder vom Heckendamm. Ein deutscher Familienroman. Von Marie Diers. Braunschweig, George Westermann. 1904.

Dittrich. — Karl May und seine Schriften. Eine literarisch-psychologische Studie für Mayfreunde und Mayfeinde. Von Max Dittrich. Mit zwei Lichtdruckbildern. Dresden, E. Weiske. 1904.

Driesmans. — Menschenreform und Bodenreform. Unter Zugrundelegung der Veredelungslehre Francis Galtons. Von Heinrich Driesmans. Leipzig, Felix Dietrich. 1904.

Droste-Hülshoff. — Die Judenbuche. Ein Sittengemälde aus dem gebirgichten Westfalen. Von Annette Freiin von Droste-Hülshoff. Leipzig, „Insel"-Verlag. 1904.

Duimchen. — Bruch. Roman von Theodor Duimchen. Berlin, Leipzig und Paris, Hüveden & Merzyn. 1904.

Eisenmann. — Le compromis austro-hongrois de 1867. Etude sur le dualisme par Louis Eisenmann. Paris, Société nouvelle de librairie et édition. 1904.

Engel. — Griechische Frühlingstage. Von Eduard Engel. Zweite, neubearbeitete Auflage. Mit 21 Bildern nach der Natur. Jena, Hermann Costenoble. 1904.

Ewald. — Die Probleme der Romantik als Grundfragen der Gegenwart. Von Oscar Ewald. Berlin, Ernst Hofmann & Co. 1904.

Fogazzaro. — Das Geheimnis des Dichters. Roman von Antonio Fogazzaro. Aus dem Italienischen von E. Müller-Röder. Berlin, Leipzig und Paris, Hüveden & Merzyn. 1904.

Fontane. — Causerien über Theater von Theodor Fontane. Herausgeber Paul Schlenther. Berlin, F. Fontane & Co. 1905.

Friis. — Bernstorffsche Papiere. Ausgewählte Briefe und Aufzeichnungen die Familie Bernstorff betreffend. Aus der Zeit 1732 bis 1835. Herausgegeben von Aage Friis. Erster Band. Kopenhagen, Goldendahl. 1904.

Gide. — Philokte oder der Traktat von den drei Akten der Tugend. Von André Gide. In deutscher Umdichtung von Rudolf Kessen. Leipzig, „Insel"-Verlag. 1904.

Gildemeister. — Shakespeare-Dramen. (Romeo und Julia, Othello, Lear, Macbeth.) Nachgelassene Übersetzungen von Otto Gildemeister. Herausgegeben von Heinrich Spies. Berlin, Georg Reimer. 1904.

Gnauck-Kühne. — Goldene Früchte aus Märchenland. Märchen für jung und alt. Von Elisabeth Gnauck-Kühne. Mit 46 Illustrationen von Franz Staffen. Bremen, G. A. von Halem. O. J.

Gottschall. — Neue Erzählungen. Von Rudolf von Gottschall. Berlin, Gebrüder Paetel. 1904.

Hausbücherei der Deutschen Dichter-Gedächtnisstiftung. — Vierter und fünfter Band. Der Deutschen Humoristen zweiter und dritter Band. Hamburg und Großborstel, Deutsche Dichter-Gedächtnisstiftung. 1904.

Hauser. — Die dänische Lyrik von 1872—1902. Eine Studie und Übersetzungen von Otto Hauser. Großenhain, Baumert & Ronge. 1904.

Henrici. — Die Aztekenblume. Von Ernst Henrici. Dresden, E. Pierson. 1904.

Hochheiser. — Aus tiefer Not. (Vandamme vor Neisse.) Ein Schauspiel von Franz Hochheiser. Straßburg i. E., Josef Singer. 1905.

Hoffing. — Am Fuß der Karawanken. Lieder und Dichtungen von Julo Hoffing. Straßburg i. E., Josef Singer. 1904.

Holz. — Dainis. Lyrisches Porträt aus dem 17. Jahrhundert. Von Arno Holz. München, R. Piper & Co. 1904.

Jansen. — Nordwestdeutsche Studien. Gesammelte Aufsätze von Günther Jansen. Berlin, Gebrüder Paetel. 1904.

Jusserand. — Histoire littéraire du peuple anglais par J. J. Jusserand. De la renaissance à la guerre civile. Paris, Firmin-Didot & Cie. 1904.

Kimmich. — Stil und Stilvergleichung. Kurzgefaßte Stillehre für Laien, Kunst- und Gewerbebeflissene. Bearbeitet von Karl Kimmich. Mit 397 Abbildungen, sowie 7 meist farbigen Vollbildern. Dritte, verbesserte und vermehrte Auflage. Ravensburg, Otto Maier. O. J.

Kipling. — Lettres du Japon. Par Rudyard Kipling. Traduites par Louis Faberlet et Arthur Austin-Jackson. Deuxième édition. Paris, Société du Mercure de France. 1904.

Klein. — Goethes kleine Freundin und Frau. Von Otto Klein. Straßburg i. E., Josef Singer. 1904.

Kolz. — Verschiedene Begriffsbildungen. Zusammengestellt von Wilhelm Kolz. Wien, Eduard Beyer. 1904.

Kuckuck. — Der Gasrohrleger und Gaseinrichter. Ein Handbuch von Friedrich Kuckuck. Mit zahlreichen in den Text gedruckten Abbildungen. München und Berlin, R. Oldenbourg. 1904.

Lecointe. — Im Reiche der Pinguine. Schilderungen von der Fahrt der „Belgica". Von Georges Lecointe. Mit 98 Abbildungen und 5 Karten. Ins Deutsche übersetzt von Wilhelm Weismann. Halle a. S., Gebauer-Schwetschke. 1904.

Lilienfein. — Maria Friedhammer. Ein Drama in drei Aufzügen. Von Heinrich Lilienfein. Heidelberg, Carl Winter. 1905.

Lindau. — Unkritische Gänge. Von Hans Lindau. Berlin, Egon Fleischel & Co. 1904.

Lorenzen. — Das Bildnis. Novelle von Hermann Lorenzen. Straßburg i. E., Josef Singer. 1904.

Lösch. — Zwei Kasseler Chroniken des 18. Jahrhunderts. Ein Beitrag zur Orts- und Familiengeschichte. Herausgegeben von Philipp Losch. Kassel, Carl Victor. 1904.

Löser. — Herostrat von Ephesus. Tragödie in fünf Aufzügen. Von Ludwig Löser. Wolfenbüttel, Julius Zwißler. 1904.

Lützendorff. — Die Geigen- und Lautenmacher vom Mittelalter bis zur Gegenwart. Nach den besten Quellen bearbeitet von Willibald Leo Freiherrn von Lützendorff. Frankfurt a. M., Heinrich Keller. 1904.

Marterſteig. — Das deutſche Theater im 19. Jahrhundert. Eine kulturgeſchichtliche Darſtellung von Max Marterſteig. Leipzig, Breitkopf & Härtel. 1904.

Mauritius. — Richter Mensch. Ein Schauſpiel in fünf Aufzügen von Heinrich Mauritius. Straßburg i. E., Joſef Singer. 1905.

Melardey. — Welkes Laub. Verſe von Leo Melardey. Straßburg i. E., Joſef Singer. 1904.

Merkle. — Reformationsgeſchichtliche Streitfragen. Ein Wort zur Verſtändigung aus Anlaß des Prozeſſes Berlichingen. Von Sebaſtian Merkle. München, Kirchheim. 1904.

Meyer. — Geſtalten und Probleme. Von Richard M. Meyer. Berlin, Georg Bondi. 1905.

Mirow. — Mozarts letzte Lebensjahre. Eine Künſtlertragödie in drei Bildern. Mit einleitendem Vorwort und einem Nachwort. Von L. Mirow. Leipzig, Richard Wöpke. 1904.

Morvan. — Le soldat impérial (1800—1814). Par Jean Morvan. Tome deuxième. Paris, Plon. 1904.

Müller. — Leben und Tod. Erzählungen von Fritz Müller. Jauer, Oskar Hellmann. O. J.

Müller. — Gedichte von Fritz Müller. Jauer, Oskar Hellmann. O. J.

Münzer. — Bausteine zu einer Lebensphiloſophie. Von Richard Münzer. Leipzig, Otto Wigand. 1905.

Nietzſche. — Friedrich Nietzſches geſammelte Briefe. Dritter Band. Erſte Hälfte. Herausgegeben von Elisabeth Förſter-Nietzſche und Curt Wachsmuth. Berlin und Leipzig, Schuſter & Loeffler. 1904.

Perger. — Der Weg zum deutſch-öſterreichiſchen Zollverein. Von Joſef Perger. München, J. F. Lehmann. 1904.

Pfeffer. — Leichtſinn. Schwank in drei Aufzügen von J. Pfeffer. Straßburg i. E., Joſef Singer. 1904.

Popper. — Fünfe aus einer Hülſe. Novellen von W. Popper. Wien, E. W. Stern. 1905.

Raff. — Die Braven und die Schlimmen. Geſchichten aus Bayern und Tirol von Helene Raff. Berlin, Gebrüder Paetel. 1904.

Ratzel. — Über Naturſchilderung. Von Friedrich Ratzel. Mit 7 Bildern in Photogravüre. München und Berlin, R. Oldenbourg. 1904.

Régnier. — Les rencontres de M. de Bréot. Roman. Par Henri de Régnier. Sixième édition. Paris, Société du Mercure de France. 1904.

Reuter. — Sämtliche Werke von Fritz Reuter. Rechtmäßige Originalausgabe in 8 Banden (in 4 Bände gebunden). Berlin und Leipzig, Th. Knaur Nachf. Reuter-Verlag E. Weißenturn. Doetinchem. O. J.

Revel. — Aus den ſchwarzen Bergen. Novellen aus Bosnien und Herzegowina. Von H. A. Revel. Stuttgart, Paul Unterborn. 1904.

Revel. — Im Exil. Militärhumoresken aus der Herzegowina. Von H. A. Revel. Stuttgart, Paul Unterborn. 1904.

Saſſe. — Barthel. Ein dramatiſches Gedicht von Bruno Saſſe. Straßburg i. E. 1904.

Schade. — Osterbrief einer Malerin an ihren Freund und andere Novellen. Von Marie Schade. Berlin, Concordia, Deutſche Verlagsanſtalt, Hermann Ehbock. 1904.

Schmidt. — Würfel. Gedichte von Carl Robert Schmidt. Straßburg i. E., Joſef Singer. 1904.

Schreibershofen. — Heißes Blut und anderes. Novellen von H. von Schreibershofen. Dresden, E. Pierſon. 1904.

Schroeder. — Norwegen, das Land der Mitternachtsſonne. Von Osw. Schroeder. Mit 36 photographiſchen und handkolorierten Vollbildern und 30 Handzeichnungen. Leipzig, Wanderer-Verlag. 1904.

Schuldes. — Zur Geſchichte des Verfalls der Literatur. Von Julius Schuldes. Wien, Verlag „Das literariſche Deutſch-Öſterreich". O. J.

Sell. — Die Religion unſerer Klaſſiker. Leſſing, Herder, Schiller, Goethe. Von Karl Sell. Tübingen und Leipzig, J. C. B. Mohr. 1904.

Shun und Nakamura. — Nozomi no hoshi. (Stern der Hoffnung.) Von Shun und Nakamura. Autoriſierte Überſetzung aus dem Japaniſchen von A. Wendt. Halle a. S., Gebauer-Schwetſchke. 1904.

Siebenjährige Krieg, Der. — Herausgegeben vom Großen Generalſtabe. Sechſter Band: Leuthen. Mit 6 Karten, Plänen und Skizzen. Berlin, E. S. Mittler & Sohn. 1904.

Snider. — Ancient European Philosophy. The history of Greek philosophy. Psychologically treated. By Denton J. Snider. St. Louis, Sigma publishing Co.

Snider. — Modern European Philosophy. The history of modern philosophy. Psychologically treated. By Denton J. Snider. St. Louis, Sigma publishing Co.

Söderberg. — Martin Bircks Jugend. Von Hjalmar Söderberg. Autoriſierte Überſetzung von Francis Maro. Leipzig, „Inſel"-Verlag. 1904.

Stade. — Barbara Eliſabeth Schulzin. Ein Arnſtädter Hexenprozeß vom Jahre 1669. Nach den Originalprozeßakten herausgegeben von Reinhold Stade. Arnſtadt, Emil Frotſcher. 1904.

Stechow. — Philoſophiſch-religiöſe Betrachtungen und Fernblicke. Von Leopold von Stechow. Heidelberg, Carl Winter. 1904.

Stendhal. — Eſſays von v. Stendhal (Henry Beyle). Aus dem Franzöſiſchen und mit Einleitung von Artur Schurig. Berlin, Leipzig, Paris, Hüpeden & Merzyn. 1904.

Stern. — Rechtsphiloſophie und Rechtswiſſenſchaft. Von Jacques Stern. Berlin, J. Guttentag. 1904.

Teweles. — Harzreiſe und andere Fahrten. Von Heinrich Teweles. Prag, Heinrich Mereh Sohn. 1904.

Thünen-Archiv. — Organ für exakte Wirtſchaftsforſchung. Herausgegeben von Richard Ehrenberg. Erſter Jahrgang, erſtes Heft. Jena, Guſtav Fiſcher. 1905.

Treu. — Helles und Dunkles. Erzählungen von Eva Treu. Zweite vermehrte Auflage. Glückſtadt, Max Hanſen. O. J.

Treu. — Der Bankrott des modernen Stratvollzugs und ſeine Reform. Von Max Treu. Stuttgart, Robert Lutz. 1904.

Volkmann-Leander. — Träumereien an franzöſiſchen Kaminen. Märchen von Richard v. Volkmann-Leander. Dreißigſte Auflage. Mit Zeichnungen von Hans Richard v. Voltmann. Leipzig, Breitkopf & Härtel. 1904.

Walther. — Ägir. Drei Sagen vom Meere. Von Theodor Walther. Dresden, E. Pierſon. 1904.

Waſſerzieher. — Deutſche Lyrik ſeit dem Ausgange der klaſſiſchen bis zur neueſten Zeit. Für den Schulgebrauch herausgegeben von Ernſt Waſſerzieher. Leipzig, Max Heſſe. O. J.

Wegener. — Tibet und die engliſche Expedition. Von Georg Wegener. Mit 2 Karten und 8 Vollbildern. Halle a. S., Gebauer-Schwetſchke. 1904.

Wolff-Caſſel. — Anna Willing. Schauſpiel in einem Akt. Von Louis Wolff-Caſſel. Caſſel, Selbſtverlag des Verfaſſers. In Kommiſſion bei Gebrüder Gotthelft, Verlagsbuchhandlung, Caſſel. 1904.

Wolynski. — Anton Tſchechow. Von A. L. Wolynski. Autoriſierte Überſetzung von Joſef Melnik. Frankfurt a. M., Literariſche Anſtalt (Rütten & Loening). 1904.

Wyncken. — Wie iſt die fortgehende Demokratiſierung der Geſellſchaft vom chriſtlichen Standpunkte zu beurteilen? Eine Beantwortung der Frage von Ernſt Fr. Wyncken. Heidelberg, Carl Winter. 1904.

Zinkernagel. — Die Grundlagen der Hebbelſchen Tragödie. Von Franz Zinkernagel. Berlin, Georg Reimer. 1904.

Verlag von **Gebrüder Paetel** in Berlin. Druck der Pierer'ſchen Hofbuchdruckerei in Altenburg.
Für die Redaktion verantwortlich: Dr. **Walter Pactow** in Berlin-Friedenau.
Unberechtigter Abdruck aus dem Inhalt dieſer Zeitſchrift unterſagt. Überſetzungsrechte vorbehalten.

Glückliche Menschen.

Von

Wilhelm von Polenz.

(Fortsetzung.)

Ernst von Hindorf war zufrieden mit dem verflossenen Jahre. Von dem Ererbten hatte er nichts verloren, und für zukünftige Ernten war manches Samenkorn ausgestreut worden; vieles schlummerte noch im Boden.

Das beste Saatgut keimt am langsamsten. Der erfahrene Landwirt gibt deshalb die Hoffnung noch lange nicht auf, wenn seine Aussaat zögernd aufläuft. Und der Forstmann wartet oft geduldig ein ganzes Jahr, bis der erste schwache Keim schüchtern durch die Hülse bricht; der lächerlich kleine Anfang nimmt ihm nicht den Glauben, daß aus solchem nur wie ein Härlein großen Pflänzchen in hundert Jahren ein himmelhoher Baum erwachsen sein wird.

Ernst hatte es früher nicht so gewußt, daß der ganze Beruf des Landmanns auf Glauben gestellt ist. Der Mann, der vom Erdreich das Wachsen und Gedeihen seiner Früchte verlangte, mußte an viele, viele verborgene Dinge glauben, die er nicht erklären konnte; er mußte hoffen können, während er im herbstlichen Nebel lebte, daß die Sonne weiterscheinen und daß sie aus der braunen Scholle das Wunder der grünen Halme erst und der wogenden Ährenfelder später hervorzaubern werde. Nichts stärkte den Glauben an die Kraft des Lebens und an den Reichtum der ihm innewohnenden, unerforschlichen Keime so innig wie das langsame, aber unaufhaltsame Emporsteigen der jungen Ernte aus den kahlen Feldern. Wie oft war man im Winter über die festgefrorenen Äcker geschritten, wie traurig hatten die leeren Baumgerippe dagestanden, als wäre alles Leben erstarrt, und jetzt brach es siegreich hervor; es hatte nur geschlummert, wohlverwahrt durch die starre Rinde. Nun erschienen sie alle wieder, die alten Bekannten, von denen wir in den trüben Wintertagen glaubten, sie seien auf Nimmerwiedersehen verschwunden; ohne viel Aufsehen, ganz wie selbstverständlich treten sie an, mit ihrem pünktlichen: „Zur Stelle!“

Von den Fenstern seines Wohnzimmers aus konnte der Gutsherr ein gut Teil der großen Maskerade mitansehen, die das Frühjahr mit Baum und Strauch, Wiese und Feld vornimmt. Erst war es nur wie ein zarter Duft, der über das Bild dahinging, leicht wegzuwischen, gleich einem Hauch auf einem Spiegelglase. Dann verdichtete sich der Schimmer, Farben traten in das Bild, behaupteten sich als grüne Flecke auf den Rasenflächen; Streife von Weiß und Gelb woben sich dazwischen; die ersten Frühjahrsblumen traten familienweise auf. Dann auf einmal, nach einer lauen Nacht, war es, als habe eine unsichtbare Hand einen lichten Brautschleier über die ganze Welt geworfen; an den Kronen der Bäume war er haften geblieben. Die Pracht dessen, was da kommen sollte, deutete sich keusch in den feinsten, vergänglichsten Farbenspielen an, die sich aus Millionen Trieben und Keimen zusammensetzten. Das war die erste, rührende Kindesschönheit des Frühlings, die alles verheißt und leicht an das Größte glauben macht.

Wenn man dieses Wachsen und Werden aus dem Nichts, dieses tägliche Sich-verjüngen und -verschönen so aus nächster Nähe mitansah, dann drängte sich dem nachdenkenden Sinn ganz von selbst das Bewußtsein auf, daß wir Menschen tief zusammenhängen mit den Geschwistern der Flur, und daß wir nichts Besseres tun können, als die Gesetze, denen sie unterworfen sind, auch in uns walten zu lassen.

Stille sein in Frömmigkeit lehren sie uns, aber auch jenen unbezwinglichen Optimismus, der Glauben gibt, Glauben an das Leben, den Mut, es auf uns zu nehmen, das Bewußtsein unsrer Kräfte und den Willen, sie zur Entfaltung zu bringen.

Die Zeiten waren versunken, wo der Herr dieses Hauses an dem nämlichen Fenster gestanden, stundenlang hinstarrend auf seinen Besitz und sich die Frage vorlegend: „Wozu frommt dir dies? Was suchst du in einer Welt, die dir nichts mehr bieten kann, nachdem du das Liebste verloren hast?“ Damals hatte ihn der Frühling seinen Verlust nur noch bitterer empfinden gemacht; wie ein Schmeichler war er ihm erschienen, ein Verführer, das Leben schön zu finden.

Aber nun hatte er langsam die Wahrheit erkennen gelernt, daß nichts auf der Welt verloren geht, auch die Gefühle und Erlebnisse der Menschenseele nicht. Das einmal genossene Glück war unvergänglich. Das Gute und Große, das man durchgemacht hatte, ließ seine dauernden Spuren zurück, genau wie das Herbe. Der große Schmerz war wie das Weltmeer, grundlos und ohne Ende scheinbar; der Verzweiflung erschienen beide der sichere Untergang. Aber wer zu seinen Tiefen herabgestiegen war, der hatte sich von da unten einen Talisman mitgebracht, der ihn gegen alles Arge feite, was noch kommen mochte: das Unterscheidungsvermögen für das, was wichtig ist im Leben. Wer, wie er, in das brechende Auge eines geliebten Weibes geschaut hatte, der besaß fortan den Maßstab für gut und schlecht, für groß und klein, für wertvoll und nichtig.

Dabei schwelgte er durchaus nicht im schmerzlichen Erinnern; mit vollem Bewußtsein war er auf der Hut davor, daß die Toten wiederum Macht

bekämen über ihn. In jenem Kultus, den manche mit geliebten Verstorbenen treiben, sah er ein Zeichen von Schwäche. Das schönste Denkmal, das man den Toten setzen konnte, war ein würdiges Leben.

Früher waren seine Tage reicher gewesen an Abwechslung, an aufregenden Erlebnissen, an intensivem Genießen; jetzt gab es für ihn lange Strecken, wo sich äußerlich nichts ereignete. Der Gang der Wirtschaft, die Jahreszeiten mit der Arbeit, die sie in Feld und Wald mit sich brachten, seine Stellung als Gutsherr, das war der Rahmen, in dem sich das Leben abspielte, gemächlich wie alles auf dem Lande, geräuschlos, anscheinend langweilig.

Viel nachhaltiger genoß er jetzt alles Gute als früher, drang tiefer ein in die Dinge, die ihm erst so ihren Sinn offenbarten. Wie viel Schönheit war nicht der scheinbar reizlosen Landschaft seiner Heimat eigen! Und so war es mit allem hier draußen auf dem Dorfe. Rauh war die Scholle, zähe die Menschen und schwer zugänglich; nur langem, treuem Werben um ihre Liebe eröffnete sich beides: die Scholle, wie die, welche darauf saßen.

Was war ihm ehemals der Landmann gewesen? In seinem Eigensinn, seinem Vorurteil, seinem tölpelhaften Wesen, ein Ärgernis! Nicht selten hatte er gedacht: diese Leute verdienen es nicht besser als sie es haben. Den Bauern Vernunft predigen galt ihm nach einigen mißglückten Versuchen als Donquichotterie.

Jetzt wußte er auch das besser; auf solche Schädel, an denen alle gute Lehre abprallte, ja, die jedes Zureden nur noch verstockter machte, wirkte nur eines: das Vorbild.

In früheren Jahrhunderten war der Gutsherr alles für diese Unmündigen gewesen: Patron, Gerichtsherr, Arbeitgeber. Er hatte für sie gedacht, gehandelt, gesorgt, er hatte aber auch von ihnen gelebt; sie mußten ihm frönen mit dem, was sie besaßen, mit Leib, Leben, Gut, Familie, Vieh.

Und heutzutage! Die väterliche Gewalt des Gutsherrn war aufgehoben. Als freie Männer saßen die ehemaligen Hörigen neben ihm; nur durch den größeren Umfang der Äcker und einige wenige Vorrechte, die ein blasser Schatten waren ehemaliger Gewalt, unterschied er sich von ihnen. Mit der Fronpeitsche ließen sie sich nicht mehr regieren; sie wollten mit Vorsicht angefaßt sein, denn sie waren mißtrauisch und argwöhnten Bevormundungsabsichten.

Und dennoch konnte der Edelmann noch heute ein kleiner König sein; er war der geborene Führer auf dem Lande. Das Schwergewicht des Charakters gab schließlich auch hier den Ausschlag. Freiwillig mußten die Leute die Überlegenheit eines vornehmen Mannes anerkennen, auch wenn er nicht mehr ihr Erb-, Lehn- und Gerichtsherr war. Viel mehr Wert hatte es, daß sie jetzt aus eigenem Antriebe kamen, seinen Rat einzuholen, als daß er ehemals kraft seiner Geburt in ihren Händeln Urteil sprach. So konnte er allmählich zurückerobern und in höherem Sinne gewinnen, was seine Vorfahren besessen hatten, und was ihnen ebensosehr Last und Fessel als Vorrecht gewesen war.

Und nicht bloß die Bauern und kleinen Leute kamen zu ihrem Gutsherrn mit allerhand Anliegen und Fragen, auch seine Standesgenossen blickten auf

den Lamnitzer Hindorf als auf einen, dem man gern ein Amt anvertraute. Hindorf war sich darüber keinen Augenblick im unklaren, was es am letzten Ende zu bedeuten hatte, wenn ihm allerhand Ehrenämter übertragen wurden. Es ist nicht jedermanns Sache, ohne Entgelt arbeitsreiche und zeitraubende Geschäfte zu führen.

Er strebte nicht nach Ämtern, aber wenn sie ihm angeboten wurden, schlug er sie auch nicht aus; denn er meinte, daß in unsern Tagen der grundbesitzende Adel gut daran tue, nicht ohne Not in andre Hände übergehen zu lassen, was er noch an Prärogativen besitze. Wenn der Edelmann seine Stellung als Erster auf dem platten Lande behaupten wollte, mußte er sich regen und beweisen, daß ihm die Gabe zum Regieren nicht abhanden gekommen sei.

Die Menschen beehrten ihn mit einem Vertrauen, das er gar nicht suchte. Er sollte Allerweltshelfer sein; das war häufig genug recht lästig, so wenn Frau von Nettelmüller ihm zumutete, ihre verfahrenen Gutsangelegenheiten in Ordnung zu bringen, weil sie, wie sie sagte, keinen Menschen kenne, dem sie größeres Vertrauen schenke als ihm. An den überschwenglichen Dankesworten der Witwe lag ihm sehr wenig. Da waren ihm schließlich seine Bauern lieber mit ihrer derben, aber ernstgemeinten Offenheit; die fragten, wenn man ihnen einen Dienst erwiesen hatte, einfach: „Was bin ich schuldig?“ Und wenn man die Belohnung ablehnte: „Das kann ich nicht verlangen; ich werd's ein andermal heimzahlen.“ Denn ein unklares Konto liebt der Landmann nun einmal nicht.

In Lamnitz war ein Mann, den Ernst Hindorf besonders gern mochte: der Gutsbesitzer Perle. Dieser alte Bauer hob sich unter seinen Standesgenossen als ein besonderer Charakter hervor. Perle hatte zwei Feldzüge mitgemacht, hatte auch sonst in jüngeren Jahren etwas von der Welt gesehen. Seit Jahrzehnten bereits war er Gemeindevorsteher in Lamnitz. Wenn Hindorf irgendeine Verbesserung einführen wollte, irgendeine Beschwerde hatte oder einen Wunsch der Gemeinde gegenüber, dann wandte er sich an den alten Perle. Diese Größe umgehen hätte bedeutet: jede Aussicht auf Erfolg von vornherein aufgeben. Perle war trotz seiner großen Intelligenz in vielen Stücken ein echter Bauer geblieben. Nur ungern führte er Reformen ein; alles, was Geld kostete, haßte er instinktiv; Schritt für Schritt, nur nach zähem Kampf gab er den Forderungen der neuen Zeit nach. Trotzdem er königstreu war bis in die Knochen, blieben ihm die Regierung und das Beamtentum höchst verdächtig. Den Junker achtete er als einen ihm übergeordneten Stand, aber er blickte ihm auch scharf auf die Finger, stets auf der Hut vor Übergriffen von jener Seite. Für ein verständiges Wort in der rechten Form aber fand man den alten Perle immer empfänglich; und wenn er einmal für einen Menschen oder für eine Sache gewonnen war, dann hielt er ihnen auch unverbrüchliche Treue.

Man mußte den alten Knaben, der in den Sechzigen nicht mehr viel zu suchen hatte, auf seinem eigenen Hofe schalten und walten sehen, um von der ungebrochenen Bauernkraft, die in ihm wohnte, einen Begriff zu bekommen.

Früh um vier Uhr im Sommer stand er auf und trieb die Knechte und Mägde zur Arbeit, griff aber selbst überall mit zu, als wäre er einer vom Gesinde. Nur Feiertags sah man ihn im Rocke, sonst immer in Hemdsärmeln. Die städtischen Sachen schienen ihn zu genieren, kleideten seine knochige Gestalt auch schlecht. Der breite Rücken hatte sich unter mancher Last ein wenig krummgezogen, doch konnte der alte Perle, wenn er im Zuge der Kriegervereine, mit allen Medaillen auf der Brust, marschierte, noch höllisch stramm einherschreiten. Der große, runde Kopf war von überhängendem grauem Haar wie von einem Strohdach bedeckt. Das braunrote Gesicht zeigte wohl tiefe Linien, aber keine Runzeln und Fältchen; es sah aus wie aus Holz geschnitten, aber von keinem üblen Künstler entworfen. Nach alter Bauernart rasierte sich Perle nur einmal in der Woche, nämlich am Samstag, dann aber das ganze Gesicht. Die grauen, scharfen Augen lagen tief und besorgten das Lachen mit für den Mund, der immer in ernsten Falten lag. Die großen, ausgearbeiteten Gliedmaßen dieses Mannes glichen viel gebrauchten, aber durchaus noch nicht abgenutzten, klobigen Werkzeugen.

Durch die straff angespannte Haut sah man Sehnen, Adern und Muskeln in dicken Streifen und Bündeln liegen; von unnötigem Fleisch war auch nicht die Spur an dem ganzen hageren Körper zu entdecken.

Zum Schreiben und Lesen mußte sich der alte Perle einer Brille bedienen. Diese Beschäftigungen gingen ihm nicht ganz so flink von der Hand wie Ackern, Säen, Mähen und Dreschen; aber er brachte es immer noch fertig, die Rechnungen und Listen für die Gemeinde selbständig zu führen.

Hindorf liebte es, sich mit dem Gemeindevorsteher über die verschiedenartigsten Dinge zu unterhalten, denn aus den Einwürfen dieses Mannes konnte man immer lernen. Der alte Perle war ein tüchtiger Landwirt, aber einer vom alten Schlage. Um so mehr freute sich Herr von Hindorf, zu bemerken, daß Perle anfing, ihm einige Sachen nachzuahmen. Hindorf hatte Maschinen eingeführt, wie sie früher niemals auf Lamnitzer Flur erblickt worden waren; er hatte neues Blut in seine Herden gebracht; einige edle Getreidearten waren mit Erfolg von ihm angebaut worden. Allen diesen Versuchen hatten die Bauern anfangs mit überlegenem Lächeln zweifelnd gegenübergestanden. Nun ja, der Herr hatte ja Geld; mochte er es doch in solchen Experimenten verpulvern. Als sie jedoch die unleugbaren Erfolge seiner Neuerungen sahen, fingen die Aufgeweckten unter ihnen doch an, stutzig zu werden und nachzudenken. Hier und da fragte schon einer nach den Preisen der neuen Maschinen und der fremden Tiere oder bat um ein wenig von dem „neumodschen" Samen zur Probe. Perle war unter den ersten, die auch einmal ein Experiment wagen wollten.

Der Gutsherr hütete sich wohl, irgend etwas wie Triumph zu zeigen; er wußte, daß er damit die Bauern nur kopfscheu gemacht haben würde; sie mußten sich einbilden, daß sie selbst auf die Verbesserungen gekommen seien. Er glaubte zu erkennen, was dem Landmanne, nicht nur in seinem Dorfe, nein, in der ganzen Umgegend, fehlte: der Unternehmungsgeist. Nicht daß die Leute faul gewesen wären, im Gegenteil: sie mühten sich redlich, rackerten

sich ab von früh bis Abend. Aber man wirtschaftete noch ganz nach der Urväterweise; besonders die kleinen Leute schritten nicht fort.

Herr von Hindorf sann viel darüber, wie diesen Ärmsten in seiner nächsten Nähe zu helfen sei. Manch gutes Buch, das über diese Dinge geschrieben worden war, hatte er an einsamen Winterabenden durchgelesen. Die ausgezeichneten Ratschläge, die dort aufgestellt, die Systeme, die als unfehlbare Hilfsmittel angepriesen waren, konnte man nur leider nicht so schnell und so leicht in die Praxis umsetzen. Besonders wo man es mit dem Landvolke zu tun hatte, galt es, mit tausend natürlichen Hindernissen und mit dem verschrobenen Wesen einzelner zu rechnen. Die Bauern in irgendeiner Frage unter einen Hut zu bringen, war schwieriger als eine Herde störrischer Hammel zusammenzuhalten. Und doch war die einzige Rettung dieser Kleinen, daß sie sich zusammentaten; wie sie jetzt waren, jeder für sich wirtschaftend, aus der Hand in den Mund lebend, ohne Berechnung und Voraussicht in ihrer Wirtschaftsweise, glichen sie dünnen Stengeln, die jeder Wind knicken mochte. Wenn sie sich dagegen zusammentaten zu einer Einheit, dann konnten sie der Ausbeutung und Schädigung durch einzelne und den Gefahren durch unvorhergesehene Krisen ganz anders gewappnet entgegensehen.

Es schwebte Hindorf die Gründung einer Genossenschaft vor, zunächst für Lamnitz, die Saatgut, Vieh, Düngemittel im großen einkaufen sollte, und die anderseits den Verkauf von Milch, Butter, Getreide, Heu in die Hand zu nehmen hätte. Doch war sich Hindorf wohlbewußt, daß er bei einer solchen Gründung durch Übereifer alles gefährden konnte. Diese Dinge mußten langsam reifen. Mit einem Mißlingen verlor er nicht nur das Vertrauen seiner Leute auf immer, auch der guten Sache wurde damit unabsehbarer Schaden zugefügt.

Der einzige Mensch, dem er bis dahin einiges von seinen Gedanken eröffnet hatte, war Perle. Gerade weil er wußte, daß dieser Alte der bedeutendste Gegner seiner Pläne sein würde, wollte er an ihm zuerst seine Kraft erproben. An Perles dem nüchternen Verstande und der Erfahrung entsprungenen Einwürfen konnte er am besten sehen, was an seiner Idee war.

So weit hatte er den Alten schon, daß er zugab, die Verhältnisse, wie sie jetzt bei den kleinen Landleuten bestünden, seien auf die Dauer unhaltbar. Diese Zwergbesitzer trieben eine grausame Düngerverschwendung, hielten nur geringes Vieh, das wenig Milch gab, benutzten die Kühe wo möglich als Zugtiere, säten geringes Saatgut aus, ließen sich von gaunerischen Lieferanten übers Ohr hauen; manche von ihnen waren ganz in der Hand des Händlers, der von ihrer Milch den Rahm abschöpfte.

Alles das gab Perle zu, aber sein zäher, schwer zum Nachgeben zu bewegender Bauernverstand wollte sich noch nicht der Erkenntnis erschließen, daß für diese Schäden das Heilmittel im Zusammenschluß aller zu einer Genossenschaft zu suchen sei. Hindorf drängte sich dem Alten nicht allzusehr auf mit seiner Weisheit, wissend, daß der Bauer das nicht mag; er gab ihm dies und jenes zu lesen; dadurch hoffte er, die Ackerkrume langsam, aber sicher in die richtige Gärung zu bringen, um das Samenkorn aufgehen zu lassen. Perle, der dreißig Jahre

älter sein mochte als Hindorf, und der bereits Söhne im Mannesalter besaß, durfte sich schon herausnehmen, dem gnädigen Herrn, den er als Knaben gekannt hatte, über mancherlei seine Meinung offen zu sagen. Ernst Hindorf ließ sich gerne von dem alten, erfahrenen Bauern beraten, dem der Mutterwitz hundertfach ersetzte, was ihm an Gelehrsamkeit abging. An Sonntagnachmittagen konnte man den Schloßherrn von Lamnitz und den Gutsbesitzer Perle nicht selten Seite an Seite sehen, wie sie durch die Felder schritten, Perle, mit kritischem Auge den Saatenstand und die Bestellung der Rittergutsäcker begutachtend. Kein Lob konnte Herrn von Hindorf stolzer machen als das Perles; denn die Erfahrung eines in Arbeit zugebrachten Lebens stand dahinter.

Hindorf nahm es dem Alten auch nicht übel, wenn er ihm Ratschläge gab, die sein Privatleben betrafen. Wiederholt schon hatte Perle dem Gutsherrn gesagt, er müsse wieder heiraten. „Der gnädige Herr sind jung," so ging gewöhnlich seine Rede; „da soll der Mensch nicht allein leben; daraus wird nie und nimmer etwas Gutes. Wenn ein Mann ein tüchtiges Weib gehabt hat, dann soll er sie betrauern, ein, meinetwegen zwei Jahre lang; das ist alles, was sein kann. Dann aber muß einer sich umsehen, daß er wieder eine neue Hilfe ins Haus bekommt. Allein sein frommt nicht, das ist bei allen Ständen das nämliche. Und gar wenn man gesegnet ist mit einem großen Besitz wie Herr von Hindorf, dann muß man an Nachkommenschaft denken. Der gnädige Herr sind noch jung, aber das Alter kommt wie der Dieb über Nacht. Man will doch wissen, für wen man sich geplagt hat; man will doch die heranwachsen sehen, die einmal an unsre Stelle treten werden, wenn wir die Hände sinken lassen. Nein, nein, der Herr von Hindorf möchten sich ernstlich umsehen nach einer Lebensgefährtin."

Ernst Hindorf widersprach nicht. Der alte Perle meinte es ja gut, er hatte von seinem Standpunkte aus sogar recht; aber auch nur von seinem Standpunkte aus!

Inzwischen war ein Brief von Agathe Mildenau bei Anne Marie eingetroffen, in dem sie ihr unter dem Siegel der Verschwiegenheit mitteilte, daß sie sich mit dem Legationsrat von Rängern verlobt habe.

Anne Marie war nicht allzusehr überrascht; nach Agathens letzten Briefen hatte sie das kommen sehen. Noch weniger war sie empört, wie jene anzunehmen schien; denn Agathe bat förmlich um Verzeihung wegen dieses Schrittes und beschwor die Freundin, ihr doch nicht das Vertrauen und die Liebe zu entziehen. Anne Marie fand es im Gegenteil gut, daß es so gekommen war, und sie mußte lachen über den Passus in Agathens Brief, worin diese gleichsam zur Beruhigung mitteilte, daß sie Egon das Versprechen abgenommen habe, niemals der Freundschaft etwas in den Weg zu legen. Bald darauf trafen die offiziellen Verlobungsanzeigen ein; auch die übliche Photographie des Brautpaares blieb nicht aus. Herr von Rängern erschien auf den Bildern als ein freundlich lächelnder, eleganter, junger Herr, von korrektester Haltung, mit sympathischen, nicht gerade bedeutenden Zügen. „Genau das, was für die

gute Agathe paßt," dachte Anne Marie. Auch nicht die leiseste Regung von Eifersucht vermochte sie dem Manne gegenüber zu empfinden, der auf dem Bilde die Hand seiner Braut mit der Miene des glücklich Besitzenden festhielt.

Fürs erste würden sich die Mädchen nicht gleich wiedersehen. Agathe sollte zu den Eltern ihres Bräutigams gehen, die in einer kleinen mitteldeutschen Residenz lebten, wo der alte Rängern ein Hofamt inne hatte. Weiterhin war ein Badeaufenthalt geplant, Agathe sollte ihre Gesundheit stärken; der Winter in Berlin hatte sie doch recht angegriffen. Die Hochzeit war für den Herbst festgesetzt.

Anne Mariens Aufenthalt in Kranzfelde neigte sich dem Ende zu. Mit der Jahreszeit, in der die Natur ein neues Gewand anlegt, kam auch für Frau von Nettelmüller die Periode, wo sie zur Verjüngung ihres Leibes ein Bad aufsuchte. Dies Jahr wollte die Witwe etwas Ernstes für sich tun; an ihren Kleidern war sie gewahr geworden, daß sie im Laufe des Winters bedenklich an Umfang zugenommen hatte; fett sein paßte jedoch gar nicht in ihr Programm für diesen Sommer, in dem sich, wie sie hoffte, Wichtiges für sie entscheiden sollte. In das Bad, über das sie sich mit dem Arzte geeinigt hatte, wollte sie die Nichte aber auf keinen Fall mitnehmen. Anne Marie, so wurde im Familienrate beschlossen, sollte vielmehr nach Baderwisch gehen, zu ihren Geschwistern.

Sie freute sich, das Nest Kranzfelde verlassen zu können und in das Haus, in dem sie ihre Jugend verlebt hatte, zurückkehren zu dürfen. Freilich unter ganz veränderten Verhältnissen sollte sie es wiedersehen. Horst hatte das Haus renoviert, und was er etwa noch hatte bestehen lassen von dem Alten, das war der Neuerungssucht seiner jungen Frau zum Opfer gefallen, die irgendwelche Pietät für den traulichen Familiensitz nicht kannte. Was sie hier vorgefunden hatte an Möbeln und Hausrat, fand sie fürchterlich altmodisch oder, wie sie sich ausdrückte, „plunderig" und verkaufte es an den Trödler.

An dem Dorfe wenigstens hatte die Neuerungssucht der jungen Schloßherrin nichts verändern können; da war alles beim alten Schlendrian geblieben. Anne Marie feierte ein frohes Wiedersehen mit manchem Freunde. In Baderwisch kannte sie ja jedes Haus, jeden Winkel. Mit einem Teil der jüngeren Leute hatte sie ja die Dorfschule besucht. Die Mädchen, ihre ehemaligen Spielgenossinnen, freilich fand sie entweder verheiratet oder in Stellung; Kinder hatten sie jedenfalls fast sämtlich.

Zwischen Horst und seiner Gattin hatte sich in der kurzen Zeit ihrer Ehe eine erstaunliche Wandlung des Machtverhältnisses vollzogen. Aurelie war eine verschüchterte, scheinbar ihrem Bräutigam tiefergebene Braut gewesen, die von dem Gedanken, Frau von Plessow werden zu sollen, ganz benommen erschien. Nachdem sie diese Würde erlangt hatte, waren mit einem Male ganz andre Seiten ihres Charakters zum Vorschein gekommen. Sehr schnell erkannte sie, daß sie des Geldes wegen geheiratet worden sei; was sie etwa an Illusionen über Liebe und Glück in die Ehe eingebracht haben mochte, war ihr schon in den ersten Wochen des Zusammenlebens mit Horst auf Nimmerwiedersehen

abhanden gekommen. Doch war Aurelie nicht die Person, deshalb zu verzweifeln. Sie besaß eine ziemliche Portion angeborener und anerzogener Nüchternheit. Es hieß für sie in erster Linie sich einrichten mit dem Lose, das sie gezogen hatte; es blieb ihr bei näherem Zusehen immer noch ein Überschuß von Angenehmem über das Unangenehme. Dafür aber, daß sie sich im Grunde hinters Licht geführt sah, rächte sie sich, indem sie ihrem Manne den Kaufpreis, für den sie seinen Namen erworben hatte, ihr Geld, fühlen ließ, wie und wo sie nur konnte. Der Verkehr zwischen den beiden glich einem steten Geplänkel von spitzen Bemerkungen, Anzüglichkeiten und Vorwürfen. Meist behielt Aurelie bei solchen Gefechten die Oberhand, denn sie war von Natur rücksichtsloser und hatte ein besseres Gewissen als der Gatte. Außerdem war Horst Plessow auch viel zu bequem, um es auf einen ernsthaften Bruch ankommen zu lassen. So kam es, daß schon nach Verlauf eines halben Jahres die Partie entschieden war. Er ließ ihr ihren Willen und war froh, wenn sie ihn wenigstens vor den Menschen nicht geradezu schlecht behandelte.

Es war für Anne Marie nicht leicht, sich in die gänzlich veränderten Verhältnisse im Hause ihrer nächsten Verwandten zu finden. War es ihr damals schon schrecklich gewesen, daß ihr Bruder ein Fräulein Tubus heiratete, so kam es ihr noch viel schwerer an, die junge Frau jetzt als Herrin des Hauses schalten und walten zu sehen. Am bittersten aber war ihr die Erkenntnis, daß Horst von seiner Frau regiert werde. Sie hatte diesem Bruder niemals besonders nahegestanden, aber nun mußte sie ihn verachten als einen gänzlich aus der Art geschlagenen Plessow.

Zwischen Anne Marie und Aurelie herrschte ein steifes Verhältnis, man nannte sich zwar „du", küßte sich zum Morgen- und Abendgruß, sprach wohl auch miteinander so viel wie notwendig, aber das war auch alles. Anne Marie hütete sich, in den Zwistigkeiten der Gatten, die oft genug vor ihren Ohren ausgetragen wurden, Horsts Partei zu ergreifen; das hätte gerade gefehlt, daß sie die Schwäche ihres Bruders anerkannte, indem sie ihm beisprang. Korrektes Benehmen der Schwägerin gegenüber war die Haltung, die sie sich selbst vorschrieb, um einem Hineingezogen-werden in das eheliche Zerwürfnis zu entgehen.

Aurelie wußte ganz gut, daß die Schwägerin sie als Eindringling in die Familie betrachtete; dieses Bewußtsein machte sie nicht gerade freundlich gestimmt gegen Anne Marie. Doch war etwas in dem Wesen und Auftreten dieses Mädchens, das der Berlinerin eine gewisse Scheu einflößte. Horst verspürte es angenehm, daß sich, seit er die Schwester im Hause hatte, Aurelie in den Äußerungen ihrer Launen doch etwas mehr zusammennahm.

Horst liebte es, seine Stellung als Ältester der Familie zu betonen. Den Geschwistern gegenüber spielte er sich gern als Wohltäter auf, stand ihnen mit Ratschlägen und schönen Worten bei, die ihm ja nichts kosteten. Der älteste Plessow war bei aller äußeren Schlaffheit gar kein unbegabter Mensch; er sah ziemlich scharf, hatte ein schnelles Urteil über andrer Menschen Schwächen und Fehler und besaß eine ziemliche Portion einschmeichelnder

Beredsamkeit dort, wo es ihm darauf ankam, etwas für seine Zwecke zu erreichen.

Mit Anne Marie pflegte er auf Spaziergängen, oder wenn sie sonst unbelauscht waren, in väterlichem Tone über ihre jetzige Lage und über ihre Zukunft zu reden. Horst vertrat die Ansicht, die Schwester müsse heiraten; Anne Marie lachte ihn aus oder suchte ihn auf andre Dinge zu bringen. Aber Horst kam mit Hartnäckigkeit immer wieder auf die Behauptung zurück, gerade jetzt sei der richtige Moment für sie, unter die Haube zu kommen. Daß sie Eberhard abgelehnt habe, meinte er, sei ihm ganz recht gewesen, denn er liebe nun mal die Hindorfs nicht; außerdem könne sie eine ganz andre Partie machen als einen Leutnant. Allzulange dürfe sie aber nicht mehr warten; mit neunzehn Jahren sei ein Mädchen ohne Mitgift noch jung; ein paar Jahre später schon zähle sie zur alten Garde.

Es war die ausgesprochene Absicht von Horst Plessow, ein Haus zu machen; aber obgleich er eigentlich alles dazu Nötige besaß: ein in allen Teilen modernisiertes Wohnhaus, Dienerschaft, Komfort, beeilten sich die Gäste nicht allzusehr, zu erscheinen. Aurelie war nicht beliebt in der Nachbarschaft; man fand, daß sie allzusehr Berlinerin geblieben sei, und daß sie die guten, alten Traditionen der Gegend über den Haufen werfe. Ihre Toiletten ärgerten die Damen; ihr Aufwand, hieß es, verderbe die Preise. Nach den Diners, wenn sich die Herren ins Rauchzimmer zurückgezogen hatten, saß die junge Frau von Plessow mit gelangweiltem Gesicht im Kreise der Nachbarsgattinnen. Jene sprachen dann von Verwandten und Familienbeziehungen, die der geborenen Tubus natürlich unbekannt waren. Aurelie suchte sich dadurch an dem blauen Blute zu rächen, daß sie ihre Verachtung der kleinen Verhältnisse, in denen die meisten guten Familien ringsum lebten, offen zur Schau trug.

So wurde Baderwisch ganz von selbst zu einem Hause, in dem vor allem Herren verkehrten. Die Junggesellen kümmerten sich sehr wenig darum, ob die Dame des Hauses auch den Ton der Gegend treffe, hielten sich vielmehr an Küche und Keller, die exquisit waren. Es kam auch vor, daß Ehemänner erschienen und ihre Frauen wegen Unpäßlichkeit entschuldigten. Der Damenmangel bei den Baderwischer Festen wurde sprichwörtlich.

Viel verkehrten in diesem Hause die Kranzfelder Husaren, an der Spitze ihr Kommandeur. Manchmal kam Oberst von Chineck ganz allein zu Pferde an und erbot sich, die Herrschaften bei ihren Spazierritten zu begleiten. Horst Plessow hielt sich gute Pferde; seine Frau hatte auch Reitstunden genommen; aber es fehlte ihr das eigentliche Verständnis für Sport. Nach einigen Ausritten verlor Aurelie den Geschmack daran und überließ es in Zukunft Anne Marie, ihren Schimmel zu tummeln. Horst, der bei seinem üppigen Leben anfing, Fett anzusetzen, hatte auch die Lust verloren, in den Sattel zu steigen, und so kam es, daß Anne Marie meist allein mit dem Obersten ausritt.

Von vornherein hatte bei ihr jeder einen Stein im Brett, der von ihrem Vater nett sprach, und der Husarenoberst pflegte von dem Verstorbenen immer

nur in Ausdrücken der höchsten Bewunderung und Verehrung zu reden. Chinecks ganze Art und Weise gefiel Anne Marie. In manchen Dingen erinnerte er sie direkt an ihren Vater.

Chineck war mit dem Pferde wie verwachsen. Er hielt auf Gäule, die zu seiner schlanken Figur paßten, und war stets darauf bedacht, beim Reiten ein Bild zu machen.

Von Anne Marie Plessow wußte er, daß sie etwas von der Sache verstehe; gern zeigte er sich ihr hoch zu Roß.

Es war unter den Leutnants eine längst durchschaute und viel glossierte Tatsache, daß, wenn Fräulein von Plessow in der Nähe des Exerzierplatzes auftauchte, der Kommandeur meist auch nicht lange auf sich warten ließ. Dann nahm Chineck scheinbar nebenbei ein paar Hindernisse; ja, es wurde behauptet, daß das Regiment wiederholt habe klettern und schwimmen müssen, nur um dem Kommandeur Gelegenheit zu geben, sich an der Spitze seiner Husaren in schwierigen Situationen zu zeigen und seinen Schneid leuchten zu lassen. Daß Chineck trotz seiner grauen Haare imstande war, um eines Paars schöner Augen willen die tollsten Streiche auszuführen, war für niemanden, der seine Vergangenheit kannte, ein Geheimnis.

Es hatte einen Augenblick gegeben, in dem Anne Marie etwas Ähnliches wie Schwärmerei für den Obersten empfunden hatte, das war am Garnisonsjubiläum im Frühjahr gewesen. Seit fünfzig Jahren hatten die Husaren in Kranzfelde gestanden, und dieses Ereignis war durch eine Regimentsparade und ein Essen im Rathaus gefeiert worden. Zur Parade war Anne Marie mit ihrer Tante Nettelmüller auf den Exerzierplatz gefahren. Da, als Oberst von Chineck auf seinem weißen Vollblüter das stolze Regiment zweimal an dem Brigadier, der die Parade abnahm, vorbeiführte, war es Anne Marie heiß und kalt über den Rücken gelaufen; da schien es ihr, als ob es auf der ganzen Welt nichts Schöneres gebe als diesen Mann mit der schlanken Figur, dem dunklen, martialischen Gesicht, in der pelzverbrämten Attila, auf seinem edlen Tier.

Wenn Chineck außer dem Sattel war, verlor seine Figur beträchtlich. Er war unproportioniert gebaut, der Oberkörper kurz, die Beine dünn und krumm, echte Säbelbeine. Sein Gesicht, das durch den Kolpak gehoben wurde, zeigte in der Nähe trotz des schönen, wohlgepflegten Schnurrbarts seine Unschönheit. Die Augen waren klein und nichtssagend, die Stirn fliehend, die Mundpartie entstellt durch aufgeworfene Lippen; nichtsdestoweniger galt Herr von Chineck für gefährlich. Es umschwebte ihn der Nimbus des Lebemannes, der einen Mann in den Augen unerfahrener Frauen oft interessanter macht als noch so viel bewährte Tugend.

Horst Plessow ließ in Gegenwart seiner Schwester hier und da scherzhaft warnende Bemerkungen fallen über den Schwerenöter Chineck. Anne Marie wußte auch, daß die Mütter der Gegend ihre Töchter vor dem Oberst hüteten. Es hieß, daß er in der Weinlaune ziemlich unberechenbar sei in seinen Bemerkungen und Witzen.

Anne Marie fand diese Bedenklichkeiten lächerlich. Angst haben vor einem Mann! — Sie wollte doch sehen, welcher Herr es wagen würde, ihr Dinge zu sagen, die sie nicht hören durfte!

Die Mildenaus waren wieder nach Drosselbach zurückgekehrt. Anne Marie wurde eingeladen herüberzukommen, um Agathens Bräutigam kennen zu lernen. Die Freundinnen hatten einige Tage für sich, ehe Herr von Rängern kam. Es war genau wie in früheren Jahren; die Mädchen schliefen zusammen, vertrieben sich die Zeit mit Spazierengehen, Luftkegel, Krokett, Kahnfahren, oder sie gingen ins Dorf und besuchten Agathens Freunde. Wenn nicht hin und wieder Frau von Mildenau eine Ausstattungsfrage aufs Tapet gebracht hätte, würde man kaum gemerkt haben, daß in wenigen Monaten Hochzeit sein sollte. Agathe hatte sich nicht ein bißchen verändert; Anne Marie fand, daß sie eigentlich noch zärtlicher geworden sei als vor der Verlobung.

Natürlich wurde viel von dem Bräutigam gesprochen. Agathe äußerte sich sehr offenherzig über Egon; sie rühmte seine Vorzüge, aber sie gestand auch ganz ehrlich, daß er Schwächen und Fehler habe. Anne Marie begriff die Freundin darin nicht; wie konnte man so nüchtern sein! Wenn man einen Mann so liebte, daß man sich entschlossen hatte, die Seine zu werden, dann, meinte sie, müsse man vollständig aufgehen in einem Gefühl, das sie sich nicht stark und gewaltig genug vorstellen konnte. Ein Abwägen, Beobachten und Kritisieren dem Geliebten gegenüber erschien ihr wie Blasphemie.

Herr von Rängern kam, und Anne Marie fand, daß er genau das sei, was seine Photographie gesagt hatte: wohlerzogen, korrekt, steif, umständlich und fast etwas langweilig.

Anne Marie ahnte, daß sie Herrn von Rängern nicht besonders gefalle. Wahrscheinlich hatte Agathe ihm sehr viel und mit überschwenglichen Ausdrücken von der Freundin vorgeschwärmt und ihn dadurch von vornherein in Opposition gebracht gegen diese Rivalin. Zwar gab er sich die größte Mühe, Fräulein von Plessow gegenüber liebenswürdig zu sein, aber sicherlich kam ihm das nicht von Herzen. Anne Marie hatte das deutliche Gefühl, daß er sie im Grunde verwünsche; Agathe wiederum verlangte, daß die beiden sich nett finden, wo möglich warme Freundschaft schließen sollten, und war sehr enttäuscht, als sie da sowohl bei ihm wie bei ihr auf hartnäckigen Widerstand stieß. Für einen warmherzigen Menschen wie Agathe Mildenau war es schwer zu verstehen, und schmerzlich einzusehen, daß zwei Personen, die sie liebte, deshalb noch lange nicht sich ebenfalls lieben und verstehen wollten. Die Kühle, die zwischen Anne Marie und Herrn von Rängern herrschte, bedeutete der Braut ein stetes Kümmernis; es war das erste Gewölk, das den bis dahin völlig heiteren Himmel ihres Brautstandes trübte.

In dieser Zeit kam auch die Nachricht von Berlin, daß Eberhard Hindorf sich verlobt habe. Anne Marie wunderte sich selbst darüber, wie wenig Eindruck ihr die Nachricht machte; jedenfalls, meinte sie, hätten die Mildenaus

keinen Grund gehabt, ihr dieses Ereignis mit einer gewissen Schonung mitzuteilen.

Die Braut war eine Komtesse Riedenhaus. Agathe hatte sie in der Berliner Gesellschaft gesehen, wo sie zu den zehn schönsten Mädchen gerechnet wurde. Ganz jung konnte sie nicht mehr sein, denn sie ging in Berlin bereits den dritten Winter aus, und vorher hatte sie schon verschiedene Kampagnen an süddeutschen Höfen durchgemacht. Geld, hieß es, besitze sie nicht. Man wunderte sich, wovon das Paar zu leben gedächte. Wahrscheinlich würde der Lamnitzer Hindorf aushelfen müssen. Aber dann wieder verbreitete sich die Nachricht, Ernst Hindorf sei unzufrieden mit der Partie. Kurz, diese Verlobung gab der Nachbarschaft viel Stoff zum Kopfzerbrechen.

Obgleich Baderwisch und Lamnitz so nahe beieinander lagen, bestand zwischen den beiden Häusern so gut wie kein Verkehr. Nur Sonntags in der Kirche sah man sich; das war alles. Die Güter besaßen eine lange Grenze; sie wurde durch einen Bach gebildet, der in einem schmalen Wiesentale hinlief. Langhin an dem Wasserlaufe standen alte, herrliche Eichen, wenigstens auf Hindorfscher Seite. Auf Plessowscher waren sie unter Edes Regiment gefällt und zu Geld gemacht worden. Die Fischerei in diesem Bachlauf war gemeinsam; ebenso existierte ein alter Vertrag zwischen den Gütern, daß man sich die Wildfolge für angeschossenes Wild über die gemeinsame Grenze gegenseitig garantiere. Alle diese Einrichtungen hätten Anlaß geben können zu besonders festem Zusammenhalt, bildeten aber, wie die Menschen nun einmal sind, nur ebensoviel Anlässe zu Reibungen.

Neuerdings wurden die Möglichkeiten zu Differenzen, die schon reichlich genug vorhanden waren, noch um eine vermehrt. Horst Plessow hatte nämlich den Inspektor engagiert, der von Ernst Hindorf entlassen worden war. Der Mann räsonierte auf seinen früheren Dienstherrn, und Plessow, statt ihm den Mund zu verbieten, hörte sich an, was nur zu sehr nach seinem Geschmack war. Von seinem Vater hatte Horst das scharfe Mundwerk geerbt; doch war des Alten Schnoddrigkeit liebenswürdiger gewesen, weil der ganze verteufelt ungenierte Ede dahinter stand und seine schlechten Witze auch mit der Pistole vertrat, während der Sohn seine Pfeile nur aus gedeckter Stellung abschoß.

Anne Marie bekam im Hause ihres Bruders viel Ungünstiges über den Lamnitzer zu hören. Sie konnte nicht beurteilen, wieweit alles das wahr sei, was Horst von ihm behauptete: daß seine politische Gesinnung eine höchst zweifelhafte, daß er sich mit allerhand Dingen befasse, von denen er nichts verstehe, daß er unzuverlässig und hochmütig sei. Sie glaubte dem Bruder nicht. Eher war sie geneigt, aus dem, was hinter Herrn von Hindorfs Rücken Häßliches verbreitet wurde, sich eine günstige Meinung von ihm zu bilden.

Wenn er Sonntags in seine Loge trat (die der Plessowschen gerade gegenüberlag), war es um ihre Aufmerksamkeit für den Gottesdienst geschehen. Sie dachte dann: „Ob er jetzt herüberblickt?“ Dann wieder: „Sollst du ihn ansehen? Vielleicht wird er dann grüßen.“ Oder sie sann darüber nach, warum er eigentlich so oft zur Kirche gehe; sie wußte doch aus ihrer eigenen

Familie, wie schwer es war, die Herren dazu zu bewegen. Vielleicht ging er aus Langweile. Wie bitter einsam mußte es überhaupt für ihn sein in Lamnitz! Er war kein Reiter und auch nicht passionierter Jäger. Horst behauptete ja von ihm, er studiere die Nächte durch und davon kämen seine verrückten Ideen. Ob er seine Frau geliebt hatte? Manche Leute behaupteten es; andre, wie Horst, sagten, er habe sie nur des Geldes wegen geheiratet, und seine Trauer um sie sei nichts als Tuerei. Aber er hatte so gar nichts vom Schauspieler an sich. Wenn man ihn in der Lamnitzer Loge sitzen sah, wie sich sein Kopf scharf umrissen gegen die weißgetünchte Wand abhob, erschienen seine Züge ernst und männlich. Er hatte eigentlich nichts zum Verlieben an sich; für ihn schwärmen, so auf zehn Minuten bloß, wie man es wohl für einen netten Herrn konnte, nach dem Souperwalzer oder wie damals für Oberst von Chineck bei der Parade, das wäre ihr Ernst Hindorf gegenüber undenkbar gewesen. Ganz andre Gefühle erregte er in ihr, etwas wie ein unbegrenztes Vertrauen, etwas wie den Wunsch, gut zu sein, etwas wie das Verlangen, ihm nahe zu sein, in seinem Leben etwas zu bedeuten. Anne Marie legte sich ganz offen die Frage vor: Was war es denn? Was zog denn immer wieder ihre Blicke mit geheimer, unwiderstehlicher Macht nach jenem Logenfenster ihr gegenüber, wo sich die Silhouette seines Kopfes von der hellen Wand dahinter abhob? Warum horchte sie während des Gesanges auf die schöne, sonore Tenorstimme, die von da drüben durch die kleine Kirche deutlich zu ihr herüberklang, mit einer Aufmerksamkeit, die sie oft das Mitsingen vergessen machte?

Das Kirchgehen war im Baderwischer Hause nicht sehr Mode. Horst war zwar Patron und ließ sich darum bei hohen Festen im Gotteshause blicken, um der Leute willen, und weil es zur guten Gesinnung gehörte, die Kirchlichkeit zu unterstützen; an den gewöhnlichen Sonntagen aber schickte er lieber die Damen, sich die Predigt anzuhören. Aurelie aber machte sich auch nichts aus dem „frommen Salat". Sie war in freisinnigen Anschauungen aufgewachsen und fand außerdem das Baderwischer Kirchlein mit seinen hölzernen Emporen, niedriger Decke und dem Bauerngeruch, der darin herrschte, einen fürchterlichen Aufenthalt.

So kam es nicht selten vor, daß Anne Marie als einziges Glied des Plessowschen Hauses des Sonntags zur Kirche ging, und Horst verfehlte dann nicht, bei Tisch ihren frommen Eifer zu beloben.

Die Hochzeit in Drosselbach fand im Herbst statt, nachdem die Manöver vorüber waren. Kammerherr und Frau von Mildenau wollten eine große Festlichkeit, bei der gezeigt werden sollte, was das Haus vermöge; war Agathe doch das einzige Kind, das sie zu vergeben hatten.

Nicht weniger als sechs Brautjungfern sollten der Braut zum Altare folgen; Anne Marie Plessow war die erste. Ihr Führer sollte der einzige Bruder des Bräutigams, Hauptmann von Rängern vom Generalstab, sein.

Für den Polterabend waren große Dinge geplant. Die Husaren tanzten eine Zigeunerquadrille. Ein Theaterstück sollte aufgeführt werden; außerdem waren noch allerhand Einzeldarstellungen geplant.

Anne Marie mußte überall mitwirken. An der Spitze von einigen Drosselbacher Bauernmädchen, die dem Gutsfräulein im Dorfe hergestelltes Leinen überreichten, sollte sie als Dolmetscherin auftreten. Sie war von den Mädchen selbst darum angegangen worden, die sich vor dem Sprechen genierten. Anna Marie hatte, so gut sie konnte, ein Paar Verse für den Zweck gemacht, die sie im Dialekt der Gegend sprechen wollte. Aber auch die Husaren verlangten, sie müsse ihre Quadrille mittanzen; ohne sie gehe es nicht. Und schließlich mußte sie auch noch bei dem Theaterstück einspringen. Marka Weudena sollte da eigentlich die Rolle der eifersüchtigen jungen Frau geben; ihr Partner war Job Plessow. Aber es stellte sich bei den Proben heraus, daß Marka vollständig unfähig sei, eine Rolle zu behalten, vom Agieren ganz zu schweigen. Sie sah es selbst ein und legte kurz vor der Generalprobe die Rolle nieder. Die ganze Aufführung drohte daran zu scheitern. Da wurde im letzten Augenblick Anne Marie als Helferin herangeholt, und alle Welt war sich darüber einig, daß durch ihr Mitwirken aus dem Schwank überhaupt erst etwas Lebendiges wurde.

Sie war unbedingt die Königin des Polterabends und empfand das mit Stolz. Sie wußte, daß sie die sämtlichen Mädchen der Umgegend, die Weudenas, und wie sie heißen mochten, ausstach. Die einzige junge Dame, die mit ihr rivalisieren konnte, war eine Fremde, Komtesse Riedenhaus, Eberhard Hindorfs Braut. — Das Wiedersehen zwischen Eberhard und Anne Marie war so glatt und scheinbar ohne alle Hintergedanken wie nur möglich. Selbstverständlich sah sich Anne Marie die Komtesse mit besonderen Augen an und war sich dabei bewußt, auch von ihr mit kritischen Blicken gemustert zu werden. Eberhard Hindorf hatte, was die äußere Erscheinung seiner Auserwählten betraf, keinen schlechten Geschmack entwickelt. Die Komtesse war eine große, schlanke Erscheinung, mit langem, schmalem Gesicht, das, im Profil gesehen, besonders schön wirkte; en face störten ihre hochgezogenen Augenbrauen den Gesamteindruck etwas. Sie hatte Haltung, Gang und Sprechweise einer Dame der großen Welt. Man mußte sie neben einer Person wie Marka Weudena sehen, die in ihrer Art auch eine Schönheit war, um ihre ganze Überlegenheit zu erkennen. Anne Marie konstatierte sofort, daß die Komtesse unzweifelhaft große Mittel besitze, Figur, Teint, Haar, daß diese Mittel aber auch auf das raffinierteste zur Geltung gebracht waren. Sie war für dieses ländliche Fest entschieden zu großartig angezogen; ihre Toilette stach alle andern an Pracht aus. Weniger wäre in diesem Falle mehr gewesen. Sie sah nicht wie ein junges Mädchen aus. Ihr Alter schien überhaupt schwer zu definieren, und möglicherweise hatten jene recht, welche behaupteten, Komtesse Riedenhaus sei um ein Jahr älter als Eberhard Hindorf. Unbestreitbar waren die beiden ein stattliches Paar. Die Komtesse verhielt sich sehr reserviert, tanzte den ganzen Abend nur mit ihrem Bräutigam und saß im übrigen bei ihrer Mutter, einer großen, unzufrieden dreinblickenden Dame

mit hochmütigem Gesichtsausdruck, die eine um zwanzig Jahre ältere Ausgabe ihrer Tochter darzustellen schien.

Diese beiden Damen brachten ein fremdes, kaltes Element in die Gesellschaft; im übrigen herrschte jener Ton ungezwungener Gemütlichkeit, wie er nur zwischen Menschen von ungefähr gleicher Lebenslage aufkommen kann. Anne Marie mußte an die Hochzeit von Horst und Aurelie denken mit ihrer unglücklichen Gesellschaftsmischung; auch Doktor Tubus fiel ihr ein, der damals ihr Partner gewesen war. Der Herr, der diesmal sie führte, war für sie auch der Vertreter einer ihr bis dahin unbekannten Menschengattung. Hauptmann von Rängern gehörte zur Klasse der gelehrten Offiziere. Er war in Erscheinung und Auftreten ausgesprochener Bureaumensch. Für Anne Marie Plessow aber war bisher der Husar der typische Soldat und der Kavallerist überhaupt der einzig mögliche Tänzer gewesen. Der Generalstäbler war seinem Bruder, dem Legationsrat, sehr ähnlich; auch im Wesen, das sah Anne Marie auf den ersten Blick. Sehr wohlerzogen und korrekt, aber langweilig. Er tanzte schlecht, und Anne Marie, die er zum Souperwalzer engagiert hatte, war froh, daß sie ihm in einem fort zu Extratouren entführt wurde.

Der Lamnitzer Hindorf, der sonst nicht in Gesellschaften, wo getanzt wurde, zu gehen pflegte, hatte seiner Nichte zu Ehren von dieser Regel eine Ausnahme gemacht. Anne Marie sah ihn, während sie Theater spielte, als sie von der kleinen Bühne herab einen Blick ins Publikum warf, unter einer Anzahl Herren am andern Ende des Saales stehen. Beinah hätte das Bewußtsein, daß er sie sehe, sie aus dem Konzepte gebracht. Die Rolle, die sie zu spielen hatte, kam ihr mit einem Male so läppisch vor. Sie konnte nur immer denken: „Was wird er dazu sagen? Welchen Eindruck machst du ihm?“ — Auch die ganze Zeit über, als sie den Czardas tanzte, wurde sie ähnliche Gedanken nicht los. Das Bewußtsein, daß er in der Nähe sei, daß sein Blick auf ihr ruhe, auf ihrem Kostüm, ihren Bewegungen, daß er sie vielleicht mißbillige, hatte etwas tief Beunruhigendes für sie, und sie mußte alle Energie zusammennehmen, um nicht aus den einstudierten Rollen zu fallen.

Während des ganzen übrigen Festes sah sie dann wenig von ihm. Als sie in einer Tanzpause durch ein Nebenzimmer kam, saß er dort mit dem alten Wendena von Dromsdorf, in eifriges Gespräch vertieft. Als Damenengagement angesagt war, erschien er einen Augenblick unter den Tanzenden; seine zukünftige Schwägerin, Komtesse Riedenhaus, hatte ihn dem Herrenzimmer entrissen.

Das Fest endete mit einem brillanten Kotillon, der sich bis tief in die Morgenstunden hinein ausdehnte.

Anne Marie war in einer ihr ganz neuen, aufgeregten Stimmung. Die Aufführungen waren anstrengend gewesen; viermal hatte sie Toilette wechseln müssen an diesem Abend. Dann das Souper mit Champagner und nun das Tanzen. Sie hatte das Gefühl, als sei sie eigentlich furchtbar müde; aber sie hätte sich geschämt, das einzugestehen. Tanzen, nur immer tanzen! Sowie sie aufhörte, das fühlte sie, würde sie zusammenbrechen. Es war, als wollte sie etwas in sich übertäuben, einen Schmerz, eine Enttäuschung, eine große

Ungeduld. Ein paarmal, in den Pausen, wenn ihr Tänzer sie gerade nicht unterhielt, hatte sie das Gefühl, laut aufweinen zu müssen. Sie biß dann die Zähne zusammen und machte irgendeine komische Bemerkung. Ihr Partner lachte, und die Unterhaltung war wieder im Gange.

Wiederholt hatte Oberst von Chineck sie zu Extratouren geholt. Beim Kotillon, den sie mit dem Regimentsadjutanten tanzte, hatte der Kommandeur sich ihnen beigesellt. Der Adjutant tanzte vor und war darum viel beschäftigt; Chineck vertrat ihn bei der Tänzerin.

Sie saß auf einem Rohrstuhl, der Oberst hinter ihr; über ihnen hingen Zweige von irgendeinem Gewächs, mit denen der Raum dekoriert war. Chineck sprach im Flüstertone zu ihr; er sagte ihr allerhand grobe Schmeicheleien über ihr Spiel und ihr Tanzen. Sie empfand es auf einmal mit Scham, daß sie dekolletiert war; den ganzen Abend hatte sie daran noch nicht gedacht. Sie drehte ihren Stuhl ein wenig, um dieser peinlichen Situation etwas zu entgehen. Dabei blickte sie in Chinecks Gesicht, das ihr ganz nahe war. Es war ihr noch niemals aufgefallen, daß er so häßlich sei. Ein gieriger Ausdruck lag in seinen Zügen. Hatte er zuviel getrunken, daß er sie so anstarrte mit unruhig glänzenden Augen, feuchten Lippen und dunkelgeröteten Wangen? Widerlich! Sie bat ihn, ihren Schal zu holen, der irgendwo in einem Nebenzimmer liegen müsse, da sie sich zu erkälten fürchte. Chineck kam nach einiger Zeit wieder und brachte das gewünschte Tuch. Anne Marie legte es um ihre Schultern. „Schade!“ flüsterte der Oberst und nahm wieder hinter ihr Platz. Sie war von Herzen froh, als der Kotillon endlich sein Ende nahm.

Der Polterabend hatte an einem Sonnabend stattgefunden. Am Montag sollte Hochzeit sein. Der Sonntag dazwischen war zur Erholung bestimmt.

Anne Marie wohnte in Drosselbach für die ganze Dauer der Hochzeit. Außer ihr gehörten zum Hausbesuch Gräfin Riedenhaus mit Tochter, Eberhard Hindorf und die Gebrüder von Rängern. Viele andre Gäste waren auf den Gütern der Nachbarschaft untergebracht.

Am Sonntagmorgen wurde sehr lange geschlafen. Erst gegen Mittag erschienen die Damen zum Frühstück, aber dann fuhren auch schon Gäste vor. Nachmittags konzertierte die Husarenkapelle im Park von Drosselbach. Zwischen den Dorfleuten, denen die Anlagen geöffnet waren, bewegten sich Neugierige aus der Umgegend und einzelne zur eigentlichen Gesellschaft Gehörige, die das Bedürfnis empfanden, sich bei der Bevölkerung populär zu machen. Um sechs Uhr nachmittags war Diner. Mit Hilfe eines Berliner Kochs vermochte das Drosselbacher Haus den außerordentlichsten Anforderungen zu genügen. Gegen Abend entfernten sich dann die auswärtigen Gäste. Man sah ein, daß den Wirten und dem Brautpaar für den bevorstehenden Hochzeitstag Ruhe gegönnt werden müßte.

In den Nachmittagsstunden war Ernst Hindorf wieder herübergekommen. Er wollte der Schwester mit Wagen, Pferden, Kutscher, Diener und Silber aushelfen. Auch er würde im Hause übernachten.

Punkt zehn Uhr müsse alles im Bett sein, hatte Frau von Mildenau erklärt, schon damit die Dienerschaft in dieser Nacht zur Ruhe komme. Die Stunde, die bis dahin noch war, verbrachte man im großen Gartensalon, der nach dem gestrigen Ball wieder eingeräumt war.

Man saß in kleinen Gruppen an den verschiedenen Etablissements des großen Raumes beieinander. Das Ehepaar Mildenau mit der Gräfin Riedenhaus, das Brautpaar Hindorf-Riedenhaus für sich, während Agathe verlangte, daß Anne Marie bei ihr und ihrem Bräutigam bleiben müsse. Ernst Hindorf und Hauptmann von Rängern hatten im Nebenzimmer eine Zigarre geraucht und kamen jetzt in den Gartensaal, sich nach Plätzen umsehend. Die Komtesse erhob sich halb von ihrem Platze und wies auf einen Stuhl neben sich. Dieser Wink galt natürlich dem Lamnitzer. Herr von Hindorf jedoch schien übersehen zu haben, daß er dort gewünscht wurde, wie es denn überhaupt auffiel, daß er das Entgegenkommen, welches die zukünftige Schwägerin ihm erwies, mit ziemlicher Kühle erwiderte. Hauptmann von Rängern aber bezog die Einladung der schönen Komtesse auf sich und nahm neben ihr Platz.

„Er wird zu den alten Leuten gehen!“ dachte Anne Marie klopfenden Herzens bei sich; ihren Augen war diese kleine Szene nicht entgangen. Aber der Lamnitzer kam direkt auf sie zu und setzte sich neben sie, mit der unverkennbaren Absicht, sich mit ihr zu unterhalten.

Ernst Hindorf sagte ihr, wie sehr ihm das Gedicht gefallen habe, das sie am Polterabend gesprochen, als sie an der Spitze der Bauernmädchen die Leinwand überreicht hatte. Er bewundere es, wie sie darin den Ton der Gegend getroffen habe. Das sei echt gewesen und zum Herzen gehend.

Anne Marie war für den ersten Augenblick ganz benommen über das Lob für eine Leistung, auf die sie selbst gar keinen Wert legte. Diese Verse hatte sie spielend gemacht, zufällig gleichsam; kaum daß sie sich viel dabei gedacht hatte. Daß sie „echt“ seien, war ihr ganz neu. Sie hatte auch gar nicht bemerkt, daß Herr von Hindorf Zeuge davon gewesen war, als sie sie aufsagte.

Sein Lob tat ihr unaussprechlich wohl, und dennoch hatte sie das Bedürfnis, ihn nichts von ihrer Genugtuung merken zu lassen. Sie sagte, es sei am Ende kein Wunder, daß sie den Dialekt der Gegend beherrsche: sie wäre ja als Kind halb und halb mit der Dorfjugend aufgewachsen.

Herr von Hindorf kam dadurch auf die Baderwischer Leute zu sprechen; er kannte das Nachbardorf gut. Es fand sich, daß man unter den Dörflern viele gemeinsame Bekannte besaß.

Es war Anne Marie immer als selbstverständlich erschienen, wenn sie zu Hause war, ihre alten Freunde im Dorf aufzusuchen. Sie hatte sich niemals eine Lebensaufgabe daraus gemacht: es war ihr mehr eine Unterhaltung gewesen. Ebenso wie sie im Pferdestall Bescheid wußte, kannte sie auch die Hütten der kleinen Leute; das gehörte eben zum Landleben; sie wußte es nicht anders.

Es war zum ersten Male in ihrem Leben, daß sie zu jemandem ihresgleichen ernsthaft über solche Fragen sprach. Horst pflegte die Dorfleute nur

immer ins Lächerliche zu ziehen. Frau von Nettelmüller verachtete sie als elendes Pack, und Aurelie rümpfte erst recht die Nase über das Landvolk. Daß man mit Liebe von ihnen reden könne, ja, mit Achtung, war für Anne Marie etwas Neues. Inzwischen hatte Agathe sich erhoben und auch ihrem Bräutigam einen Wink gegeben, ihr zu folgen, so daß die beiden jetzt allein waren.

Ernst Hindorf kam dann auf irgendwelchen Umwegen des Gesprächs auch auf Beobachtungen zu sprechen, die er in andern Ländern über das Landvolk gemacht hatte. Er sprach vom russischen Muschik, vom norwegischen Bauer, vom nordamerikanischen Farmer.

Anne Marie war sehr stolz darauf, daß er so zu ihr sprach, daß er sie so ernsthaft nahm. Was er sagte, war sicherlich sehr treffend, ja, bedeutend; aber daß er es gerade ihr erzählte, ihr allein, nicht etwa zu der ganzen übrigen Gesellschaft sprach, erschien ihr viel wichtiger.

Sein Ton hatte so etwas Überzeugendes, Sicheres und Beruhigendes. Sie würde ihm die unwahrscheinlichsten Dinge geglaubt haben. Wie lauschte sie diesem sonoren, männlichen Organe mit tiefstem Entzücken! Es hatte etwas wie Orgelklang in der Kirche. Sie hütete sich, darauf zu erwidern. Reden war ja gar nicht nötig. Eine Unterhaltung im gewöhnlichen Sinne war das doch nicht, wenigstens für sie nicht. Etwas Symbolisches lag darin, das auf größere Dinge hinauswies. Mit geheimem Bangen sah sie den Zeiger drüben an der Pendule auf zehn Uhr rücken.

Und seine Augen! Es war ihr, als seien sie selbständige Wesen, als hätten sie ein Leben ganz für sich. Ihre Sprache wirkte noch ganz anders, bedeutungsvoller, ergreifender auf sie als das, was sein Mund sagte. Es lag nichts eigentlich Beobachtendes in seinem Blick und doch etwas Verstehendes. Man hatte diesem Manne gegenüber das Gefühl, er sehe einen durch und durch. Und doch wieder war nichts in dem Blicke, wovor man sich hätte ängstigen müssen. Vorige Nacht, als Chineck sie so dreist angestarrt hatte, war ihr gewesen, als entkleide sie dieser Männerblick. Diesen Augen gegenüber fühlte man sich geborgen. Es lag ein so tiefes Mitgefühl, ein stilles, melancholisches Begreifen aller Dinge und aller Wünsche darin.

Wie konnte ein Mensch solche Macht ausüben, ein Mann noch dazu, ein wildfremder Mann! Sie hatte gelesen, daß es solche Mächte gebe, gefährlicher Natur, unheimliche Einflüsse, denen man machtlos hingegeben war. Aber das hier war nichts Schlechtes, nichts Widernatürliches; eher war es etwas Frommes, Geheiligtes. Wieder, wie schon manchmal in der Kirche von Baderwisch, wenn sie ihn in der Loge gegenüber wußte und das Gefühl seiner Nähe hatte, kam der Wunsch über sie, gut zu sein, weiter nichts: nur gut zu sein! — —

Die Pendule auf dem Kaminsims verkündete mit feinen, gedämpften Schlägen die zehnte Stunde. Frau von Mildenau erhob sich. Das war das Zeichen zum allgemeinen Aufbruch.

Anne Marie hörte, wie Agathe ihr ins Ohr flüsterte: „Ich komme dann noch zu dir.“ Sie sah, wie dann die Braut herumging, wie alle ihr bedeutungsvoll die Hand gaben, wie die Frauen sie besonders zärtlich und lange

umarmten. In Herrn von Mildenaus Augen blinkten Tränen, als er die Tochter, die sich vor ihm verneigte, aufs Haar küßte. Der Bräutigam stand mit Armersündermiene daneben. Schließlich verließ Agathe, begleitet von ihrer Mutter, das Zimmer. Das alles sah Anne Marie, aber es war ihr, als geschehe es nur im Traume.

Die Gräfin-Mutter mit ihrer Tochter schickte sich ebenfalls an, sich zurückzuziehen. Anne Marie sagte ein flüchtiges „Gute Nacht!" und eilte auf ihr Zimmer.

Sie entkleidete sich, machte ihr Haar — alles, wie sie es gewohnt war; aber das Gefühl des Traumhaften wich nicht von ihr.

Daß sie nicht schlafen würde, wußte sie im voraus. Auch in der vorigen Nacht war sie erst spät zur Ruhe gekommen. Die Aufregung des Balls hatte ihr wie ein Fieber im Blute gelegen. Sie war Chinecks gerötetes Faunengesicht mit den gierigen Augen nicht aus ihren Visionen losgeworden.

Aber heute stand es ganz anders um sie. Als sie jetzt im Bette lag, klopfte ihr Herz so gewaltig, daß es ihr war, als müsse man es hören durch die stille Nacht. Sie fühlte sich wie verzaubert. Ganz still lag sie, die Hände über der Decke gefaltet, starrte mit weit offnen Augen ins Dunkel. Aber es schien ihr, als sei um sie her Licht, hellstes Licht, und aus der Ferne hörte sie Töne. So etwa mußte das Meeresrauschen klingen, das sie in ihrem Leben niemals gehört hatte, so leidenschaftlich, gewaltig, ergreifend.

Sie lebte das ganze Gespräch, das sie eben mit Ernst von Hindorf gehabt hatte, noch einmal durch. Aber es ward alles in eine höhere, fast überirdische Sphäre gehoben in ihrer Erinnerung. Es waren seine Worte, seine Stimme, seine Züge, seine Augen, die sie sah und hörte, aber er wie sie waren verwandelt, befanden sich irgendwo in einem Lande größerer Freiheit, reinerer Schönheit, wo jedes Wort, jeder Blick eine tiefere Bedeutung erhielt. Dort galten andre, freiere Gesetze als hier. Dort durfte sie ihm ungescheut in die Augen blicken, dort durfte sie dem tiefen Bedürfnisse der Seele folgen, seine Hände gegen ihr Herz drücken und sie küssen.

O wenn Agathe doch nur nicht kommen wollte! Wenn sie doch nur hätte allein bleiben können! Allein mit ihren Gedanken!

Niemand sollte darum wissen, auch Agathe nicht, wie es um sie stand. Niemand konnte ja die Größe dessen begreifen, was sich in ihr vollzog. Mit gewöhnlichen Worten, wie sie die Menschen brauchten, um etwas zu erklären oder zu beschreiben, konnte man davon gar nicht sprechen. Selbst das Wort „Liebe" erschien ihr zu klein, zu matt für das, was sie empfand. Es war ein Gefühl von Vergehen-wollen, von Hinsinken-müssen, von willigem Sichbeugen und inbrünstigem Niederknieen vor dem Einzigen.

Aber Agathe kam dennoch. Leise tat sich die Tür auf, leise schloß sie sich wieder; unhörbar fast kam eine weiße Gestalt auf Anne Mariens Bett zu und ließ sich auf dem Stuhl neben ihr nieder.

„Ich konnte nicht eher kommen," flüsterte Agathe. „Verzeihe nur! Aber die Mutter wollte sich heute gar nicht von mir trennen. Sie war so gerührt, die gute Mutter, wie ich sie gar nicht kenne. Allerhand Ratschläge hat sie

mir noch gegeben. Sie würde sehr böse sein, wenn sie wüßte, daß ich noch bei dir bin."

Anne Marie erwiderte nichts darauf.

„Wenn doch nur erst der morgige Tag überstanden wäre!" seufzte Agathe. „Egon geht es gerade so wie mir. Er sagte vorhin: ‚Es ist gut, daß man nur einmal getraut wird im Leben.'"

„Das will eine Braut sein!" dachte Anne Marie bei sich.

„Was ist dir?" fragte Agathe und suchte der Freundin Hand zu streicheln.

„Nichts! Ich glaube, ich bin müde," entgegnete Anne Marie.

„Laß mich ein wenig zu dir," sagte Agathe. „Es ist ja das letzte Mal. Morgen — — — ach, Anne Marie, ich freue mich nicht." Das Mädchen seufzte, die Freundin rückte zur Seite, so daß ein Platz frei wurde im Bett. Agathe legte sich neben sie und schlang den Arm um der Freundin Schultern. „Nur noch ein bißchen bleib wach", bat Agathe, „und höre mir zu. Ich kann nicht einschlafen. Es kommen einem so merkwürdige Gedanken. Ach, wäre es doch nur vorüber! Meine Mutter hat mir solch merkwürdige Dinge gesagt. Ich weiß nicht, ich fürchte mich fast."

Die Braut verbarg ihr Gesicht an Anne Mariens Hals und zog das Tuch an sich. Es war, als suche sie Schutz vor irgendeinem Angriff.

Anne Marie konnte kein Mitgefühl empfinden. Agathe hatte es doch so gewollt; niemand hatte sie gezwungen. Was wollte sie denn nun? Jetzt den Mut sinken lassen, war Schwäche, deren sie sich an Agathens Stelle geschämt hätte.

Sie machte sich frei von dem Arme, der um ihre Schulter lag, und sagte: „Agathe, ich kann dir nicht helfen; laß uns schlafen."

„Ja, du hast recht! Ich will auch gleich gehen. Aber eins sage mir doch noch, Anne Marie, in dieser Nacht . . ." Sie zögerte.

„Was denn?"

„Ich meine, du könntest es mir doch sagen! Wozu sind wir Freundinnen? Wenn man das nicht einmal haben soll von der Freundschaft! Ich habe es dir doch auch sofort geschrieben, als Egon sich mir näherte. Alles habe ich dir immer gesagt und dich sogar um Rat gefragt, und du verschweigst mir deine Gedanken und Gefühle; das ist nicht nett von dir! Dabei sehe ich doch, was mit dir ist. Denke nur nicht, daß man das nicht sieht." Agathe sprach in weinerlichem Tone, dem man das Beleidigtsein deutlich anhörte.

„Wovon sprichst du eigentlich?" rief Anne Marie barsch und setzte sich mit einemmal im Bette auf.

„Ach, du weißt es doch ganz gut," meinte Agathe kleinlaut. Anne Mariens schroffes Wesen machte sie ganz verlegen. „Wir kennen uns doch schon so lange, und ich weiß doch, wie du bist. Ich würde auch gewiß niemandem ein Wort davon sagen. Es ist ja kein Unrecht, einen Mann zu lieben. Ich habe es dir längst angemerkt, schon damals, als du sagtest, er hätte so schöne Augen, schon da ahnte ich etwas. Denke nur nicht, daß ich mich wundere. Im Gegenteil. Ich kann dich so gut verstehen. Vorhin, als ich euch zusammensitzen sah, fand ich, daß ihr so gut zusammenpassen würdet. O Anne Marie, gestehe es doch ruhig ein, daß du ihn liebst!"

Sie versuchte, die Freundin zu umarmen. Aber Anne Marie stieß sie heftig zurück. „Schweig!“ rief sie; „es ist nicht wahr.“

„O wie du stolz bist, Anne Marie!“ seufzte Agathe.

Nachdem die Drosselbacher Hochzeit vorüber war, kam Oberst von Chineck noch häufiger nach Baderwisch geritten als früher. Jetzt, wo Pirschgang und Anstand vorüber waren, schien es ziemlich klar, daß sein Kommen nicht gut den Rehböcken gelte.

In andern Jahren pflegte Herr von Chineck, wenn das Manöver vorüber war, auf Urlaub zu gehen. Er begab sich dann zu Freunden, die berühmte Fasanenreviere hatten, oder in die Hasengegenden zur Treibjagd. Die Husaren rechneten mit diesem Urlaub schon als mit einer feststehenden Einrichtung. Aber dies Jahr blieb der Kommandeur gegen alle Gewohnheit in Kranzfelde kleben.

Er erschien meist im zeitigen Nachmittag in Baderwisch, begleitet von seinem Burschen, und fragte an, ob er mit den Herrschaften ausreiten dürfe. Horst hatte immer irgendeinen Grund, um für sich und seine Frau abzulehnen; Anne Marie blieb dann allein übrig.

Es war ein langer, trockener Herbst. Hin und wieder kündeten Nachtfröste wohl das Nahen der kalten Jahreszeit an, aber die Tage waren sonnig und klar. Das beste Reitwetter.

Sie ritten meist querfeldein. Das Feld lag jetzt größtenteils schon als Sturzacker, und von den Wiesen war das Grummet eingebracht. Außerdem war Chineck auch nicht besonders ängstlich, was Klagen wegen Flurschäden anbetraf. Die Großgrundbesitzer waren seine guten Bekannten, und dem Bauer, wenn er sich beschwerte, warf man ein Zehnmarkstück hin; dann hielt er das Maul.

Die beiden streiften die ganze Gegend ab. Die Dörfer umkreisten sie in weitem Bogen. Es gab bald keinen Graben mehr, über den sie nicht gesprungen wären, keinen Wasserlauf, den sie nicht durchritten hätten. Anne Marie hatte noch nie zuvor gefühlt, wie schön ihre Heimat sei. Diese weiten Flächen welligen Geländes, brauner Äcker abwechselnd mit grünen Saatstücken. Dazwischen der blanke Spiegel eines Teiches, mit einem Schilfkranz darum. Hie und da eine sandige Feldkuppe, mit krüppeligen Kiefern bewachsen, düsterem Ginster und schlanken Birkenstämmen. An den Bachläufen hin alte Eichen, Eschen und Erlen. Die Stoppelfelder ganz eingesponnen vom Altweibersommer. Über ihnen in unendlicher Höhe verspätete Kranichflüge im Dreieckzuge oder die Wildgans. In den feuchten Wiesen der melancholische Ruf des Regenpfeifers.

Man hätte sich keinen besseren Begleiter bei solchen Ritten wünschen können als Herrn von Chineck. Er hatte den Blick des Sportsmanns und Offiziers vereinigt. Nichts entging seinem Auge; an alles ritt er heran; nichts durfte ununtersucht bleiben. Anne Marie setzte ihren Ehrgeiz darein, niemals hinter ihm zurückzubleiben oder irgendein Hindernis zu umgehen.

Nichts hätte die gute Kameradschaft der beiden gestört, des grauhaarigen Husaren und des jungen Mädchens, wenn Chineck nicht manchmal, anstatt zu reiten, Unterhaltung hätte machen wollen. In Anne Mariens Augen eine höchst unnütze Unterbrechung. Ihr lag gar nichts daran, daß er ihr sein Herz ausschüttete über alle möglichen Dinge, ihr seine Ansichten auskramte über Politik und Gesellschaft, ja, über Kunst und Wissenschaft — Sachen, die er wahrscheinlich tags zuvor in der Zeitung gelesen hatte. Wenigstens ertappte ihn Anne Marie einmal dabei, daß sie einen Artikel, den sie am Morgen in der „Kreuzzeitung" gelesen, abends mit geringen Variationen von dem Husarenkommandeur rekapituliert bekam. Wozu das? Wollte er ihr mit Wissen imponieren? Sie fand, daß ihm die Rolle des Schulmeisters sehr schlecht zu Gesicht stehe.

Noch schlimmer war es, wenn Herr von Chineck sentimental wurde. Denn auch das kam vor. So machte er einmal, als sie nach einem herrlichen Kanter über Äcker und Saaten gegen Abend nach Baderwisch zurückkehrten, seine Glossen über das Abendrot, indem er die starke Passion eines älteren Mannes damit verglich. Ein andermal begann er ganz unvermittelt davon zu erzählen, wie traurig es doch sei, wenn ein Herr eine Dame liebe und von ihr nicht verstanden werde. Anne Marie konnte sich nicht helfen, aber ihr Kavalier kam ihr in solchen Augenblicken geradezu fade vor. Warum mußte er so aus der Rolle fallen? Sie schlug dann meistens eine schnellere Gangart ein, gleichsam um weitere Deutlichkeiten zu coupieren. Obgleich Chineck ein vorzüglicher Reiter war, hatte er die Kunst doch noch nicht erfunden, im starken Galopp Süßholz zu raspeln.

Einmal ritten sie auch über Lamnitzer Flur. Auf einem Feldstück dicht am Waldrande pflügten vier Knechte mit Ochsen. Ein Mann stand dabei mit hohen Stiefeln, mit Jägerhut und Lodenjoppe angetan. Es war der Lamnitzer Hindorf.

Anne Marie, die ihn noch vor Chineck erkannt hatte, wollte vorbeireiten, möglichst unbemerkt. Der Gedanke war ihr auf einmal peinlich, bei Abenddämmerung allein mit Herrn von Chineck von Ernst Hindorf gesehen zu werden. Aber der Husar sprengte, sowie er den Gutsherrn erblickt hatte, über den Acker weg auf ihn zu. Es blieb Anne Marie nichts andres übrig, als zu folgen.

Man schüttelte sich mit Herrn von Hindorf die Hand. Chineck bat pro forma um Erlaubnis, über seine Felder zu reiten. Dann besprachen die Herren in aller Eile ein Aufsehen erregendes Tagesereignis, das die Gemüter gerade bewegte; Anne Marie hielt neben ihnen und sagte nichts.

Endlich erinnerte sich Herr von Chineck seiner Kavalierspflichten. Er bat seine Dame um Entschuldigung und empfahl sich dem Lamnitzer. Dann setzte man den Ritt fort.

„Dieser Hindorf ist doch ein großer Sonderling," sagte Chineck, sobald sie außer Hörweite waren. „Haben Sie gesehen, gnädiges Fräulein, in welchem Aufzuge er dastand? Wie ein Bauer! Ich würde den Teufel tun, wenn ich Lamnitz besäße, und mich zu den Ochsenknechten auf den Acker stellen. Es gibt merkwürdige Geschmäcker."

Anne Marie dachte darüber nach, warum alle Männer es für nötig zu finden schienen, auf den Lamnitzer Hindorf zu schmähen. Was er tat oder sagte, wurde bekrittelt; sie wußte auch nicht einen, der anerkennend von ihm gesprochen hätte. Und dabei wußte sie doch, daß kein andrer Mann weit und breit ihm das Wasser reichen durfte.

Sie fand seinen Aufzug, über den sich der patente Husarenkommandeur aufgehalten hatte, so natürlich. Der alte, verregnete Hut, die Joppe von grobem Stoff, die Wasserstiefeln konnten ihr keinen Augenblick den Edelmann verbergen, der in dieser rauhen Hülle steckte. Ja, er war ihr jünger und stattlicher vorgekommen, wie er breitspurig dort auf seinem Acker gestanden hatte, ein wettergebräunter Landwirt.

Anne Marie war nachdenklich geworden. Sie achtete kaum noch auf das Gerede ihres Begleiters. Chineck hatte wieder einmal eine seiner sentimentalen Anwandlungen. Er sprach von den langen Winterabenden, die nun kämen, und wie einsam es da oft für ihn sei. Jeden Abend könne man doch auch nicht gut zu der Witwe Nettelmüller gehen, schon der Leute wegen nicht, die allerhand falsche Vermutungen daran knüpften. Und mit den Leutnants lange bei Tisch sitzen im Kasino sei auch nicht das Richtige. Man störe die jungen Kerle in ihren Vergnügungen, und anderseits könnte ihre Unterhaltung einem nichts sein. Das Los des unverheirateten Kommandeurs sei ein tieftragisches, das war Chinecks Schlußbehauptung; ein Seufzer und ein heißer Blick auf seine Dame sagten das übrige.

Anne Marie setzte ihr Pferd in schnellere Gangart. Es war inzwischen ziemlich dunkel geworden. Herr von Chineck hielt sich dicht neben ihr. So ritten sie eine Weile in starkem Trabe. Anne Marie wußte, daß er ihr etwas sagen wollte, etwas Wichtiges; er atmete schwerer, schien nach Worten zu suchen. Die Pferde griffen stärker aus. Ihr Reiten glich fast einem Wettrennen.

Er sollte nicht sprechen — sie wollte es nicht. Es würde nur die gute Kameradschaft verderben, die sie bis dahin gehalten hatten.

Schon tauchten in der Entfernung die erleuchteten Fenster des Baderwischer Herrenhauses vor ihnen auf. Anne Marie atmete auf, sie wurde ruhiger und fand ihre Situation lächerlich; sah es nicht so aus, als fliehe sie vor ihrem Herrn?

Sie zügelte ihr Pferd, bis es schließlich im Schritt ging. Der Oberst tat ein gleiches. Da, als sie in den Park von Baderwisch einbogen, tat er die entscheidende Frage.

Anne Marie erwiderte ihm, es solle niemand auf der Welt erfahren, was er eben zu ihr gesagt habe; aber es sei unmöglich, daß sie seine Frau werde.

Dann sei er der unglücklichste Mensch, und sein Leben habe keinen Wert mehr für ihn, rief Herr von Chineck aus.

Das Wort würde vielleicht tieferen Eindruck auf Anne Marie gemacht haben, wenn sie sich nicht entsonnen hätte, daß Eberhard Hindorf, als sie seinen Antrag abwies, sich fast genau derselben Wendung bedient hatte.

Anne Marie hatte ihr Versprechen gehalten: sie schwieg über Herrn von Chinecks Antrag. Aber dennoch war davon etwas bekannt geworden. Chineck selbst verriet durch sein Benehmen, was ihm widerfahren sei. Er kam nicht mehr nach Baderwisch, wo er bis dahin ein fast täglicher Gast gewesen. Und als Horst Plessow sich nach dem Grund dieser auffälligen Vernachlässigung bei ihm erkundigte, sagte er offen heraus, was sich zwischen ihm und Anne Marie abgespielt habe.

Horst Plessow war wütend. Er nahm sich seine Schwester vor. Was dachte sich eigentlich das Mädel? Einen Mann wie Oberst von Chineck ausschlagen! Wollte sie vielleicht warten, daß ein Prinz komme und sie erlöse?

Auch zu Frau von Nettelmüller, die wieder in Kranzfelde residierte, war das Gerücht von dem Korb gedrungen, den Chineck sich bei ihrer Nichte geholt. Sie war wo möglich noch entrüsteter als Horst. Aber ihr Zorn richtete sich vor allem gegen Chineck. War der Mensch denn von allen guten Geistern verlassen gewesen, die Sache so dumm anzufangen! An und für sich hätte sie gar nichts gegen die Partie einzuwenden gehabt; im Gegenteil, in ihre Pläne würde es ganz gut gepaßt haben, wenn ihr alter Courmacher endlich beweibt gewesen, und gleichzeitig Anne Marie Plessow ihre Versorgung gefunden hätte. Aber natürlich mußte ein solches Projekt von langer Hand vorbereitet und mit Geschick durchgeführt werden. Das wäre so gerade etwas für sie gewesen. Und nun ging dieser Chineck hin und machte einen solchen Streich wie der erste beste verliebte Junge. Und das tollste war, daß er sich die Sache jetzt auch noch anmerken ließ, statt den Mund zu halten, zu tun, als sei nichts passiert, und zu warten, ob sich nicht doch noch eine Chance für ihn bieten möchte. Anstatt dessen nahm er die Sache tragisch, sprach von Abschiednehmen und ließ so alle Welt merken, was ihm widerfahren war.

Am unangenehmsten war die Angelegenheit für Anne Mariens Brüder Job und Henning. Ihr Halt bei den Husaren bestand in dem Kommandeur. Nun war Chineck zwar Gentleman genug, um die beiden Leutnants nicht entgelten zu lassen, daß ihre Schwester ihn abgewiesen hatte. Im Gegenteil, seine Fürsorge für sie vermehrte sich nur; aber für die beiden jungen Offiziere war es schwer gemacht, seine Unterstützung anzunehmen.

Nun kam auch noch gerade in dieser Zeit eine Schuldenaffäre hinzu, die für Job, den älteren von den beiden, verhängnisvoll werden mußte. Die Sache war schon einige Jahre alt. Job Plessow hatte auf Kriegsschule für einen Kameraden gutgesagt, der bald darauf um die Ecke gegangen war. Der Gläubiger hatte sich damals mit Rückzahlung geduldet. Der Leutnant konnte hoffen, daß er aus seiner Bürgschaft nicht weiter behelligt werden würde. Da starb der betreffende Gläubiger, und die Erben machten den Anspruch auf Begleichung des Schuldscheins rücksichtslos geltend.

Das kleine Kapital, das Job Plessow von der väterlichen Erbschaft her besaß, ging zunächst darauf. Aber es blieb darüber hinaus noch ein ungedeckter Posten, für den der Leutnant nach wie vor haftbar war. Erfolgte keine Deckung, so bedeutete dies für ihn den Abschied.

Man nahm allgemein an, daß Horst Plessow für seinen Bruder einspringen werde. Aber der verschanzte sich dahinter, daß er selbst kein Barvermögen besitze, und daß man seiner Frau nicht zumuten könne, für ihren Schwager Opfer zu bringen. Außerdem, so erklärte Horst, habe er kein Recht, seine etwaigen Kinder in ihrem Vermögen zu verkürzen. Es war nämlich neuerdings begründete Hoffnung auf Nachwuchs im Hause Baderwisch vorhanden.

Allgemein war das Bedauern für Job Plessow, beim Regiment wie in der ganzen Gegend. Man fand, daß er nahezu schuldlos sei an dem Unglück, das ihn getroffen hatte. Aber die Sympathien der Menschen halfen dem armen Kerl nichts: er mußte den Abschied nehmen.

Am tiefsten von allen empfand Anne Marie das Mißgeschick des Bruders. Sie fühlte sich tief gekränkt in ihrem Familienstolz. Das war nun schon der zweite Plessow, der, wie der unfreundliche Ausdruck lautete, „um die Ecke" ging. Ihren australischen Bruder hatte sie, da er bedeutend älter war als sie, kaum gekannt, während ihr Job besonders nahe stand. Sie wußte, was für ein offenherziger, arglofer, uranständiger Junge er war. In diese unselige Affäre war er doch nur durch seine Gutmütigkeit und seine kameradschaftliche Gesinnung verwickelt worden. Und nun ließ ihn alle Welt so schmählich im Stich.

Es ging sehr schnell mit Jobs Abschied von der Truppe. Eben noch im bunten Rock, einer der anerkannt besten Offiziere des Regiments, mit begründeten Aussichten auf den Adjutantenposten, saß er wenige Wochen darauf, mit einer ruinierten Karriere, ohne Beruf und Ziel, im Hause seines Bruders in Baderwisch.

Anne Marie weinte manche heimliche Träne über Jobs Schicksal, das ihr vielleicht näherging als dem Jungen selbst. Aber stärker noch war ihr Zorn über Horsts Verhalten. Alles wollte sie verzeihen, nur nicht Filzigkeit.

Horst, der keinen Finger für den Bruder gerührt hatte, ließ es nun, nachdem das Unglück geschehen war, nicht an guter Lehre und an weisem Rat fehlen. Es wurde viel hin und her gesprochen über den Lebenserwerb, den Job nunmehr ergreifen solle. Er besaß Kadettenhausbildung, und die Möglichkeit, daß er etwa noch hätte studieren können, verbot sich von selbst. Es blieb für ihn kaum eine andre Wahl, als einen untergeordneten Beruf zu ergreifen. Horst führte ihm eine Menge Beispiele an, wo Leute aus guter Familie sich als Agenten, Kommissionäre, oder im Post- und Eisenbahndienst, ja, als Bereiter oder Zahlkellner ihr Brot verdienten.

Davon wollte Job nichts wissen. Er hatte einen andern Plan, und Anne Marie war dabei seine Vertraute. Sein Ziel war Amerika. Auf keinen Fall sollten seine Familie und seine Freunde es erleben, daß er hier eine seinem Namen unwürdige Beschäftigung ergreife. Was jenseits des großen Wassers geschah, sah niemand.

Bruder und Schwester berieten über das Ziel der Reise. Job hatte am meisten Lust, nach den Prärien von Nordamerika auszuwandern; er hatte eine unklare Vorstellung davon, daß er dort mit seinen Reitkünsten und seinem

Pferdeverständnis noch am ersten etwas erreichen würde. Schnell waren einige Bücher angeschafft, Reisebeschreibungen, Schilderungen des amerikanischen Farmlebens, die den Eifer der beiden für diese Idee durch ihre Schönfärberei nur bestärkten. Aber eines wurde ihnen allmählich doch klar: daß auch drüben nur der Aussicht habe, etwas zu erreichen, der nicht mit völlig leeren Händen kam.

Anne Marie bedachte sich keinen Augenblick, dem Bruder die zehntausend Mark anzubieten, die ihr Erbteil waren. Noch konnte sie, wie sie wohl wußte, nicht frei darüber verfügen, und Horst, der ihr Vormund war, würde eine Auszahlung an Job niemals zulassen; aber anderthalb Jahre noch und sie war mündig und konnte mit ihrem Gelde dann anfangen, was ihr beliebte. Inzwischen aber konnte Job immer hinüberfahren und die Verhältnisse des Landes erkunden. Sobald er das Geld der Schwester haben würde, konnte er sich dann eine „Ranch" ankaufen und Pferde züchten. Vielleicht, wenn es ihr weiter so schlecht gefiel wie augenblicklich, kam Anne Marie dann zu ihm hinüber, um ihm die Wirtschaft zu führen.

Dieser Plan wurde ganz ernsthaft von den beiden erwogen; sie hielten ihn für durchaus ausführbar. Und je mehr sie Horst verlachte wegen ihrer abenteuerlichen Hirngespinste, desto fester versteiften sie sich auf ihre Idee.

Eines Abends kam Job aus Kranzfelde zurück und rief Anne Marie beiseite, er habe ihr Wichtiges mitzuteilen. Der Lamnitzer Hindorf, der zum Kreistag in der Stadt gewesen, hätte ihn angeredet auf seine Zukunft hin. Er habe Herrn von Hindorf gesagt, was er vorhabe. Da hätte ihm der Lamnitzer ganz aus freien Stücken angeboten, ihm Empfehlungen mitzugeben an Bekannte in Amerika; noch mehr: er habe versprochen, ihm mit Rat und Tat beizustehen, wo möglich ihm eine Stellung drüben zu sichern. Morgen solle er nach Lamnitz kommen, da wolle Hindorf alles genauer mit ihm durchsprechen.

Der junge Mensch war ganz aufgeregt und pries den Lamnitzer, den er den „großartigsten Menschen" nannte, der ihm bisher vorgekommen sei.

Anne Marie sagte nicht viel dazu, so daß sich Job schließlich über ihre Schweigsamkeit wunderte. Freute sie sich denn gar nicht mit ihm über seine Aussichten? Oder traute sie vielleicht dem Lamnitzer auch nicht, wie Horst, der immer auf ihn räsonierte? Die Schwester versicherte schließlich, daß sie sich freue; diese Wendung sei ihr nur etwas überraschend gekommen.

Von da ab ging Job Plessow häufig nach Lamnitz. Horst sah mit süßsaurer Miene zu; er ärgerte sich über das, was er eine „taktlose Einmischung" in ihre Familienangelegenheiten nannte. Aber er konnte nicht gut etwas dagegen tun, daß sich ein Fremder der Aufgabe unterfing, die ihm als Familienältestem nähergelegen hätte.

Ernst Hindorf hatte sich auf seiner Weltreise mit einem Deutschamerikaner angefreundet, der in Texas eingezäuntes Land von der Größe eines deutschen Fürstentums besaß. An diesen Mann schrieb er mit der Bitte, sich seines jungen Freundes anzunehmen, wo möglich ihn auf seiner Farm anstellen zu wollen. Über Erwarten schnell kam die Antwort zurück, Herr von Plessow

möge kommen: wenn er Arbeit nicht scheue, werde sich Beschäftigung genug für ihn finden.

Job war überglücklich. Durch die Gespräche mit Herrn von Hindorf wurde ihm klar, daß sein ursprünglicher Plan eines Farmkaufes Torheit gewesen wäre. Das Anerbieten der Schwester, ihm ihr Kapital zu geben, war durch diese neueste Wendung der Dinge erledigt.

Anne Marie sah mit Staunen, welche Änderung mit dem Bruder vor sich gegangen war von dem Augenblick ab, wo er festes Land vor sich sah. Es kam ihr vor, als sei Job um Jahre gereift, so viel selbstbewußter und männlicher war er geworden. Er wußte, daß seine Zukunft jetzt in seine Fäuste gelegt sei; drüben konnte ihm sein Name, alles, was ihm hier Stellung gegeben hatte, nichts helfen. Das ließ er alles mit der Husarenattila, die er abgelegt hatte, hier zurück. Dieses Bewußtsein, ganz auf sich selbst gestellt zu sein, noch einmal von vorn anfangen zu müssen, in einer Welt, die er nicht kannte, drückte den jungen Menschen nicht nieder, sondern hob ihn, steigerte ihn über sich selbst hinaus. Anne Marie, die eben noch über das Mißgeschick des Bruders Tränen vergossen hatte, fing an zu ahnen, daß diese Wendung vielleicht für ihn zum Guten ausschlagen werde.

Der Lamnitzer Hindorf ließ sich nicht in Baderwisch blicken. Anne Marie hatte im stillen gehofft, er werde, als Job schließlich seine Reise antrat, herüberkommen; denn sie fühlte die Pflicht, ihm zu danken. Er sollte nicht denken, daß die Plessows eine undankbare Rasse seien. Einen Augenblick dachte sie daran, ihm zu schreiben. Aber als sie die Feder in die Hand nahm, fühlte sie sofort die Unmöglichkeit. Wie ihn anreden? „Sehr geehrter Herr von Hindorf." Wie steif, matt und unwahr klang das, einem Menschen gegenüber, den sie in ihren geheimsten Stunden mit ganz andern Namen rief!

Horst Plessow hoffte, im zeitigen Frühjahr Vater zu werden. Er hielt es daher „aus Gründen des Anstandes" für richtiger, daß die Schwester den Winter nicht in seinem Hause zubringe. Anne Marie wurde bedeutet, daß sie zu Tante Nettelmüller nach Kranzfelde gehen sollte. Man brauche ihr Zimmer notwendig, wurde ihr als Grund für ihren Luftwechsel angegeben. Warum sprach man nicht offen mit ihr? Sie war doch kein Kind!

Die Aussicht, einen zweiten Winter in Kranzfelde zu verbringen, war ihr furchtbar. Die Versicherung von Tante Nettelmüller, nach Neujahr tanzen lassen zu wollen, konnte daran nichts ändern. Tanzen, das hieß: Husaren. Und die waren ihr seit Jobs Weggang gründlich verleidet.

Sie schrieb an Agathe, die nach beendeter Hochzeitsreise nunmehr mit ihrem Gatten in Berlin lebte. Agathe hatte sie ja mündlich und brieflich wiederholt aufgefordert, zu ihr zu kommen, sie hätten ein Zimmer, das jederzeit für sie freistünde. Der Gedanke, ein paar Wochen, vielleicht auch Monate bei Agathe in Berlin zu leben, erschien verlockend und bedeutete vor allem eine Rettung vor Kranzfelde und allem, was ihrer dort wartete.

Agathe beantwortete den Brief nicht so schnell, wie es sonst ihre Gewohnheit gewesen. Und als der Brief schließlich eintraf, war er deprimierend

für Anne Marie. Die Freundin schrieb, die Idee so schön sie sei, wäre nicht ausführbar. Es folgten nun eine Anzahl Gründe, die in der Breite, mit der Agathe sie vorbrachte, Anne Marie nur bewiesen, daß Rängerns sie nicht haben wollten. Agathe behauptete, untröstlich zu sein.

Für Anne Marie war es klar, daß Herr von Rängern ein Veto eingelegt hatte gegen ihren Besuch. Auch aus andern Anzeichen hatte sie es schon zu merken geglaubt, daß er den Ton angebe in der jungen Ehe. Als Anne Marie in dem Briefe der Freundin auf die Wendung stieß: „Egon tut es so leid; er spricht oft von dir, immer mit größter Bewunderung," mußte sie auflachen. Arme Agathe! Hatte der Gatte sie schon so gut gedrillt, daß sie ohne Bedenken die beste Freundin belog?

Die Erfahrung war bitter. Wem sollte man trauen in der Welt, wenn ein Vierteljahr genügte, einen Menschen wie Agathe untreu zu machen?

Anne Marie zog also wieder in die Villa der Tante vor den Toren der Kreisstadt ein. Sie fand das Nest wo möglich noch kleiner als im vorigen Jahre, die braven Ackerbürger verschlafen wie Maulwürfe, ihre Frauen klatschsüchtig wie Elstern. Als sie das erste Mal wieder zu Babette Finsterly ging, über die schiefen und abgetretenen Platten des Bürgersteiges, mit seinen offenen Rinnsteinen, unterwegs in den Auslagen noch all die vorjährigen Ladenhüter wiedererkannte, auf dem Marktplatz vor dem „Löwen" die Wagen der Landbewohner aufgefahren und die neugierigen Blicke von alt und jung auf sich gerichtet sah, wußte Anne Marie, daß sie wieder in Kranzfelde sei.

Sie fand es schwieriger als sonst, sich mit ihrer Tante einzuleben. Die Witwe schien Enttäuschungen erlebt zu haben. War ihr die Entfettungskur, die sie im Sommer angewendet hatte, schlecht bekommen? Sie hatte jetzt nicht selten Anwandlungen von Hypochondrie. Sie sah viel weniger Gäste in ihrem Hause als früher. Anne Marie war oft tagelang ihr einziger Umgang. Das war nicht leicht. Über die meisten Dinge waren Nichte und Tante verschiedener Ansicht. Die Art und Weise dieser Frau, die doch eigentlich wie eine Pflegemutter für sie war, reizte Anne Marie beständig zur Opposition. Das Mädchen wußte, daß es weder klug noch vornehm gehandelt sei, aber sie ärgerte die Tante oft absichtlich durch Äußerungen und Handlungen, die jene mißbilligte. Dann kam es zu Wortgefechten, in denen Anne Marie, als die Schlagfertigere, regelmäßig Siegerin blieb.

Solche Zwistigkeiten hinterließen keine angenehmen Gefühle, trotz des momentanen Triumphes, den sie feierte. Wenn sie abends mit wachen Augen im Bett lag und überdachte, wie leer dieser Tag und bar alles Interessanten und Wichtigen wieder gewesen sei, wie lächerlich und läppisch im Grunde ihr Verhältnis zu der Tante, dieses stundenlange Breittreten und Hin- und Herzerren von Nichtigkeiten, dann legte sie sich wohl die Frage vor: „Bist du auf dem Wege, eine alte Jungfer zu werden? Bist du es wohl gar schon?" . . . „Wenn nur irgend etwas passierte! Etwas Aufregendes, meinetwegen ein Unglück!" dachte sie manchmal bei sich, wenn sie am Fenster stand, im Salon der Witwe, und auf die Chaussee hinausstarrte, die in schnurgerader Linie von Kranzfelde hinausführte, hinaus ins Land.

Aber es passierte nichts. Die Husaren arrangierten in diesem Winter keine Quadrille, keine Schlittenpartie. Das lag mit daran, daß ihr Kommandeur neuerdings ganz zurückgezogen lebte. Zu Fräulein von Plessow sprach man nicht über dieses Thema; aber es war ein offenes Geheimnis, daß Chineck menschenscheu geworden war. Er mied den Salon der Witwe Nettelmüller, er mied aber auch den Biertisch im Ratskeller, wo er früher der beliebteste Kompagnon der Kranzfelder Honoratioren gewesen war, er hatte seine Partie L'hombre aufgegeben. Er fuhr nicht mehr zur Jagd auf die Güter der Nachbarschaft. Nicht einmal seine Pferde schienen ihn zu interessieren. Im Dienst war er schlecht gelaunt und schwieriger als sonst. Der Mann schien wie ausgewechselt.

Anne Marie war dem Kommandeur einige Male begegnet, was bei der Kleinheit von Kranzfelde nicht zu vermeiden war. Chineck grüßte sie bei solchen Gelegenheiten mit ausgesuchter Höflichkeit, redete sie aber nicht an. So war es ihr auch am liebsten.

Im Anfang hatte Anne Marie wenigstens noch Unterhaltung gehabt durch ihren Bruder Henning. Als aber der Junge nach Berlin zur Turnschule kommandiert wurde, war das auch zu Ende.

Die einzig erfreuliche Unterbrechung waren die Briefe, die sie von Job aus Amerika bekam. Der Bruder schickte gute Nachrichten. Er fühlte sich wohl in der Neuen Welt und dem neuen Beruf, war voll Hoffnung für die Zukunft und teilte allerhand interessante Beobachtungen über seine Umgebung mit. Anne Marie war das einzige Mitglied der Familie, an das er schrieb, an sie aber auch regelmäßig. In keinem seiner Briefe versäumte er, sich Herrn von Hindorf empfehlen zu lassen, meist fügte er auch die Bitte hinzu, diesem Herrn zu versichern, wie er ihm fürs Leben dankbar sei, daß er ihm den Platz verschafft habe, ohne seine Empfehlung wäre er wahrscheinlich in das größte Elend geraten.

Anne Marie überlegte hin und her, wie sie dem Lamnitzer Hindorf Jobs Dank übermitteln solle. Es wäre so einfach gewesen, einige von den Briefen in ein Kuvert zu stecken und an ihn zu schicken. Aber sie konnte sich dazu nicht entschließen. Persönlich mußte sie ihm das ausrichten; denn was viel wichtiger war als die Bestellungen von Job, war ihr das Bedürfnis, Herrn von Hindorf ihren Dank auszudrücken. Sie wartete vergeblich auf die Gelegenheit dazu. Wohl fuhr der Lamnitzer hin und wieder an der Villa vorbei, aber er kam nicht herein. Einige Male, wenn sie wußte, er sei in der Stadt, ging Anne Marie zu Babette Finsterly. Vielleicht, so dachte sie, würde er wie im vorigen Jahre die alte Erzieherin wieder aufsuchen. Aber als sie dort bei solcher Gelegenheit Helene Kracht traf, war ihr der bloße Verdacht so unangenehm, daß sie hier beide vielleicht zu demselben Zwecke sich aufhielten, daß sie schnell wieder wegging und das Bäbchen fortan nur noch aufsuchte, wenn sie sie ganz sicher allein wußte.

Der Tanzerei, die ihre Tante geben wollte, hatte Anne Marie mit geringer Spannung, ja, mit Unlust entgegengesehen. Das wurde mit einem Schlage anders, als ihr eines Morgens Frau von Nettelmüller, nachdem sie

so und so viel Briefe mit Zusagen und Absagen zu dem Fest verlesen hatte, auch die Antwort von Ernst Hindorf mitteilte, der zu kommen versprach. Sie half der Tante eifrig bei ihren Vorbereitungen für das Fest, das keinen kleinen Umsturz in der Hausordnung hervorrief.

Es war nicht das erste Mal, daß die Witwe Nettelmüller tanzen ließ. Die Villa war darauf eingerichtet. Eine bewegliche Wand, die für gewöhnlich zwei Räume trennte, wurde entfernt, und dadurch war ein leidlich großer Saal hergestellt. Alles, was sonst zu einem solchen Feste gehörte, ließ Frau von Nettelmüller aus Berlin kommen. Die Witwe ächzte und stöhnte zwar unter der Unruhe dieser Vorbereitungen und schwor, es solle ganz gewiß das letzte Mal sein, daß sie tanzen lasse; aber im Grunde fühlte sie sich doch ganz in ihrem Element.

Der Kommandeur der Husaren war einer der wenigen, die abgesagt hatten. Sonst wurde alles, was gesellschaftsfähig in der Gegend war, erwartet.

Anne Marie stand neben der Wirtin im Empfangszimmer und wartete auf die Gäste. Sie hatte das angenehme Gefühl, gut angezogen zu sein. Die Berliner Schneiderin der Tante hatte auch für sie eine Ballrobe gemacht. Alle Räume waren hell erleuchtet. Unten fuhren die Wagen vor. Es war ein immerwährendes Schlagen von Türen, Kommen von Menschen, Rufen, Beantworten von Fragen, Begrüßen und Verneigen. Anne Marie wußte, daß es unhöflich gewesen wäre, zerstreut zu sein. Sie nahm sich aufs äußerste zusammen. Bald mußte sie eine Frage beantworten, bald einem Herrn einen Tanz zusagen oder abschlagen. Dann wieder hieß es, eine der älteren Damen mit besonderer Aufmerksamkeit begrüßen. Sie erfüllte ihre Aufgabe nicht schlecht, aber sie hatte wieder einmal das Gefühl, als seien in ihr zwei Menschen, die ganz verschiedene, einander widersprechende Rollen spielten. In Wahrheit war ihr das, was sie hier mit solchem Eifer betrieb, das Empfangen der Gäste, die Unterhaltung, das Repräsentieren, völlig gleichgültig. Ganz etwas andres schien ihr das allein Wichtige: würde sie mit Ernst Hindorf sprechen können, so, wie sie sich seit langem vorgenommen hatte, mit ihm zu sprechen? Würde sie schließlich, wenn sie ihm gegenüberstand, die richtigen Worte finden?

Von der Stelle aus, wo sie stand, übersah man das Vestibül und einen Teil der Treppe. Niemand konnte ihr entgehen, sie mußten alle diesen Weg kommen. Schon war der größte Teil der Gäste da, nur noch einzelne Nachzügler erschienen; der Lamnitzer Hindorf hatte sich noch nicht blicken lassen.

Die Musik setzte zur Eröffnungspolonäse ein. Anne Marie schritt am Arme eines Husarenrittmeisters und überlegte, während ihr Begleiter sie höflichst unterhielt, ob das Fest überhaupt irgendwelchen Sinn für sie habe, wenn Ernst Hindorf etwa nicht käme.

Die Polonäse ging sofort in den ersten Walzer über. Auf einmal war sie mitten drin im Wirbel von Extratouren, zu denen sie unausgesetzt geholt wurde. Ihre Karte war schon ganz voll. Und den einzigen Kontertanz, den sie sich aufgespart hatte, in der vagen Hoffnung, daß er vielleicht sie darum

bitten würde, gab sie nun auch weg, an den ersten besten der ihn haben wollte.

Während der Pausen sollte die Jugend im Vestibül sich aufhalten, das dazu geheizt und eingerichtet war. Anne Marie saß dort in einem Halbkreise von Mädchen, vor denen ein ebensolcher Halbkreis von Tänzern stand, als sie plötzlich den Lamnitzer Hindorf auf sich zukommen sah. Er begrüßte die übrigen Damen nur ganz im allgemeinen; ihr reichte er die Hand und begann sofort das Gespräch über ihren Bruder Job.

Sie hatte gedacht, sie würde unter vier Augen mit ihm sprechen können, nicht vor so vielen Zuhörern. Es war gar kein Gedanke daran, hier in andrer als der oberflächlichsten Weise sich zu unterhalten. Ganz zerstreut hörte sie kaum auf das, was er sagte: hingegen war ihr der Sitz seiner Kravatte interessant, und sie wunderte sich, daß er nur den Stern vom Johanniterorden angelegt hatte, während die andern Ritter auch das Kreuz um den Hals zur Schau trugen.

Das Zusammentreffen mit ihm, das so ganz anders abgelaufen war, als sie sich vorgestellt, ließ ein Gefühl großer Enttäuschung in ihr zurück. Auch diese Gelegenheit wieder versäumt! Sie biß die Zähne aufeinander und lachte. Ihre Tänzer wunderten sich, mit welchem Elan Fräulein von Plessow heute dahinwirbelte.

Ernst Hindorf beteiligte sich nicht an den Rundtänzen. Es entging Anne Marie jedoch nicht, daß er die Française mit der Dame des Hauses tanzte, während er zur Quadrille seine Schwester, Frau von Mildenau, engagiert hatte. Im übrigen sah man ihn nicht im Tanzsaal.

Nach dem Souperwalzer war eine Polka mit Damenwahl reserviert. Anne Marie war entschlossen, ihn zu holen.

Sie mußte mehrere Zimmer durchschreiten, in denen die nicht am Tanz Beteiligten saßen. Im hintersten Raume fand sie ihn im Gespräch mit einigen älteren Herren. Anne Marie verneigte sich vor ihm. Hindorf sprang von seinem Platze auf, aber an seinem erstaunten Gesicht erkannte sie, daß er nicht verstehe, was sie von ihm wolle. Sie errötete und forderte ihn zum Tanzen auf. Irgend jemand von den Herren machte eine boshafte Bemerkung über das unerwartete Glück des Lamnitzers. Während sie durch die Zimmerflucht nach dem Saale schritten, fühlte Anne Marie vieler Blicke auf sich gerichtet; sie wußte, daß das, was sie tat, die Kritik herausfordere, und daß es an Kommentaren dazu nicht fehlen werde. Sie nahm gleichsam als Antwort drauf den Kopf noch etwas höher, als sie ihn so schon zu tragen pflegte.

Dabei fühlte sie eine tiefe Unruhe sich ihrer bemächtigen. Was war denn mit ihr? Wie ein Fieber kam es über sie. Ihr Arm zitterte in dem seinen; sicherlich, er mußte es merken. Und schon nach zweimaligem Durchmessen des Saales mußte sie ihn bitten, aufzuhören. Sie fühlte sich schwankend, und es war ihr, als drehe sich alles um sie im Kreise, und die Wände wichen weit von ihr weg.

„Sind Sie nicht wohl, gnädiges Fräulein?“ hörte sie Hindorfs Stimme neben sich.

Sie hatte in diesem Augenblick nur den einen Gedanken, ihm ihre Schwäche nicht zu zeigen. „Führen Sie mich hinaus!“ sagte sie mit leidlich fester Stimme und nahm seinen Arm aufs neue.

Im Vestibül, dicht neben dem Treppenaufgang, war eine Nische; dort ließ sie sich nieder. Hindorf setzte sich neben sie. Sie bemerkte, daß er sie fragend, ja, fast etwas befremdet ansah, als suche er die Erklärung ihres ungewöhnlichen Benehmens in ihren Zügen. Vom Saale her hörte man verlorene Klänge der Tanzmusik. Es war das erste Mal, daß sie ihm Auge in Auge gegenübersaß, ohne irgendeinen Zeugen.

In diesem Augenblicke gelang es ihr, mit warmen, schlichten Worten ihm zu sagen, was zu sagen sie sich vorgenommen hatte. Sie dankte ihm für das, was er an ihrem Bruder Job getan hatte; nie würde sie ihm seine Güte gegen den Jungen vergessen, dem niemand die rettende Hand geboten habe außer ihm.

Ernst Hindorf sagte, es sei ihm eine aufrichtige Freude gewesen, etwas für den jungen Menschen tun zu können. „Wir sind doch schließlich Nachbarskinder,“ sagte er, „und in jetziger Zeit müssen sich die guten Familien gegenseitig helfen, meine ich.“

Anne Marie senkte die Augen. Es fuhr ihr verschiedenes durch den Sinn: ihres Vaters Gegnerschaft zu den Hindorfs und Horsts häßliche Aussprüche über den Lamnitzer.

„Und dann wissen Sie, Fräulein von Plessow,“ fuhr Ernst Hindorf fort und lächelte, „ein Mann in meinem Alter weiß zu genau, wie leicht ein junger Mensch ins Unglück gerät. Was schützte uns denn in den Jahren, als wir noch kein Lehrgeld gezahlt hatten, vor Ähnlichem? Doch nur der Zufall. Es ist ein unverdientes Glück, ich sage es ganz offen, daß ich auf dieser Seite des großen Wassers bin und zu den soliden Leuten gezählt werde. Ich wurde durch Ihren Bruder recht an eigene Jugendeseleien erinnert. Einem, der so anständig gefallen ist wie Job, soll man die Hand reichen, schon aus Korpsgeist . . .“

Die Polka war vorüber. Andre Paare suchten das Vestibül auf. Anne Marie blieb in Unterhaltung mit Ernst Hindorf sitzen. Ihr Partner für den nächsten Tanz, ein kleiner Leutnant, näherte sich ihr; sie bat ihn, aussetzen zu dürfen, da sie etwas müde sei.

Sie blieben, und der Lamnitzer erzählte von seinem amerikanischen Freunde, bei dem Job jetzt war.

Ihre Tante Nettelmüller erschien mit deutlichen Zeichen von Aufregung, wo Anne Marie denn sei; die Nachricht habe sich verbreitet, sie wäre ohnmächtig geworden. Die Nichte lachte und erklärte, sich außerordentlich wohl zu fühlen. Was machte sie sich daraus, daß die Witwe ihr einen Blick höchster Mißbilligung zuwarf, als sie sie hier im Tete-a-tete mit dem Lamnitzer Hindorf antraf! Was machte sie sich aus der Verdächtigung, die sie rings um sich rege wußte!

Es war nichts Schlechtes, das sie getan hatte. Die große Ruhe, die über sie gekommen war, seit sie den Mut gefunden hatte, zu ihm zu sprechen, sagte ihr, daß nichts Unrechtes dabei sein könne.

Und diese Stimmung hielt bei Anne Marie auch an, als sie am Morgen nach dem Ball spät erwachte. Sie vermochte nicht einmal ihrer Tante böse zu sein, die ihr beim Frühstück Vorwürfe machte über ihr Verhalten. Anne Marie bekam Vorwürfe über ihr „herausforderndes, durchaus unmädchenhaftes Benehmen" zu hören. Sie konnte es auch nicht allzu tragisch nehmen, daß die Tante ihr versicherte, ihr Renommee als wohlerzogene junge Dame habe gestern einen schweren Schlag erlitten. Es handelte sich ja um den Lamnitzer Hindorf, und sowie er in Frage kam, war die Tante nicht ganz zurechnungsfähig. Außerdem, wenn man glücklich war, focht einen nichts an. Anne Marie konnte die Zerknirschung, welche Frau von Nettelmüller von ihr verlangte, nicht empfinden; im Gegenteil: die Witwe mußte es erleben, daß die Nichte sie auslachte. Später am Tage hörte sie dann Anne Marie in ihrem Zimmer pfeifen und Tanzmelodien vor sich hinsummen. Darüber ärgerte sich Frau von Nettelmüller um so mehr, als sie sich schlecht gelaunt fühlte. Ihr eigener Ball war ihr schlecht bekommen. Wozu der ganze Aufwand von Mühe und Ausgaben, fragte sie sich. Damit Anne Marie Triumphe feire! Sie war sehr unzufrieden mit der Nichte. Das Mädel durchkreuzte alle ihre Pläne. Früher hatte die Witwe geglaubt, Anne Marie sei unklug und unberechenbar; daß sie Eberhard Hindorf und Chineck abgewiesen hatte, schrieb sie auf das Konto ihrer Jugendlichkeit; aber ihr neuestes Verhalten dem Lamnitzer gegenüber machte sie stutzen. Sollte das, was man für Übermut gehalten, etwa gar Berechnung sein und einem wohlüberlegten Plane entspringen?

Der Witwe ging das Zustandebringen von Partien über alles. Aber der Lamnitzer Hindorf, Ernst Hindorf und das „dumme Mädel" — so nannte sie die Rivalin in diesem Augenblick —, der Gedanke war unerhört!

Es galt, zu handeln. Frau von Nettelmüller bestellte sich einen Wagen. Sie sagte der Nichte, daß sie ausfahren wolle, um in der frischen Luft ihren Kopfschmerz loszuwerden. Anne Marie hatte keinen Kopfschmerz und fühlte auch kein Bedürfnis, mitzufahren.

Am nächsten Vormittag kam Horst Plessow in die Villa. Er hatte den Ball nicht mitgemacht, angeblich weil er seine Frau auf eine ganze Nacht jetzt nicht verlassen könne. Heute, sagte er, wollte er einmal sehen, was seine Schwester mache. Anne Marie staunte; solches Familieninteresse war sonst gar nicht Horsts Art. Monatelang hatte er sich nicht um sie gekümmert.

Horst fragte nach Job, von dem, wie er höre, Anne Marie Briefe habe. Er ließ sich dann von dem Ergehen des Bruders ausführlich berichten.

Anne Marie hatte jedoch von vornherein das Gefühl, daß Horst mit seinem Besuch irgendeinen besonderen Zweck verbinde, den er nicht zu erkennen gab.

Er sprach dann auf einmal davon, daß der Termin von Anne Mariens Mündigwerden immer näher heranrücke. Man müsse sich schlüssig darüber werden, wie sie ihr kleines Kapital anlegen wolle. Er schlage vor, daß sie sich in einem jener norddeutschen Stifter für junge Damen aus guter Familie einkaufe; denn es sei ja doch klar, daß sie von den Zinsen ihrer zehntausend

Mark nicht leben könne. Als Stiftsdame habe sie doch wenigstens ein Heim und wisse, wohin sie gehöre.

Horst hatte schon früher einmal von dieser Idee der Schwester gegenüber gesprochen, und sie hatte ihn nicht darüber im Zweifel gelassen, daß sie ihr im höchsten Grade widerwärtig sei. Warum kam er jetzt von neuem damit?

Augenblicklich aber interessierte es sie, zu wissen, warum Horst dieses abgetane Thema gerade heute wieder hervorgesucht habe. Sie kannte ihn doch zur Genüge; es gehörte etwas dazu, daß er sich aus seiner Bequemlichkeit aufraffte; ohne Grund war er nicht gekommen und hielt ihr diese schönen, wohldurchdachten Reden.

„Ja, liebes Kind," sagte Horst, „du mußt dir einmal klar darüber werden, was mit dir in Zukunft werden soll. Du hast die Erziehung einer Dame genossen, und du bist hübsch. Das ist ziemlich viel. Aber du bist auch verwöhnt und sehr anspruchsvoll. Mit einem gewissen Recht vielleicht. Aber überlege dir, daß die Jahre vergehen. Heute liegt dir noch alles zu Füßen; wir wollen uns in zehn Jahren wieder sprechen. Für ein altes Mädchen ist es eher eine Last als ein Vorzug, wenn sie von Adel ist. Du kannst nicht, wie Fräulein Müller oder Fräulein Schulze, Erzieherin, Gesellschafterin, Stütze der Hausfrau oder dergleichen werden. Zur Hofdame passest du auch nicht mit deinen Einbildungen. Was bleibt dir, wenn du nicht heiratest? — Ich sehe ziemlich düster für deine Zukunft."

„Beruhige dich, Horst," erwiderte ihm Anne Marie und lachte dabei gezwungen; „was auch aus mir werden mag, das verspreche ich dir: der Familie will ich nicht zur Last fallen."

„So war das nicht gemeint, wahrhaftig nicht! Du bist das einzige Mädchen unter uns, dazu das jüngste Kind. Man hat einfach die Pflicht, dich zu bewachen. Außerdem gibt das Gesetz mir speziell das Recht dazu, solange du unmündig bist. Ich stehe an Vaters Stelle dir gegenüber. Das heißt: ich habe die Oberaufsicht nicht bloß über deine Vermögensangelegenheiten, sondern auch über dein Verhalten. Natürlich kann ich dir nicht vorschreiben, wie du dich in jedem einzelnen Falle benehmen sollst. Das muß deinem eigenen Takt überlassen bleiben. Um das zu wissen, bist du alt genug; aber schließlich werde ich verantwortlich gemacht als Bruder und Familienoberhaupt für das, was du sagst und tust."

Anne Marie blickte mit maßlosem Staunen auf den Bruder. Er kam ihr als Tugendwächter so lächerlich vor, daß das Gefühl dieser Komik doch noch den Ärger überwog, den sie über seine Anmaßungen empfand.

„Tante Nettelmüller ist also in Baderwisch gewesen!" sagte sie.

„Allerdings! — Warum?"

„Ich habe mir gedacht, daß sie mich verklatschen würde."

„Vom Verklatschen ist keine Rede. Tante Nettelmüller hat ein Recht, entrüstet zu sein, als Wirtin einmal und noch mehr in ihrer Eigenschaft als Pflegemutter. Wenn du einen gesellschaftlichen Faux pas begehst, so wird sie in erster Linie dafür verantwortlich gemacht. Uns wird es in die Schuhe geschoben, daß du dich unweiblich, jedenfalls nicht mädchenhaft aufführst, wie

es neulich leider der Fall gewesen ist. Man fragt in solchem Falle immer zuerst: Wo ist die Familie? Wie kann sie das zulassen?"

Anne Marie brach in Lachen aus.

„Denke nur nicht, daß dein Benehmen nicht kommentiert wird, liebe Schwester!" fuhr Horst fort. „Der Korb, den du Chineck gegeben hast, ist dir ebensowenig vergessen wie der an Eberhard Hindorf. Die Welt knüpft an solche Dinge ihre Vermutungen."

„Was für Vermutungen?" fragte Anne Marie.

„O die Leute denken, wenn sie dich jetzt mit einem andern flirten sehen: Darum also wies sie den jüngeren Bruder ab; Frau von Hindorf will sie werden, aber nicht Frau von Hindorf ohne Lamnitz. Du spielst ein ziemlich hohes Spiel, mein Kind; und ich sage dir im voraus, du wirst es verlieren. Ich kenne Ernst Hindorf von Jugend auf. Er ist der größte Heuchler, der mir je vorgekommen. Er hat seine erste Frau um Geldes willen geheiratet, trotz alles nachherigen Witwerkummers, der sehr gut agiert war. Ernst Hindorf wird nie anders als wieder um Geldes willen heiraten. Daß ihm die Damen die Cour machen, als wohlhabendem Witwer, läßt er sich natürlich ganz gern gefallen. Aber er lacht über euch, über dich genau so wie über die Wendenas, und wer ihm sonst alles noch nachlaufen mag. Ich aber, als dein Bruder, will und darf nicht ruhig zusehen, daß du dich vor aller Welt einem Manne an den Hals wirfst, der von jeher ein Gegner unsrer Familie gewesen ist. Der Vater würde sich im Grabe umdrehen, hätte er das erlebt!"

Das Lachen war Anne Marie vergangen. Sie rang die Hände und stöhnte laut auf. Daß es jemand wagen durfte, ihr das zu sagen! Wie sie es in diesem Augenblicke verwünschte, daß sie ein Mädchen war! Ein Mann hätte jenen niedergeschlagen oder vor seine Pistole gefordert. Was konnte sie tun? Gegen was sollte sie sich verteidigen? Was er behauptete, war ja so gemein, daß es einem die Zunge lähmte.

Und niemand auf der weiten Welt, den sie hätte anrufen können gegen diese schwerste Beleidigung. Der, der von Natur berufen war, für sie einzutreten, ihr Bruder, war es ja, der ihre Ehre so tief gekränkt hatte.

(Schluß folgt.)

Deutschland und England.

Von

Friedrich Paulsen.

Aus England zurückkehrend, wo ich einige Ferienwochen zubrachte, finde ich in den Berliner Schaufenstern ein Buch ausliegen: „Der Weltkrieg. Deutsche Träume". Von August Niemann. — Eine blutrote Fackel auf dem grell illustrierten Umschlag verheißt auch dem an starke Nervenreize gewöhnten Leser einige Aufregung. Und der Roman — denn ein solcher ist es — hält, was der Umschlag verspricht: Privatabenteuer und Kämpfe mit romanhaftesten Überraschungen in ausschweifender Fülle, eingetragen auf dem großen Weltbrand, der Asien und Europa ergriffen hat, als Hintergrund. Dieser ist aber offenbar gedacht als the great attraction: von Rußland ausgehend, an der Newa beschlossen, beginnt der Weltkrieg mit dem siegreichen Einbruch der Russen in Indien; Frankreich schließt sich an. Da hält auch Deutschland den Augenblick für gekommen, England, den gemeinsamen Feind, zu vernichten. Und der große Schlag gelingt; das Buch oder also der Roman endet damit, daß Kaiser Wilhelm II., nachdem die englische Seemacht bei Vlissingen eine schwere Niederlage durch die vereinigten Flotten der verbündeten Mächte erlitten, an der Spitze deutscher, französischer und russischer Bataillone, die in Schottland und an der Südküste Englands gelandet sind, als Sieger in London einzieht und den Frieden diktiert.

„Deutsche Träume" nennt sich das Buch auf dem Titelblatt. Bewegen sich wirklich die Phantasien der Deutschen, die nächtlichen oder die Tagesphantasien, in dieser Richtung? Es fehlt nicht an Leuten in England und in Amerika dazu, die bemüht sind, dem englischen Volke dies einzureden; sie galten sonst nicht für Freunde Deutschlands. Ihnen wird dieser Roman gute Dienste leisten[1]).

[1]) Eben geht mir eine Buchhändleranzeige im „Spectator" zu, die eine englische Übersetzung des Werkes ankündigt, das auf dem Kontinent Furore mache: 25 000 Exemplare der deutschen Ausgabe seien schon verkauft; eine französische, russische und andre Übersetzungen seien in Vorbereitung. Für den englischen Leser müsse es von großem Interesse sein, „die Aspirationen Deutschlands" kennen zu lernen.

Ich habe in England mit einem deutschen Freunde, der seit Jahren drüben lebt, des öfteren über die politische Lage gesprochen. Er äußerte ernste Besorgnis: im englischen Volke setze sich allmählich unter solchen Einflüssen der Glaube fest, daß die Gedanken des deutschen Volkes sich auf den Krieg mit England zuspitzten. Die Stimmen der „Alldeutschen" würden vielfach, durch die deutschfeindliche Presse apportiert und kommentiert, als Ausdruck der Stimmung des deutschen Volkes genommen; und so könne eines Tages bei irgendeinem Anlaß aus der gegenseitigen Gereiztheit wirklich der Krieg hervorbrechen. Auf meine Erwiderung, in Deutschland falle es niemandem ein, jenen Stimmen Gewicht beizulegen, bemerkte er: „Gewiß, so sage auch ich meinen englischen Freunden, erhalte aber immer zur Antwort: ‚Gut, wir wollen es gerne glauben; aber zeigen Sie uns andre, gegenteilige Äußerungen, in denen wir die wahre Stimmung des deutschen Volkes gegen England erkennen können'."

Das Zusammentreffen dieser beiden Begegnungen bestimmt mich, das Wort zu nehmen. Ich habe die Empfindung, daß es für diejenigen, die in der Verhetzung der beiden großen, stammverwandten Völker ein frevelhaftes Treiben sehen, nicht mehr erlaubt ist, zu schweigen; und darum protestiere ich laut gegen die Behauptung, daß in den Stimmen derer, die den Krieg Deutschlands gegen England wollen oder als unausweichlich ansehen, die wahre Stimmung des deutschen Volkes zum Ausdruck komme.

In dem eben genannten Roman wird von dem Manne, der dann zum Reichskanzler berufen wird, um den Krieg gegen England einzuleiten, in einer Begegnung mit Kaiser Wilhelm II. die Lage so dargestellt: „Rußland und Frankreich stehen zusammen, um England zu bekämpfen. Und das deutsche Volk hat das Gefühl, daß es Zeit sei, in diesen Kämpfen Partei zu ergreifen. Darüber aber, auf welcher Seite es sich zu halten habe, besteht nirgends eine Ungewißheit. Unser Volk ist seit langem erbittert durch Englands Intrigen und Übergriffe. Tiefer und mächtiger als irgendein Gefühl in der Menschenbrust ist die Liebe zur Gerechtigkeit, und dieses Gerechtigkeitsgefühl ist beständig durch Englands Politik verletzt worden. Es bedarf nur eines Kaiserwortes, um die deutsche Volksseele bis in ihre tiefsten Tiefen aufzuregen und eine Flamme der Begeisterung emporschlagen zu lassen, die alle Uneinigkeit, allen Hader der Parteien verzehren wird."

Ich leugne mit größter Bestimmtheit, daß das hier gezeichnete Stimmungsbild der Wirklichkeit entspricht. Gewiß, es gibt in Deutschland Hasser Englands; es wäre vergeblich, es zu leugnen. Und auch das ist nicht zu leugnen, daß die enthusiastische Bewunderung und Zuneigung für England, englisches Wesen und englische Einrichtungen, die um die Mitte des 19. Jahrhunderts in Deutschland herrschend waren, eine merkliche Abkühlung erfahren hat. Aber die Behauptung, das deutsche Volk wolle den Krieg mit England, um auf die Niederwerfung des Inselreichs seine eigene Weltstellung zu begründen, ist ein Frevel zugleich an der Wahrheit und an der Menschheit. Deutschland will neben England leben und gedeihen, es will seine Stellung in der Welt behaupten und erweitern, wie jedes wachsende und fortschreitende Volk dies

will und wollen muß, und deshalb will es sich stark machen, um für alle Fälle gerüstet und Herr seines Schicksals zu sein. Aber es will nicht den Krieg mit England; weder in seinen führenden Kreisen noch in den Massen ist die Anschauung vorhanden, daß für Deutschland der Weg zur Größe über die Niederlage Englands führe. Millionen Deutscher würden den Tag, der den Krieg mit England brächte, als den schmerzlichsten Tag ihres Lebens empfinden.

Nur in einem Falle würde die innere Stellung des deutschen Volkes zu einem Krieg mit England eine andre werden: wenn England dem natürlichen Wachstum Deutschlands, — und das bedeutet jetzt vor allem auch sein Wachstum zur See und über See, was nicht mit Landerwerb gleichbedeutend ist, — mit Gewalt glaubte entgegentreten zu sollen, nach dem Beispiel des kaiserlichen Frankreichs, das vor einem Menschenalter um seines politischen Prestiges willen Deutschland mit den Waffen in der Hand entgegentrat. Wenn England nach dem Rat verfahren wollte, der ihm vor ein paar Jahren in einem schlimmen Augenblick von einem Unberufenen gegeben wurde: Deutschland zu überfallen, seinen Handel und seine Flotte zu vernichten, ehe es zu spät sei, dann könnte oder vielmehr dann müßte jene Kombination eintreten: Deutschland im Bunde mit Frankreich und Rußland zur Niederwerfung Englands. In der Tat, wenn England eines Tages, um seine Herrschaft zur See zu sichern, über Deutschland herfiele, seine Flotte zerstörte und seinen Handel vernichtete, wozu es vielleicht in der Lage wäre, ähnlich wie es 1807 Kopenhagen bombardierte und die dänische Flotte wegführte, dann würde es in Deutschland nur noch einen Gedanken geben, vom Höchsten bis zum Letzten: Rache, Rache um jeden Preis. Metz und Lothringen, ja, den Elsaß kann Deutschland schließlich entbehren — die Freiheit zur See kann es nicht entbehren.

Hingegen, daß das deutsche Volk, wie in jenem Roman vorgestellt wird, den Krieg mit England herbeisehnt, daß es aus freien Stücken sich auf die Seite Rußlands stellen sollte, wenn es zwischen Rußland und England zum Krieg käme, daß es gar den Krieg im Bunde mit Rußland und Frankreich selbst sollte herbeiführen wollen, das halte ich für eine aberwitzige Phantasie. Der großen Mehrheit des deutschen Volkes schwebt ein andres Bild der Zukunft vor: das deutsche Volk neben den beiden andern großen Völkern germanischer Rasse, dem englischen und dem nordamerikanischen, vielleicht im Bunde mit ihnen, aufsteigend zu der dieser Rasse zukommenden Führerstellung in der Weltkultur. Das deutsche Volk hat eine lebhafte Empfindung für die Bluts- und Geistesverwandtschaft mit der angelsächsischen Rasse, eine lebhaftere vielleicht, als sie jenseits der Nordsee vorhanden ist, wie denn die Mutter des Sohnes inniger zu gedenken pflegt als dieser der Heimat. Die englische Literatur, die englische Philosophie und Wissenschaft sind uns beinahe wie die eigenen; und auch die freudige Anerkennung und Bewunderung der schöpferischen Energie, der staatenbildenden Kraft, womit die englische Nation alle Erdteile in den Kreis der europäischen Zivilisation hineingezogen hat, ist in Deutschland keineswegs erloschen, wenn daneben auch Stimmen der Abneigung und auch der Mißachtung sich jetzt öfter vernehmen lassen als früher. Es bleibt doch dabei: in seinem weltgeschichtlichen Selbstbewußtsein

fühlt sich das deutsche Volk als ein Glied der großen germanisch-protestantischen Völkerwelt, zu der außer den nordischen Völkern vor allem auch England und Nordamerika gehören. Und es hat in Hinsicht auf die äußere Politik keinen tiefer gewurzelten Instinkt als das Verlangen, mit diesen Völkern auch politisch zusammengehen zu können. Nur durch schwerste Erfahrungen, durch grausamste Enttäuschungen könnte dieser Instinkt in die Empfindung des Hasses und der Feindschaft umgewandelt werden.

Ich kann nicht glauben, daß es den beiden Völkern vom Schicksal oder vielmehr von eigener Verblendung bestimmt sein sollte, diese Erfahrungen zu machen. Es gibt weltgeschichtliche Notwendigkeiten, denen die Politik der Völker, selbst ihren Neigungen und Abneigungen zum Trotz, sich nicht entziehen kann. Zu diesen gehört es meines Erachtens, daß England und Deutschland politisch aufeinander angewiesen sind. England, die stärkste Macht zur See, bedarf einer starken Landmacht, an der es für seine Weltstellung eine Rückendeckung hat, und bei der es für die Durchsetzung seiner Interessen an der Lösung der kontinentalen Fragen — man denke nur an die orientalische Frage — Unterstützung finden kann. Diese Macht kann nur Deutschland und die mit Deutschland verbündete österreichisch-ungarische Monarchie sein. Nicht Frankreich und Rußland: sie sind die geborenen Konkurrenten Englands, Rußland durch ganz Asien, Frankreich im Mittelmeer und in Afrika. Es kann Kombinationen geben, in denen England mit Frankreich und selbst mit Rußland zeitweilig zusammengeht; aber jenes wesentliche Verhältnis ist unaufhebbar. Erst wenn Frankreich oder Rußland aufgehört hätten, Mächte zu sein, die im Wettbewerb um die Weltstellung zählen, würde dies nicht mehr gelten.

Umgekehrt, Deutschland, die stärkste Landmacht, bedarf einer Rückendeckung zur See. Es kann nicht, bei seiner ungünstigen maritimen Lage an abgelegenen und leicht zu sperrenden Buchten des Ozeans, bei seiner durch die Einklammerung zwischen Militärstaaten ersten Ranges gebotenen Belastung mit einem ungeheuren Landheer, zugleich eine Seemacht ersten Ranges werden. Es bedarf also, um der Freiheit des Seeverkehrs, die für ein Industrie- und Handelsvolk, wie Deutschland es ist und immer mehr wird, schlechthin unentbehrlich ist, sicher zu sein, der Anlehnung an eine starke Seemacht. Diese kann nur England sein; ein dauerndes Bündnis mit Frankreich und Rußland ist nicht nur zur Zeit durch die Erinnerungen an 1870, sondern überhaupt durch die politischen Konkurrenzverhältnisse — man denke an das Rhein- und Scheldegebiet oder an die Donauländer — ausgeschlossen. Für das alte Preußen war die Anlehnung an eine der großen Militärmächte möglich; das Deutsche Reich ist zu stark dafür geworden; sein Druck wird zu schwer empfunden.

Ist dem so, dann kann England in dem Wachstum der deutschen Flotte nicht eine Bedrohung für sich erkennen, ebensowenig als Deutschland durch eine Verstärkung des englischen Landheeres sich bedroht sehen würde. Für ein Land, das weite Interessen zur See hat, ist eine starke Flotte unentbehrlich. Nur wenn England in dem wirtschaftlichen Deutschland einen nicht zu ertragenden und mit allen Mitteln niederzuwerfenden Konkurrenten erblickte, dann müßte es auch die deutsche Flotte als feindliche Macht ansehen, deren

Vernichtung, je eher desto besser, zu erstreben wäre. Dann müßte es freilich auch die Konsequenzen auf sich nehmen: die dann unvermeidliche Einigung der Kontinentalmächte zur Niederzwingung Englands als der großen Seeräuberburg, die allen übrigen Völkern die Meere zu sperren als ihr Recht ansähe.

So stellt sich mir das wesentliche Verhältnis der europäischen Staaten zueinander dar; und ich wage zu behaupten, daß die überwältigende Mehrheit des deutschen Volkes es so ansieht oder wenigstens es so ansehen zu dürfen wünscht. Die zweite mögliche Kombination, Deutschland im Bunde mit Rußland und Frankreich gegen England, sie geht dem Deutschen gegen alle seine nationalen Empfindungen, gegen alle seine geschichtlichen Denkgewohnheiten, gegen alle seine politischen Instinkte. Nur durch unerhörte Gewalttaten könnte sie ihm aufgenötigt werden. Geschähe dies Entsetzliche, dann müßte allerdings das deutsche Volk um die See wie um sein Leben kämpfen, dann müßte es um jeden Preis jeden als Bundesgenossen werben, der ihm gegen England hilfreiche Hand zu bieten bereit wäre. Daß in diesem Fall Bundesgenossen zu finden sein würden, nun, darüber wird auch in England kein Zweifel bestehen; Sebastopol und S. Stefano, der Bosporus und die Sperrung des Schwarzen Meeres erinnern Rußland täglich an den Druck, unter dem es steht, und Frankreich hat über Marokko Ägypten schwerlich für alle Zeiten vergessen. Überhaupt, welcher Staat auf dem Kontinent, Deutschland und Italien allein vielleicht ausgenommen, hätte nicht mit England alte, unbeglichene Rechnungen?

Ich vermag mir nicht zu denken, daß der Tag kommen könnte, an dem das englische Volk sich der Erkenntnis dieser seiner Weltlage entziehen sollte. Es kann nicht Deutschland in eine Lage bringen wollen, die es für immer zum Feinde Englands machen müßte.

Ebensowenig aber vermag ich mir zu denken, daß jemals ein verantwortlicher deutscher Staatsmann auf den Gedanken fallen sollte, aus freien Stücken in ein Bündnis zur Vernichtung Englands einzutreten. Es ist nicht notwendig, die heillose Situation auszumalen, in der Deutschland sich am Morgen nach jenem imaginierten Triumpheinzug des deutschen Kaisers in London befinden würde. Das englische Volk müßte einen Überfall ohne Not mit ewigem Haß gegen Deutschland, das nicht durch politische Notwendigkeit, sondern durch eine bloße Spekulation bestimmte Deutschland empfinden, ganz so, wie im andern Fall das deutsche Volk den Überfall Englands. Es müßte gegen das Deutsche Reich Bundesgenossen werben um jeden Preis; könnten sie ihm fehlen? fehlen gegen das Land, dessen Übergewicht so viele Nachbarn mit Haß oder schlechtverhehlter Empfindlichkeit tragen? Der Sieg über England würde für Deutschland nicht den Anbruch einer gesicherten Weltstellung oder Vorherrschaft bedeuten, sondern eine Lage schaffen, die mit Notwendigkeit zur Abhängigkeit seiner Politik von Rußland führte, von Rußland als der einzigen Macht, bei der es gegen die dauernde Feindschaft der westlichen Welt, Amerika eingeschlossen, einige Anlehnung zu finden hoffen könnte. Und was damit auch für die innere Entwicklung Deutschlands gesagt wäre, bedarf keiner Ausführung; die Zeit der „Heiligen Allianz" unter russischer Führung ist in

Deuschland unvergessen. Wenn ein Anonymus im letzten Oktoberheft der „Contemporary Review“ in einem Artikel: „Absolute Monarchs versus free peoples“, die Engländer alarmiert durch das Bild: der Zar und der deutsche Kaiser verbunden mit allen retrograden Mächten zur Vernichtung der Völkerfreiheit, wie sie durch England und Frankreich repräsentiert sei, so wird es gestattet sein, demgegenüber zu sagen: In Deutschland gibt es keinen Menschen, auch nicht in den konservativen und militärischen Kreisen, der an die Wiederkehr der Situation, in der das verarmte und halb verblutete Preußen in den Jahren nach dem Wiener Frieden Rußland gegenüber sich befand, ohne Schaudern denken könnte. Wir müssen mit Rußland leben, das ist schon durch die geographischen Notwendigkeiten gegeben; ein Volk ist nicht frei in der Wahl seiner Nachbarn und darum auch nicht seiner Freunde. Im besonderen muß es die Feinde seiner Feinde zu Freunden haben, ob sie ihm sonst sympathisch sind oder nicht. Das sollte das englische Volk nicht vergessen; es kann mehr als irgendein andres Volk dazu beitragen, dem deutschen Volke Freiheit in der Wahl seiner Freunde zu geben.

Diese durchsichtigen Notwendigkeiten werden, so hoffe ich zuversichtlich, es niemals dazu kommen lassen, daß die Verstimmungen, die gegenwärtig vorhanden sind, Verstimmungen, die zuletzt in der Konkurrenz auf wirtschaftlichem Gebiet ihre Wurzel haben, und die auf beiden Seiten durch Unverstand und Übelwollen in der Presse genährt werden, für die Politik der beiden Völker ausschlaggebende Bedeutung erlangen. Hoffentlich kommt auch der Tag, wo die Presse sich ihrer Verantwortlichkeit gegen die Nation mehr, als bisher der Fall ist, bewußt wird. Einem Teil der deutschen Presse möchte ich ein Wort Paul Rohrbachs noch besonders zur Beachtung empfehlen; in seiner Schrift „Deutschland unter den Weltvölkern“ (1903) heißt es über die Wirkung der antienglischen Haltung unsrer „Alldeutschen“: „Kein Engländer kann aus der Haltung der öffentlichen Meinung und dem ununterbrochenen Tadel, der in zahlreichen und großen Zeitungen auf unsre Regierung wegen ihrer Haltung England gegenüber niederging und noch niedergeht, eine andre Schlußfolgerung ziehen, als daß die deutsche Nation einem kriegerischen Angriff auf England nicht nur geneigt sei, sondern ihre Hilfsmittel, sei es jetzt, sei es in naher Zukunft, auch für stark genug zu einem solchen Angriff halte. Daß wir einer bloßen Stimmung Luft gemacht haben sollten, ohne dabei den Fall sehr ernsthaft ins Auge zu fassen, daß England bei ihm gelegener Zeit den hingeworfenen Handschuh aufnehmen und uns auffordern könnte, zu dem gewünschten Tanze anzutreten, darauf zu verfallen ist so leicht keinem Engländer gegeben.“ Und kurz zuvor spricht er von Reden, „deren Gefährlichkeit von denen, die sie führen, höchstens in dem Maße entschuldigt werden kann, als sie sich selbst für bedeutungslose und unverantwortliche Persönlichkeiten ansehen“.

Staat und Gesellschaft in einem großen Kriege unsrer Zeit.

Von

W. von Blume,

General der Infanterie z. D. und Chef des Infanterieregiments Herwarth von Bittenfeld (1. Westf.) Nr. 13.

I. Einleitung. Allgemeine Charakteristik des Krieges.

Ein künftiger Krieg zwischen europäischen Großmächten, insbesondere ein Krieg Deutschlands gegen eine oder mehrere andre von ihnen, wird mancherlei neue Erscheinungen bieten. In den letztvergangenen Jahrzehnten haben alle europäischen Kontinentalmächte unsre Wehrverfassung nachgeahmt und dadurch ihre Heeresmacht gewaltig verstärkt, gleichzeitig auch ihre Seestreitkräfte vermehrt. England hat zwar im wesentlichen sein früheres Heersystem beibehalten, ist aber um so mehr darauf bedacht, sich seine Überlegenheit auf dem Meere zu sichern. Deutschland ist durch das Vorgehen der andern Mächte zu weiterer Steigerung seiner Wehrkraft genötigt worden. Unsre Landstreitmacht wird heute etwa doppelt so stark als im Kriege von 1870/71 sein, und ihr zur Seite ist die deutsche Flotte in fortschreitender Entwicklung begriffen. So wird der Krieg von beiden Seiten mit Millionen von Streitern geführt werden, unter Heranziehung aller Hilfsmittel, die eine hochentwickelte Kultur bietet, unter Verwertung all der großen Errungenschaften der Neuzeit auf den Gebieten der Naturwissenschaft und der Technik. Es kann nicht anders sein, als daß die Kriegführung im engeren Sinne des Wortes, die militärische Kriegshandlung hierdurch einen in mancher Hinsicht veränderten Charakter erhalten wird.

Bedeutender aber noch wird die Rückwirkung der veränderten Verhältnisse auf Staat und Gesellschaft sich im Kriege fühlbar machen. Welche besonderen Anforderungen treten an beide heran? Wie gestaltet sich die Wechselbeziehung zwischen den auf dem Kriegsschauplatze wirksamen Kräften und den dort stattfindenden Ereignissen einerseits und den heimischen Staats- und Volkskräften

anderseits? Wie wird der Krieg auf die in vieler Hinsicht gleichfalls veränderten volkswirtschaftlichen Zustände des Landes zurückwirken, und welchen Einfluß wird dies auf den Verlauf und Ausgang des Krieges haben?

Diese Fragen sollen im nachfolgenden erörtert werden. Es liegt in der Natur der Sache, daß die Kriegsgeschichte dafür nur unvollkommenen Anhalt gewährt, so daß wir ein spekulatives Verfahren zu Hilfe nehmen müssen. Der Krieg von 1870/71 hatte zwar auf deutscher Seite den Charakter des Volkskrieges im modernen Sinne, aber unsre Gegner schwangen sich erst im zweiten Teile des Krieges dazu auf, und da fehlte die Vorbereitung. Der seit kurzem zwischen Rußland und Japan entbrannte Krieg wird manche, auch für künftige europäische Kriegführung wertvolle Aufschlüsse liefern. Aber sie werden bei der Verschiedenheit des Kulturzustandes beider Länder von dem der westeuropäischen Staaten doch unvollkommen bleiben. Es erscheint daher um so weniger ratsam, die Prüfung der aufgeworfenen Fragen länger hinauszuschieben, als es wichtig ist, daß, ehe wir in einen neuen, ernsten Krieg verwickelt werden, in den weitesten Volkskreisen Klarheit über die hohen Anforderungen herrsche, die ein großer Krieg heute an die Gesamtheit der Nation und jedes ihrer Glieder stellt. Das tut uns Deutschen um so mehr not, als wir durch unsre Erfolge von 1870/71 verwöhnt sind. Solch ein ununterbrochener Siegeslauf wie damals wird uns schwerlich noch einmal beschieden sein; vielmehr wird unsre Selbstverleugnung auf manche harte Probe gestellt werden. Wohl wird der Entschluß zum Kriege durch diese Erkenntnis nicht erleichtert. Aber daß die deutsche Nation vor einem notwendigen Kriege, weil er große Opfer fordert, feige zurückschrecken könnte, ist nicht zu fürchten, und hinter dem mit bewußtem Opfermut gefaßten Entschluß steht ein stärkerer, nachhaltigerer Wille als hinter dem unbedachten Hineinstürzen in die Gefahr, das unsern Gegnern im Jahre 1870 so verhängnisvoll wurde. Sehen wir den Schwierigkeiten und Gefahren offen ins Auge, um sie desto sicherer zu überwinden.

Um eine zuverlässige Unterlage für unsre Betrachtungen zu gewinnen, müssen wir uns vergegenwärtigen, daß der Endzweck eines jeden Krieges darin besteht, die gegnerische Macht zur Unterwerfung unter unsern politischen Willen zu zwingen, mag dieser in einer Forderung oder in der Ablehnung eines gewaltsam erhobenen Anspruches zum Ausdruck kommen. Durch Gewaltmittel, für deren Wahl und Anwendung es keine andern Schranken gibt als die durch Zweckmäßigkeitsrücksichten und durch das Völkerrecht, d. h. durch anerkannte Sittlichkeits- und Menschlichkeitsrücksichten, gezogenen, soll die gegnerische Macht in eine Lage versetzt werden, die sie unmittelbar oder wegen der bei Fortsetzung des Krieges ihr drohenden Gefahren als nachteiliger empfindet als die Erfüllung unsrer politischen Forderungen oder gegebenenfalls als die Verzichtleistung auf die Ansprüche, zu deren Anerkennung sie uns zwingen wollte. Dabei ist nicht zu übersehen, daß erfolgreiche Kriegführung zur Steigerung der politischen Ansprüche führen kann. Beendet wird der Krieg, wenn nicht etwa dadurch, daß eine der kriegführenden Parteien die staatliche

Selbständigkeit verliert, durch Friedensvertrag zwischen den beiderseitigen Staatsgewalten. So wird die dauernde Eroberung des feindlichen Landes oder die Erzwingung eines unsern politischen Interessen entsprechenden Friedensschlusses zum Endzweck des Krieges.

Welches Aufgebot von Kraft erforderlich ist, um den Gegner unserm politischen Willen zu unterwerfen, und welche Ziele die Kriegführung zu diesem Zweck zu verfolgen hat, hängt von den besonderen Umständen jedes einzelnen Falles ab. Schon durch die verschiedene Stärke der politischen Beweggründe, durch die Verschiedenheit der Machtmittel und der Willenskraft der Parteien, nicht minder durch das geographische Verhältnis, in dem die beiderseitigen Ländergebiete zueinander stehen, erhält jeder Krieg sein besonderes Gepräge. Die Geschichte berichtet von Kriegen, deren politischer Zweck mit geringen Opfern erreicht wurde, aber auch von solchen, die erst mit der völligen Kampfunfähigkeit des einen der beiden Gegner ihr Ende fanden.

In einem Kriege aber, den Deutschland in Zukunft etwa gegen eine benachbarte Macht oder deren mehrere zu führen hat, kann es sich nicht um untergeordnete Zwecke handeln. In einem solchen Kriege steht für uns so viel auf dem Spiele, die Opfer, die uns schon der Eintritt in ihn auferlegt, sind so groß, daß wir das Äußerste an die Erzielung eines Friedensschlusses setzen müssen, der unsern Interessen vollauf entspricht; und dabei müssen wir verständigerweise von der Annahme ausgehen, daß auch die Gegenpartei uns mit ganzer Macht entgegentreten wird.

Damit ist nicht gesagt, daß der Krieg, wenn wir ihn mit Glück führen, unter allen Umständen nur mit der völligen Vernichtung der Widerstandsfähigkeit der feindlichen Macht endigen könne. Vielleicht entschließt sie sich, ohne es auf dieses Äußerste ankommen zu lassen, in bezug auf die politische Streitfrage sich unserm Willen zu fügen und uns angemessene Entschädigung für die durch den Krieg gebrachten Opfer zu gewähren. Über dahinzielende Anerbietungen wird unsre Staatsleitung sich unter Berücksichtigung nicht nur der militärischen Lage, sondern auch der politischen Gesamtsituation schlüssig machen. Aber Aussicht, in dieser Weise schneller zu einem befriedigenden Abschluß des Krieges zu gelangen, ist um so eher vorhanden, je energischer die Kriegführung bis zum tatsächlichen Friedensschluß das Ziel völliger Niederwerfung des Gegners verfolgt. Auch der Gefahr der Einmischung Dritter zu unsern Ungunsten wird dadurch am sichersten vorgebeugt; schlimmstenfalls erhalten wir auf dem angegebenen Wege am schnellsten freie Hand zur Abwehr solcher Einmischung.

Sollte aber der Krieg für uns zunächst einen ungünstigen Verlauf nehmen, so darf noch weniger ein Zweifel an unserm entschlossenen Willen, den Kampf zu gutem Ende zu führen, auftauchen. Mit solchem Willen werden wir schließlich siegen, mindestens aber einen ehrenvollen Frieden erlangen, der uns die Wiedererhebung ermöglicht, während, wenn unsre Kriegführung der Mattherzigkeit verfällt und mit einem faulen Friedensschluß endigt, die deutsche Herrlichkeit für immer ein Ende hat. Denn es ist für andre Nationen zu verführerisch, sich des deutschen Wettbewerbes dauernd zu

entledigen und die Errungenschaften deutscher Kultur sich dienstbar zu machen, als daß uns als selbständiger Nation der uns gebührende Platz an der Sonne vergönnt werden sollte, wenn wir ihn nicht mit dem Schwert in der Faust zu behaupten wissen.

Wenn also Deutschland unter heutigen Verhältnissen genötigt ist, gegen eine benachbarte Großmacht oder deren mehrere Krieg zu führen, so muß es dies mit höchster Energie und nachhaltiger Kraft tun. Sind die Opfer des Krieges groß, so sind sie doch gering gegen die Leiden, die das Unterliegen in ihm zur Folge haben würde.

Das Mittel, kriegerische Gewalt auszuüben, das eigene Land aber gegen Vergewaltigung zu schützen, besitzen die Staaten in ihrer für diesen Zweck gebildeten Streitmacht. Sie beruht jetzt bei allen europäischen Kontinentalmächten auf dem Prinzip der allgemeinen persönlichen Wehrpflicht in Verbindung mit einem starken Friedensheere und einer Flotte, die die Bestimmung haben, im Frieden die wehrfähige Jugend für den Kriegsdienst auszubilden, im Kriegsfalle aber als Rahmen für die aus allen wehrhaften Männern des Landes zu bildende Kriegsmacht zu dienen. Der Krieg wird beiderseits vorbereitet durch die Mobilmachung, d. h. durch die Überführung des Heeres vom Friedensfuß auf den Kriegsfuß, und durch die Versammlung der mobilen Streitkräfte an den bedrohten Grenzen. Von der Flotte befindet sich ein Teil stets in Kriegsbereitschaft; ihre übrigen Teile werden gleichfalls mobil gemacht, und dann dahin in Bewegung gesetzt, wo sie in Wirksamkeit treten sollen. Auf beiden Seiten ist man mit Aufbietung aller Kräfte bemüht, dem Gegner in der kriegsbereiten Aufstellung der Streitmacht einen Vorsprung abzugewinnen oder doch möglichst wenig hinter ihm zurückzubleiben. Schon während der Kriegsvorbereitungen werden Zusammenstöße der beiderseitigen Streitkräfte zu Lande und zu Wasser erfolgen, und bald beginnt deren gewaltiges Ringen um die Palme des Sieges.

Dieses Ringen der Streitkräfte bildet den Vordergrund des Kriegsdramas. Das Bestreben beider Parteien ist in ihm darauf gerichtet, das eigene Land zu schützen, die feindliche Streitmacht unter möglichst geringer Einbuße an eigener Kraft zu schwächen, sie womöglich zu vernichten und dadurch freie Bahn zu den Hilfsquellen des feindlichen Landes zu gewinnen, um deren Benutzung dem Gegner zu entziehen und sie für die eigenen Zwecke zu verwerten. Wenn die eine Partei sich hierbei zunächst — freiwillig oder gezwungen — auf die Abwehr beschränkt, so wird sie dies mit dem Vorbehalt tun, im günstigen Zeitpunkt zum Angriff überzugehen, da Abwehr allein nicht genügt, um einen vorteilhaften Frieden zu erzwingen.

Entscheidender Erfolg im Ringen der Streitkräfte wird durch unmittelbare Anwendung von Gewalt, durch Kampf, erzielt. Wichtige Nebenmittel bestehen in der Ermüdung des Gegners sowie in der Erschwerung seines Unterhalts und des Ersatzes seiner Verluste. Diese Nebenmittel haben durch die Größe der heutigen Heere und die Kompliziertheit der technischen Kriegsmittel an Bedeutung gewonnen; die Abhängigkeit der Heere von den heimatlichen Hilfs-

quellen ist größer, daher aber auch jede Schädigung dieser, jede Beeinträchtigung des Gegners in ihrer Benutzung folgenschwerer geworden.

Am wirksamsten erfolgt solche Beeinträchtigung durch die Okkupation feindlichen Gebietes. Wenig ist freilich mit ihr gewonnen, solange der Feind in seinen Streitkräften noch ausreichende Mittel, um uns wieder zurückzudrängen, besitzt oder durch Neubildungen sich solche zu verschaffen vermag. Deshalb ist die Vernichtung der feindlichen Streitkräfte das erste und Hauptziel der Kriegführung, die Vorbedingung für die Erreichung des weiteren, den gegnerischen Staat zur Organisierung neuer Widerstandskräfte außerstandzusetzen. Jede Möglichkeit hierfür ist ihm genommen, wenn nach Vernichtung seiner Streitmacht sein ganzes Gebiet in unsre Gewalt gelangt.

Aber in fast gleicher Lage befindet sich ein Staat auch dann, wenn seine Hilfsmittel so weit verbraucht sind, daß sie nicht mehr ausreichen, um die vorhandenen Streitkräfte in schlagfähigem Zustande zu erhalten, geschweige denn deren neue nach Bedarf zu bilden, oder wenn seine Streitmacht derart geschwächt ist, daß sie bei der Fortsetzung des Krieges sich zu ernstem Widerstand aus eigener Kraft nicht mehr zu erheben vermag, und wenn auch die Staatsgewalt so erschüttert, die Willenskraft der Regierung und des Volkes so gebrochen ist, daß dem Heere von dorther keine neue Kraft zuströmt und die Bildung widerstandsfähiger neuer Streitkräfte unmöglich wird. Solcher Zustand kann plötzlich, infolge einer großen militärischen Katastrophe eintreten; häufiger wird er sich allmählich entwickeln. Der Druck, der auf den vom Feinde besetzten Teilen des Staatsgebietes lastet, wird für deren Bevölkerung mit jedem Tage schwerer erträglich; die Notschreie von dorther nehmen zu. Mit jedem Schritt, den der Feind im Land vorwärts tut, vermehrt sich der Teil des Volkes, der unter der Invasion leidet, und die Zahl derer, die sich von dem gleichen Schicksal nahe bedroht fühlen. Gleichzeitig vermindert sich der Kreis der Teilnehmer an den Lasten, die aus dem Unterhalt der Streitmacht des eigenen Staates erwachsen, so daß sich die Last, die der einzelne zu tragen hat, steigert. Und wenn dann wirtschaftliche Not hinzukommt, das Erwerbsleben ins Stocken gerät, die Lebensmittel teurer werden, die Ersparnisse zu Ende gehen, — wie lange wird die Nation solche Prüfung bestehen? Noch hält sie vielleicht die Hoffnung auf einen Umschwung des Kriegsglücks aufrecht. Aber wenn nun auch diese mehr und mehr schwindet? . . . .

Für jedes Volk gibt es eine Grenze, über die hinaus es die Leiden eines unglücklich verlaufenden Krieges nicht erträgt. Die Grenze liegt verschieden weit, je nach der inneren Stärke des Staatswesens, der Kraft seiner Leitung und dem Charakter des Volkes. Aber wenn sie erreicht ist, so ist in heutiger Zeit der mächtigste Herrscher zur Fortsetzung des Krieges außerstande; die Staatsklugheit gebietet ihm, auf Friedensschluß bedacht zu sein, ehe es zu jenem Äußersten kommt.

Nimmt ein Krieg diesen Ausgang, so ist das Erlöschen des Volksgeistes die letzte, den Ausschlag gebende Ursache. Die stärkste Wirkung in dieser Richtung geht allerdings von den Mißerfolgen der Streitmacht aus. Denkbar

ist indes auch, daß die Unfähigkeit der Bevölkerung zu ferneren Opfern oder doch ihr Widerstreben gegen solche, die Staatsgewalt zu nachteiligem Friedensschluß nötigt, obgleich die Kriegslage im übrigen noch keineswegs hoffnungslos ist. —

Um nun die im Innern kriegführender Staaten sich entwickelnden Zustände in ihrem Zusammenhange mit der militärischen Aktion und in ihrer Bedeutung für den Ausgang des Krieges richtig zu würdigen, ist es erforderlich, die Anforderungen, die der Krieg an das innere Gefüge des Staates und an seine Bevölkerung stellt, näher zu betrachten.

II. Kosten des Krieges und Mittel zu ihrer Deckung.

Ich beginne mit den finanziellen Anforderungen.

In dem Maße, wie sich das kriegerische Kraftaufgebot der Staaten gesteigert hat, ist auch der Bedarf an Geld und Geldeswert für den Zweck der Kriegführung gewachsen. Und doch ist der oft angeführte Ausspruch Montecuculis: „Zur Kriegführung braucht man Geld und nochmals Geld und abermals Geld", in dem Sinne, in dem er getan wurde, heute nicht mehr zutreffend. Denn zur Zeit Montecuculis, der Zeit der Kabinettskriege, war in den Heeresverfassungen das kostspielige Söldnerwesen vorherrschend, alle Heeresbedürfnisse mußten, insoweit sie nicht durch Gewalthandlungen befriedigt wurden, bar bezahlt werden, und als finanzielle Mittel zur Kriegführung kamen neben den dürftigen regelmäßigen Staatseinnahmen nur in barem Geld vorhandene Staatsersparnisse sowie der Ertrag etwa bewilligter Kriegssteuern und von andren Staaten gewährte Subsidien in Betracht. Heute verfügt dagegen die Staatsgewalt für Zwecke der Kriegführung in weitem Umfange über die persönlichen Kräfte der Bevölkerung und über die Hilfsmittel des Landes, und die Frage der Geldbeschaffung hat eine veränderte Lösung gefunden. Bevor aber hierauf näher eingegangen wird, sei der Versuch gemacht, die Kosten zu ermitteln, auf die wir im Falle eines mit voller Kraft zu führenden Krieges gefaßt sein müssen. Ihrer Berechnung legen wir die Erfahrungen des Krieges von 1870/71 zugrunde. Dessen Kosten haben sich für Deutschland — den Norddeutschen Bund und die süddeutschen Staaten — auf 1551 Millionen Mark belaufen[1]). Darin sind die den Familien der einberufenen Reservisten und Wehrleute gewährten Unterstützungen, die durch Wiederherstellung der Schlagfertigkeit des Heeres nach dem Kriege entstandenen Kosten („Retablissementskosten"), die Invaliden- und Witwenpensionen und die Entschädigungen für Verluste an Privateigentum nicht einbegriffen. Außer Betracht gelassen sind auch die nicht vergüteten und die gestundeten Naturalleistungen des eigenen Landes und Frankreichs für unser Heer. Rechnet man deren Wert sowie die Familienunterstützungen für den Beurlaubtenstand hinzu, so würden die Kosten des Krieges, außer denen des Retablissements und der Invaliden- ꝛc.

[1]) Außer den Ausgaben, die auf Grund des gleichzeitig in Kraft gebliebenen Friedensetats geleistet worden sind.

Pensionen, ungefähr zu 1750 Millionen Mark anzunehmen sein. Der Krieg — vom ersten Mobilmachungstage (17. Juli 1870) bis zum Tage der Ratifikation des Frankfurter Friedens (18. Mai 1871) — dauerte 305 Tage. Auf den einzelnen Tag würden daher durchschnittlich 5,7 Millionen Mark entfallen [1]). Nimmt man nun an, daß wir einen künftigen Krieg mit doppelter Machtentfaltung führen [2]), macht auch einen Zuschlag für den Seekrieg und für die inzwischen verminderte Kaufkraft des Geldes, so kommt man zu dem Ergebnis, daß die Kosten eines solchen Krieges liegen würden

zwischen 13 und 16 Millionen Mark für den Tag,
= 390 = 480 = = = = Monat,
= 4680 = 5760 = = = das Jahr.

Eine derartige Berechnung beruht freilich auf unsicherer Grundlage, aber sie gewährt immerhin einen gewissen Anhalt. Natürlich verteilen sich die Ausgaben auch verschieden auf die einzelnen Zeiträume des Krieges. Besonders groß ist der Geldbedarf im ersten Monat, da in ihn die Mobilmachungskosten für den größten Teil der Streitkräfte fallen. Sie dürften, trotz der Entlastung der Reichskasse durch die den Gemeinden, den Eisenbahnverwaltungen u. s. w. für die Mobilmachung auferlegten Leistungen, mit 1/4 Milliarde eher zu niedrig als zu hoch berechnet sein. Auch ist nochmals darauf hinzuweisen, daß es sich bei den angeführten Ziffern nur um die eigentlichen Kriegskosten, nur um die für die Kriegführung selbst aufzubringenden Mittel handelt.

Es sind gewaltige materielle Mittel, deren eine kontinentale Großmacht, wie das Deutsche Reich, für einen mit voller Kraft zu führenden Krieg bedarf. Aber dem modernen Staat stehen zur Deckung des Bedarfs auch Wege offen, die man in früheren Zeiten nicht kannte. Zunächst das anerkannte Recht der Staatsgewalt, Bedürfnisse der Kriegführung in weitem Umfange durch Inanspruchnahme unentgeltlicher oder erst in der Nachzeit zu vergütender Naturalleistungen des eigenen Landes zu decken, in feindlichem Lande aber zu gleichem Zweck das Requisitionsverfahren anzuwenden. Im Kriege 1870/71 wurden auf deutscher Seite Naturalleistungen des eigenen Landes fast nur für Mobilmachungszwecke in Anspruch genommen. Nötigenfalls aber können durch sie auch im Verlaufe des Krieges die baren Ausgaben beträchtlich vermindert werden. Der Umfang der möglichen Naturalleistungen hängt freilich von dem Reichtum und dem Kulturzustande des Landes ab. Gegenstände des Kriegsbedarfs, die in ihm nicht vorhanden sind und in ihm nicht hergestellt werden können, müssen mit Geldaufwand vom Auslande bezogen werden, insoweit dies möglich ist.

Von den Geldmitteln, deren Staaten zur Kriegführung bedurften, sind bisweilen namhafte Beträge durch freiwillige Gaben aufgebracht worden.

---

[1]) Die französischen Kriegskosten berechnet Léon Say — von Entschädigungsgeldern und Retablissementskosten abgesehen — auf durchschnittlich höchstens 10 Millionen Frank für den Tag. — Den Engländern kostete der Krieg in Südafrika, trotz der geringen Stärke ihres Heeres über 2 Milliarden Mark.

[2]) Die Durchschnittsstärke der mobilen und immobilen deutschen Truppen betrug in der Zeit vom 1. August 1870 bis Ende März 1871 1254000 Mann.

Voraussetzung hierfür ist lebendige Vaterlandsliebe und Begeisterung der Nation für den Kriegszweck. Ein erhebendes Beispiel solcher Opferfreudigkeit hat Preußens Volk, trotz seiner damaligen tiefen Verarmung, im Jahre 1813 gegeben. Im Kriege von 1870/71 bedurfte es derartiger Hilfe auf deutscher Seite nicht, aber die heimatlichen Volkskreise betätigten ihren Patriotismus in hochherziger Weise durch Fürsorge für das Wohl der im Felde stehenden Truppen und für die durch den Krieg Geschädigten. Auch andre Nationen sind dem Staate im Kriegsfalle bisweilen mit großen freiwilligen Geldopfern zu Hilfe gekommen. Doch wäre es verfehlt, hierauf für alle möglichen Kriegsfälle zu rechnen; auch wird selbst im günstigsten Falle nur ein Teil des Geldbedarfs in freiwilligen Gaben Deckung finden. Der Staat muß daher auf andre Mittel zur Geldbeschaffung bedacht sein.

Ein solches bilden, neben Ersparnissen von Ausgaben für Friedenszwecke, Kriegssteuern. Auch von diesem Mittel ist 1870/71 in Deutschland kein Gebrauch gemacht worden. Aber seine Anwendung wird sich in der Regel schon aus dem Grunde nicht umgehen lassen, weil der Krieg manche der regelmäßigen Einnahmen des Staates zu vermindern pflegt. Überdies sind Kriegssteuern eine oft zweckmäßige Vorbereitung für die Verzinsung und Tilgung aufzunehmender Kriegsanleihen. Für das Deutsche Reich käme die Erhöhung bestehender oder die Einführung neuer Verbrauchssteuern (vielleicht Monopole) oder die Einführung direkter Reichssteuern auf Grund des Art. 70 der Reichsverfassung in Frage. Die Aufbringung von Kriegsgeldmitteln durch Beiträge der einzelnen Bundesstaaten nach Maßgabe ihrer Bevölkerung (Matrikularbeiträge) ist zwar ein nach demselben Verfassungsartikel gleichfalls zulässiger Weg, er erscheint aber nicht empfehlenswert.

Die Kriegssteuer ist eine zwar stetig, aber doch erst nach Verlauf einer gewissen Zeit und auch dann nur langsam fließende Geldquelle. Schneller gelangt der Staat in den Besitz größerer Geldsummen durch Anleihen. Zu solchen kann auch das Deutsche Reich nach Art. 73 der Reichsverfassung im Falle eines außerordentlichen Bedarfs schreiten.

Die Kriegsanleihe bildet das Hauptmittel zur Deckung des Geldbedarfs für den großen Krieg unsrer Zeit. Mit ihrer Hilfe begegnet der Staat dem Bedarf des Augenblicks durch Einnahmen der Zukunft, verteilt die Kosten des Krieges auf einen längeren Zeitraum. Freilich steigern sie sich durch die Notwendigkeit fortlaufender Verzinsung der aufgenommenen Kapitalien. Aber davor zurückzuschrecken hieße unter heutigen Verhältnissen auf die Möglichkeit, uns unsrer Haut zu wehren, verzichten. Kein Staat ist in der Lage, ohne Anleihe einen Krieg mit voller Machtentfaltung zu führen.

Ob und unter welchen Bedingungen die Regierung eines Landes Geldmittel zur Kriegführung im Wege freiwilliger Anleihe zu beschaffen vermag, hängt in gewissen Grenzen von dem Patriotismus der besitzenden Klassen des eigenen Volkes, hauptsächlich jedoch von dem Kredit des Staates ab, d. h. von dem Vertrauen der inländischen und ausländischen Kapitalbesitzer zu seiner Fähigkeit und seinem guten Willen, das dargeliehene Kapital pünktlich zu verzinsen und zurückzuerstatten, also von dem Vertrauen zu seinem

Fortbestande und zu seiner Leitung, von seiner Finanzlage sowie von den wirtschaftlichen und sozialen Zuständen des Landes. Staaten, die in diesen Beziehungen zu Bedenken Anlaß geben, können für Kriegszwecke Geld durch freiwillige Anleihen, wenn überhaupt, so nur unter mehr oder weniger harten Bedingungen, vielleicht nur unter Verpfändung von Staatseigentum oder von bestimmten Staatseinkünften, erlangen. Erschwerend wirken natürlich auch unglückliche Kriegsereignisse auf den Staatskredit ein.

Ist für einen Staat der Weg der freiwilligen Anleihe überhaupt nicht oder nur mit übermäßigen Opfern gangbar, so kann für ihn noch der der Zwangsanleihe, d. h. die zwangsweise Inanspruchnahme inländischen Kapitals unter Zusicherung der Verzinsung und Rückzahlung, in Frage kommen. Die Maßnahme ist ihrem Wesen nach nicht härter als die Beanspruchung andrer Kriegsleistungen, die zum Teil sogar ohne Entschädigung auf Grund bestehender Gesetze gefordert werden.

Bedenklicher und in seinen Folgen gefährlicher ist ein andrer finanzieller Notbehelf: die Prägung minderwertiger Münzen oder eine zur Finanzkraft des Staates in Mißverhältnis stehende Ausgabe ungedeckten Papiergeldes, sei es ohne oder gar mit Zwangskurs. Solche Maßnahme ist stets mit wirtschaftlichen Schäden und Gefahren verbunden. Gleichwohl haben Staaten in der Kriegsnot sie wiederholt ergriffen und werden es auch in Zukunft tun, wenn sie dessen bedürfen, um einen für notwendig erachteten Krieg führen zu können.

Das Deutsche Reich befindet sich nun im Vergleich mit fast allen andern Großstaaten in so günstiger Finanzlage, und das Vertrauen zur Lebenskraft und Leistungsfähigkeit der deutschen Nation ist so festbegründet, daß die Gefahr des Versiegens unsrer finanziellen Hilfsquellen selbst im schwersten Kriegsfalle fernliegt. Die Schuldenlast des Deutschen Reiches beläuft sich zurzeit auf etwa 3 Milliarden Mark, die der deutschen Bundesstaaten auf etwa 12 Milliarden, wovon auf Preußen rund 7 Milliarden entfallen. Die Summen der deutschen Reichs- und Staatsschulden beträgt daher etwa 15 Milliarden Mark. Sie ist verhältnismäßig niedriger als die Staatsschuld jeder der andern europäischen Großmächte. Frankreich z. B. trägt eine Schuldenlast von 24 Milliarden Mark. Mehr aber fällt ins Gewicht, daß die Schulden des größten deutschen Bundesstaates, Preußen, geringer sind als der Wert seines rentablen, namentlich in den Staatseisenbahnen bestehenden Eigentums, und auch den Schulden des Reiches und der andern Bundesstaaten steht ansehnlicher rentabler Besitz gegenüber. Es wird daher dem Deutschen Reich im Kriegsfalle voraussichtlich nicht allzu schwer werden, seinen Geldbedarf durch freiwillige Anleihe zu erträglichen Bedingungen zu decken.

Aber noch eine andre Seite der Kriegsfinanzfrage bedarf der Erwähnung. Es vergeht nämlich eine gewisse Zeit, ehe die Summen, die durch Anleihen beschafft werden sollen, der Staatskasse zufließen, eine Zeit, die zwar nicht so lang wie bei Kriegssteuern ist, aber doch mindestens nach Wochen zählt. Nun ist aber der Geldbedarf des Staates, wie erwähnt, gerade in den ersten Wochen nach dem Entschluß zum Kriege, während der Mobilmachung der Streitkräfte,

besonders groß und dringlich. Gleichwohl werden die daraus erwachsenden Schwierigkeiten in Deutschland verhältnismäßig leicht überwunden werden. Bei dem wohlgeordneten Finanzwesen des Reiches und der Einzelstaaten darf angenommen werden, daß in deren mit Betriebsfonds durchweg reichlich ausgestatteten Kassen jederzeit beträchtliche Mittel für den allerersten Bedarf verfügbar gemacht werden können. Überdies aber verfügt das Deutsche Reich in dem aus 120 Millionen Mark in gemünztem Gold bestehenden Reichskriegsschatz über ein Mittel zu schneller Auffüllung der Kassen, wie kein andrer Staat ein ähnliches besitzt, und in der Reichsbank über ein für schnelle und umfangreiche Finanzoperationen vorzüglich geeignetes Organ. Es unterliegt keinem Zweifel, daß bei Ausbruch eines Krieges mit Hilfe des Reichskriegsschatzes und der Reichsbank, nötigenfalls auch durch Ausgabe von Reichsschuldscheinen mit kurzen Rückzahlungsterminen (Schatzanweisungen), die Geldbedürfnisse des Reichs bis zur Bewilligung und Flüssigmachung einer Kriegsanleihe Befriedigung finden werden, ohne daß den Geldmarkt beunruhigende Maßnahmen ergriffen zu werden brauchten. Besitzt doch das Reich auch in dem Reichsinvalidenfonds bis auf weiteres noch eine namhafte Reserve[1]), auf die nötigenfalls zurückgegriffen werden könnte. Der Fonds ist allerdings in Schuldverschreibungen und Eisenbahn-Prioritätsobligationen angelegt, die zunächst in bares Geld umgesetzt werden müßten.

Wenn hiernach die Finanzlage des Deutschen Reichs als günstig für den Kriegsfall zu betrachten ist, so begründet dies zwar unser Vertrauen, daß wir nicht durch Geldmangel an der energischen Durchführung eines notwendigen Krieges verhindert sein werden. Aber es sind immerhin namhafte finanzielle Opfer, die der Nation schon während des Krieges auferlegt werden müssen. In Verbindung mit der Aussicht auf dauernde finanzielle Belastung, die dem Lande aus der Verzinsung und Tilgung der Kriegsschuld erwächst, bilden sie selbst bei glücklichem Verlauf des Krieges einen gewissen Dämpfer für die nationale Begeisterung. In Zeiten des Mißgeschicks aber wird die Sorge über die unberechenbaren finanziellen Folgen, die ein unglücklicher Ausgang des Krieges nach sich zieht, die Gemüter lebhaft beunruhigen. Möge man, wenn solche Zeiten uns beschieden sein sollten, sich vergegenwärtigen, daß das einzige Mittel, die gefürchteten Folgen fernzuhalten, darin besteht, durch gesteigerte Kraftaufbietung das Schicksal des Krieges zu wenden!

Und nicht vergessen dürfen wir, daß eine gute Finanzlage ein wesentliches Moment der Wehrkraft des Staates ist, zumal sie die Hauptgrundlage seines Kredits bildet. Wir müssen sie uns erhalten, um der Kriegsgefahr mit Ruhe entgegensehen zu können, nicht durch Kargen mit Mitteln für nützliche Zwecke oder gar für notwendige Ausgaben, wie namentlich die durch das Landesverteidigungsinteresse bedingten, aber durch einsichtige Finanzpolitik, Hebung des Volkswohlstandes, sorgfältige Prüfung der Bedürfnisfrage vor jeder Geldbewilligung und gewissenhafte, sparsame Verwaltung.

---

[1]) Der Kapitalbestand des Fonds betrug Ende März 1903 noch 302¾ Millionen Mark, wird aber nach und nach verbraucht.

III. Mobilmachung. Soziale und wirtschaftliche Folgen.

Die Mobilmachung der Streitkräfte versetzt wie bei uns so auch bei den andern europäischen Kontinentalmächten alle Staats- und Volkskräfte in die höchste Spannung. Innerhalb weniger Tage werden Millionen von Männern der bürgerlichen Berufstätigkeit und ihren Familien entzogen und drängen sich in den Mobilmachungsorten des Heeres und der Marine zusammen, wo in ebenfalls wenigen Tagen aus ihnen kriegsfertige Heerkörper gebildet, die ruhenden Kriegsschiffe bemannt werden müssen. Zu dem gleichen Zweck werden im Lande die kriegsbrauchbaren Pferde in großer Zahl, Fahrzeuge ꝛc. ausgehoben und nach den Mobilmachungsorten in Bewegung gesetzt, Massen von Kriegsmaterial von Ort zu Ort befördert, die Grenzfestungen kampfbereit gemacht und versorgt, Magazine angelegt und gefüllt, umfangreiche Einrichtungen für die Unterkunft der Truppen sowie für die Pflege von Kranken und Verwundeten getroffen. Die Eisenbahnen sind fast ganz für militärische Zwecke in Anspruch genommen; auf den meisten Linien muß der Privatverkehr für längere Zeit völlig eingestellt werden. Wohin man sieht, herrscht fieberhafte Tätigkeit, nicht nur beim Heer und bei der Marine, sondern auch bei den bürgerlichen Behörden, den Verkehrsanstalten und in allen Kreisen der Bevölkerung. Die Behörden und Verkehrsanstalten müssen trotz ihrer starken Inanspruchnahme sich mit vermindertem Personenstande behelfen. Die zahlreichen Menschen, die Haus und Hof, Weib und Kind verlassen, die zum Kriegsdienst einberufenen Leiter gewerblicher Unternehmungen, sie haben alle Hände voll zu tun, um ihre häuslichen und gewerblichen Verhältnisse für die Dauer des Krieges und für den Fall ihres Todes zu regeln. Der plötzlich eintretende bedeutende Ausfall an Arbeitskräften ruft die mannigfaltigsten Schwierigkeiten wie im öffentlichen so auch im Privatleben hervor.

Und kaum ist die Mobilmachung beendet, so beginnt bereits die Versammlung der Streitkräfte an den bedrohten Grenzen. Auch hierfür werden die Eisenbahnlinien, die aus dem Innern des Landes nach dem Versammlungsraum führen, nach ihrer höchsten Leistungsfähigkeit in Anspruch genommen und in dem hierdurch bedingten Umfange durch Personal und Fahrmaterial der Nebenlinien verstärkt. Infolgedessen wird der Privatverkehr auf den Eisenbahnen noch wochenlang nach der Mobilmachung ganz oder doch fast ganz unterbrochen bleiben.

Die äußerste Beschleunigung der Mobilmachung und Versammlung der Streitkräfte ist geboten, weil der Nachteil, der für uns entsteht, wenn der Gegner uns darin einen Vorsprung abgewinnt, im weiteren Verlauf des Krieges schwer auszugleichen ist. Die schnellere Bereitschaft verleiht Freiheit des Handelns.

Die für die Mobilmachung und den Aufmarsch des Heeres erforderliche Zeit ist wesentlich bedingt durch die Ausdehnung des Staatsgebiets, die Dichtigkeit seiner Bevölkerung und die Entwicklung seines Verkehrssystems. Aber damit das überaus kunstvolle, aus unzähligen, ineinandergreifenden Einzelhandlungen sich bildende Werk mit der hiernach möglichen Schnelligkeit gelinge,

müssen viele Vorbedingungen erfüllt sein. In erster Linie kommen die Organisation, die innere Beschaffenheit und die räumliche Verteilung der Streitkräfte vor und während der Mobilmachung in Betracht. Hierauf näher einzugehen, liegt jedoch außerhalb des Rahmens meiner Aufgabe. Nehmen wir an, daß in dieser Hinsicht alles aufs beste bestellt sei, und wenden wir uns den außerhalb des Heeres stehenden Faktoren zu, die zur Mitwirkung berufen sind. Bei der Einberufung der im bürgerlichen Leben stehenden Wehrpflichtigen zu den Fahnen, bei Aushebung der Pferde, bei der Unterbringung der Heeresverstärkungen und bei allen sonstigen Kriegsleistungen des Landes ist die Militärverwaltung wesentlich auf die Hilfe der Zivilverwaltungsbehörden des Staates und der Gemeinden angewiesen. Die Bewegung der gewaltigen Menschen- und Materialmassen von einem Ort zum andern fällt fast ganz den Eisenbahnen zu; Telegraphie und Post haben den Anforderungen eines aufs höchste gesteigerten Betriebes zu genügen, gleichzeitig ihre Organisation den Kriegserfordernissen gemäß zu erweitern.

Alle diese Aufgaben stellen hohe Ansprüche an die Einsicht, Pflichttreue, Tatkraft und Ausdauer der beteiligten Zivilbehörden und Beamten und erheischen deren einträchtiges Zusammenwirken mit der Militärverwaltung, sowohl bei der vorbereitenden wie bei der ausführenden Tätigkeit. Bei letzterer wird die Leistungsfähigkeit zahlreicher Beamter, besonders derer der Eisenbahnverwaltung, auf die denkbar härteste Probe gestellt. Wochenlang können ihnen bei Tag und bei Nacht nur aufs knappste bemessene Dienstpausen gewährt werden, und eine Unregelmäßigkeit, eine Betriebsstörung, wie solche im Eisenbahnwesen schon aus der Pflichtvergessenheit oder dem Versagen der Kräfte eines Lokomotivführers, eines Weichenstellers oder Bahnwärters entspringen kann, zieht oft die schwersten Folgen nach sich.

Persönliche Tüchtigkeit der Beamten kommt freilich nur auf dem Boden einer zweckmäßig organisierten Verwaltung und unter der Herrschaft gesunder Verwaltungsgrundsätze zu voller Geltung. Übermäßige Zentralisation der Verwaltung ist ebenso schädlich wie mangelnde Autorität der Leitung, bureaukratische Engherzigkeit ebenso hinderlich wie zielloſe Willkür. Wo die ausführenden Behörden gewohnt sind, nur nach genauer Vorschrift zu handeln, in jedem Zweifelsfalle aber Fragen zu stellen, wird kostbare Zeit versäumt und die Gunst des Augenblicks verpaßt. Die mit einer Mobilmachung und Heeresversammlung selbst bei sorgsamster Vorbereitung unvermeidlich verbundenen Reibungen werden nur dann glücklich überwunden werden, wenn überall die Organe einer zweckmäßig gegliederten Verwaltung in vollem Bewußtsein ihrer Verantwortlichkeit, aber mit frischer Initiative und praktischem Sinne einheitlich auf die gegebenen Ziele hinarbeiten.

Von größter Bedeutung für den Verlauf der Mobilmachung ist endlich auch der Geist und die Haltung der Bevölkerung. Sie befindet sich naturgemäß in lebhafter Erregung, aber diese wird sich je nach dem herrschenden Geiste verschieden äußern. Wie ganz anders gestalten sich die Verhältnisse in einem Lande, in dessen Bevölkerung Achtung vor den Gesetzen und hohe Auffassung der vaterländischen, namentlich der militärischen Pflichten heimisch

ist, als da, wo Unbotmäßigkeit, Selbstsucht, Weichlichkeit, Parteigezänk und Klassenhaß hervortretende Merkmale des Volkslebens sind! Dort willige und pünktliche Erfüllung aller, auch der schwersten Anforderungen, hier Widerwilligkeit und das Bestreben, sich der Pflicht nach Möglichkeit zu entziehen. In einem einigermaßen geordneten Staatswesen wird es zwar nicht an Mitteln fehlen, den Gesetzen auch Widerstrebenden gegenüber Geltung zu verschaffen. Auch lehrt die Erfahrung, daß Wehrpflichtige, die aus der Heimat zu den Fahnen eines wohlorganisierten und vom rechten Geist beseelten Heeres einberufen werden, selbst dann, wenn sie dem Befehle zunächst nur unmutig Folge leisten, nach ihrer Einreihung in der Regel bald besseren Sinnes werden. Strengste Handhabung der Disziplin bei der Truppe ist allerdings unerläßliche Vorbedingung; sie ist zu keiner Zeit notwendiger als während der Mobilmachung, die in kürzester Frist schlagfertige Verbände mit Hilfe der Friedenscadres herstellen soll, während letztere gleichzeitig teilweiser Auflösung verfallen. Aber einen sofortigen Zuwachs an moralischer Kraft gewinnen Heer und Flotte durch die bei ihnen eintreffenden Verstärkungsmannschaften nur dann, wenn der Ruf des Staatsoberhauptes zu den Waffen in der pflichttreuen, vaterlandsliebenden, entschlossenen Bevölkerung freudigen Widerhall findet. Heute, wo die ersten großen Entscheidungen der Mobilmachung auf dem Fuße zu folgen pflegen, ist dies von doppeltem Wert.

Unsre besondere Aufmerksamkeit nimmt die Frage in Anspruch, welchen Einfluß die Mobilmachung an sich und dadurch, daß sie den unmittelbar bevorstehenden Ausbruch des Krieges außer Zweifel stellt, auf die wirtschaftlichen und sozialen Verhältnisse im Lande ausübt, und wie sich deren Rückwirkung auf den Krieg, zunächst bei dessen Ausbruch, geltend macht. Die Frage bedarf um so sorgfältigerer Prüfung, als die volkswirtschaftlichen und sozialen Zustände in allen Kulturländern, besonders aber in Deutschland, in den letzten Jahrzehnten tiefgreifende Veränderungen erfahren haben.

Die Mobilmachung entzieht plötzlich auf unbestimmte, jedenfalls längere Zeit eine große Zahl der im kräftigsten Lebensalter stehenden Männer dem bürgerlichen Leben. Das bedeutet einen tiefen Eingriff in die wirtschaftlichen und sozialen Verhältnisse des Landes, und man begreift leicht die lebhafte Erregung, die dadurch in der Bevölkerung entsteht. Verschieden groß sind indes die Folgen des Scheidens der zum Heeresdienst Aufgerufenen aus dem bürgerlichen Leben, sowohl für sie selbst als für ihre Familien und für weitere Kreise. Nicht so leichten Herzens wie der ledige Mann löst sich der Familienvater von der Heimat los, besonders wenn die Familie für ihren Lebensunterhalt auf seine Erwerbskraft allein angewiesen ist, wie dies bei Besitzlosen nicht nur der Arbeiterklasse, sondern auch andrer Stände der Fall ist. Die den hilfsbedürftigen Familien von Reservisten und Wehrleuten gesetzlich zustehenden Unterstützungen können wohl die äußerste Not fernhalten, aber nicht den Familienernährer ersetzen. Wo aus wirtschaftlichen Unternehmungen, die einer größeren Zahl von Menschen den Lebensunterhalt gewähren, die Leiter

und schwer zu ersetzende Leitungsgehilfen abberufen werden, können große Verlegenheiten und Schädigungen für die Unternehmungen und alle, die an ihnen beteiligt sind, entstehen.

Schädigungen erleidet das Erwerbsleben aber auch durch die allgemeine Geschäftsunsicherheit und Verkehrsstockung, die die unvermeidliche Folge des Mobilmachungsbefehls und des durch ihn außer Zweifel gestellten Kriegsausbruches ist. Wir müssen uns hier vergegenwärtigen, welche tiefgreifenden Veränderungen sich im Verlaufe des letzten halben Jahrhunderts im Wirtschaftsleben der Kulturwelt vollzogen haben: die gewaltige Steigerung der Produktion und Konsumtion, des inländischen und des Weltverkehrs, die Verschärfung des Wettbewerbes, die Verfeinerung und enge Verkettung aller wirtschaftlichen Beziehungen. Die Kultur ist schnell fortgeschritten; das Nationalvermögen hat sich beträchtlich vermehrt. Aber anderseits ist auch das nationale Wirtschaftsleben empfindlicher gegen Störungen geworden, besonders gegen den Ausbruch eines nationalen Krieges.

Abgesehen von den vorübergehenden Schwierigkeiten, die aus der Unterbrechung des Privatverkehrs auf den Eisenbahnen entstehen, erfahren die Produktion sowie der Handel und Verkehr eine starke Einbuße dadurch, daß in der Voraussicht eines nahen Krieges und während dessen Dauer jedermann im Lande seine Bedürfnisse nach Möglichkeit einschränkt. In besonders mißliche Lage geraten durch den Kriegsausbruch solche Produktionszweige, die bezüglich der Beschaffung von Rohmaterialien oder Halbfabrikaten oder bezüglich des Absatzes ihrer Erzeugnisse auf das Ausland angewiesen sind. Unterbrochen wird durch den Krieg jedenfalls der Warenaustausch mit dem feindlichen Lande, mehr oder weniger erschwert auch der mit dem neutralen Auslande. Der Verkehr mit den neutralen Nachbarstaaten und durch deren Vermittelung mit dem entfernteren neutralen Auslande ist im Kriegsfalle zwar nur insofern behindert, als auf die Einfuhr von Kriegsmaterial (Konterbande) auf diesem Wege nicht gerechnet werden kann. Deshalb liegt für Deutschland ein Grund zu der Besorgnis, daß es vom Weltverkehr ganz abgesperrt werden könnte, nicht vor; denn es würde dies voraussetzen, daß wir gleichzeitig im Kriege mit Frankreich, Rußland, Österreich-Ungarn und Dänemark ständen, daß unsre Küsten wirksam blockiert wären und überdies die garantierte Neutralität von Holland, Belgien und der Schweiz zu unsern Ungunsten gebrochen würde. Nun ist allerdings der Begriff der Konterbande kein feststehender; mehrfach sind von Kriegführenden — so in dem jetzt schwebenden russisch-japanischen Kriege — auch Feuerungsmaterial und Lebensmittel für Konterbande erklärt worden. Und Privateigentum der Kriegführenden ist bekanntlich auf dem Meere überall der Wegnahme durch feindliche Kriegsschiffe ausgesetzt. So ist der Verkehr mit dem Auslande auch im günstigsten Falle erschwert; und schon dann, wenn für ihn nicht mehr die billigsten Wege benutzt werden können, sondern neue, kostspieligere gesucht werden müssen, tritt eine Verteurung der Ein- und Ausfuhr ein, die den Wettbewerb deutscher Produkte auf dem Weltmarkte mindestens stark beeinträchtigen, anderseits auch die Preise vieler Waren im Inlande steigern wird.

Eine wirtschaftliche Folge jedes Kriegsausbruches wird also die Einschränkung der Produktion von Gütern für den Weltmarkt sowie von solchen Gütern sein, die nicht dem Kriegszweck dienen und zu den entbehrlichen oder doch aufschiebbaren Bedürfnissen der Bevölkerung des eignen Landes gehören. Daraus ergibt sich eine Verminderung der Erwerbsgelegenheit für letztere, die abgeschwächt, aber nicht ausgeglichen wird dadurch, daß die Produktion von Kriegsmaterial einen bedeutenden Aufschwung nimmt, und daß die Zahl der Erwerbsuchenden sich durch die Einberufungen zum Kriegsdienst verringert. Zugleich wird eine Preissteigerung der ausländischen Produkte, deren Einfuhr durch den Krieg erschwert und verteuert wird, sowie der von der Einfuhr solcher Produkte abhängigen Inlandserzeugnisse eintreten. Dagegen werden unter den heutigen Verhältnissen des Weltverkehrs die Weltmarktpreise der meisten Erzeugnisse selbst von einem großen Kriege nur wenig beeinflußt. Während des Krieges von 1870/71 stiegen die Getreidepreise an der Amsterdamer Börse nur um wenige Prozente.

Nun gesellt sich aber zu den vorgedachten, durch den Kriegsausbruch verursachten wirtschaftlichen Schwierigkeiten eine andre noch bedeutsamere, deren Ursprung allerdings zum Teil auf jene zurückzuführen ist. Eine hervortretende Eigentümlichkeit, durch die sich das heutige Erwerbsleben in den Kulturstaaten von dem früherer Zeiten unterscheidet, besteht nämlich in der engen Verkettung aller wirtschaftlichen Verhältnisse, und in der wichtigen Rolle, die in dieser Verkettung das wechselseitige Vertrauen, der Kredit, spielt. Das Bestreben, die zinslose Anhäufung von Werten nach Möglichkeit zu vermeiden, hat in Verbindung mit dem gesteigerten Vertrauen zu der in der Geschäftswelt vorherrschenden Zuverlässigkeit und Leistungsfähigkeit dahin geführt, daß in normalen Zeiten der Wertausgleich im Verkehr vielfach nicht mehr mit Hilfe des Bargeldes (Metall- und Papiergeldes), sondern durch andre, einfachere und weniger kostspielige Einrichtungen, wie Wechsel- und Giroverkehr, Klärungshäuser, buchmäßige Ab- und Zuschreibungen, bewirkt wird. Dem Kleinverkehr ist das Bargeld allerdings nach wie vor unentbehrlich, aus dem Großhandel aber ist es fast ganz verdrängt. Ist doch auch die Vermehrung des Bargeldes weit hinter der Zunahme des Nationalvermögens und der gewaltigen Steigerung des Verkehrs zurückgeblieben[1]).

Gerät nun aber durch irgendwelche Umstände das allseitige Vertrauen, auf dem dieses System beruht, ins Schwanken, so steigert sich das Verlangen nach barem Gelde als dem nie versagenden Mittel zur Erfüllung von Verbindlichkeiten und zum Eintausch von Werten. Bei der beschränkten Menge des Bargeldes entstehen schon hieraus Verlegenheiten. Sie bilden sich zu schweren Krisen des gesamten nationalen Wirtschaftslebens aus, wenn eine Zeit wirtschaftlichen Aufschwunges vorhergegangen und in ihr der Versuchung,

[1]) Im Deutschen Reiche sind seit seiner Begründung bis Ende März 1904 Münzen im Werte von 4835 Millionen Mark geprägt, davon 96 Millionen wieder eingezogen worden. Außerdem befanden sich (Ende 1903) nicht durch Reichsmünzen gedeckte deutsche Banknoten im ungefähren Betrage von einer Milliarde Mark im Umlauf. (Statistisches Jahrbuch für das Deutsche Reich. 1904. S. 180 u. 181.)

bei der Kreditgewährung die Grenzen gebotener Vorsicht zu überschreiten, nachgegeben worden ist. Die eintretende Unsicherheit der Lage veranlaßt zu rücksichtsloser Einziehung von Forderungen und Ausständen, während anderseits das Verlangen nach Kredit stürmisch hervortritt. Das Bestreben erschreckter Besitzer von verzinslich angelegten Kapitalien, diese schleunigst, wäre es auch unter schwerem Verlust, flüssig zu machen, steigert die allgemeine Verwirrung und ruft in der Geschäftswelt, namentlich an den Börsen, panikartige Erscheinungen hervor, die alle besitzenden Volksklassen in Mitleidenschaft ziehen, zahlreiche Existenzen mit wirtschaftlichem Ruin bedrohen.

Die Gefahr des Eintritts einer solchen Krisis ist beim Ausbruch eines Krieges besonders groß, um so größer, je plötzlicher er erfolgt, und je geringer das Vertrauen auf den glücklichen Verlauf und Ausgang ist. Die Beunruhigung des Wirtschaftslebens wird noch dadurch gesteigert, daß die zu den Fahnen einberufenen Mannschaften genötigt sind, ihre bürgerlichen Verhältnisse in kürzester Frist zu regeln, daß ferner, schon aus Rücksicht auf diese Mannschaften, die sofortige Gewährung eines gesetzlichen Zahlungsaufschubs (Wechselmoratoriums) wird erfolgen müssen, daß endlich auch der plötzlich eintretende große Geldbedarf des Staates und der Kriegsmaterialindustrie ungewöhnliche Anforderungen an die Finanzkraft des Landes stellt. Die letztgedachte Erschwernis wird im Deutschen Reich allerdings durch die Ausschüttung des Reichskriegsschatzes abgeschwächt werden, die auch dem Bargeldbedarf einigermaßen zu Hilfe kommt.

In sehr schwierige Lage werden bei der Mobilmachung voraussichtlich die Sparkassen geraten, bei denen im Deutschen Reich am Schluß des Jahres 1901 das Guthaben von 15432211 Einlegern die gewaltige Höhe von 9552 Millionen Mark erreicht hatte[1]). Seitdem sind diese Zahlen noch weiter gestiegen. In den Sparkasseneinlagen besitzen die wenig bemittelten Volksklassen Reservefonds von eminenter volkswirtschaftlicher Bedeutung, besonders auch für den Kriegsfall. Da aber die Sparkassen, um die Einlagen verzinsen zu können, ihr Kapital selbst nutzbringend anlegen müssen, so können sie nur geringe Barbestände haben, während die Einlagen zum größern Teil sofort oder nach kurzer Kündigungsfrist zurückgefordert werden können. Eine bedenkliche Erregung wird eintreten, wenn die Sparkassen, wie bei plötzlichem starkem Andrange der Einleger leicht möglich, nicht imstande sind, deren statutenmäßig begründeten Ansprüchen auf sofortige Rückzahlung Genüge zu leisten[2]).

Ähnliche Schwierigkeiten werden sich mehr oder weniger bei allen Bankgeschäften einstellen, die jederzeit kündbare Einlagen verwalten.

Kurz, eine gewaltige Erschütterung des Geldmarktes wird zu den zuvor geschilderten volkswirtschaftlichen Begleiterscheinungen des Kriegsausbruchs

[1]) S „Statistisches Jahrbuch für das Deutsche Reich". 1904. S. 189. — Obige Angaben beziehen sich nur auf die öffentlichen Sparkassen. Neben ihnen bestehen noch genossenschaftliche Spar- und Darlehnskassen in beträchtlichem Umfange.

[2]) Ende März 1902 verfügten die preußischen Sparkassen bei einem Vermögen von 7038¼ Millionen Mark nur über einen Barbestand von 124¼ Millionen.

hinzukommen und in Gemeinschaft mit jenen die Besonnenheit und die wirtschaftliche wie die moralische Widerstandsfähigkeit der Bevölkerung auf eine harte Probe stellen.

Die nachteiligen wirtschaftlichen Folgen des Kriegsausbruchs treffen indes nicht alle Erwerbszweige in gleichem Maße und werden daher schon aus diesem Grunde in verschiedenen Staaten, je nach deren wirtschaftlicher Entwicklung, in verschiedenem Grade fühlbar werden. Am schwersten werden Industrie und Handel, am wenigsten wird die Landwirtschaft zu leiden haben.

Die der Herstellung von Gegenständen des Kriegsbedarfs dienenden Industriezweige — wie die Waffen- und Munitionsindustrie, gewisse Zweige der Eisen-, der Leder-, der Nahrungsmittel-, der chemischen ꝛc. Industrie — erfahren allerdings durch den Krieg einen Aufschwung. Die überwiegende Mehrzahl der andern Industriezweige wird aber durch ihn zur Verminderung der Produktion veranlaßt werden. Selbst die der Herstellung von unentbehrlichen Gebrauchsgegenständen, wie Bekleidung, Hausgerät ꝛc., für den inländischen Bedarf dienenden Unternehmungen müssen damit rechnen, daß sich der Absatz ihrer Erzeugnisse während der Dauer des Krieges vermindern wird, weil die Neubeschaffung solcher Gegenstände sich oft aufschieben läßt und daher oft ausgesetzt wird. Die Bautätigkeit erlahmt, mit dem öffentlichen Verkehr vermindert sich die Erwerbsgelegenheit im Verkehrsgewerbe, die Unsicherheit auf dem Meere legt die Reederei lahm. Die Luxusindustrie wird für ihre Waren während längerer Zeit sehr erschwerten Absatz finden. Besonders hart aber trifft alle Industriezweige, die auf die Einfuhr von Rohstoffen und Halbfabrikaten oder auf die Ausfuhr ihrer Erzeugnisse angewiesen sind, die Erschwerung des Verkehrs mit dem Auslande.

Ein Land mit hochentwickelter Industrie ist daher gegen die wirtschaftlichen Folgen des Kriegsausbruchs besonders empfindlich. Wenn nicht schon in der Mobilmachungszeit in zahlreichen industriellen Betrieben die Tätigkeit geschlossen oder eingeschränkt wird, so müssen doch die Leiter vieler solcher Unternehmungen und die Eigentümer der in diesen angelegten Kapitalien auf empfindliche Verluste gefaßt sein. Die im Verhältnis zu den Unternehmern und deren fachmännisch gebildeten Gehilfen in der Industrie so zahlreiche Arbeiterschaft aber wird sich zum großen Teil der Gefahr der Arbeits- und Erwerbslosigkeit ausgesetzt sehen.

Und mit der Industrie leidet der mit ihr in naher Verbindung stehende, wesentlich durch sie geförderte Handel.

In günstigerer Lage befindet sich die Landwirtschaft. Den Verbrauch landwirtschaftlicher Erzeugnisse kann auch der Ärmste nur in geringem Maße einschränken; die Magen beanspruchen auch in schlechten Zeiten ihr Recht; und der Minderbedarf an Lebensmitteln, der im Lande durch den Abzug eines Teiles der männlichen Bevölkerung entsteht, wird durch den Mehrbedarf des Heeres reichlich ausgeglichen. In den Ländern, die nicht in beträchtlichem Umfange auf die Ausfuhr landwirtschaftlicher Produkte angewiesen sind, wird daher die Landwirtschaft in bezug auf den Absatz ihrer Haupterzeugnisse und

die landwirtschaftliche Bevölkerung in bezug auf Arbeits- und Erwerbsgelegenheit durch Krieg wenig geschädigt. Die mit der Mobilmachung eintretende Verminderung der Arbeitskräfte wird sich freilich, wenn deren Zahl nicht über das Bedürfnis hinausging, bei ihr nachteilig fühlbar machen, zumal der Übertritt von Arbeitslosen aus der Industriebevölkerung zu ihr auf mancherlei Schwierigkeiten stößt und ihr erfahrungsmäßig wenig Nutzen bringt. Indessen kann dieser Mangel in der Landwirtschaft eher als in den meisten andern Erwerbszweigen durch Mehrarbeit der Zurückgebliebenen, einschließlich der Frauen und Kinder, gehoben werden, und so manche landwirtschaftliche Verbesserungsarbeit läßt sich unbedenklich auf gelegenere Zeit verschieben. Schon ein bescheidener Landbesitz auf ertragsfähigem Boden gewährt, wenn nur der Feind ferngehalten wird, einer Familie, auch einer solchen, deren Oberhaupt zu den Fahnen einberufen ist, einen Rückhalt, durch den sie selbst im schlimmsten Falle vor Not geschützt ist, und auch die besitzlose landwirtschaftliche Arbeiterbevölkerung wird in Kriegszeiten nicht darben.

In Anbetracht dieser Verhältnisse erfordert die Tatsache sehr ernste Beachtung, daß Deutschland, dessen Bevölkerung noch zur Zeit des Krieges von 1870/71 überwiegend von der Landwirtschaft lebte, mehr und mehr den Charakter eines Industrie- und Handelsstaates annimmt.

Seit der Begründung des Deutschen Reiches haben in ihm erst zwei Berufszählungen, 1882 und 1895, stattgefunden, und leider ist die ältere Statistik der einzelnen Bundesstaaten zu unvollkommen, um aus ihr ziffernmäßige Nachrichten über die Verteilung der deutschen Bevölkerung auf die verschiedenen Berufsklassen in früheren Zeiten zu entnehmen[1]). Doch treten schon aus einem Vergleich der Zählungsergebnisse von 1882 und 1895 mit hinreichender Deutlichkeit die Richtung und das Tempo der Verschiebungen hervor, die in der Berufsgliederung und der sozialen Schichtung der deutschen Bevölkerung stattfinden. Denn sie ergeben, daß, während die Gesamtbevölkerung in jenen 13 Jahren von 45 222 000 auf 51 770 000 Köpfe gestiegen ist, in derselben Zeit die landwirtschaftliche Bevölkerung, obgleich sie den höchsten Geburtsüberschuß hatte, sich um 724 000 Köpfe vermindert hat. Ihr Anteil an der Gesamtbevölkerung sank von 42,51 % auf 34,74 %. Dagegen stieg die Industriebevölkerung um 4 200 000 Köpfe, ihr Anteil an der Gesamtbevölkerung von 35,51 % auf 39,12 %, der der Handels- und Verkehrsbevölkerung von 10,02 % auf 11,52 % (um fast 1½ Million Köpfe). Die nächste Berufszählung wird zweifellos ergeben, daß die Verschiebung in derselben Richtung zunehmend fortgeschritten ist[2]).

[1]) Immerhin geht aus den in Band V der preußischen Statistik veröffentlichten Ergebnissen der Volkszählung von 1861 hervor, daß damals die Zahl der in der Landwirtschaft Erwerbstätigen beiderlei Geschlechts sich zu der der Erwerbstätigen der Industrie, des Handels und des Verkehrs in Preußen noch wie 30,4 zu 22,2 verhielt.

[2]) Die obigen Angaben beziehen sich auf die Erwerbstätigen und die in ihrem Hausstande lebenden Angehörigen.

Mit dieser Erscheinung geht nun aber eine wesentliche Veränderung der sozialen Schichtung der Bevölkerung Hand in Hand. Denn die starke Zunahme der Industriebevölkerung entfällt zum größten Teil auf die Klasse der Lohnarbeiter. Dieser gehörte die Industriebevölkerung schon 1895 zu zwei Dritteln an, und seitdem ist in der Industrie, ebenso wie im Handel, die Aufsaugung der kleineren Unternehmungen durch die größeren immer stärker hervorgetreten. Dagegen war 1895 die Klasse der selbständigen Landwirte zahlreicher als die der landwirtschaftlichen Arbeiter, und die Zahl jener nimmt von Jahr zu Jahr zu[1]). Bemerkenswert ist auch, daß vier Fünftel aller selbständigen Landwirte in Deutschland dem Mittelstande, dem Bauernstande (mit einem Besitz von 2 bis 100 ha) angehören, und daß von der landwirtschaftlich benutzten Fläche 70,36 % auf den bäuerlichen Besitz entfallen, endlich daß nur 12,38 % der bewirtschafteten Fläche aus Pachtland bestehen, die Eigenwirtschaft also die weit überwiegende, im Bauernstande die nahezu ausschließliche Form der deutschen Landwirtschaft bildet. In Deutschland ist der vorherrschende Typus der landwirtschaftlichen Bevölkerung der Bauer auf eigener Scholle, der der industriellen der besitzlose, oft im Dienst von Aktienunternehmungen, also ihm unbekannten Kapitalisten stehende Lohnarbeiter. Sitte und Lebensanschauung des Landarbeiters stehen unter dem bestimmenden Einfluß des Bauernstandes; in der Industrie fehlt ein Mittelstand von annähernd gleicher Bedeutung, während die gesellschaftliche Kluft zwischen Unternehmern und Arbeitern sich dort immer mehr zu erweitern droht.

Der bedachtsame Bauer läßt sich in seiner — wenn auch heute oft mühe- und sorgenvollen, so doch relativ gesicherten — Lage durch äußere Vorgänge oder fremde Einwirkung nicht leicht beunruhigen, auch nicht durch den Ausbruch eines Krieges an entfernter Grenze. Aber in überlieferter patriotischer Gesinnung bringt er willig jedes Opfer, um feindlichen Angriff von den Grenzen fernzuhalten; bedeutet doch der Schutz der Grenze auch den Schutz seiner Scholle. Die dicht beisammenwohnende Industriearbeiterbevölkerung bildet dagegen im Verein mit anderm städtischen Proletariat eine unstete, leicht erregbare Masse. Zurzeit steht leider ein großer Teil von ihr in Deutschland unter dem Einfluß sozialdemokratischer Anschauungen, die einen schroffen Gegensatz zu den Anforderungen bilden, die das Vaterland in Zeiten der Gefahr an seine Söhne stellt. Das ist eine offene Wunde am Körper der Nation, die im Kriegsfalle, wenn ihre Heilung nicht inzwischen gelungen ist, sehr energischer Behandlung bedürfen wird. Sie wird gleichwohl dem Körper Kraft entziehen. Die zu Truppen des stehenden Heeres einberufenen Sozialdemokraten werden zwar ihre Parteiansichten zu Hause lassen, und auch die in neugebildete Truppenkörper eingestellten werden unter der heilsamen Ein-

[1]) Die Zahl der selbständigen Erwerbstätigen (Eigentümer rc.) war schon von 1882—1895 in der Landwirtschaft von 2288000 auf 2569000 gestiegen, dagegen in der Industrie von 5882000 auf 5628000 zurückgegangen. In derselben Zeit vermehrte sich die Zahl der Industriearbeiter von 4096000 auf 5958000, während sich die der landwirtschaftlichen Arbeiter von 5882000 auf 5628000 verminderte.

wirkung der militärischen Disziplin ihr deutsches Herz spätestens beim Pfeifen der ersten feindlichen Kugeln wiedererkennen. Aber den Platz ganzer Männer, auf die die Führer sich unter allen Umständen verlassen können, füllen sie nicht aus. Und in der heimatlichen Bevölkerung wird die Sozialdemokratie beim Kriegsausbruch wie in der nachfolgenden Zeit ein unzuverlässiges, beunruhigendes Element bilden, das, statt dem Staat Kraft zu leihen, Kräfte erfordert, um es niederzuhalten.

Insoweit die durch die Mobilmachung im Lande hervorgerufene Erregung der Gemüter auf das plötzliche Ausscheiden zahlreicher Männer aus dem bürgerlichen Leben und auf die Erschütterung des Geldmarktes sowie des geschäftlichen Vertrauens zurückzuführen ist, wird nach nicht gar langer Zeit eine ruhigere Auffassung der Verhältnisse Platz greifen. Diese Annahme gründet sich zum Teil auf die menschliche Natur, die hochgradige Erregung nur eine gewisse Zeit erträgt; dann tritt Abspannung ein. Man findet sich allmählich mit dem Unvermeidlichen ab, richtet sich nach den veränderten Verhältnissen ein, so gut es geht. Bald erfährt auch das ins Stocken geratene Geschäftsleben wieder einige Belebung durch die mit der Mobilmachung verbundenen Ausgaben des Staates und die damit zusammenhängende Ausschüttung des Reichskriegsschatzes. In einer patriotischen Bevölkerung löst überdies der Ausbruch eines Krieges Gefühle und Gedanken aus, durch die die materiellen Interessen zurückgedrängt werden. Lodert die Flamme opferfreudiger Begeisterung empor, wie im Frühjahr 1813 in Preußen und im Juli 1870 in Deutschland, so fühlt der einzelne in seiner Not und Sorge sich getragen von der Volksgemeinschaft, und das erschütterte Vertrauen kehrt zurück.

Für alle denkbaren Kriegsfälle kann indes auf solche Volkserhebung nicht gerechnet werden, und überdies darf man sich auch darüber nicht täuschen, daß die volkswirtschaftlichen Schwierigkeiten, die uns beim Ausbruch eines großen Krieges in Zukunft unvermeidlich entstehen werden, einen starken Dämpfer für patriotischen Aufschwung bilden. Herrscht im Lande noch eine sorgenvolle, erregte, gedrückte Stimmung vor, wenn die Mannschaften des Beurlaubtenstandes zu den Fahnen eilen, so kann dies nicht ohne schädlichen Einfluß auf den Geist des Heeres bleiben. Was irgend geschehen kann, um die nachteiligen volkswirtschaftlichen Folgen zu mildern, darf nicht versäumt werden.

In dieser Hinsicht sei zunächst auf die hohe Bedeutung hingewiesen, die der Ausstattung aller wirtschaftlichen Unternehmungen, industrieller wie finanzieller, mit reichlichen, leicht flüssig zu machenden Reservefonds beizumessen ist. Angemessene Reservefonds sind ein Erfordernis jedes soliden Unternehmens, ebenso bedingt durch das eigene Interesse der Unternehmer wie durch die Rücksicht auf das Gemeinwohl. Ihre Bedeutung wächst in dem Maße, wie die Spannung der wirtschaftlichen Verhältnisse und mit ihr die Krisengefahr zunehmen. Sie sind unabweisbares Bedürfnis in einem wirtschaftlich empfindlichen Lande, das, wie Deutschland, schon infolge seiner geographischen Lage sich

jederzeit bereithalten muß, seine Interessen mit dem Schwert in der Hand zu verteidigen. Und die Verpflichtung, Fürsorge in beregtem Sinne zu üben, wächst mit der Größe der Unternehmungen, mit der Zahl der Volksgenossen, deren Schicksal mit ihnen verkettet ist. Ein industrielles Unternehmen, das Hunderte oder vielleicht Tausende von Arbeitern anwirbt, beruht nur dann auf solider Grundlage, wenn es über ausreichende Reservemittel verfügt, um bei ausbrechendem Kriege in seinem Fortbestande nicht gefährdet zu sein und seiner Arbeiterschaft wenigstens noch einen starken Rückhalt gewähren zu können. Die Reservefonds vermindern allerdings in günstigen Zeiten den Unternehmergewinn, weil sie, um ihren Zweck zu erfüllen, leicht flüssig sein müssen, wodurch ihre Rentabilität beeinträchtigt wird. Aber man wendet doch beträchtliche Mittel auf, um die Fabriken gegen Feuersgefahr zu versichern; und die Wahrscheinlichkeit, daß sie im Verlaufe ihres Bestehens eine Kriegskrisis zu überwinden haben werden, ist viel größer als gemeinhin die, daß eine Feuersbrunst sie heimsuchen wird. Hiergegen die Augen zu verschließen oder die Größe der wirtschaftlichen Schwierigkeiten zu unterschätzen, die sich in einem künftigen Kriegsfalle einstellen werden, ist ebenso gefährlich für die Unternehmer wie für das Gemeinwohl.

Was hier in bezug auf industrielle Unternehmungen gesagt ist, findet entsprechende Anwendung auf die Gebiete des Handels und Verkehrs, namentlich auf die den Geldverkehr vermittelnden Unternehmungen, die Bankgeschäfte. Sie können durch weise Voraussicht und Vorsorge außerordentlich viel zur Überwindung der beim Ausbruch eines Krieges zu erwartenden wirtschaftlichen Krisis beitragen, während, wenn sie sich dieser Aufgabe nicht gewachsen erweisen, das ganze, so künstlich gewordene Gebäude unsrer Volkswirtschaft ins Wanken geraten wird. Den großen Bankinstituten namentlich fällt die doppelte Aufgabe zu, dem Staate die Wege zur Befriedigung seiner außerordentlichen Geldbedürfnisse zu ebnen und die brausenden Wogen des erregten Wirtschaftsgetriebes aufzufangen, um sie in ruhigeres Fahrwasser überzuleiten. Man darf von dem Patriotismus, der Einsicht und Tatkraft der beteiligten Geschäftskreise erwarten, daß sie eintretendenfalles sich diesen Aufgaben selbstlos und mit Hingebung widmen werden. Nur ein Hundsfott könnte daran denken, die Gefahr des Vaterlandes und die Kriegsnöte seiner Volksgenossen für selbstsüchtige Zwecke auszubeuten. Aber bei allem Vertrauen zu dem guten Willen und der Leistungsfähigkeit der deutschen Finanzwelt muß doch dem Zweifel Ausdruck gegeben werden, ob man überall in ihr die Größe der Aufgaben richtig würdigt, deren Lösung in einem künftigen Kriege den Banken obliegen wird, und ob man über die Mittel und Wege hierzu ausreichend im klaren ist, um beim Ausbruch eines, auch unerwarteten, Krieges ohne Zeitverlust die geeignetsten Hilfsmaßnahmen ergreifen zu können. Es handelt sich hierbei um teilweise schwierige Probleme, deren nähere Erörterung den Rahmen der Aufgabe, die ich mir gestellt habe, überschreiten würde, auch fachmännische Kenntnisse und Erfahrung erfordert, die ich nicht besitze. Aber die Verständigung der großen Banken über einen finanzwirtschaftlichen Mobilmachungsplan und dessen alljährliche Nach-

prüfung — vielleicht unter Leitung des Reichsbankpräsidiums und Beteiligung von Regierungsvertretern — erscheint mir als ein dringendes Erfordernis der Zeit. Daß die Reichsbank auf den Krieg jederzeit sorgfältigst vorbereitet ist, kann nicht bezweifelt werden; sie hat in den großartigen Diensten, die die Bank von Frankreich ihrem Lande im Kriege von 1870/71 geleistet hat, ein Vorbild. Aber besonders zur Überwindung der volkswirtschaftlichen Krisis bedarf es des Zusammenwirkens aller großen Banken nach festem, einheitlichem Plane.

Auch der vorzüglich organisierte deutsche Sparkassenverband darf nicht länger zögern, aufs sorgfältigste die Frage zu prüfen, was zu geschehen hat, damit die Sparkassen den bei ausbrechendem Kriege an sie herantretenden Anforderungen gerecht werden können. Wie große Beunruhigung in breiten Volksschichten entstehen würde, wenn sie in solchem Falle ihren Verpflichtungen nicht pünktlich nachkommen könnten, wird zur Genüge aus den zuvor gemachten Angaben über ihren Geschäftsumfang hervorgehen. Nun entfielen aber nach der Statistik der preußischen Sparkassen für das Jahr 1901 — bezüglich der andern deutschen Länder liegen leider entsprechende Nachrichten nicht vor — 57,71 % des von ihnen angelegten Kapitals auf Hypotheken mit durchgehends halbjährigen und längeren Kündigungsfristen, nur 26,43 % auf Inhaberpapiere, der Rest auf kurzfristige Darlehen in Wechseln, Schuldscheinen, Faustpfändern und auf Anlagen bei öffentlichen Anstalten. Man kann hiernach bestimmt vorhersagen, daß bei ausbrechendem Kriege die Flüssigkeit der Sparkassen sich als unzureichend erweisen wird. Darin liegt eine so große Gefahr für das Staats- und Volkswohl, daß Abhilfe geboten ist. Sie kann in wirksamer Weise nur durch Anlage eines größeren Vermögensteils in leicht umzusetzenden Werten geschaffen werden. Besonders empfiehlt sich hierfür eine stärkere Beteiligung an den Anleihen des Reichs und deutscher Staaten, wodurch sich auch — wie vor kurzem in Verhandlungen des preußischen Abgeordnetenhauses nachdrücklich betont wurde — deren Kurswert heben und stabiler gestalten würde. Allerdings sind bei der Veräußerung von Wertpapieren im Augenblick des Kriegsausbruches Kursverluste zu erwarten, und hierauf muß durch entsprechende Erhöhung der Reservefonds, die am Schluß des Jahres 1901 immerhin schon die ansehnliche Höhe von 599½ Millionen Mark erreicht hatten, Bedacht genommen werden. Diese beiden hier empfohlenen Maßnahmen werden nicht ohne nachteiligen Einfluß auf die Verzinsung der Einlagen bleiben. Das ist bedauerlich, muß aber im Interesse des Staatswohles und der Sicherung der Einlagen gegen Zahlungsunfähigkeit der Kassen im Kriegsfalle in Kauf genommen werden. —

Andre Betrachtungen, zu denen die beim Ausbruch eines großen Krieges zu erwartenden Erscheinungen Anlaß bieten, bleiben vorbehalten bis zum Schluß dieser Abhandlung, die sich nunmehr der Kriegshandlung selbst und ihre Wechselbeziehung zu Staat und Gesellschaft zuwendet.

(Ein zweiter Artikel folgt.)

Über die Stellung von Schillers „Räubern" in der Weltliteratur.

Von
Eugen Kühnemann.

Auf diesen Blättern wollen wir nicht die Nachwirkung der „Räuber", sondern ihre Vorbereitung in der Weltliteratur darzustellen suchen. Wie erscheinen sie im Verhältnis zu den großen Dichtungen, mit denen Schiller in seiner Jugend gelebt hat, und die auf ihn gewirkt haben? Wie greifen sie insbesondere ein in die dramatische Literaturbewegung seiner Zeit? Betrachtungen dieser Art weisen ins Unendliche; man wird dabei immer im Fragmentarischen bleiben. Aber einen Sinn haben sie nur, wenn man den ganzen Werken das ganze Werk gegenüberstellt, wenn man nicht an den Einzelheiten hängen bleibt, sondern die Entwicklung der Lebensanschauung und der künstlerischen Tat im ganzen zu würdigen sucht. Eine solche Arbeit soll stets ein Stück ästhetischer Erziehung sein. Sie wird daher nicht den vermeintlichen Abhängigkeiten nachspüren, sondern umgekehrt durch den Überblick den Sinn für die Originalität des Werkes zu verfeinern suchen. Eine intimere Kenntnis des sittlichen Geistes und der künstlerischen Eigentümlichkeiten, die den „Räubern" ihren Charakter geben, wird hier vorausgesetzt.

I.

Wir beginnen, wie billig, mit der Bibel. Sie spielt an einer Stelle selber mit. Amalia liest dem Alten vor; es ist eine Geschichte aus dem Alten Testament. Für die ganze Ausbildung ist die neutestamentliche Parabel vom verlorenen Sohn mitbestimmend gewesen. Aus biblischen Anschauungen stammen neben vielem andern die Visionen des Weltgerichts, die auf die Propheten zurückweisen oder auf die Apokalypse, welche selbst ein Ausläufer alttestamentlich-prophetischer Literatur ist. Die Sprache, wie allgemein anerkannt, ist ganz gesättigt von biblischen Elementen.

Aber von allen direkten Beziehungen abgesehen, erkennt man den zuerst von der Religion her angeregten Dichter in dem riesigen Accent, der auf das Sittliche fällt. Das Problem wird als ein spezifisch sittliches ja geradezu unterstrichen. Für beide Hauptgestalten handelt es sich um ihre höchst persönliche Stellung zur sittlichen Weltordnung, also um die religiöse Urfrage. Durch das ganze Werk klingt es: „Ist Gott, oder ist er nicht?" Es spielt in der beständigen Gegenwart Gottes. „Er versteht zu knüpfen" — „Einen kann er so leicht vermissen" — „Ein Vater dort oben — mein Vater nicht" — „Dein eigen allein ist die Rache, du bedarfst nicht des Menschen Hand" u.s.w., und auf der andern Seite Franz' fürchterliches „Nein!" Das ist ein Dichter, dem die von der Bibel stammenden Vorstellungen beständig im Sinne liegen und das natürliche Medium aller tieferen inneren Erfahrungen sind, — dem das Sittliche und Gott eine Einheit bilden, und der, wenn er den Ernst der Sittlichkeit verficht, ein wenig Gottes Sache zu führen meint.

Man erkennt zudem in dem religiösen auch geradezu den protestantischen Dichter. Am persönlichen Gericht, wie das eigene Innere es hält, läßt er die Menschen sich aufreiben, läßt er Gott erfahren werden. Der Tendenz nach könnte man sogar ein Überwiegen des Alttestamentlichen bemerken. Der Gott, der in diesem Stücke lebt — und Gott lebt wirklich darin —, heißt wohl zuweilen Vater; es gibt für ihn leise Töne kindlich-schwärmerischer Poesie — dennoch überwiegt und bricht wahrhaft als ursprüngliches Erlebnis in den Gemütern der Beteiligten durch der Gedanke des richtenden Gottes. Das liegt so sehr an Schillers persönlicher Artung, der Richtung aufs Große, Gewaltige, Heroische, wie an der Form, in der er die Religion zuerst kennen lernte, im engen Heim der deutschen Familie, in patriarchalischen Verhältnissen. Das männlich Gewaltige und Selbstverantwortliche liegt und gelingt ihm durchaus, das Zarte zwingt er sich ab. —

Neben dem biblischen Fonds seiner Phantasie wirken die modernen dichterischen Bearbeitungen biblischen Stoffes in ihm nach, in erster Linie Miltons „Verlorenes Paradies". Schiller hat auf Miltons Satan selber hingewiesen in dem später unterdrückten und durch eine neue Form ersetzten zweiten Bogen seines Stückes, hat die Beziehung in der Vorrede aufgenommen und spricht in der eigenen Rezension seiner „Räuber" (Württembergisches Repertorium 1782) davon, wie „Milton, der Panegyrikus der Hölle, auch den zartfühlendsten Leser einige Augenblicke zum gefallenen Engel macht". Zwischen ihm und Milton herrscht wirkliche Verwandtschaft der Phantasie.

Das „Verlorene Paradies", zuerst 1667, dann 1674 erschienen, das eigentlich protestantische, ja puritanische Epos, ist das Werk eines Vorkämpfers gegen das katholisierende Königtum in England und selber ein religiöses Dokument der großen Revolution, deren Sinn war, aus protestantischer Frömmigkeit das Leben zu gestalten, den Glauben in das Leben überzuführen und die neue Zeit Christi nun erst zur Wirklichkeit zu machen.

Daher ist dies eine theologisierende Poesie. Durch die Glaubensgedanken wird auch die Auffassung des Menschen bestimmt, der hier nicht mehr so unmittelbar gesehen wird wie bei Shakespeare und in der Machtmenschheit

der Renaissance. Die moderne Gemütskrise des Protestantismus zieht in die Dichtung ein.

Diese Poesie setzt eine große Literatur bereits voraus, ist eine Poesie der Gelehrsamkeit, und zwar der klassischen Gelehrsamkeit der Renaissance. Hier handelt es sich nicht um einzelne Anlehnungen, sondern um den bewußten Versuch, den antiken epischen Stil zu erneuern und ihn zu modernem Inhalt in Verhältnis zu setzen. Es ist klassizistische Poesie. Aber alles Erlernte, es komme vom Altertum oder von der Theologie, wird ganz persönlich angeeignet. Der eigene puritanische Kampfgeist dringt durch alles hindurch. Als Kämpfer erscheinen so gut Gott mit den Engeln wie Satan mit den Seinen, Himmel wie Hölle. Aus dem blinden und durch die antiken Musen besänftigten Greise spricht der Geist einer rauhen und waffenstrotzenden Epoche.

Was aber allem den Charakter gibt, ist, daß es Kämpfe sind für Gott und um Gott. Das Bewußtsein, um das Höchste und Letzte bemüht zu sein, spricht aus allen Teilen des Werkes. Hier Gott und die ewig Gerechten, dort die gefallenen Engel, die sich nicht beugen konnten, in der Mitte das erste Menschenpaar. Man sieht, wie hier das Menschenleben genommen wird im Lichte der ewigen Fragen des Guten und Bösen. Denn diese ganze Metaphysik des Abfalls von Gott ist ja nur eine mythische Ausdrucksform für den Bruch im Menschen zwischen Ideal und Wirklichkeit. Viel bloßes Gedankenwerk beschwert nun die Poesie. Die trüben Grübeleien von der Gerechtigkeit und Güte Gottes, vom Ursprung des Übels, vom Fall und der Erlösung des Menschen, vom Weltgericht rücken die Gesänge nahe an die theologische Abhandlung heran. Aber die stürmische Kraft des persönlich beteiligten Gemüts reißt über alles hinweg.

Miltons ganzer literarischer Charakter wurzelt in diesen Zügen. Er ist z. B. ein Idyllendichter von größter Kraft. Aber welche seltsame Idylle ist diese vom Paradiese! Er schreibt mit der innigsten Zärtlichkeit für das unschuldige und schöne erste Menschenpaar. Aber es ist die Zärtlichkeit der Wehmut. Sie wissen bei den seligen Freuden ihrer Liebe noch nichts von dem Ansturm der Hölle, der auf sie lauert, wissen nicht, daß es nur die kurze Rast ist vor einer unendlichen Wanderung des Elends nicht nur für sie, sondern für alles Menschliche. Eine Schilderung, die, nichts weniger als naiv durch die Gestaltenfreude der Wirklichkeit gebannt, vielmehr von der Erschütterung durch Ideen ihre Farbe bekommt. Die sentimentale Idylle ist Miltons künstlerische Großtat.

Im ganzen Pathos fühlen wir Schiller diesem Dichter verwandt. Aber wir fühlen auch den rein germanischen Charakter in der kampfesfrohen Religiosität, in dieser die ganze Mannesseele ausfüllenden, echt protestantischen Auseinandersetzung mit Gott. Darum war auch Milton die eigentliche Parole im Kampf um eine germanische Gestaltung der deutschen Literatur. Wir erinnern an Bodmers Prosaübersetzung von 1732, an Zachariäs Übersetzung in Hexametern 1760 und 1763. In dem geradlinigen Fortgang dieser Bewegung hat Schiller seinen Platz.

Der Anknüpfungspunkt liegt in der Gestalt des Miltonschen Satan, von dem es im unterdrückten Bogen heißt: „Jener, der es nicht dulden konnte, daß einer über ihm war, und sich anmaßte, den Allmächtigen vor seine Klinge zu fordern — war er nicht ein außerordentliches Genie?“ Wir kennen die Worte der unterdrückten Vorrede von „Menschen, die den Teufel umarmen würden, weil er der Mann ohne seinesgleichen ist“. Aber der ganze Miltonsche Satan steht vor uns, wenn Schiller fortfährt: Menschen, die auf dem Weg zur höchsten Vollkommenheit die unvollkommensten werden, die unglückseligsten auf dem Wege zum höchsten Glück, wie sie es wähnen.“

Miltons Satan — das ist der, der nicht der Zweite sein will, der noch im Fall den Riesenstolz bewahrt, auch dem Höchsten sich nicht beugen zu können, der erhabenste unter den Engeln, ehe er fiel, jetzt noch ein Ganzer in seiner Größe, die sich nicht neigen kann. Wir geben in Zachariäs Übertragung die Verse, aus denen sein Charakter spricht (I, 248):

. . . Ihr Schreckgefilde, seid mir gegrüßet,
Sei mir gegrüßt, unterirdische Welt, du tiefste Hölle,
Nimm mich, deinen neuen Besitzer! Er bringt ein Gemüte
Zu dir, welches kein Ort und keine Zeit kann verändern.
Das Gemüt ist sein eigener Platz und macht in sich selber
Aus der Hölle den Himmel und aus dem Himmel die Hölle.

Wie sagt Karl Moor? „Außendinge sind nur der Anstrich des Manns — ich bin mein Himmel und meine Hölle.“ Zachariä übersetzt hierzu aus einem alten Milton-Kommentator die Worte: dies mache die ausschweifende Meinung der Stoiker im Munde Satans lächerlich. „Lächerlich finden wir nun diese Meinung nicht, aber der Hinweis öffnet einen welthistorischen Ausblick in die Geschichte ethischer Gedanken.

Miltons bildlicher Ausdruck für Satans Wesen ist, daß er, dem von Natur der herrlichste Glanz zu eigen war, plötzlich verfinstert ist. (Zachariä I, 581):

. . . Noch hatte seine Gestalt nicht
Ganz den ursprünglichen Schein verloren, er schien nichts Geringers
Als ein Erzengel, welcher gefallen; allein nur verfinstert
An der Herrlichkeit, die bei ihm sonst übermäßig gestrahlet.

Oder 589:

. . . so war er verfinstert,
Aber an Glanz vortrefflicher noch als die übrigen alle.

Eine dunkle Gestalt, durch deren Finsternis noch der herrlichste ursprüngliche Glanz eines edlen Wesens scheint, ist auch Karl Moor.

Man begreift leicht den eigentlichen Grund des Reizes, den eine solche Gestalt so gut für Schiller wie für Milton besitzt. Beide sehen ihre Menschen im Hinblick auf das ewige Gesetz, auf das Bild der vollkommenen Menschheit. Wie eine notwendige Kontrastfigur geht ihnen in ihrem Gesichtskreise der Mensch der völligen Verlorenheit auf. Malt sich doch für den Anteil des sittlichen Pathos in ihrem Falle gleichsam in indirekter Wirkung die ganze Hoheit und Würde des Sittlichen, die wir in direktem Bilde doch nicht zur Darstellung bringen können. Vor allem liegt hier die tiefste tragische Wirkung, die dem sittlichen Pathos möglich ist. Denn die Verlorenheit erscheint

als eine völlige nur in einer ursprünglich großen Natur von sittlicher Macht der Anlage. Die Kraft des Entschlusses, die Energie der Persönlichkeit sichert diesen Gestalten sogar den sittlichen Anteil. Denn das wahrhaft Gute ist stets höchst persönliche Tat!

Hier sind Naturen, die sich losreißen von aller Tradition und mit starkem Entschluß den eigenen Weg gehen, den Weg ihres starken Selbst — ins ewige Elend. Den Typen der Philistermoral gegenüber sind sie die Überlegenen. Zwischen Verwerfung und Bewunderung geteilt, folgen wir ihrem Weg, wie Schiller es so stark betont, und die Zwiespältigkeit unsres Gefühls fesselt uns, macht sie interessant.

Wo daher im Namen der Sittlichkeit ein Radikalangriff gerichtet wird gegen eine in der Moral der Gewohnheit erstarrte Zeit, da tauchen die Satansgestalten auf, als die eigentlichen Heldengestalten der pathetischen Satire, die aus sittlichem Pathos und der Auflehnung gegen die moralisch verdumpfte Gegenwart ihre Nahrung zieht, — Gestalten mit dem Siegel der Verworfenheit auf der Stirn, aber ganz und in sich geschlossen, unheimlich zum dämonisch Bösen bestimmt gerade durch ihre überlegene Größe.

So steht Karl Moor im Namen der Menschheit gegen die schale Gesetzlichkeit der Zeit, in seinem Frevel selbst als der starke Jüngling, der sich nach dem Licht sehnt. Die Tragödie aber, von der wir reden, ist nirgends tiefer herausgekommen als bei ihm; ja, bei ihm erst ist die ganze und wahre Tragödie. Denn bei ihm ist es die Kraft des Guten selber, die in Verzweiflung gerät. Daraus entwickelt sich das Böse in seiner Entsetzlichkeit. Ihm wird die sittliche Energie seiner Natur selber zum tragischen Schicksal. Durch den Adel seines Wesens kommt er in die ewige Verlorenheit. Der größte Ernst, die größte Reinheit des sittlichen Pathos gehörte zu solchem Griff. Man möchte sagen, es sei die Tragödie, die Milton nur dunkel vorschwebte. Jedenfalls ist sie als eine ewig menschliche Katastrophe aus den Hüllen theologischer Mythologie herausgeschält.

Karl Moor bildet den Übergang vom Satan zu einer ganzen Gruppe von Helden im 19. Jahrhundert, zu den Helden Byrons, und gerade bei diesen bewährt sich unsre Ableitung. Da ist der volle Schwall der pathetischen Satire; der ganzen gesetzlich bestehenden Welt wird der Krieg erklärt. Und nun erscheinen die Verworfenen, die in ihrer Verworfenheit die Überlegenen sind, unbändig an Kraft, unersättlich nach dem Ruhen in sich selbst, nach Einzigkeit und Einsamkeit, vom Lucifer „Kains" an — also Satan selber noch einmal — bis zum Don Juan alle Varianten des gleichen Typus. Es ist *eine* Reihe von Miltons Satan über Karl Moor bis zu ihnen. Goethe zuerst hat die Verwandtschaft des Byronschen Talents mit dem Schillerschen hervorgehoben.

In allen erkennen wir die spezifisch modernen Dichter — denn sie singen von dem modernen Menschen, seiner Not und Zerrissenheit —, die echt germanischen, mit ihrem Kampfestrotz und ihrer heroischen Herausforderung, diejenigen, die in lutherischer Religiosität den Fonds ihrer Bildung haben, endlich die in sittlichem Pathos sich aufwerfen, über Menschenleben zu richten.

Bei Byron bekommt die Sache einen Beisatz von Koketterie und Pose — es ist die Pose des Dichters selbst. Ins Gebiet der subjektiven Willkür tritt, was bei Milton religiöser Ernst, bei Schiller die große Tragödie des Sittlichen war. In genauem Zusammenhang damit tritt die Kraft der objektiven Darstellung zurück hinter der allerdings titanischen Stimmungsgewalt einer lyrisch sich selber gebenden Persönlichkeit. So wandelt die Gestalt aus dem Epos durch die Tragödie in die Lyrik hinüber — allemal in Dichtungen des Ideals, die gerade darum untereinander verwandt sind als Gedankenepos, Gedankendrama, Gedankenlyrik. Karl Moor aber ist der Höhepunkt der Entwicklung. Denn hier ergibt sich einem tiefen Blick in die Gründe des Lebens ein objektives Bild von allgemein menschlicher Wahrheit.

Man soll aber das Satansmotiv nicht mit dem Prometheusmotiv in der Dichtung verwechseln. In diesem handelt es sich um den Menschen, der als einziger und alleiniger Schöpfer seines Lebens alle Abhängigkeit verleugnet. Die grenzenlose Schöpferkraft, nicht die Auflehnung ist der Accent. Das Prometheusmotiv ist positiver. Höchstens die moderne Phantasterei vom Übermenschen stellt einen Versuch dar, Satanismus und Prometheismus zu verkuppeln. Hierin liegt ihre Originalität. In der Fortbildung des Satanscharakters, der doch überwiegt, hat sie kaum eine Bedeutung, die den bisherigen Stufen gleicht. Die künstlerische Gestaltungskraft tritt jetzt ganz zurück; von der Gedankendichtung bleibt nur der Gedanke; Rhetorik und Prosa enden die Entwicklung. —

Mit Klopstock ist die religiös-germanische Poesie Miltons in Deutschland in einem eigenen Leben wieder erwacht. Schubart war Klopstocks Prophet in Württemberg. Auch Schiller hat als Kind den ersten Hauch großer Poesie aus seinen Werken erfahren. Daß er in seinen „Räubern“ weiterwirkte, wußte er selbst. Vortrefflich bemerkt die Rezension von Amalia, sie habe zuviel Klopstock gelesen. Auf den Adramelech beruft er sich, als der eine Empfindung wecke, wo die Bewunderung in Abscheu schmilzt. An der Donau ruft Karl Moor: „Ich — — mitten in den Blumen der glücklichen Welt ein heulender Abbadona.“

Zu den reizvollsten Betrachtungen gehört, wie die Stimmungswelt Klopstocks in dem „Räuber-Dichter“ weiterrauscht. Der „Messias“ ist in all seinen riesigen und verschwimmenden Dimensionen doch nichts als eine Ode. Epik und Erzählung treten ganz zurück vor der durchgehenden Absicht, beständig unmittelbar unser Gefühl zu erschüttern und zwar durch die Wucht überwältigender Vorstellungen. Als solche nimmt er die religiösen von der Heiligkeit, dem Zorn, der Gnade Gottes, von der Not der Sünde und der Ewigkeit der Seele, vom Gericht der Welt und der Verworfenheit der Verdammten. Dies ist fast noch mehr Gedankendichtung als die Miltons; dogmatische möchte man sie nennen. Durchweg wird die lutherische Dogmatik und ihre Wahrheit als das Medium für alle Lebensauffassung vorausgesetzt. Die männlich-streitbare Religiosität des Engländers, die in dramatischer Epik ihren Ausdruck sucht, tritt zurück vor der lyrischen Beschaulichkeit des Deutschen. Er dichtet nicht als der Mund einer großen Geschichtsepoche, sondern in dem so gar nicht

öffentlichen, so ganz privaten deutschen Leben, in dem die rein innerliche Gemütsbefriedigung das einzige Selbstsein des Menschen ist. Aber auch die dichterisch-reformatorische Bedeutung Klopstocks erklärt sich hier. Er machte die Dichtung wieder zur Sprache des Herzens in seinen tiefsten und heiligsten Gefühlen.

Eine aufs Erhabene gestimmte Seele belebt diese Poesie, die durch Ewigkeitsvorstellungen unser Gefühl bewegt. Schon hierin zeigt sich Schiller Klopstock nach angeborener Grundrichtung verwandt. Eigentümlicher noch ist die Beziehung in der Menschendarstellung. Die Geschichte Christi, die gerade als menschliche Geschichte die größte ist, welche sich auf Erden abgespielt hat, nimmt Klopstock nicht in ihrem menschlichen Sinn, der zugleich ihr tiefster dichterischer Sinn ist. Auf den Knieen liegt er vor Christus als dem Mittler und eingeborenen Sohne Gottes. Wenn er ihn denkt, durchbebt ihn Gottes Heiligkeit. So aber steht er zu seinen Menschen überhaupt. Er stellt sie nicht hin in ihrem Charakter, läßt sie handeln und macht sie dadurch deutlich. Sondern er schildert sie durch die Reflexe in seinem Gemüt, jauchzt über ihren Zug zum Guten, schaudert vor ihrer Verstocktheit im Schlechten. Seine Menschen wandeln ganz wie Transparente über die Erde, durch die das Göttliche oder das Teuflische, Heiligkeit oder Verworfenheit hindurchscheint. Dafür ist der Kunstausdruck, daß jedem sein Engel zur Seite geht, der über ihn jubelt, wenn er gut ist, und weint, wenn er fällt. Judas Ischarioth hat zwei Engel. Der gute kehrt sich weinend von ihm ab und übergibt ihn dem bösen. Schillers Gestalten stehen da in der vollen Bestimmtheit ihres Charakters. Aber auch sie sind gesehen in dem ganzen Gegensatze der ethischen Urpotenzen, Franz und Karl gegeneinander wie das Böse gegen das Gute. Darum beherrscht auch, wie bei Klopstock, bei Schiller der Gedanke des Weltgerichts die ganze Schilderung. Wie man an dieser Stelle überschaut, was zwischen Klopstock und Schiller die deutsche Dichtung an Gestaltungskraft gewonnen hat, so erkennt man doch immer noch die Fortentwicklung aus der Klopstockschen Welt, aus der religiösen Grundstimmung des deutschen Geistesaufschwungs. Auch hier aber bedeutet Schiller das Überwinden der theologischen Befangenheit, das Herausarbeiten des ewig menschlichen Problems.

Die plastisch hingestellte Gestalt ist eindeutig und spricht durch sich selbst. Wer aber durch die Gefühlswirkung uns seine Menschen kennen lehrt, ist niemals sicher, daß er es getroffen hat, muß wiederholen, unterstreichen, übertreiben. So übertreibt Klopstock den Miltonschen Satan, indem er über ihn hinaus, noch verworfener als ihn, seinen Abramelech gibt. Aber überwiegend ist doch diese Religiosität nicht eines großen Lebens, sondern der kleinen Konventikel eine Religiosität der weichen Herzen, der Rührung und der Tränen. Die Gestalt Klopstocks, mit der er den Gefühlskreis Miltons wirklich erweitert, auch die Lieblingsgestalt seiner Deutschen ist Abbadona, der gefallene Engel, dem in seiner Verworfenheit das Gefühl für das Heilige als das wahrhaft Rechte geblieben ist als wütender Schmerz, der dem Bösen Verfallene mit dem unendlichen Heimweh nach dem Guten. Keine Gestalt macht wie diese den Übergang aus der epischen Männlichkeit in die lyrische Weiblichkeit Klop-

stocks deutlich. Karl Moor stellt sich selber diesem zur Seite. Mit Recht! Auch an ihm noch erschüttert uns der gefallene Engel und der unendlich bereuende. Im zweiten Gesange des „Messias“ (780 ff.) steht Abbadona am Eingang in das göttliche Weltgebäude:

> . . . Er sahe die Welt und den göttlichen Himmel,
> Weil er sich stets in sein Elend vertieft in Einsamkeit einschloß,
> Seit Jahrhunderten nicht.

Es ist genau der Ton wie bei Karl an der Donau und mehr noch vor dem Schlosse seiner Väter. Nur ist er durch Schiller aus dem Überirdischen ins Menschliche übersetzt. Kommt er uns nun bei Schiller doch hin und wieder noch etwas überstiegen vor, so müssen wir uns erinnern, aus welchen Höhen er sich herabgesenkt hat. Es ist der deutschen Poesie kein leichtes gewesen, den Menschen in seiner vollen Menschlichkeit zu erobern.

Nichts seltsamer als die Liebe bei Klopstock. Bei ihm lieben sich Semida, der Jüngling von Nain, und Cidli, Jairi Töchterlein. Sie lieben sich von ganzer Seele, aber da der Mittler Cidli dem Leben wiedergab, gehört ihr Leben Gott — sie kann kein irdisches Weib sein. Hier streift das Andächtige hart an das Ungesunde. Eine Wolke großer Gedanken schwebt zwischen ihnen, ewige Treue und Vollendung in allem Guten und Schönen auf der einen Seite, ewige Entsagung um des Heilands willen auf der andern. Das Religiöse wird zur Ausschaltung der Natur. Wohl hat Amalia zuviel Klopstock gelesen. Auch zwischen ihr und Karl wogen die großen, verschwimmenden Gedanken, vor denen die Stimme der Natur schwach wird. Karl und Amalia sind ein rechtes Klopstocksches Liebespaar.

II.

Wir suchen die „Räuber“ auf in der dramatischen Literaturbewegung ihrer Zeit. Was konnte dieser junge Dramatiker lernen, und was hat er gelernt? Große Hoffnungen richteten sich auf das Drama. In drei Werken aber finden wir damals die Hauptzeichen eines neuen Lebens, in Gerstenbergs „Ugolino“ (1768), Lessings „Emilia Galotti“ (1772), Goethes „Götz von Berlichingen“ (1773). Hinter diesen dreien aber steht Shakespeare.

„Ugolino“ gibt sich ganz und gar als ein künstlerisches Experiment. Personen und Handlung: Ugolino mit seinen drei Söhnen im Turm zu Pisa, die langsam verhungern. In den fünf Akten geschieht nichts, es sei denn, daß in den ersten beiden noch Hoffnung bleibt, vom dritten an alle Aussicht fehlt, — Franzesko, der den Sprung ins Freie gewagt hat, wird als Leiche zurückgebracht. Alles nur eine qualvolle Entwicklung wechselnder Stimmungen und Affekte, kaum eine solche von Menschen; die Charaktere setzen sich nur wenig gegeneinander ab, höchstens das rührende Knäblein Gaddo gegen die älteren Brüder. Das Liebenswerte der Knaben bringt Gerstenberg heraus, ihr Heraufsehen zum Vater, ihren Heldensinn. Aber schon beim Vater setzt die Kraft der Charakteristik aus. Seine Größe, von der viel die Rede ist, bleibt Pose. Auch die wechselnden Stimmungen endlich laufen alle an einem Faden, Verzweiflung an Verzweiflung bis in die Todessehnsucht und zum

Wahnsinn aus Hunger. In dem Wahnsinn verwirren sich die Grenzen zwischen Phantasie und Wirklichkeit, bis in der letzten grauenhaften Steigerung der Vater den Sohn niederschlägt, den er für den verhaßten Todfeind, das Ungeheuer Ruggieri, hält.

Alles Nacht! Eine einzige Situation von Anfang bis zu Ende, ein düsteres Stimmungsbild, ein einziger Ton, der variiert, aber nicht zu einer Melodie entwickelt wird. Shakespeare höchstens im Medium Ossians, sollte man sagen. In der Kraft des Grausigen aber liegt die Wirkung auf die Zeit, in der rücksichtslosen Wiedergabe des entsetzlich Wirklichen. Solche Werke rütteln an den Grenzen der Kunst. Das große Wagnis gab ihm die Bedeutung einer starken Anregung für die schaffenden Zeitgenossen.

Aber nicht aufgehoben ist das Gesetz des Dramas, sondern erfüllt in „Emilia Galotti“, einem Werk wie der Kanon des Polyklet, in dem alles Wissen Lessings von der Tragödie vor Augen gebracht und dargelegt erscheint, des Meisters, dessen Leben und Sinnen dem Drama gehörte, und der der dramaturgischen Einsicht eben ihr Hauptbuch in der „Hamburgischen Dramaturgie“ geschaffen hatte. Aristoteles, die Alten und Shakespeare sind ihm in jeder Zeile gegenwärtig. Welche Schule hier ein junger Tragiker fand, das zu begreifen, scheint uns der höchsten Mühe wert.

An dieser Arbeit fällt zuerst auf nicht sowohl der starke, angeborene Kunstverstand, wie bereits in dem Erstling Schillers, als vielmehr die aufs höchste verständige Kunst. Der Entwicklung seiner Ansichten gemäß hat Lessing das Virginia-Motiv in die Verhältnisse einer modernen bürgerlichen Tragödie übertragen. Er rückt es in die Gegenwart, aber dann doch in die Ferne, nämlich nach Italien. So legt er sich in dem, was er auf dem Herzen hat, Zurückhaltung auf. Diese Zurückhaltung ist der beherrschende Charakter des Werkes.

Wie stellt er sich zu den Regeln der französischen Tragödie, von denen er uns theoretisch befreit hat? Die Einheit des Ortes gibt er auf, doch nicht ganz. Die drei letzten Akte, die erst das eigentliche Stück sind, spielen an derselben Stelle. Die Einheit der Zeit behält er bei. Das Stück spielt vom frühen Morgen an während eines Tages. Man verfolgt ordentlich den Weg des Uhrweisers. Der Meister weiß, wie dies die Konzentration erleichtert, die in dem Drama unentbehrlich ist, da es als unmittelbare Gegenwart verständlich und übersichtlich sich vor uns abspielen soll. Keine Rede also von den Freiheiten Shakespeares, deren Recht er selbst verteidigt hat. Auch die größte Sparsamkeit des Personenkreises macht er sich zum Gesetz. Keine überflüssigen Figuren und in den Szenen die knappste Aussprache. Nur zweimal sind vier Menschen auf der Bühne, sonst höchstens drei, meistens zwei, sehr viele Monologe, überall die äußerste Konzentration.

Alles steht im strengsten Sinne des Aristoteles unter dem dramatischen Urgesetze der Einheit der Handlung. Durch Handlung allein lernen wir diese Menschen kennen. Diese Handlung aber ist *eine*, d. h.: nachdem sie einmal angefangen, zwischen diesen Leuten zu spielen, geht sie mit Notwendigkeit und unaufhaltsam in lauter unvermeidlichen Schritten bis zum Ende der Kata-

strophe. Wie diese Menschen einmal sind, kann es nicht anders sein. Zwei Lebenskreise treffen zusammen, und dies Zusammentreffen ist ihrer aller Schicksal, das uns als ein Stück aus der Tragik des Menschenlebens selber erscheint, eben weil es bei den Menschen, wie sie sind, Notwendigkeit und unwidersprechliche Wahrheit hat. Wir erfahren das Menschenlos, das auch das unsre ist, tief erschüttert, wie Lessing es deutet, durch Mitleid und Furcht. Das ist nicht dramatisierende, sondern dramatische Poesie. Und hier war für Schiller zu lernen.

Studieren wir in diesem Sinn die Knappheit und Klarheit der immer auf die Hauptsache gerichteten Entwicklung zunächst in den beiden ersten Akten, die die Bedingungen des Stückes geben. Jeder gehört einem der beiden Lebenskreise, die hier zusammenkommen, der erste dem Prinzen. Sofort steht er selbst vor uns, und so, wie wir ihn für das Stück brauchen, einer alten Liebe eben noch widerwillig sich erinnernd, von einer neuen heftig ergriffen, in der Flatterhaftigkeit der Launen, denen rückhaltlos folgen können für ihn eben heißt Fürst sein. Völlig enthüllt er sich in der brillanten Einführungsszene mit dem Maler Conti. Der Gedanke wird Bild. Einander gegenüber stehen die Bilder der alten und der neuen Liebe, so aber auch einander gegenüber der Künstler, ja, die Kunst und der Prinz, jener ganz ästhetisches Gefallen an der Erscheinung, dieser brennend in sinnlicher Begier. Wie bläht er sich mit seinem Interesse an den künstlerischen Dingen, und wie ist es hohl! Eine Fülle von Geist liegt über dieser Szene, aber keiner, der nicht zur Sache gehört; das künftige Ereignis zittert schon darin. Nun komme die innere Glut des Prinzen zum Ausbruch und die Tragödie in Fluß. Es geschieht, indem der Prinz von Marinelli erfährt: heute heiratet Emilia, die du liebst, und indem er den Entschluß faßt, es zu hindern.

Die Erfindung Marinellis zeigt Lessings vollendete Meisterschaft. Er ist eine Maschinenfigur und das Stück von seiner Seite ein Intrigenstück. Aber so wirkt es nicht. Er erscheint menschlich wahr in sich selber als einer, für den Intrigen eben das Lebenselement sind, wahr vor allem, notwendig und hineingehörig in diesem Lebensbilde. Denn das Lebensbild des Prinzen wird an ihm erst voll und deutlich. Er ist das notwendige Produkt der prinzlichen Existenz, als ein Mensch, für den die Laune des Herrn das einzige Gesetz, ja, das Gewissen ist. Daher bedarf er des eigenen Gewissens nicht, sondern allein der schlauen Feinheit. Ganz nach einem andern orientiert, hat er keine Persönlichkeit in sich selbst und ist feige — denn Mut haben heißt ein Selbst einsetzen —, allmächtig und sicher, soweit die Launen keinen Widerstand finden, ohnmächtig zerschellend und geradezu dumm, wo Rechtschaffenheit und Mannes-würde die Handlungen bestimmen und von ihm gefordert werden — Kräfte, die in seinen Betrachtungen nicht vorkommen. Der Prinz ist immerhin die Anlage eines Menschen, von einem gewissen ungebundenen und liebenswürdigen Adel des Gefühls, Marinelli nur ein soziales Produkt oder Mißprodukt. Nehmen wir die etwas zu bewußte kleine Schlußrede hinzu, die den Prinzen leichtfertig selbst bei einem Todesurteil, so ganz ohne Bewußtsein der Verantwortung zeigt, so haben wir an dem Beginn der tragischen Handlung

zugleich ein sprechend wahres Bild des Prinzen und seiner Welt. Damit aber das weitere ohne Lücke sich entwickle, muß Emilia von der Liebe des Prinzen erfahren, — und so beschließt er, sie in der Messe zu sehen. Ferner muß der Anschlag vorbereitet sein. Dies geschieht im zweiten Akt in der Szene von Pirro und Angelo. Sie setzt außerdem die Welt des Prinzen gleichsam nach unten fort. Wer kein Gesetz kennt, sondern nur Launen, der arbeitet mit Räubern. Es ist eine Kette: Prinz — Marinelli — Banditen.

Mit derselben Klarheit, immer in bezug auf den Moment und zwar als den Moment der beginnenden Aktion, gibt Lessing im zweiten Akt die Welt der Galottis als einen Gegensatz der prinzlichen. Sie sind Grafen, aber es ist eine typische gut bürgerliche Familie an einem glücklichen Tage: die einzige Tochter heiratet einen braven Mann. An diesem Tage spricht der Prinz Emilia an. Nacheinander lernen wir sie kennen: die Mutter, eine wackere Frau, nicht unzugänglich der Eitelkeit, die Tochter vom Prinzen ausgezeichnet zu sehen, schließt echt weiblich die Augen vor der Gefahr und verheimlicht den Männern, was den Frieden des Hauses stören könnte. Darum bleibt der Vater ahnungslos vor dem drohenden Unheil, womit die Tragödie erst möglich wird. Der Vater, derb, bieder, ganz Rechtlichkeit, rast im Gedanken, unlautere Absichten des Prinzen könnten sein Kind berühren. Die feine Gestalt des Grafen Appiani zeigt, wie Lessing Stimmung macht und den Ton findet für das Rührende des früh dahingerafften Helden: schwermütig mit seiner unermeßlichen Liebe steht er am Hochzeitstag vor uns, die im Glück schon vom Tode gezeichnete Gestalt. Endlich Emilia selbst. Aus der Messe kommt sie — sie ist so fromm —, die Verlockungen des Prinzen noch im Ohr, unter dem Schauer des Verderbens als die Trägerin der Tragödie. Von dem Prinzen spricht sie als: „Er! Er selbst!“ — das unbewußte Kind —, er beschäftigt ihre Gedanken, die süße Verlockung hat sie gestreift. Dem Vater und dem Bräutigam meint sie's erzählen zu müssen — sie ist so wahr. Aber die Mutter redet ihr's aus, und, ganz ein Kind, vertraut sie der Mutter. Wie sie nun gleich für den Bräutigam zum Scherz sich zwingt — fast gehorsame Gattin schon mehr als Geliebte —, in süßer, unschuldiger Koketterie mit ihm — und selbst diese ist durch den Moment bestimmt, denn um den Putz zur Trauung handelt es sich —, das ist der Ausdruck keuscher, großer Liebe. Ihr trauen wir starke Entschlüsse zu, wenn man die Hand an sie legt; denn ihr ganzes Wesen ist auf Reinheit gestellt, und wenn sie fällt, ist es ein Opfer von tragischer Größe. Wenn die andern nur rechtschaffene Menschen sind, in ihr liegt, in Mädchenlieblichkeit eingeschlossen, eine feine, heroische Natur, echter, weiblicher Adel.

Zwei entgegengesetzte Welten sind diese des Prinzen und der Galottis, die der gesetzlosen Laune und die der Menschen, denen das Leben im Gesetz der Rechtschaffenheit ruht. Wenn sie in Kampf geraten, geht's um die Frage von Recht und Gesetz im Leben, um große und bedeutende Dinge. Keiner der Züge in dieser knappen Schilderung durfte fehlen. Hier herrscht die Wortkargheit eines Menschen, der gerade so viel spricht, wie er muß, aber die Sache erschöpft.

Mit der gleichen Klarheit entwickelt Lessing in den drei Akten, die folgen, aus den gegebenen Bedingungen die Katastrophe. In jedem Akt erledigt er eine notwendige Stufe mit einem prägnanten Moment. Den dritten überschreiben wir: Emilia im Netz. Jedes Wort des Prinzen, scheinbar von Achtung triefend, wird ein ausgestreckter Fangarm der Verführung. Und die Hilflosigkeit der armen Weiber, wie malt sie sich, wenn nun die Mutter hereinstürzt und schreit: „Mord!" erschüttert in jeder Faser und uns erschütternd, denn den Schrei durchzittert das schlechte Gewissen der Frau. Er gibt die Stimmung des Moments, wie nichts andres könnte: die weibliche Hilflosigkeit des Affekts. Sie kann nur schreien: „Mord! Mord!" und das ist alles.

Mit dem vierten Akt tritt ein Mann auf den Plan, der Vater, Odoardo. Wie klären wir ihn auf, der nichts von allem weiß? Hier setzt Lessings größte tragische Erfindung ein, die wirkliche Inspiration der Orsina. Nun ist nicht mehr bloß Wortschall, was zu den Bedingungen des Stückes gehört, die alte Liebe. Wir sehen sie. Eine Motivierung der geistreichsten Art führt sie herbei. Im Rausch der neuen Liebe las der Prinz den Brief der Orsina nicht. Darum ist sie da, wie die in der Sünde selbst schon bereitete Rache. Dies hat etwas vom tragischen Witz, immer noch mehr eine Erfindung des feinen Kopfes. Aber der große Dichter spricht durch die Predigt — wir wagen das Wort —, die diese Gestalt ist. Vor uns steht mit ihr lebendig Emilias sicheres späteres Schicksal, wenn sie sich dem Prinzen ergibt. Was uns bis da fast nur als frivoles Spiel berührt, wird als Verbrechen deutlich. Seelen gehen verloren dabei, große, starke Seelen. Denn als Vollmensch erscheint die Orsina in ihrer Erhabenheit über die Hofsphäre. Wie behandelt sie Marinelli! und wieder, wie ist es aufs neue ein tragischer Accent, daß sie ihn jetzt, als Verlassene, so behandelt! Wahnsinnig werden wie sie heißt ein ganzer Mensch sein. Sie ist die unsägliche Melancholie der mißhandelten Liebe. Das Verbrechen an der Menschheit, das mit Emilia aufs neue beginnt, steht mit dieser Gestalt menschgeworden vor uns.

Durch sie erfährt Odoardo alles. Wie der Dichter nun diese Gestalten einander nähert und wieder gegeneinander abhebt, ist von einziger Kunst. In ihrem Elend rücken sie sich nah, der Rechtschaffene, dem der Prinz wie ihr sein Heiligstes raubt, und die Buhlerin, bis dahin der Gegenstand seiner Verachtung. Daß es zwischen ihnen Gemeinsamkeit gäbe, hätte er nie gedacht. Er lernt noch etwas, der Alte, — wird doch das Leben für ihn so neu. Als Ausdruck ihrer Einigkeit gibt sie ihm den Dolch der Rache. Sie ist die Zerbrochene und das Leiden, das wohl noch hassen, aber nicht mehr handeln kann. Hier aber hebt sich gegen ihre dunkle Gestalt seine reine Männlichkeit: der Dolch, in ihrer Hand ein Werkzeug der Rache und des gekränkten Lasters, wird in seiner zum Werkzeug der Notwehr und der Rettung der Tugend. Die Selbsthilfe des Guten, das man mit Füßen treten will, wird die letzte Katastrophe des Stücks.

Also lassen wir dem Alten keine Wahl, als entweder den Prinzen zu morden oder Emilia zu opfern, — jenes ein Verbrechen, das auch ihn mit den Seinen schuldig macht, dies die letzte Hilfe der Verzweifelten. Hier gelingt dem

Dichter wieder eine schneidende Pointe: die mit Mord und Verführung ihres Weges gegangen, fädeln die Komödie einer richterlichen Verhandlung ein, um Vater und Tochter zu trennen. Und die Sinne der armen, früh über sich und das Leben zur Klarheit gekommenen Emilia beginnen zu erwachen: da reißt der Vater sich und die Tochter aus dem Netz durch eine Tat, die, der Form nach Verbrechen, auch — blutige Ironie — vor den Richterstuhl des Prinzen kommen wird, die aber an Gott und das ewige Gericht appelliert, eben als eine letzte Hilfe. Solche Tat liegt außerhalb des Verständnisses und der Berechnungen Marinellis.

Der notwendige Schluß liegt in dieser blitzartigen Erhellung des Verhältnisses durch eine blendende Antithese. Der Rechtschaffene in der Lage des Verbrechers, der Verbrecher im Mantel und Faltenwurf des Rechts, das er auch noch für seine Launen gebraucht. Darum darf Odoardo den Prinzen nicht töten. Er würde durch eine gemeine Tat der Rache den andern gleich, da er nun, auch im fürchterlichsten Konflikt, das strenge Gesetz der Pflicht wahrend, nur rettet, was ihm anvertraut, — er rettet auch die eigene Seele dabei. Aber das Recht erlaubt keinen Gebrauch nach Laune. Der Mantel der Gerechtigkeit wird an dem Prinzen zu einem Bettlermantel, der keine Blöße deckt. Und hierin liegt das notwendige Ende: trotz aller Künste der Lüge ist endlich die Wahrheit da, und diese ist das Gericht. Marinelli steht ohne Maske. Was hilft es dem Prinzen, daß er die Verantwortung von sich schiebt? Daß sie den Braven ins Verbrechen getrieben, das richtet sie vor Gott. Hier liegt auch die blutige Spitze gegen den Despotismus. Ihr Hüter des Rechts kennt selber nur die Laune. Die Seelen der Rechtschaffenen, die ihr vernichtet, schreien gegen euch. Auch Emilia Galotti ist ein Werk sozialer Anklage.

Hier lerne der junge Dramatiker die strenge und aufs höchste sorgfältige Kunst: in menschlichen Charakteren Lebenskreise deutlich machen, die Charaktere in einheitlicher Handlung entwickeln, jeden Zug ins Ganze abgepaßt, Zug um Zug ineinandergreifend in lückenloser Motivierung, die Handlung das Zusammentreffen von zwei Welten, für die die Berührung notwendig zur Tragödie wird, in aller technischen Bewußtheit doch ein allgemeines Lebensbild von erschütternder Wahrheit und ein Gericht über die Zeit, nie ein Wort zuviel und doch der größte Gehalt, alles aufs äußerste gepreßt. Überall die äußerste Strenge und Sparsamkeit der Form: wir finden eine einzige Szene des Prinzen mit Emilia, eine einzige der Emilia mit ihrem Vater, und jeden Akt der eigentlichen Handlung auf das klarste von einer Gestalt dominiert, den dritten von Marinelli — die Netze der Intrige ziehen sich zu —, den vierten von der Orsina — das Fürchterliche des Ereignisses richtet sich vor uns auf, das letzte Schicksal bereitet sich vor —, den fünften von Odoardo — die blutige Tat des Rechts geschieht. Dem entspricht dann die Behandlung des Monologs und seine Verteilung in den Akten.

Allerdings, Affekt und Gefühl finden hier keine unmittelbare Sprache. Wir haben nicht den Eindruck eines schwellend reichen Lebens und ursprünglicher, voll ausströmender Dichterkraft, sondern der bewußten Kunst und einer mit unendlichem Verstand im Engen sich konzentrierenden Natur. Auch die

Sprache hat ihr Eigentümliches in den schneidenden Worten, die mit vernichtender Schärfe den Gedanken enthüllen, blendende Antithesen des tragischen Witzes. Auch wo wir den Affektausbruch erwarten, treten sie ein, wie Odoardos Wort, da er Appianis Tod erfährt: „Das ist wider die Abrede. Sie wollten mich um den Verstand bringen, und Sie brechen mir das Herz.“ Emilia ist ein tragisches Epigramm, kein Drama inspirierter Dichtertat. Größere Dichtergaben mögen eingesetzt werden. Aber von diesem Kanon dramatischer Form hat jeder zu lernen.

Der große Dichter, der dem Drama auch noch das Leben unmittelbarer, großer Poesie gab, war gekommen mit dem „Götz von Berlichingen“. Nicht der Gedanke an das Drama und seine Form bestimmt hier alles, sondern es ist, als ob das Bewußtsein erwachte von dem, was Dichtung im innersten Grunde ist: zur Sprache gebrachtes Leben. Die ängstliche Konzentration hört auf, ein ganzes Leben ist schrankenlos ausgebreitet mit seinem Reichtum und seiner Wahrheit. Die Bilder scheinen nur so vor uns aufzuquellen — jedes in seinem bestimmten Ton. In der Bauernschenke prügeln sich Reiter und Bauern, im nächtlichen Wald treffen sich Ritter und Mönch, das Leben in der Burg, am Hof, beim Kaiser — eine einzige Szene nur, aber wie greifbar steht er da, wohlmeinend, aber schwach, ohnmächtig in der grenzenlosen Not — Überfall, Krieg in allen Szenen, Zigeunerleben, Bauernaufstand, Femgericht. Die Natur lebt mit vom frühen Morgen bis in die Mondennacht, und nichts bleibt toter Bericht, alles ist sprechend und menschlich belebt. Gegen Lessings gleichmäßig klare, scharf zugespitzte, geistreiche Sprache, die alle seine Menschen reden, — auch diese sprechen dasselbe kernige Deutsch, aber sie sprechen es wie mit tausend Zungen, vom Witzspiel, der Grandezza und frivolen Leichtigkeit des bischöflichen Hofes durch die Roheit ungebändigter Naturkraft, durch die gesunde Fülle männlich starker Seelen und das frische Jubeln des Naturburschen bis in die heiße Innigkeit sündiger Leidenschaft, die wie unter dem Druck der Nacht in atemlosen Bildern spricht. Es ist endlich nicht nur ein ganzes Leben, sondern das Leben einer ganzen Zeit. Über allem liegt die reiche Traulichkeit unsrer deutschen Vorzeit, das Herz ergreifend.

Dichterisch zündet zumeist, daß dieser Dichter wie im deutschen Drama keiner vor ihm beherrscht die Sprache des Herzens, die Sprache der Leidenschaft: nebeneinander der fromme Ausdruck keuscher Mädchenliebe in Maria, die noch Knospe ist, die ruhige Treue von Götz und Elisabeth, das herzbeklemmende Flimmern der berückenden Zauberin Adelheid mit ihren Weislingen und Franz — eine Nebengeschichte, die für sich allein ein ganzes Stück und zwar des größten Dichters ist. Die germanischen Naturlaute erwachen wieder in der Poesie.

Was man nicht denken würde, alles ist so überraschend wahr, so überraschend klug. Es ist die geradezu ewige Geschichte vom Menschenleben: der schwache Mann in den Lockungen der Sinnlichkeit gefangen, der Redliche in Treu und Glauben getäuscht, von den Schleichern bei den Mächtigen verdächtigt — denn das Leben gehört der Gemeinheit. Aber das alles nicht bitter — einfach, selbstverständlich. Gerade dies immer Wiederkehrende wahr zu geben, gelingt nur der großen Dichterkraft.

Er stellt endlich alles unter einen durchgehenden Gedanken, der, jeder Zeit, besonders jeder Jugend verständlich, dem Werk selber unversiegliche Jugend sichert. Als die Tendenz der Zeit schildert er den Druck gegen die Freiheit, das Unterdrücken des Menschen — ‚mir kommt nichts beschwerlicher vor, als nicht Mensch sein zu dürfen“ — Fürsten und neue, infame Gesetzesformen unterdrücken den Freien überall. Aber frei zu sein, ist das innerste Streben des Götz; wir wählen das Wort, das den Zeitsinn bis ins Innerste erleuchtet: „unmittelbar“ zu sein. Wie jene Jugend um Goethe aus allem Aufgezwungenen die Unmittelbarkeit der Seele retten wollte, so will es in seiner Weise Götz, ein Selbsthelfer, der er ist, deutsch, bieder und treu. Er will die Freiheit des Vogels, der im Walde singt; und doch ist es hier auch eine politische Idee: wenn alle Mittelstufen fallen, bleibt *ein* Reich und *ein* Kaiser. So besagt Götzens Untergang das Heraufkommen der listigen und verkünstelten Undeutschheit, die zugleich selbstsüchtige Zersplitterung ist, über den deutschen Biedersinn, der *ein* Deutschland will. Der schönen Freiheitsstimmung der Goetheschen Generation entspringt eine im höchsten Sinne nationale Poesie — von einem Deutschtum, das Vergangenheit schien und Zukunft war.

Nichts an diesem Werk ist — wie bei Emilia — abzuleiten aus den allgemeinen Gesetzen des Dramatischen. Es ist nur es selber und aus sich selbst zu verstehen. Die Inspiration des dichterischen Gesichts, die doch immer das eine bleibt, was nottut, tritt in ihr souveränes Recht. Doch ist es selbst vom Standpunkt der Tragödie eine feine Erfindung, wie Götz, ein einziges Mal in guter Meinung sich verirrend und wortbrüchig, nun die ganze Meute derer gegen sich hat, denen seine Rechtlichkeit ein Dorn im Auge war. Unter ihrem Ansturm muß er fallen. Im ganzen bleibt es doch mehr dramatisierter Roman. Wie verschieden wirkt ein großer Meister je nach dem Talent, auf das er trifft! Von Shakespeare lernt Lessing das Hervorwachsen des Schicksals aus den Charakteren und die eherne Verkettung der Handlung, die deren Ausdruck ist, und von demselben Lehrer Goethe das Ausbreiten eines ganzen Lebens mit seiner Fülle. Beides zusammen würde etwa Shakespeare sein. An die Dichter Deutschlands aber erging von Lessing der Appell zur strengsten Selbstzucht unter dem Gesetz der Form, von Goethe der Antrieb, sich frei zu ergießen im Strom durchempfundener dichterischer Inspiration. Wohin die Jugend sich wenden würde, konnte nicht zweifelhaft sein.

Jedoch erwägen wir von der unter diesen Anregungen emporsprießenden Sturm- und Drangdramatik nur die beiden Werke, die wirklich als Übergang zu den „Räubern“ zu betrachten sind: „die Zwillinge“ von Klinger und „Julius von Tarent“ von Leisewitz, beide aus dem Jahre 1776, beide hervorgegangen aus dem Schröder-Ackermannschen Preisausschreiben für ein deutsches Originaldrama — die „Zwillinge“ bekamen, wie bekannt, den Preis; Lessing zog den „Julius“ vor —, beide dasselbe Thema behandelnd, den Brudermord.

Wie Franz auf Karl ist in den „Zwillingen“ Guelfo auf Ferdinando neidisch wegen der Erstgeburt, die hier zudem noch zweifelhaft scheint, und wegen der Liebe Kamillas. Hier aber ist Guelfo, der Jüngere, der Kraftmensch. Seltsam! Auch ihm liest in den ersten Worten sein Freund Grimaldi aus

dem Plutarch. Cassius steigt in seiner Seele auf als die Gestalt, die ihn lockt und bannt.

Das ganze Stück ist gestellt auf den Affekt, den brausenden, ja schnaubenden Affekt Guelfos. Wie ein halb Wahnsinniger rast er, und da er den Ton gibt, schnaubt und keucht die Sprache in dem ganzen Stück in kurzen, sich überstürzenden Sätzen. Neben Guelfo steht — vortrefflich gesehen als Ergänzungsfigur — sein Freund Grimaldi, wie neben dem Sturm die Nacht, an unglücklicher Liebe siechend, gleichfalls halb wahnsinnig, aber in umnachtender Schwermut. Die bloße Nachbarschaft wirkt auf Guelfo dämonisch wie ein böser Geist. Es ist Carlos neben Clavigo, Mephistopheles neben Faust. Wie eine gefürchtete und verlockende fixe Idee aber schwebt vor Guelfo von Anfang an der Gedanke des Brudermordes als die einzige Entladung, die dieser schrecklich gespannten Seele helfen kann, — das Schrecklichste lauert gleich im Beginn in der Luft — ein tieftragischer, mächtiger Griff.

Das tragische Seelen- und Affektgemälde Guelfos ist das ganze Stück. Nur in den Reaktionen seiner Seele werden uns die Ereignisse gezeigt. Die andern Mitglieder der Familie, übrigens in wenigen Zügen fein getroffen, verschwinden fast schemenhaft neben ihm im Hintergrund: die unselige Braut, reichen Herzens, die beiden Brüdern Gutes will, — die Mutter, die immer wieder den fürchterlichen Sohn mit dem andern zu versöhnen sucht und, von wenigen Augenblicken abgesehen, nur Herzstiche dafür empfängt, — der Bruder sanft und fein, mit sympathischen Zügen leise gezeichnet, — die stärkste Gestalt endlich der Vater, in der Weisheit und Ruhe des Alters, unter dem Einfluß der Frau zum Ausgleich bereit, aber doch ein Jähzorniger und Unbill Rächender wie Guelfo selbst. Lange schnaubt der Held auf derselben Stelle. Das ist ein Mangel. Die Ereignisse, die dann die Tragödie herbeiführen, spielen hinter der Szene. Nur die Affektreaktion sollen wir sehen: Guelfo wird vom Vater geschlagen, all seine Wut geht gegen den Bruder, er mordet ihn. Hier endet dann das Familiengericht des Vaters das Stück. Er richtet und tötet den Sohn. Also eine Familienkatastrophe auch hier, aber ganz als tragische Selbstzerstörung des Helden. Das Gericht des Vaters ist nur wie das letzte notwendige Wort.

In den gewaltigen Affektausbrüchen offenbart sich für Klingers Gefühl ein Heros, ein Löwe, ein Übermensch — wie etwa in dem echten Sturm- und Drangausbruch (III, 1):

Und wenn ich denke, Grimaldi, was das Leben ist, wie einer, der eine vermögende Seele hat, tief bei der Erde liegt und ein andrer mit einem schwachen, eitlen, schmeichlerischen Geist über ihn hinausschreitet und hochsitzt! Ich bin nur Guelfo — ein Mensch, der wegen seiner Taten schrecklich unter Freunden und Feinden ist. Da ist Ferdinando, ein eitles, schwaches, elendes, püppisches Männchen, der von Empfindsamkeit viel schwätzt, nichts als ein bißchen Mädchenseele hat.

Dies zeigt auch, wie der Gegensatz der Brüder gesehen ist. Klinger hat große Momente der Steigerung. Wie noch an der Leiche der Neid um die Liebe durchbricht, die ganz Ferdinando gehört — bei einem mächtigen Anschlagen des Kainsmotivs —, das weist schon mehr auf die „Braut von

Messina" als auf die „Räuber". Auch hier fehlt es nicht an Erinnerungen an die großen Geschichten der Bibel als das erste Vorbild dieser Poesie. „Ich stehe da", sagt der alte Guelfo, „wie Adam, als ihm der Gerechte erschlagen ward. Eva heult, die Braut klagt, Kain flucht dem Alten."

Wie das ganze Stück — man möchte sagen — als ein einziger großer intermittierender Monolog Guelfos gestaltet ist, gibt es der Dichtung bei mächtigem Affektleben eine große Konzentration und Einheit, in der sich bei allem Sturm und Drang die Schule Lessings nicht zu verleugnen scheint. In der rein innerlichen Entwicklung, die zugleich Familienkatastrophe ist und tragisch ausläuft, könnte man die Vollendung dessen erkennen, was „Ugolino" versuchte. Meisterlich weiß Klinger die Stimmung zu treffen und zu wecken, in die alles getaucht wird. Ferdinando, die Braut ins Schloß führend, sieht — so erzählt er — plötzlich den eigenen Geist; die Sturmnacht heult um die Burg wie die Affekte in Guelfo; über die Frauen, wie sie den Brautputz rüsten, legt sich Todestraurigkeit. Die Einheit der Stimmung in Natur und Menschenleben ist in diesem Werk der dem Shakespeare abgelernte Zug.

Der Vergleich des „Julius von Tarent" mit den „Zwillingen" ist heute noch so reizvoll wie am ersten Tag. Auch hier spielt der Streit um die Herrschaft wohl seine Rolle zwischen den Brüdern; das Entscheidende aber ist die Liebe zu demselben Mädchen. Als würden die verschiedenen Möglichkeiten der Problemstellung nacheinander versucht. Die Eifersucht entzweit die Brüder, die nun — ein geistreicher Einfall — jeder in einem der hier möglichen Grundmotive zu leben scheinen: Julius ganz Liebe, Guido ganz Ehrgeiz — aus Ehrgeiz streitet er jenem das Mädchen ab. Stößt nun Liebe gegen Ehrgeiz, so gibt es im Kampf eines Riesen gegen einen Riesen den großen Konflikt. Hinzu kommt — wieder geistreich: es sind die Grundmotive edler Jünglingsnatur, ein Konflikt also von ewig menschlicher Bedeutung.

Nichts von der gewaltsamen Konzentration in dem einen. Um die Geschichte beider Brüder handelt es sich, ja, um die Geschichte des ganzen Kreises von Menschen, die alle auf ihre Art wichtig und lebendig sind: vor allem Bianca, die Braut, die Nonne geworden, um den Streit der Brüder zu ersticken, dann der Vater, der Fürst von Tarent. Alle haben mit einer gewissen schematischen Regelmäßigkeit ihren Begleiter, eine Erneuerung des französischen Vertrauten, — wie anders als dessen dämonisches Aufleben in Grimaldi! Neben Julius steht Aspermonte, neben dem Fürsten sein Bruder, der Erzbischof, mit der Gedankenwelt des hohen Geistlichen, neben der innig warmen Bianca Cäcilia, die nicht liebende, kalte Mädchenseele. Nur Guido, der Wilde, Ungesellige, Rauhe, steht allein. In diesem Lebenskreis von Vater, Söhnen, Oheim, Brüdern, Braut spielt sich nun eine wirkliche Geschichte ab, die wir in einer Anzahl von Ereignissen miterleben. Der Vater, in Sorge um seinen Lebensabend und die Zukunft der Söhne, will sie von ihrer Liebe abbringen und versöhnen. Julius, bereit, sein Fürstentum aufzugeben, will endlich die Braut aus dem Kloster entführen. Guido, gegen ihn gereizt, lauert ihm auf. Und ganz plötzlich ist der Mord da — ein großer Unterschied gegen die Zwillinge, nicht als ein Schicksal, das von längst her über ihnen hängt. In ganz kurzen,

gebrochenen Accenten klingt das Kainsmotiv an. Der Vater, nach schweren Kämpfen, ist auch hier der Richter, gibt aber dann die Krone auf und wird Kartäuser. Memento mori. Überall bemerkt man gegen den Affektenschwall und die Gewaltsamkeit der „Zwillinge" mehr Gelindigkeit und Maß, die der durchgehende Charakter sind, wie es ja auch mehr im älteren Sinn eine sauber durchkomponierte Kunst ist. Mehr Lessing als Shakespeare, mit einem Wort.

Aber nun quellen überall auch die neuen Töne hervor. Der Versuch ist doch, in „Julius" eine unendliche Leidenschaft zu schildern. Eigentümlich genug, wie dann doch so oft statt des heißen Gefühls die Reflexion, ja, geradezu Philosophie und zwar platonisierende spricht. Daneben die Mädchenschwärmerei mit heißen und süßen Tönen. Das Klosterleben nimmt der Dichter ganz im Sinne Rousseaus und der Empfindsamkeit. Der sprachliche Ausdruck, oft bis zur Ängstlichkeit gefeilt und abhandlungsmäßig, zeigt sich der Schwärmerei nicht unzugänglich. Ein weicheres, wärmeres Leben ringt nach Sprache und dringt noch nicht durch. Es ist wie ein Nebeneinander von Götz und Emilia, warmes Leben in strenger, an der Tradition geschulter Form, ein Werk des Überganges, der Jugend gewiß gerade in den neuen Herzenstönen verführerisch.

Betrachten wir Schillers Leistung im Verhältnis zu diesen Vorarbeiten der Zeit. Auch bei ihm handelt es sich um Brüder, um Herrschaft und Liebe und um die Beziehung zum Vater, der die in diesen Konflikten zerrüttete Familie verkörpert. Aber jene nehmen Brüder, um starke Accente zu haben. Darum ist auch der Brudermord und das Gericht durch den Vater das schauerlich herausgearbeitete Ende. Schiller läßt in einer langen Entwicklung alle Beteiligten sich gegenseitig zum Verderben werden. Die seelische Katastrophe ist alles. So zerbricht Franz am Bruder, so wird Karl zum Henker an Vater und Braut, so schmilzt in ihrem Anblick seine Verblendung. Nur bei ihm entfaltet die Tragödie der Blutsverwandtschaft ihre ganze Tragik, ist die Tragödie wirklich in den Urverhältnissen der Menschheit zum Ausdruck gebracht. Er arbeitet den Gegensatz der Brüder zur denkbar größten Schärfe heraus. Sie sind Gegenpole der sittlichen Menschheit. Die Tragödie wird eine weit tiefere als dort, wo nur Liebe und Herrschsucht in Frage waren. Die Leidenschaften wirken in einem Manne, der ein Unmensch ist und sich als solcher zeigt, während der andre, in vollem Sinne des Wortes „Mensch", unschuldig in die Schuld geführt wird, — eine bei den Vorgängern gar nicht geahnte Konzeption mit der ganzen Schrecklichkeit großer Tragödie. Es ergibt sich die riesige Spannung eigentlich in zwei großen Trauerspielen, die dadurch eine sind, daß sie, aus den Tiefen der Menschheit herausgeholt, zusammen den Umkreis der sittlichen Menschheit erfüllen. Und so ist erst bei Schiller die wahre Tragödie der Familie, der wahre Gegensatz der Brüder radikal getroffen. So sehr ist bei allen Vermittlungen in der Zeit das Werk des Genies doch allemal völlig neu.

Die „Räuber" haben nicht das quellende Leben des „Götz", das sich an sich selber freut, und das in lyrischen Stimmungsaccenten immer wieder den eigentümlichen Ausdruck findet. Die Gestalten, statt sich ins unendliche zu

individualisieren, werden alle auf ein einfaches, echt tragisches Lebensmotiv zurückgebracht, wodurch sie schon im Jugendwerk eine Art von typischer Geltung bekommen. Die dramatisch vereinfachende und kontrastierende Form ist in Schiller von Anbeginn an mächtig. Dennoch tut auch hier wie im „Götz“ eine ganze Welt, ein Lebensganzes sich auf, nur in wie anderm Sinn! Nicht in der Fülle seiner Erscheinungen; aber in den wenigen Gestalten ist die ganze sittliche Welt nach ihren Grundmotiven in Frage. Aus dem sittlichen Pathos speist sich die tragische Intuition. Endlich sind die „Räuber“ wie „Götz“ Stimme der Jugend und einer neuen Generation in der Lust zur Freiheit, der Freude an dem Selbsthelfer. Auch dies wie anders! Wenn Götzens Selbsthilfe nur Selbstbehauptung, Karls ist Auflehnung und zwar eines lebendigen Gewissens und damit sittliches Gericht über die ganze Zeit. Hier gehen wieder miteinander das dramatische Temperament und das sittliche Pathos. Nicht eine genial sich ausströmende Jugend spricht, sondern eine reflektierende, der es ernst ist um die sittliche Stellung zur Welt.

In weit größerer Nähe erscheint er zur „Emilia“ durch den dramatischen Formensinn. Eine Formeigentümlichkeit ist beiden Werken gemein. Wie in „Emilia“ nach zwei Akten Vorbedingungen in den drei letzten die eigentliche Tragödie sich entwickelt, so gibt Schiller bis in die fünfte Szene des vierten Aktes Vorbedingungen, dann erst in der Katastrophe die eigentliche Tragödie. Man sieht: hier fehlt die rechte Verteilung der Gewichte. Mit dem Erlahmen in der Mitte zahlen wir für die noch minder entwickelte Reinheit des Forminstinktes. Weit mächtiger aber sind die „Räuber“ an genialer dichterischer Gewalt. Hier ist souveränes Dichtertum mit der Zucht der Tragödie vereint. Auch eine Analogie der geistigen Grundrichtung ist da. Als ein sittliches Gericht entwickelt sich auch Lessings Stück mit einem Accent politischer Satire. Nur bleibt das knappste Andeutung. Bei Schiller schreitet das sittlich richtende Pathos mit Gewaltschritt; zur politischen kommt die soziale Satire hinzu. Auch hier scheint es, daß erst er zum vollen Ausdruck bringt, was bei den andern nur in Andeutung sich hervorwagt.

Mit Goethe gemeinsam, von den andern unterschieden, schreibt Schiller deutsche Tragödie, wie Lessing, unterschieden von den andern, Tragödie der Gegenwart. Schiller allein eigen ist die Virtuosität der Massenbewegung. Hier zeigt er sich als der geborene Herrscher des Theaters. Er achtet die Gesetze des Dramas genug, um sich nie um die Wirkung zu bringen. Aber er ist dennoch unerhörter in seinen Wagnissen als irgendein Stürmer und Dränger. Er ist es, weil er in Tiefen dringt, die sie nie berühren, — denn er ist die größere Natur. Nach allem, was die Zeit vorbereitet hat, erscheint er im Bereich des Dramatischen als der Größte, als die Erfüllung, als der geborene Tragiker.

III.

Es bleiben noch einige entferntere Beziehungen zu großer Literatur zurück. Wie verhält sich Schiller zu seinem größten Lehrer, zu Shakespeare?

Franz Moor verleugnet nicht die Verwandtschaft mit Richard III., der wie er ein physisches Scheusal ist, und in dem wie in ihm das Böse nackt vor

Augen liegt. Den Unterschied gibt der im höchsten Sinne historische Geist der Shakespeareschen Tragödie. Richard III. ist ein Riese, vor dem wir erstaunen. Er zeigt den staatsmännischen Willen zur Macht so rein, daß er uns wie unter dem Eindruck einer Naturnotwendigkeit bannt. In blutiger und fürchterlicher Zeit ist er der einzige, der ihr gemäß lebt. Alle haben sie gesündigt in Verrat und Mord, aber sie leiden darunter mit schlechtem Gewissen. Was sie alle halb, er allein ist es ganz — ein Vorzug, der immer gilt; auf großem, grausigem historischem Hintergrunde der eigentliche Ausdruck des öffentlichen Lebens, wie es nun ist. Dies ganze Leben tritt mit ihm in die Krise; das Stück ist ein Weltuntergang — einer Welt, die so mit Blut und Verrat, mit Untreue und Unrecht beladen, daß sie verschwinden muß, damit eine neue komme. In den wenigen lichten Zügen des jungen Richmond am Ende taucht sie empor. Nur ein Engländer, der mit einem großen Staate lebt, konnte so gestalten. Shakespeares Überlegenheit über Schiller ist an dieser Stelle eine solche des englischen Lebens.

Um den Helden entfaltet sich der große Kreis kurz und schlagend charakterisierter Gestalten von öffentlicher Bedeutung, jede zugleich ein Repräsentant. Aber alles konzentriert sich in ihm. Seine Entwicklung resümiert sie und bedeutet für sie alle das Verhängnis. Wir erleben es mit seiner Notwendigkeit, und wie dabei alle sittlichen Mächte draufgehen, Freund, Bruder, Vetter, Neffe, Mutter, Frau u. s. w., bis zu der letzten gewaltigen Krisis, die in gewissem Sinne widerklingt in der des Franz Moor, zur Verzweiflung des Bösen in sich selbst und einem Selbstgericht erschütternder Art. Es ist Richards Monolog in der dritten Szene des fünften Aktes. Das Gewissen erwacht mit tausend Zungen, alle Untaten liegen auf ihm, er fürchtet sich selbst, er haßt sich. Der Zerstörer hat sich selbst zerstört und bebt davor. Den gleichen plötzlichen Schauder finden wir in der Theaterausgabe bei Franz. Auch klingt selbst in den Worten an (allerdings auch an eine Stelle des „Macbeth") Richard (III, 2): „Wie ich einmal bin, So tief im Blut reißt Sünde auf Sünde hin," Franz (IV, 2):

Bin ich doch ohnehin schon bis an die Ohren in Todsünde gewatet, daß es Unsinn wäre, zurückzuschwimmen, wenn das Ufer schon so weit hinten liegt . . . Also vorwärts wie ein Mann!

Wundervoll geht neben dieser schrecklichen Entwicklung der Chor der Frauen, auch sie zum Teil wie Margarete von Schuld beladen, weit mehr aber Trägerinnen des Unglücks und als Weiber doch immer fühlende Menschheit. Wie das Klagelied der leidenden Menschheit begleiten sie das Stück, keineswegs nur in lyrischen Tönen. An der entscheidenden Stelle, da er zum letzten Kriege zieht, greifen sie ein — erste Veranlassung oder besser erstes Zeichen des Bruchs in seiner Seele. In all die Männerschrecklichkeit klingt das weibliche Mitgefühl hinein. Der Kreis der Menschheit vollendet sich, fast mit einer Bewußtheit antiker Kunst. Man kann die Stellen nicht lesen, ohne an den Chor zu denken. Schiller selbst fand später in „Richard III." den Geist der griechischen Tragödie. Neben der Lebensfülle, die das Werk trotz aller Konzentrationen besitzt, verschwindet dann freilich Schillers abstrakt genommener Bösewicht. Und es ist ein Jugendwerk, von 1593.

Stärker als die Nachwirkung Richards III. erscheint die des Othello (etwa 1602). Es war das erste Stück, das Schiller von Shakespeare kennen lernte, an dem sich seine Glut für ihn entzündete. Professor Abel benutzte es als Beispiel zur Verdeutlichung eines Konflikts der Pflichten — ein Thema, das in Schillers Jugendphilosophie seine Rolle spielt. Jago ist wie Franz ein reiner Intrigant; wie durch Franz wird durch seine Intrigen in einer arglosen, edlen Natur eine Reaktion ausgelöst, die deren Verderben und die eigentliche Tragödie ist. Sogar der Bau des Werkes ist dem der „Emilia“ und der „Räuber“ ähnlich. Die beiden ersten Akte geben nur Vorbedingungen, die drei letzten in der abrollenden Katastrophe das eigentliche Werk.

Shakespeares vollendete Kunst offenbart sich in dem, was den „Othello“ unterscheidet so gut von den „Räubern“ wie von „Richard III.“ In diesem ist der Schurke Konzentration einer ganzen Welt, die mit ihm zugrunde geht. In „Othello“ liegt die Tragödie in der edlen Natur. Als Kontrast zu dieser ist der Schurke gegriffen. Jene reagiert in ihrer Arglosigkeit mit einem elementaren Naturausbruch fürchterlicher Leidenschaft. Sein Kontrast ist daher ein kalter, naturloser, kleinlich aufs Zersetzen gerichteter Intrigant, fast wie bei Schiller. Aber bei diesem rückt er dann so gut wie gleichberechtigt neben dem Bruder auf; das Ganze schwillt zu zwei ineinander geschobenen Stücken an. Shakespeare weiß den Intriganten, obwohl er auch bei ihm alle Schritte bedingt, doch im Hintergrund zu halten. Das Werk bleibt eine Leidenschaftstragödie und sinkt nicht zum Intrigenstück herab, wie die „Räuber“ im ersten Teil. Der Gegenstand der Wut des Othello endlich ist nicht wie bei Karl ein Abstraktum, die gesetzliche Ordnung der Welt, sondern warmes Menschenleben: Desdemona, sein andrer Kontrast, Leidenschaft der Hingebung wie seine des Ergreifens und Besitzes, alle Süße der Unschuld, die im ungerechten Leiden ihre ganze himmlische Schönheit entfaltet. Sogar dem kleinen Rodrigo gibt Shakespeare seine Stelle im Ganzen, verliert ihn nicht aus den Augen, wie es Schiller wohl mit Hermann geht, schildert ihn als den gewöhnlichen Durchschnittsmenschen, der unter den Stürmen titanischer Schicksale in reich angelegten Naturen ahnungslos-blind seines Weges geht, — gleichsam der Abschluß des Stückes nach unten. Als reine Leidenschaftstragödie des natürlichen Menschen kann das Werk nie veralten. Karl Moor — obwohl um Jahrhunderte jünger — hat weit mehr besondere Zeitfarbe, die ihn uns fremder macht. „Othello“ ist unter den großen Werken Shakespeares das regelmäßigste, das moderner Konzentration am nächsten steht.

An der Gestalt des Franz hat außer Richard und Jago noch Edmund mitgearbeitet im „König Lear“ (um 1604). Die Ähnlichkeit geht abermals weiter. Auch dieser arbeitet gegen einen Bruder, gibt einen Vater schimpflichem Tode preis und ist ein kalter Buhler mit zwei Schwestern. Sogar beginnt auch er seine Intrige mit einem gefälschten Brief. Wieder beobachten wir die abwägende Shakespearesche Kunst. Denn auch Edmunds Gestalt ist nur ein Widerspiel, um so viel reicher, als die Tragödie hier reicher ist, so daß sie sich in einer ganzen Nebenhandlung auswächst. Diese wirkt neben dem Fürchterlichen des eigentlichen Werks wie ein Rahmen gelinderer Ereignisse, die unter

andern Umständen freilich noch unser Blut erstarren machen würden. Es handelt sich um ein Abstufen des Schrecklichen.

Edmund selbst ist daher wieder nur im Ganzen des Werks zu begreifen. Dieses gibt ein sittliches Chaos, wie Schiller es gestaltet hat, die Auflösung einer Familie durch deren Glieder selbst, aber mit diesem bedeutenden Unterschiede, daß hier der Vater Gegenstand der Tragödie ist. Die Familie zersetzt sich durch den Undank der Kinder. So lösen sich die heiligsten Bande der Scheu. Das wird erlebt von einem Greise, der, je tiefer er ins Leid kommt, bis in die Raserei des Schmerzes über den Undank hinein, um so mehr in sich einen neuen Menschen entfaltet, nämlich den Tiefsinn, den Herzensadel und Herzensreichtum einer wahrhaft königlichen Natur. Dadurch wird sein Erlebnis zu einem großen Gericht über das Menschenleben (IV, 6), bis zu der bohrenden Frage des Tiefsinns: was ist der Mensch? (III, 4.) Und was nur wahnsinnig machen kann in der grauen Unbekümmertheit der Dinge, das kommt zusammen, zuletzt der Tod des treuen Lieblingskindes, denn der Tod fragt nicht, wen er trifft. Ein Weltgericht über den Menschen, ein Lied vom Menschenlose ohnegleichen. Dieses Ganzes mit dem offenbarsten Kunstbewußtsein hineingestellt in eine rauhe, wilde Welt. Sie rufen nicht Gott, sondern die Natur an und heidnische Götter. Märchenhaftes Heidentum bewegt sich vor uns. Und die Natur spricht in elementaren Stürmen selber mit.

Edmund nun ist gerade der Mann der bloßen Natur, ein Naturprodukt, außerhalb der Formen von Sitte und Sittlichkeit gezeugt, losgesprochen von jedem sittlichen Gesetz, eine pure rohe Naturkraft, aber in dieser Welt mit der tierischen Pracht und Fülle der Natur, ein schöner, starker Mensch. Wieder aus dem Ganzen der Tragödie ergeben sich die Züge der einzelnen Gestalt.

Beachten wir doch den feinen Unterschied. Dem reifen, weisen Manne gestaltet sich die Familientragödie im Schicksal des Vaters. Vater ist der eigentlich heilige Name in der Natur; wird dieser verletzt, so ist die sittliche Auflösung vollkommen. Für Schiller, einen jungen Mann, ist es eine Geschichte der Brüder, der Jünglinge; sein Vater ist ein Schatten. Aber seltsam genug! Zum sittlichen Weltgerichte wird auch sein Stück erst, als das Schicksal des Vaters in der Katastrophe in den Mittelpunkt rückt.

Vier Züge erscheinen uns in diesem Zusammenhange bedeutsam an der Shakespeareschen Kunst: wie das öffentliche Leben bei ihm mitspielt, wie er den ewig menschlichen Affekt mit seiner gewaltigen Natursprache trifft, dann die unsagbare Kunst der dramatischen Organisation, nach der er auch seine Menschen schattiert und gruppiert, endlich wie er das Ganze eines Lebensbildes extensiv und intensiv aufzurollen versteht. Mit solcher dichterischen Höhe ist freilich wenig zu vergleichen.

Eigentümlich zunächst, wie Schiller gerade an den großen Schurken gelernt hat. Sind diese bei Shakespeare nur verständlich im Ganzen des Werkes, so ist auch sein Franz die Kontrastfigur zu Karl, also im Ganzen gesehen. Wie er die Gestalt aus dem Eigenen auszustatten weiß, ihr Zeit- und Sittenfarbe der Gegenwart gibt, das ist bereits eine ganz originale, bedeutende Tat.

Karls Entwicklung, das eigentlich Zentrale des Werkes, ist in dieser Weise ohne Vorbild bei Shakespeare, eine Entwicklung von echtester Tragik. Auch ist es der eigene Instinkt, der Schiller zur Darstellung eines sittlichen Weltgerichts treibt. Die sittliche Menschheit als Ganzes ist auch ihm in Frage, in ganz andrer Art als bei Shakespeare, und hier liegt der entscheidende Punkt. Wie das Böse gegen das Gute steht bei ihm Franz gegen Karl; die Frage der sittlichen Weltordnung selber ist in ihnen als äußersten Gegensätzen aufgeworfen, die ganze sittliche Menschheit in ihnen gleichsam zugegen. Diese Art mit ihrer Reflektiertheit ist ganz Schiller eigen. Daß auch hierbei große Tragödie lebendig wird, hat er bewiesen. Dies führt zu einem bedeutsamen Ergebnis. Diese ganze Entwicklung von Gerstenberg bis zu Schiller spricht auf jeder Seite von Shakespeare. Schiller aber ist der einzige, der bereits im ersten Werke kraft einer nur ihm eigenen Art der tragischen Anschauung eine selbständige Form großer Tragödie *neben* Shakespeare hingestellt hat.

Sagen wir wenige Worte über das Verhältnis zur französischen und griechischen Tragödie, so handelt es sich da nicht um Einwirkung, sondern um eine Verwandtschaft der Natur oder der Wahl. Ein wenig vom Geiste Corneilles lebt doch wohl auch in den Schillerschen Helden — in der Art, wie Größe sie verlockt, Bewunderung ihr Stachel *ist*. Das Element naiver Selbstbewunderung scheint ihnen nicht fremd. Wenigstens als Worte aus der tragischen Dichtungswelt der Griechen geben sich die vielen Beziehungen auf das gewaltige Schicksal, auch der Hinweis auf den Finger der rachekundigen Nemesis. Aber wirklich die Seele griechischer Tragik atmet in Moors Vermessenheit, hineinzugreifen in Recht und Amt Gottes, in das Weltgericht. Die Hybris ist sein Verderben. Wie er aber — es ist das tiefste tragische Moment — mit der Binde um die Augen seines Weges geht, mit jedem Schritt dem vermeintlichen Recht entgegen das entsetzlichste Unrecht und den eigenen Ruin herbeiführt, so daß eine gewaltige Enthüllung die letzte Katastrophe ist, das erinnert nicht nur im allgemeinen an griechische Tragödie, sondern direkt an „König Ödipus“. Es mag seine tiefen Gründe haben, daß Schiller gerade dieses Stück später so grenzenlos bewundert hat.

Karl Moor, der nicht Shakespearisch ist, hat andre Quellen in der großen Literatur und zeigt sich gerade darin als die eigentlich moderne Schöpfung Schillers. Die Anregung durch Rousseau und Cervantes hat er selbst bekannt. Wir schließen damit. In der Rezension zitiert er das Wort, das Helferich Peter Sturz aus Rousseaus Munde berichtet, und das wir genauer als Schiller mitteilen:

> Plutarch hat darum so herrliche Biographien geschrieben, weil er keine halbgroßen Menschen wählte, wie es in ruhigen Staaten Tausende gibt, sondern große Tugendhafte und erhabene Verbrecher.

Daher also der Plutarch im Munde Karl Moors. Wenn der Verbrecher für etwas Erhabenes gilt, so klingt darin schon der Protest gegen den dumpfen, moralischen Durchschnitts- und Zeitverstand. Schiller — hier, wie immer, radikal — macht dann das Verbrechen gar zum Aufschrei des Guten. Man möchte fast sagen: Karl gegen Franz ist Rousseau gegen Voltaire. Das

Freiheits- und Natursehnen Rousseaus klingt wider in Karl und seinem Dichter als in der ungebrochenen Kraft eines hochgearteten deutschen Jünglings.

„Jedermann," sagt der Rezensent Schiller, „kennt den ehrwürdigen Räuber Roque aus dem ‚Don Quixote'," und versetzt uns damit in das bekannte Stückchen echtester Räuberromantik. Der Mann von starkem Körper, mehr als mittlerer Größe, von ernstem Blick und brauner Farbe, auf seinem gewaltigen Pferd, mit vier großen Pistolen an der Seite, erscheint gewiß als ein Vorgänger des Karl Moor, mehr noch durch sein mitleidiges Gemüt — auch er ist der edle Rächer für sich und andre. Der Reiz des Räubertums ist da, wenn auch noch nicht in der modernen Überspanntheit, daß in ihm als einer Gottesgeißel ein sittliches Weltgericht beansprucht wird. Er zeigt nur in dem mißachteten Beruf den sittlichen Adel einer großen Natur. Nicht nur in der geringwertigen Schauer- und Räuberpoesie nach Schiller findet man das gleiche, sondern z. B. auch bei Balzacs großem Räuber im „Père Goriot", bei V. Hugo in den „Misérables", in dessen sentimentaler Schilderung der Verbrecher zu einem Ideal von Sittlichkeit wird.

Nehmen wir aber die Beziehung der Räuber zum „Don Quixote" in der Tiefe. Der edle Junker setzt mit aller Aufopferung das Leben ein für ein Ideal, aber das Ideal ist ein unmögliches. Es ist das spezifisch moderne Problem des nicht mehr naiven Menschen, der den idealen Gehalt des Lebens nicht selbstverständlich in sich trägt, sondern der ihn im Gegensatz zur umgebenden Welt suchen muß. Aber genau dies ist der Fall des Karl Moor, der gleichfalls das sittliche Ideal wirklich machen und leben will, da, wie er meint, das bestehende Leben es verleugnet. Es ist dasselbe Problem, dort im Medium des Humors, hier im Medium des sittlichen Pathos. Dort ist der Idealist ein unschädlicher Sonderling, hier ist es der sittliche Wille selber, der sich aufbäumt. Aber das Ideal ist dennoch unmöglich, nach Gründen, die im Wesen des Sittlichen selber liegen; dem einzelnen Menschen kommt nicht zu, Weltrichter zu sein. Dort reagiert die Wirklichkeit in all ihren derbsten, allzu wirklichen Formen. Der Humorist lebt mit dem Recht der Wirklichkeit und verficht es gegen die Grille. Der Tragiker des sittlichen Pathos lebt mit der Idee. Sie weist die Anmaßung des Menschen in seine Schranken und wird ihm zum Schicksal. Humoristische und pathetische Naturen erschöpfen den Kreis der nicht mehr naiven Menschheit. Eine tiefe Beziehung liegt vor. Auch hier bewegt sich Schiller in den großen Grundrichtungen moderner Literatur. Er setzt auf seine originale Weise in gewissem Sinne nicht nur Shakespeare fort, sondern auch Cervantes. In der Vorrede heißt es:

> So war der seltsame Don Quixote fertig, den wir im Räuber Moor verabscheuen und lieben, bewundern und bedauern.

Unsre ganze Betrachtung schließen wir mit Schillers Wort in der Rezension:

> Wofern ich mich nicht irre, dankt dieser seltene Mensch seine Grundzüge dem Plutarch und Cervantes, die durch den eigenen Geist des Dichters, nach Shakespeareschen Manier, in einem neuen, wahren und harmonischen Charakter unter sich amalgamiert sind.

Indische Volkszählungsberichte.

Von
Professor **Julius Jolly** (Würzburg).

I.

Das große Unternehmen einer Volkszählung in dem indischen Dreihundertmillionenreich ist, wieder nach zehnjähriger Pause, am 1. März 1901 erneuert worden, und die im Anschluß daran veröffentlichten Berichte, bisher 24 Foliobände, über die verschiedenen Provinzen bilden auch diesmal eine Fundgrube wertvoller Nachrichten und Zusammenstellungen über die sozialen und ökonomischen Verhältnisse des noch immer viel zu wenig gekannten alten Kulturlandes.

Man wird zunächst fragen, wie die Hungersnöte und die Pest auf die Volkszahl eingewirkt haben und ob in der 1891 konstatierten starken Vermehrung der Bevölkerung ein Rückschlag eingetreten ist. Da reden die Ziffern der westlichen Provinzen eine erschreckende Sprache. So zeigt die Präsidentschaft Bombay mit ihren 25½ Millionen eine Abnahme um 1½ Millionen Köpfe, anstatt der nach der früheren Progression erwarteten Zunahme um drei Millionen. In den benachbarten Tributärstaaten ist die Abnahme meist noch größer und beträgt z. B. in Baroda 462704, d. h. 19% der Bevölkerung, in Rajputana über zwei Millionen = 18,91%, in Gwalior ca. 385000 = 13,19%, in Haiderabad ca. 400000 = 3,4%. Auch Zentralindien, die Zentralprovinzen und Berar weisen eine bedeutende Abnahme auf. Dagegen hat in dem volkreichen Bengalen, das stellenweise selbst Sachsen und Belgien an Bevölkerungsdichte übertrifft, die Einwohnerzahl noch um 3891612 = 5,1% zugenommen und beträgt jetzt 78½ Millionen, die Nordwestprovinzen sind auf 47691782, um 1,7%, der Pendschab auf 26886207, um ca. 7%, Kaschmir auf 2905578, um 14,21%, Assam auf 6126343, um 11,8%, und das hinterindische Birma auf 9252875, sogar um 19,8%, gestiegen. Im ganzen resultiert daher doch eine mäßige Zunahme; auch wird betont, daß nur die erwähnten außerordentlichen Verhältnisse an den lokalen Verlusten die Schuld tragen. „Wer auch noch so überzeugt davon ist," sagt

der Verfasser des Berichts über die Nordwestprovinzen, „daß die britische Verwaltung Indien zugrunde richtet, wird doch kaum leugnen, daß Schwankungen in der Menge und geographischen Verbreitung der Regenfälle eine wesentliche Einwirkung auf die Bevölkerungsziffer üben." Die abnormen Regenfälle sind auch als Krankheitserreger zu betrachten, so starben in den Nordwestprovinzen in den zehn Berichtsjahren über $11^1/_2$ Millionen Menschen an Fieber oder fieberhaften Krankheiten und über 800000 an der Cholera. Wie verheerend die Bubonenpest in der Stadt Bombay wirkte, kann man daraus entnehmen, daß dort nicht weniger als dreihundert der aufgestellten Zähler aus Angst vor der Pest streikten, und daß drei Zähler auch wirklich als Opfer ihres Amtes angesteckt wurden und an der Pest starben. Außerdem nahm in Bombay nicht nur die Sterblichkeit, sondern auch die Auswanderung zu, während die Einwanderung auf ein Minimum zurückging. In dem ganzen Land Gujerat sahen sich die Bauern, die im Vertrauen auf die Fruchtbarkeit des Bodens keinen Sparpfennig gesammelt hatten, von Schulden erdrückt auf die Staatshilfe angewiesen, die zwar gewährt wurde, aber für die Menge der Hilfesuchenden entfernt nicht ausreichte. Nach diesen Verlusten ist bei 294361056 Einwohnern die Dichtigkeit der Bevölkerung etwa die gleiche wie in Frankreich, doch ist die Verteilung äußerst ungleich, und dem dichtbevölkerten Gangestal steht z. B. das öde Belutschistan gegenüber mit einer Bevölkerung von nur 810746 bei einem Areal, das größer ist als das Englands oder der Transvaalkolonie. Es wird die Aufgabe der englischen Regierung sein, hier durch Leitung der Auswanderung allmählich einen Ausgleich zu schaffen, etwa wie seit zehn Jahren nach Assam schon 600000 Arbeiter zur Teekultur aus Indien importiert worden sind.

Als eine Wirkung der Pest darf man es betrachten, daß von den beiden Hauptstädten Indiens diesmal das so stark verseuchte Bombay durch Calcutta stark überflügelt worden ist. Letzteres hat, wenn man das am andern Ufern des Hugli (Ganges) gelegene Howrah einrechnet, die Million weit überschritten und zählt auch ohne Howrah 949144 Einwohner, während Bombay, d. h. die gesamte Bevölkerung der Insel Bombay, auf 776006 herabgesunken ist. Die Krankheitsstatistik der Berichte beschränkt sich übrigens auf Geisteskrankheiten, angeborene Taubstummheit, Blindheit und Lepra. Bei den Geisteskranken fällt der im Verhältnis zu europäischen Ländern äußerst geringe Prozentsatz derselben auf, so gibt es in Madras im Verhältnis nur etwa $^1/_{17}$ mal so viel Geisteskranke wie in England. Als Erklärung für diese auffallende Erscheinung werden die größere Gleichmäßigkeit des Lebens und das Fehlen des Alkoholismus in Indien angeführt; doch ist in letzterer Beziehung an den Opiumgenuß zu erinnern und vielleicht die Richtigkeit dieser Statistik in Zweifel zu ziehen. Was die in Indien vergleichsweise sehr häufige Blindheit betrifft, so scheint sie besonders infolge der Pocken aufzutreten, hat daher in den früheren Altersperioden im Zusammenhang mit der Ausdehnung der Kinderimpfung eine Abnahme erfahren. Im Gegensatz zu den Pocken ist die Lepra eine überwiegend in späteren Lebensaltern auftretende Krankheit, die übrigens auch etwas abgenommen hat und keineswegs verheerend auftritt. Um der An-

steckungsgefahr wirksam zu begegnen, sind den Aussätzigen häuslicher Dienst, Schneiderei, Waschen u. a. zu naher körperlicher Berührung führende Berufe verboten.

Die Statistik der Sprachen Indiens hat große Fortschritte gemacht, und die in dieser Hinsicht von dem Wiener internationalen Orientalistenkongreß von 1886 gegebene Anregung scheint bei der indischen Regierung auf fruchtbaren Boden gefallen zu sein. Dr. Grierson, der ausgezeichnete Kenner der indischen Linguistik, wurde 1896 zum Direktor eines Linguistic Survey mit ausgedehnten Vollmachten ernannt und ging sofort daran, mit Hilfe zahlreicher Mitarbeiter eine Liste und Proben der sämtlichen Sprachen und Dialekte Indiens zu sammeln, indem er ein Prosastück in dieselben übersetzen und außerdem ein Geschichtchen niederschreiben ließ, um dadurch zu einer Grundlage für eine richtigere Klassifikation zu gelangen. Auf diesem Material beruht sowohl das von Grierson 1898 gedruckte und an kompetente Gelehrte zur Prüfung versandte vorläufige Verzeichnis (first. rough list) der Sprachen Indiens in doppelter Anordnung, nach der Örtlichkeit und nach den linguistischen Verwandtschaftsverhältnissen, als auch die genauere Klassifikation, die er den Verfassern der Volkszählungsberichte zur Verwertung für diese mitgeteilt hat, wobei auch die Nachrichten der alten Grammatiker Indiens über die frühere Verzweigung der indischen Volkssprachen (Prakrits) gebührend berücksichtigt sind. So katalogisierte Grierson in jenem Verzeichnis allein im Pendschab 87 Mundarten und 20 Sprachen, in Assam 120 Mundarten und 54 Sprachen, in Niederbengalen 124 Mundarten und 60 Sprachen und gewährte dadurch zum erstenmal ein Bild von der außerordentlichen Sprachverschiedenheit, die in Indien besteht. Bekanntlich haben die arischen (indogermanischen) Sprachen das Übergewicht und werden von ungefähr drei Vierteilen der Bevölkerung gesprochen. Dagegen herrschen im Süden die dravidischen Sprachen vor, die man auf eine ältere Bevölkerung zurückführt; so sprechen in Madras 91,26 % der Einwohner dravidische Sprachen, von denen das Tamil mit 40 und das Telugu mit 37 % der Bevölkerung am wichtigsten sind. Von sonstigen nicht-arischen Sprachen ist die weit verzweigte tibetobirmanische Gruppe in Hinterindien und im Himalaja hervorzuheben. Als Schriftsprache scheint sich in Nordindien, besonders in den Nordwestprovinzen, nach der Zahl der Publikationen zu schließen, immer mehr das Urdu auszubreiten, das im gleichen Schritt mit seiner Ausbreitung an Volkstümlichkeit zunimmt und sich der Umgangssprache nähert. Viele indische Sprachen haben das Stadium der Schriftsprache bisher nicht erreicht, wie überhaupt die Volksbildung in Indien noch sehr zurück ist. Selbst in der Landeshauptstadt Calcutta können, wie die Statistik über Erziehung und Unterricht zeigt, nur 37 % der Knaben und 17½ % der Mädchen lesen und schreiben. Dagegen sind z. B. in Haiderabad kaum 3 % der Bevölkerung dieser edeln Künste mächtig, und besonders schlimm steht es dort wie überall bei dem weiblichen Geschlecht, da nur eine von 290 irgendwelche Schulbildung genossen hat. In solchen Ziffern spiegelt sich die absolute Abneigung gegen jeden Unterricht bei den arbeitenden und Handwerkerklassen, die im Lernen ein Hindernis für ihr

Fortkommen sehen, sehr zur Freude der höheren Kasten, denen der nivellierende Einfluß des Unterrichts ein Dorn im Auge ist.

Dem so reichen und vielgestaltigen religiösen Leben Indiens haben die Verfasser der Berichte besondere Beachtung geschenkt, wobei sie sich den erhaltenen Instruktionen gemäß in anerkennenswerter Weise bestrebt zeigen, durch die offizielle Religion der Priester und der Bücher bis zu dem wirklich geltenden Glauben des gemeinen Mannes hindurchzudringen. So wird von einem einfachen Landmann in Bundelkhand die Äußerung berichtet: „Alles, was ich von Religion weiß, besteht darin, daß ich jeden Morgen und Abend ‚Räm' rufe. Meine Arbeit füllt meine ganze Zeit aus. Ich vermeide es, mit Leuten aus niedriger Kaste zu verkehren, verbotene Speisen zu genießen und überhaupt irgend etwas zu tun, was meine Ausstoßung aus der Kaste herbeiführen könnte. Das ist meine ganze Religion." Doch ist weiterhin auch von einem Glauben an Himmel und Hölle und von einer Rückkehr aus der Hölle auf die Erde als ein Schwein oder andres verachtetes Tier die Rede sowie von der Verehrung einer weiblichen Schutzgottheit, wobei aber kein Brahmane als Priester zugezogen wird. Nach dem Bericht über die Zentralprovinzen weiß der gewöhnliche indische Bauer nichts von Seelenwanderung, sondern hat nur eine vage Idee von einem künftigen Leben, in dem die in dieser Welt Tugendhaften in einem Himmel oder Paradies (sarg) glücklich, die Bösen in einer Hölle (narak) unglücklich sein werden. Trotz der vielen Heiligen und Götter, die er zu begütigen sucht, glaubt er doch auch an einen höchsten Gott, Narayan oder Parameshvar, der alle Dinge kennt, alles geschaffen hat und im Diesseits und Jenseits die Guten belohnen, die Bösen strafen wird. Die Dorfgöttin, Devi, welche die Früchte hervorbringt, gilt auch als die Göttin der Pocken und der Cholera, und wer die Stube betritt, in der ein hieran erkrankter Patient liegt, zieht als Zeichen seiner Verehrung für Devi seine Schuhe aus. Auch in den Nordwestprovinzen verbindet sich der Glaube an ein höchstes Wesen, Parameshvar, Narain, mit dem Dienst von Schutzgottheiten, die man anruft, und Dämonen, die man begütigt. Der regelmäßige Gottesdienst besteht nur darin, daß man am Morgen der Sonne etwas Wasser ausgießt und vielleicht morgens und abends den Namen des Parameshvar oder einer Inkarnation des Vishnu wiederholt hersagt. Der Seelenwanderungsglaube ist hier allgemein herrschend und die Lehre vom karman (Tat oder Wiedervergeltung), die Furcht, daß ein Mann in einem künftigen Dasein erntet, was er gesäet hat, ein merkbares Element der Durchschnittsmoral. Wenn jemand gestorben ist, kann man die Art seiner Wiedergeburt feststellen, indem man Asche aus einem Töpferofen in ein flaches Gefäß bringt und glatt streicht. Am nächsten Morgen wird man in der Asche menschliche Fußspuren finden, wenn der Tote als Mensch wiedergeboren wird, Klauen, wenn er ein Vogel, Wellenlinien, wenn er ein Baum wird ꝛc. Um sich zu versichern, daß sie auch in einer künftigen Existenz als Ehepaar auf die Welt kommen, baden Mann und Frau zusammen im Ganges mit zusammengebundenen Kleidern. Doch glaubt man, daß die Seele, wenn sie genügend gereinigt ist, dauernd in den Himmel gelangt; die Lehren der indischen Philosophie von der Absorption

der Seele in der Gottheit und einem ewigen Wechsel zwischen Sein und Nichtsein sind nicht in das Volk eingedrungen. Ungeheuer ist der moralische Einfluß des Kastenwesens, da eine Vergehung weit mehr aus Furcht vor Kastenbußen als vor himmlischen Strafen vermieden wird und z. B. fast jedes Gesetz übertreten, jeder Meineid geschworen werden darf, um das Leben eines Brahmanen oder selbst einer Kuh, als des heiligen Tieres, zu retten, eine Anschauung, die sich schon in den altindischen Rechtsbüchern findet. Auch der Bericht über den Pendschab hebt verschiedene Formen des Seelenwanderungsglaubens und besonders den Einfluß der Kasten und der Familie auf die Moral hervor.

Der Altruismus konzentriert sich in einer für uns kaum verständlichen Weise auf die Kaste, den Stamm und die Familie. Der Zusammenhalt innerhalb der Großfamilie beansprucht weit größere Opfer von dem einzelnen, als dies in Europa der Fall ist. Und diese Hingabe an die Familie beschränkt sich nicht auf die höheren Kasten der Hindus, die Brahmanen, Khatris und einige andre, die Familiengötter und einen Hausgottesdienst haben, sondern zeigt sich auch bei Landleuten, deren Religionsübung sich tatsächlich auf den Besuch von Jahrmärkten nebst einer gelegentlichen Pilgerfahrt beschränkt, und bei denen die Zugehörigkeit zu einer Sekte sich hauptsächlich in gelegentlichem Besuch eines der zahlreichen Heiligtümer und Darbringung passender Opfergaben in demselben äußert.

In Rajputana glaubt der Bauer fest an die Metempsychose und befragt häufig einen Astrologen (Joshi) sowohl über seine früheren als über seine künftigen Menschwerdungen, wobei er sich besonders wißbegierig darüber zeigt, ob seine Taten ihm eine gedeihliche und glückliche Existenz in seinem nächsten Leben verbürgen, oder ob seine Sünden seine religiösen Verdienste überwiegen und ihm das Schicksal bevorsteht, als ein Esel oder ein andres verachtetes und schlecht behandeltes Tier wiedergeboren zu werden. Der Lohn, den er dem Astrologen für seinen Dienst gibt, wird nicht selten nach der ihm für sein künftiges Leben gestellten Prognose bemessen. Auch in den Berichten über Baroda und Berar wird die Allgemeinheit des Glaubens an Metempsychose betont.

Wenn jemand irgendein Glück widerfährt, so sagen die Leute, sein karma. d. h. seine Taten in einem früheren Leben, müsse ausgezeichnet gewesen sein. Der Glaube, daß die Seele durch mannigfache Tierleiber hindurchgegangen sei, hält davon ab, Tiere zu schlachten.

Zur Ergänzung dieser Darlegungen sei hier noch auf einige Angaben in dem Werk von Crooke, dem trefflichen Kenner der indischen Volksreligion, über die Nordwestprovinzen hingewiesen. Den Vorstellungen von einer Metempsychose und von Himmel und Hölle schreibt Crooke keine sehr tiefgehende moralische Wirkung zu. Der indische Bauer will nicht gerne lügen, betrügen, sich bestechen lassen, Mord oder Totschlag begehen, besonders wenn die englische Regierung ihn überwacht; doch ist ein Totschlag verzeihlich, wenn jemand ihn um sein Land oder um seine Frau bringt oder eine Kuh tötet. Frauen sind niedrige Geschöpfe, man kann ihnen ungestraft zunahetreten; bei einem Manne muß man sich mehr in acht nehmen. Das schlimmste ist der Verlust der Kaste, oder mit einem Straßenkehrer zusammen zu essen oder eine unreine Person zu berühren. Ein Ehebruch ist verzeihlich, außer wenn die Frau aus

niedriger Kaste stammt. An seinem Feind kann man sich am besten durch eine falsche Beschuldigung vor Gericht rächen; das Gericht wird das übrige besorgen. Von den größeren Göttern des Brahmanismus, wie Vishnu und Siva, weiß der Bauer nicht viel; er verläßt sich lieber auf die Geister in dem Steinhaufen unter dem heiligen Dorfbaum. Kein Unglück entsteht auf natürliche Weise; die Teufel oder die Hexen schicken ihm die Cholera, das Fieber, den Rheumatismus, und der Astrolog zaubert die Krankheit wieder fort. Für sehr wirksam hält der Bauer auch eine Pilgerfahrt nach einem Tempel oder heiligen Badeplatz, wo er seine Sünden wegspülen kann. Auch einem frommen Brahmanen, der als Mittelsmann zwischen ihm und der Gottheit dient, erweist er gerne seine Verehrung.

Von den „Hindus" im engeren Sinne unterscheidet die Religionsstatistik bei dieser wie bei früheren Zählungen wieder die Animisten, wenigstens teilweise. So soll es in Bengalen 2780460 Animisten geben neben ca. 50 Millionen Hindus, in Bombay 69930 Animisten neben 14 Millionen Hindus, in Haiderabad 65000 Animisten neben 10 Mill. Hindus, in den Zentralprovinzen 1335000 Animisten neben 8 Millionen Hindus, wie diese rohe Religionsform sich überhaupt mehr im Innern des Landes erhalten hat. Unter Animismus wird hierbei im Anschluß an den bekannten englischen Ethnologen Tylor die bei rohen Völkern aller Weltteile nachweisbare Anschauung verstanden, daß alles, was Leben oder Bewegung hat, auch mit einer Seele oder einem Geist versehen ist, und daß alle Naturerscheinungen durch persönliche Einwirkung hervorgerufen werden. Streng genommen ist auch der Hinduismus voll von animistischen Zügen, nicht nur in der Gegenwart, sondern auch in seiner orthodoxen Form, wie sie uns aus den alten Sanskritschriften entgegentritt. So bezeichnet ein Bericht als animistisch die bei den Stämmen in Kumaon herrschende Anschauung, daß ein zahlungsunfähiger Schuldner als der Ochse oder das Pony seines Gläubigers wiedergeboren wird. Ein analoger Gedanke findet sich schon in einem altindischen Rechtsbuch ausgesprochen, welches den Schuldner immer wieder im Hause seines Gläubigers als Sklave auf die Welt kommen läßt, bis die Schuld getilgt ist. Immerhin kann man als „Animisten" diejenigen rohen Stämme der Ureinwohner Indiens ausscheiden, denen das Kastenwesen und der Brahmanismus noch fremd geblieben sind, und die nicht die anerkannten Götter des Pantheons der Brahmanen, sondern Teufel und Geister verschiedener, unbestimmter Art verehren. So sind die Stämme der Gonds und Khands in Zentralindien noch größtenteils Animisten, bei denen der Baumdienst herrscht, weshalb sie nachts keine Bäume fällen, um den Schlaf des Baumgeistes nicht zu stören, einen Baum, auf den sie klettern wollen, für dieses unfreundliche Anfassen um Entschuldigung bitten, beim Anlegen eines Mangowäldchens jeden der jungen Stämme mit einem Jasminzweig verheiraten u. dgl.; ferner der Schlangendienst und andre Formen des Tierdienstes, die Verehrung auffallender Stein- und Felsenbildungen als Sitze von Geistern. Die Stämme der Santals und Oraons in Bengalen zerfallen in Gruppen, nach Tieren, Pflanzen u. dgl. benannt, die sie verehren, und die daher von keinem Mitglied der Gruppe getötet, gegessen, geschnitten, gebrannt,

getragen oder irgendwie gebraucht werden dürfen. So gibt es dort Geschlechter der wilden Mäuse, der Schildkröte, der Hyäne, des Tigers, der Ente, des Aals, der Ratte, des Nilgais, der Betelpalme, der Muschel, der Arekanuß u. a. Übrigens bilden solche naive Volksanschauungen kein Hindernis für das, was Sir A. Lyall die allmähliche Brahmanisierung der unarischen, kastenlosen Stämme Indiens genannt hat. Meistens verläuft dieser Prozeß in drei Stufen: 1. Der Stamm gibt sein Waldleben auf und zieht in ein Dorf; 2. er verläßt seine Stammgötter, vertauscht sie mit Hindugöttern und fängt an, den Brahmanen Verehrung zu erweisen; 3. er vertauscht seine Muttersprache mit der arischen Sprachform des Landes. Natürlich wird nicht immer diese Reihenfolge eingehalten. So haben die Bhumijs in Bengalen bereits ihre alte Stammsprache, das Mundari, verloren und sprechen Bengali, verehren aber neben den Göttern der Hindus noch die Fetische, die sie mit andern kolarischen Stämmen gemein haben, nur daß sie letztere mehr im Hintergrund halten und ihre Anbetung überwiegend den Frauen und Kindern überlassen. Einige Großgrundbesitzer unter ihnen lassen sich Radschputen nennen und halten sich als Familienpriester eine untergeordnete Sorte von Brahmanen. Die Statistik zeigt eine bedeutende Abnahme des animistischen Elements in der letzten Dekade.

Wenden wir uns von dem primitiven Volksglauben der rohen Masse zu den Lehren der indischen Reformatoren, so bilden dieselben von Buddha und seinen gleichgestimmten Zeitgenossen und Vorgängern bis auf die Gegenwart herab eine lange Reihe von in ihrer Art bedeutenden und merkwürdigen Männern, die auf die religiöse und soziale Entwicklung ihres Volks auf die Dauer bestimmend eingewirkt haben. So haben sich selbst von der berühmten, altehrwürdigen Religion des Buddha, die wie in Hinterindien, so auf der Insel Ceylon und im Himalajagebiet noch viele Anhänger zählt, aber nach der gewöhnlichen Annahme sonst aus Vorderindien völlig verschwunden wäre, in Bengalen noch gewisse Reste erhalten, über die der Bericht über diese Provinz nach Mitteilungen von Haraprasad Shastri interessante Nachrichten bringt. Dieser gelehrte Hindu, der Direktor der Sanskrithochschule in Calcutta, hatte schon früher in dem bei niedrigen Kasten in Bengalen verbreiteten Dienst des Gottes Dharma einen versteckten Überrest des Buddhakultus nachgewiesen und hat seitdem seine Forschungen fortgesetzt. Dharma ist die zweite Person der buddhistischen Dreieinigkeit. Im westlichen Bengalen gibt es fast in jedem Dorf einen Tempel des Dharma, doch ist merkwürdig, daß dieser Kult sich heutzutage nur bei den niedrigsten und rohesten Volksklassen findet, und daß er besonders in den von Buddha selbst perhorreszierten Tieropfern und Weintrinken besteht. Es scheint, daß alle niedrigen Formen des Gottesdienstes, die von den Brahmanen verpönt waren, sich allmählich um Dharma gruppierten, dessen Priester übrigens ein gewisses Ansehen genießen und von den Brahmanen bitter gehaßt werden. Auch die Weberkaste der Sarak in Bengalen hat einen buddhistischen Ursprung. Ihr Name geht auf das alte Śrāvaka zurück, das eigentlich „Hörer" bedeutet und bei der Dschainasekte die Laien bezeichnet, aber auch bei den Buddhisten üblich war als der Name der

zweiten Klasse der Mönche, die hauptsächlich die Klöster bevölkerten. Bei der Volkszählung wurden von den Saraks in Orissa nur die Saraks von Baramba als Buddhisten eingetragen, doch bekennen sich auch die übrigen als Buddhisten. Sie sind strenge Vegetarianer, stellen auch bei jeder religiösen Feier den Spruch voran, daß es das höchste Gesetz ist, keiner Kreatur das Leben zu nehmen, entsprechend dem ersten der zehn buddhistischen Gebote, das freilich auch andern indischen Religionen nicht fremd ist; einen Götzen, den sie für Buddha halten, verehren sie besonders an dem Vollmondstag, den alle Buddhisten als ihren heiligsten Tag betrachten, und versammeln sich alljährlich einmal in den berühmten Höhlentempeln von Khandagiri, welche bildliche Darstellungen aus der Lebensgeschichte des Buddha enthalten, um darin zu opfern. Auch ihr Hochzeitszeremoniell beginnt und endigt mit Anrufungen an Buddha. Ihre alten Palmblatthandschriften sind noch nicht entziffert.

Viel reichlicher als die Überbleibsel der Religion des Buddha sind die Reste, welche ihre Zwillingsschwester, die Religion der Dschaina (Jaina), in allen Teilen Indiens, besonders aber in den westlichen Provinzen, hinterlassen hat. Wer in Indien gereist ist, hat auch die Tempel der Dschaina bewundert, die durch die Kostbarkeit des Materials und die herrliche Detailarbeit ebenso frappieren wie durch die Schönheit und Symmetrie der Anlage, oft auch durch eine reizvolle landschaftliche Umgebung. Noch jetzt ist diese Bautätigkeit im Gang, wie z. B. in der Stadt Mehsana in Baroda während der letzten zehn Jahre mehrere prächtige Dschainatempel entstanden sind, mit den durch ihre Juwelen- oder Glasaugen und ihren starren Gesichtsausdruck charakteristischen Heiligenstatuen und dem Drahtnetz über der mittleren Halle zum Auffangen von Insekten, welche in die brennende Lampe fallen und dadurch eine Versündigung gegen das Hauptgebot der Dschaina, die Schonung aller lebenden Wesen, herbeiführen könnten. Die Scheu vor der Verletzung animalischen Lebens, die auch zu der berühmten Einrichtung der Tierspitäler (Pinjrapols) in den von Dschaina bewohnten Städten geführt hat, erscheint am schärfsten ausgeprägt bei der Sekte der Dhundhia, die, um kein Insekt zu töten, einen Tuchstreifen über dem Mund tragen, nur abgekochtes Wasser trinken, sich nicht rasieren und selten waschen, kein Wurzelgemüse essen und nachts keine Lampen in ihren Häusern haben. Doch gehört die überwiegende Mehrzahl der Dschaina nicht dieser mönchischen Sekte an, sondern sie sind entweder Svetambara, „weißgekleidet" oder Digambara, „luftgekleidet", d. h. nackt, welcher Unterschied sich aber heutzutage nur auf ihre Götzen bezieht, die bei ersteren bekleidet, bei letzteren unbekleidet sind. Auch diese Art von Nudität erregt jedoch bei dem üblichen Umhertragen der Götzen den Zorn der orthodoxen Hindus, die überhaupt die Dschaina als Atheisten und Ketzer betrachten, weil sie die Autorität der Vedas leugnen und ihre eigenen heiligen Schriften haben. Doch nehmen die Dschaina, die meist dem Handelsstande angehören, durch ihren Reichtum eine geachtete Stellung ein; auch sind sie in ihren Gebräuchen und Anschauungen von den andern Hindus keineswegs sehr verschieden. So wenden sie sich wie die andern Hindus beim Beten nach Osten, tragen eine Lendenschürze, knöpfen ihren Rock nach rechts zu,

rasieren sich den Kopf, sodaß nur eine Stirnlocke übrig bleibt, schließen Ehen durch Umwandlung eines Feuers, verbrennen ihre Leichen, kurz, sie stimmen in ihren Sitten weit mehr mit den Hindus als z. B. mit den Mohammedanern überein. Während die Anzahl der Dschaina, die bei der vorigen Zählung gegen 1½ Million betragen hatte, diesmal etwas abgenommen hat, weil sie hauptsächlich in den von der Hungersnot betroffenen Provinzen wohnen, ist bei den Sikh, die meist im Pendschab leben, eine Zunahme auf weit über zwei Millionen eingetreten. Die kriegerische Organisation, die sie zu einem Volk in Waffen und zu langjährigen Beherrschern des Pendschab machte, verdanken die Sikh ihrem zehnten Guru, Govind Singh, der im 18. Jahrhundert an ihre Spitze trat. Er predigte den Monotheismus und die absolute Gleichheit aller Menschen und verbot den Frauenkauf und die Tötung weiblicher Geburten, woraus eine merkbare und dauernde Hebung der Stellung der Frauen bei den Sikh resultierte. Der eigentliche Stifter dieser Sekte war Nanak (um 1500), von dem die Bibel der Sikh, der von Trumpp übersetzte „Adigranth", herrührt; seine speziellen Anhänger, die noch jetzt zahlreich vorhanden sind, nennen sich nach ihm Nanakpanthi. Nanak seinerseits folgte den Lehren des Webers Kabir (um 1400), dessen Lob noch jetzt von den herumziehenden Heiligen (Sādhu) seiner Sekte, der Kabirpanthi, gesungen wird, und dessen Kernsprüche sowohl gebildete Mohammedaner als Hindus gerne zitieren. Die eigentlichen Sikh rauchen nicht, tragen Haar und Bart lang und kennen ebensowenig die Brahmanenschnur der Hindus als die Mützen der Mohammedaner; sonst schließen sie sich in ihren Gebräuchen, z. B. bei der Eheschließung und Bestattung, meist an die Hindus an, obwohl ihre Religion zweifellos auch durch den Islam beeinflußt ist.

Bei allen andern Sekten, außer bei den Dschaina und Sikh, ist leider, was ihre numerische Stärke betrifft, auf die Statistik kein Verlaß. Nehmen wir als Beispiel die Ramanandi, so genannt nach Ramanand (14. Jahrhundert), dem Lehrer des Kabir. Das Evangelium dieser Sekte, die besonders Rama, eine Inkarnation des Gottes Vishnu, und seine Gemahlin Sita sowie den aus dem alten Epos Ramayana bekannten Affenfürsten Hanuman verehrt, ist die moderne Bearbeitung dieses Epos von Tulsidas, dem größten neueren Dichter Indiens, und der poetischen Schönheit und Freiheit von Zügellosigkeit, welche diese Dichtung auszeichnen, wird die Superiorität der Ramanandisekte über andre Sekten der Gegenwart zugeschrieben. Nun sind die Ramanandi zweifellos sehr verbreitet und angesehen, besonders in Nordindien; wie soll man es aber erklären, daß bei der Zählung von 1891 allein in den Nordwestprovinzen 421 433 Hindus als Ramanandi eingetragen wurden, bei der letzten Zählung aber sogar etwa das Dreifache dieser Anzahl? Von einer bedeutenden Propaganda der Sekte in neuerer Zeit ist nichts bekannt; ihre Zunahme war daher offenbar nur eine scheinbare und beruht in Wirklichkeit darauf, daß in der bei der Zählung zirkulierenden Probeeintragung die Ramanandi als erstes Musterbeispiel einer Sekte aufgeführt waren, weshalb von vielen dieser Name aus Bequemlichkeit und ohne innere Berechtigung

in die Rubrik „Sekte" eingetragen wurde. So scheinen auch die Angaben betreffs der Schutzgottheit, die bei der Zählung von denjenigen verlangt wurden, die keiner bestimmten Sekte angehören, durchaus unzuverlässig ausgefallen zu sein, und viele Zähler äußerten die Ansicht, die überwiegende Mehrzahl der Hindus betrachtete sich weder als Angehörige einer Sekte noch als Anhänger irgendeiner besonderen Gottheit. Es ist auch zu bedenken, daß es Sitte ist, die eigentliche Religionsübung den Brahmanen oder einer andern Priesterkaste zu übertragen, und daß 97 % der Bevölkerung nicht lesen und schreiben können, daher auch gewiß nicht imstande sind, die mit Sanskritausdrücken überladenen Schriften der indischen Religionsphilosophen zu verstehen. Es ist daher nur zu billigen, daß in einem großen Teil des Landes, so in ganz Bengalen und Madras, von einer Zählung der Anhänger der einzelnen Sekten völlig abgesehen wurde.

Hierdurch soll die Bedeutung des Sektenwesens für die Gegenwart nicht verkleinert werden. Indien erweist sich noch immer so fruchtbar wie je an neuen Religionsschöpfungen. So begründete erst um 1820—1830 der Chamar Ghasidas in den Zentralprovinzen die bei den verachteten Chamars stark verbreitete Sekte der Satnami, die den „wahren Namen" (sat nama), d. h. Gott, verehren, kein Fleisch, keine Spirituosen und keine roten Gewürze genießen, keine Götzen verehren, keine Kühe zum Ackerbau verwenden und nachmittags keine Feldarbeit verrichten. Ghasidas schaffte das Kastenwesen ab, doch beanspruchte er, wie viele indische Religionsstifter, für sich selbst gewisse drückende Privilegien, die sich auch auf seine Nachfolger vererbt haben. Die Verwerfung der Kastenunterschiede findet sich auch bei den 1861 in Agra entstandenen Radhasvami, deren einzige Andachtsübung in einsamer „Erhebung des Geistes mit Hilfe des geistigen Stroms, der innerlich als Laut wahrgenommen wird", besteht; ferner bei den nachher zu charakterisierenden Arya des Dayanand (1824—1883) und vielen, wenn nicht bei den meisten älteren Sekten. Russell, der Verfasser des Berichts über die Zentralprovinzen, möchte daher die Sektenteilung in Indien eher mit den Kämpfen zwischen Patriziern und Plebejern im alten Rom oder mit den Bauernkriegen als mit den rein religiösen Reformbewegungen andrer Länder vergleichen. Doch lag der Gedanke einer Auflehnung gegen bestehende staatliche Einrichtungen dem asketischen Geist der indischen Religionsstifter ferne; auch ihre Anhänger waren, etwa mit Ausnahme der Sikh, einfache Schüler oder Mönche ohne politische Ziele und straffe Organisation.

Betrachten wir noch einige der älteren Sekten, so sind in Bengalen die Caitanya sehr verbreitet; sie zerfallen in zwei Gruppen: die kastenlose der Bairagi, deren Vorurteilslosigkeit etwas zu weit geht, indem sie auch solche Proselyten aufnehmen, die sich ihnen wegen eines Liebesverhältnisses oder wegen Ausstoßung aus ihrer eigenen Kaste oder aus ähnlichen Gründen zuwenden; und eine die Kastenunterschiede anerkennende, aber einer strengeren Moral huldigende Gruppe. Caitanya selbst, der Begründer dieser Sekte, war zwar von Geburt ein Brahmane, geboren in Nadiya in Bengalen um 1485, nahm aber Leute aus allen Ständen, selbst Mohammedaner, in seinen Orden auf und

fand, als Apostel für seine Lehre in Mittelbengalen und Orissa umherziehend, großen Zulauf. Er eiferte gegen Tieropfer, Fleischnahrung und Alkoholismus, erklärte warme Gottesliebe oder Andacht (bhakti) für den besten Heilsweg und empfahl als Muster derselben die Liebe der Radha zu Krishna, einer Form des Vishnu, den er mit Tanzen und Singen feiern ließ. Die besondere Verehrung des alten Sonnengottes Vishnu findet sich auch bei vielen andren Sekten, so bei den schon genannten Ramanandi, bei den Ramanuja, so genannt nach ihrem gleichnamigen Stifter, einem Brahmanen des 12. Jahrhunderts, den mehr im Westen verbreiteten Vallabhacarya und andern religiösen Gemeinschaften; der Verfasser des Berichts über Bengalen erkennt aber Caitanya das spezielle Verdienst einer erfolgreichen Reaktion gegen den rohen Saktidienst zu. Unter Sakti versteht man die in einer der Frauen des Gottes Siva, besonders Kali und Durga, personifizierte Schöpferkraft dieses Gottes. Der Saktikultus, der jetzt weit in Indien verbreitet ist, soll um das fünfte Jahrhundert in Ostbengalen oder Assam entstanden sein (nach Waddell). Früher brachte man der blutdürstigen Göttin Kali Menschenopfer dar, während jetzt nur noch Tauben und Ziegen, seltener Büffel geopfert werden. Die Feierlichkeit beginnt mit Anbetung der Opferaxt, worauf verschiedene Zauberformeln hergesagt werden; dann wird das Tier mit einem Streich enthauptet. Sobald der Kopf auf den Boden rollt, stürzen die Gläubigen herzu und beschmieren sich mit dem Blut des Opfertieres die Stirn, worauf eine wüste, zügellose Orgie folgt, bei der alle Kastenunterschiede aufgehoben sind. Bekanntlich verdankt die Hauptstadt Indiens ihren Namen und ihren Ursprung einem alten Heiligtum der Göttin Kali, die noch jetzt in Nord- und Ostbengalen mehr als Vishnu gefeiert wird. Älter als die Verehrung der Kali ist der Dienst ihres Gemahls Siva, der besonders in Südindien stark verbreitet ist; so ist dort die Sekte der Lingayats, d. h. Lingaträger, heimisch, die das als Phallus geformte Symbol des Gottes Siva stets bei sich tragen, anstatt der Brahmanen Mitglieder ihres eigenen Standes als Priester beschäftigen und angeblich alle Kastenunterschiede verwerfen, obschon sie tatsächlich in eine Reihe verschiedener Kasten zerfallen. Auch im Norden wird Siva vielfach verehrt; bei der Zählung in den Nordwestprovinzen haben sich 1290094 Personen als seine Anhänger bekannt, doch fällt diese Ziffer bei einer Gesamtzahl von 41 Millionen Hindus nicht allzusehr ins Gewicht. Freilich wurden in den gleichen Provinzen auch nur $2^1/_2$ Millionen Vishnuverehrer gezählt, und es kann sein, daß überhaupt die Bedeutung des Vishnu- und Sivadienstes für das indische Religionswesen früher überschätzt wurde. Jedenfalls geht es nicht wohl an, die Hindus ihrer Religion nach mit einem hervorragenden englischen Indologen nur in die drei Hauptgruppen der Vishnuiten, Sivaiten und Smarta, d. h. Anhänger der Tradition, Orthodoxe, zu zerlegen, zumal da die Smarta ebenso wie die alte südindische Sekte der Madhva nur bei Brahmanen vorkommen. Die Brahmanen gelten freilich als die inspirierten Träger des religiösen Wissens, fungieren auch bei den meisten Kasten als Priester, und daß sie den verschiedenen Formen des Siva, die in seinen zahlreichen Heiligtümern verehrt werden, ebenso wie

den mannigfachen Inkarnationen des Vishnu ganz besonders huldigen, kann keinem Zweifel unterliegen. Die Volksreligion schlägt aber, wie wir sahen, andre Bahnen ein, und so bemerkt schon der Zählungsbericht von 1891 über Madras, daß dort die ganz überwiegende Mehrzahl der Hindus zwar nominell einen oder mehrere der orthodoxen Götter, die Inkarnationen des Vishnu oder Siva oder ihrer Frauen, Lakshmi und Parvati, oder ihrer Kinder, wie Ganesa und Subramaniam, anerkennt und bei Festen ihre Tempel besucht, um zu opfern, aber nicht glaubt, daß diese erhabenen Gottheiten sich um gewöhnliche Landleute viel bekümmern, weshalb letztere ihren wirklichen Dienst der „Seuchenmutter" Mariamman, der gefürchteten Göttin der Pocken und der Cholera, und ihrer besonderen Dorfgöttin weihen.

So viele Religionen Indien selbst hervorgebracht und so große Erfolge wenigstens eine derselben, der Buddhismus, auch außerhalb erreicht hat, so hat es sich doch auch in religiöser Beziehung ebensowohl empfangend als gebend verhalten. Der Islam hat frühe seinen Siegeslauf durch ganz Indien angetreten und nimmt dort noch heute, wo er nicht mehr die Religion des herrschenden Volkes ist, eine imponierende Stellung ein. Naturgemäß haben die nordwestlichen Gebiete, die der ursprünglichen Einbruchsstelle des Islam am nächsten liegen, auch relativ die größten Mengen von Bekennern desselben aufzuweisen; so wohnen im Pendschab 14 Millionen Mohammedaner neben 10 Millionen Hindus, in Kaschmir über 2 Millionen Mohammedaner neben 689 073 Hindus, während z. B. in Zentralindien nur 528 883 Mohammedaner auf beinahe 7 Millionen Hindus kommen. Auffallend ist die Stärke des mohammedanischen Elements in dem so weit östlich gelegenen Bengalen mit seinen 25½ Millionen Mohammedanern; doch zeigen anthropometrische Messungen, daß dafür nicht, wie man vermutet hat, eine massenhafte Einwanderung mohammedanischer Stämme verantwortlich gemacht werden kann. Viele der vornehmen Mohammedaner lassen allerdings durch hellere Hautfarbe und feinen Gesichtsschnitt ihren fremden Ursprung erraten, manche besitzen auch Stammbäume, die bis auf den Propheten zurückgehen; aber bei dem Gros der Bekenner des Islam in Bengalen stimmen der Bau des Schädels und die Form der Nase mit der verachteten Kaste der Chandal überein, die sicher einheimischen Ursprunges ist. Auch in den mohammedanischen Chroniken wird keine starke Einwanderung aus Oberindien nach Bengalen erwähnt, während feststeht, daß schon die fanatischen Eroberhorden, die im 13. und 14. Jahrhundert letztere Provinz überschwemmten, den Islam dort mit Feuer und Schwert ausbreiteten. Durch Übertritt zum Islam konnte man Absolution für die schwersten Verbrechen erlangen; wer mit seiner Steuer rückständig war, wurde gewaltsam bekehrt; auch Sklaverei bei einer mohammedanischen Familie wurde der milden Behandlung der Sklaven wegen oft den endlosen Bedrängungen vorgezogen. Es ist auch in Betracht zu ziehen, daß die natürliche Vermehrung bei den Mohammedanern früher, als sie die Herren im Lande waren, noch rascher erfolgt sein wird, als dies schon heutzutage der Fall ist, wo sie seit der letzten Zählung bedeutend mehr zugenommen haben als die Hindus. So kamen an Mohammedanern auf 10000 Einwohner:

	1891	1901
Pendschab	514	526
Kaschmir	7050	7415
NW.-Prov. . . .	1353	1412
Rajputana . . .	827	951
Haiderabad . . .	968	1037
Zentralindien . .	551	622
Bengalen	3170	3248
Bombay	1857	2013
Madras	630	642

Die Gründe für dieses starke Anwachsen des mohammedanischen Elements sind kaum in der islamitischen Propaganda zu suchen, die seit der letzten Zählung nur in einzelnen Gegenden, wie Malabar im Süden, Erfolge zu verzeichnen hat; vielmehr in der statistisch nachgewiesenen größeren Fruchtbarkeit der mohammedanischen Ehen, die mit dem reiferen Heiratsalter der mohammedanischen Mädchen und der Gestattung der bei den Hindus verpönten Witwenheiraten zusammenhängen mag, und in der längeren Lebensdauer der Mohammedaner, die auf ihrer besseren Lebenshaltung und vergleichsweisen Wohlhabenheit beruht. Besonders unter der städtischen Bevölkerung sind die Mohammedaner stark vertreten; so verhalten sich in den Nordwestprovinzen bei letzteren die Städter zu den Landbewohnern wie 28:72, bei den Hindus dagegen wie 8:92. Die ländlichen Arbeiter sind die ärmste Bevölkerungsklasse. Der mohammedanische Fanatismus soll in den letzten Jahren merklich nachgelassen haben, wofür vielleicht auch das Aufkommen der Ahmadiya-sekte als Beleg dienen mag, insofern diese Sekte ausdrücklich den Religionskrieg (jihād), d. h. die gewaltsame Bekehrung zum Islam, verwirft.

Noch weit bedeutender als bei den Mohammedanern ist in den meisten Provinzen die relative Zunahme bei den Christen, deren Anzahl 1891 nicht viel über 2 Millionen betragen hatte, größtenteils Katholiken. Seitdem haben sich die Christen im Pendschab um 33,3 %, auf 71854, in den Nordwestprovinzen um 75 %, auf 102469, in Bombay um 29 %, auf 204961, in Madras, wo sich aus der altchristlichen und portugiesischen Zeit noch große Katholikengemeinden erhalten haben, um 18,1 %, auf über eine Million, gehoben. Analysiert man jedoch die Gründe dieses starken Zuwachses, so ergibt sich, daß hauptsächlich die Hungersnöte des letzten Jahrzehnts ihn bewirkt haben. So wird aus der Präsidentschaft Bombay berichtet, daß die Bekehrten größtenteils Kinder im Alter von 5—15 Jahren in den Hungerdistrikten waren; aus Baroda, daß viele Eltern aus Not ihre Kinder im Stich ließen, die dann von Missionären in Waisenhäuser gebracht wurden, auch viele Erwachsene dort konvertierten, nur um Arbeit und Unterhalt zu erlangen; aus Rajputana, daß die verschiedenen Missionsgesellschaften während der Hungersnot von 1899/1900 Zufluchtshäuser für Waisen und andre hilfsbedürftige Personen eröffneten und dadurch die Mission einen großen Aufschwung nahm. Auch da, wo solche materiellen Motive keine entscheidende Rolle spielten, wenden sich doch in der Regel nur Angehörige der untersten Stände dem Christentum zu, da bei den vornehmen und mittleren Kasten die Bekehrung zum Christen-

tum mit Ausstoßung aus der Kaste und sozialer Ächtung gleichbedeutend ist. Bei den rohen Urstämmen, z. B. in Assam, erringen die Missionare große Erfolge, und ihre Bekehrungen würden noch weit zahlreicher sein, wenn nicht „die Christen zuviel Sünden hätten", wie dort ein Konvertit sagte, d. h. die christliche Moral läßt sich mit der bei ihnen herrschenden Trunksucht und freien Liebe schwer vereinigen.

Als eine Wirkung des Christentums darf man wohl auch die Entstehung der zahlreichen deistischen Sekten, wie Arya Samaj, Brahma Samaj u. a., betrachten. Erstere Sekte, von dem Brahmanen Dayanand um 1863 gestiftet, hat in den Nordwestprovinzen die bedeutende Zunahme von 25000 auf 65000 zu verzeichnen, gegen nur 40000 Anhänger in ganz Indien bei der vorigen Zählung, und entwickelt eine tätige Propaganda durch bezahlte oder freiwillige Missionäre, die in der ihnen anvertrauten Provinz fortwährend umherreisen und besonders die großen Märkte besuchen, um dort als Volksprediger aufzutreten. Die in zehn Artikeln niedergelegte Lehre der Aryas ist ein reiner Monotheismus, die vier Vedas werden als Offenbarung anerkannt, aber durch eine künstliche Erklärungsmethode mit den Ergebnissen der modernen Naturwissenschaft in Einklang gebracht, indem z. B. die Beschreibung eines Pferdeopfers im Rigveda als eine Darlegung der Eigenschaften der Hitze oder Elektrizität gedeutet wird. Dayanand, der Stifter der Sekte, war auch zu dem europäischen Theosophismus in Beziehungen getreten, trennte sich aber von der bekannten Madame Blavatsky, die ihn auf mehreren seiner Agitationsreisen begleitet hatte, als er ihre Anschauungen und Praktiken näher kennen lernte. Den Götzendienst, das Baden in heiligen Strömen, die Pilgerfahrten, die Almosen an Brahmanen und die Totenopfer verwerfen die Aryas, doch ist ihr täglicher Gottesdienst demjenigen der Brahmanen nachgebildet. Die von dem bekannten Rammohun Roy schon 1828 begründete liberale Religionsgenossenschaft Brahma Samaj („die Kirche Gottes"), die sich seitdem in drei Sekten gespalten hat, ist numerisch schwächer, indem sie selbst in ihrer Heimat Bengalen wenig über 3000 Mitglieder zählt; doch hat sie auch zugenommen und ist sehr angesehen, weil die meisten Indier, die eine europäische Erziehung genossen haben, ihr beitreten, vielleicht weniger aus religiöser Überzeugung, als um dadurch die lästige Fessel des Kastenwesens abzustreifen.

II.

Da Indien das klassische Land des Kastenwesens ist, so bieten die Angaben der Berichte über Kasten- und Berufsstatistik ein besonderes Interesse. „Von den mannigfachen Aufgaben eines indischen Statistikers," sagt freilich der Berichterstatter über Mysore, „hat keine unter so vielen Schwierigkeiten und so großer Unsicherheit zu leiden wie die Einteilung der heterogenen Bevölkerung Indiens nach ihren Kasten, und diese Schwierigkeiten und Unsicherheiten mehren sich von einer Volkszählung zur andern." Die Verfasser der Berichte gehen bis auf die Ursprünge des Kastenwesens zurück, wobei sie meistens an das geistreiche Werk des französischen Sanskritisten Senart

über „Les Castes dans l'Inde“ (1896) anknüpfen, doch ohne Oldenbergs Kritik desselben zu kennen.

Schon bei der ersten indischen Volkszählung, die 1872 stattfand, hatte man es sehr schwierig gefunden, das unendliche Vielerlei der modernen Kasten Indiens in dem Rahmen der vier alten, aus der Sanskritliteratur bekannten Stände der Priester (Brahmanen), Krieger (Kshatriya), Ackerbau oder Handelsleute (Vaisya) und Knechte (Sudra) unterzubringen. So hatte damals der Verfasser des Berichts über Bombay die sämtlichen Kasten dieser Präsidentschaft allerdings unter die vier Stände verteilt, wobei er den Vaisya 7 %, den Sudra 86 % zuwies, aber Growse für die Nordwestprovinzen bemerkt, daß die Vaisya und Sudra als besondere Korporationen immer nur in der Theorie bestanden hätten und ihre Namen nichts als passende Bezeichnungen für die mittleren und unteren Schichten der Bevölkerung seien. Für die gegenwärtige Zählung (1901) betont der Bericht über Bombay, wie sehr die Aufgabe des Statistikers erleichtert würde, wenn er sich im Anschluß an die Zählung von 1872 und die Volksmeinung an das einfache, alte Schema halten dürfte, dem es aber an der nötigen geschichtlichen Grundlage fehle. In den meisten Berichten werden die vier alten Stände nur insoweit berücksichtigt, als sie für die Gruppierung der Kasten nach ihrer gesellschaftlichen Stellung in Betracht kommen. Hierfür ist die alte theokratische Vierständeordnung noch immer von Bedeutung; besonders das Recht, die Brahmanenschnur über der Schulter tragen zu dürfen, bildet ein eifrig erstrebtes Privileg, denn wer es nicht besitzt, gilt als ein Sudra, was auch für das bürgerliche Recht gewisse Konsequenzen hat: bei den Sudra haben auch illegitime Söhne ein subsidiäres Erbrecht, während das strikte Eherecht der Brahmanen nur den ehelichen oder Adoptivsohn als successionsfähig anerkennt. Doch ist die heilige Schnur nicht überall als Abzeichen des höheren Ranges verwertbar, wie sie z. B. im Pendschab nicht von allen Vornehmen getragen wird, anderseits auch bei solchen Kasten vorkommt, die der orthodoxe Hinduismus zu den Sudra rechnen würde. Wo sich die alte Sitte der Umgürtung mit der heiligen Schnur erhalten hat, die nach den altindischen Rechtsbüchern nicht nur den Brahmanen, sondern auch den Kshatriya und Vaisya zukommt und diesen drei privilegierten Ständen das Recht gibt, sich als Wiedergeborene zu bezeichnen, da wird sie noch immer mit großem Pomp und nicht unbedeutenden Kosten gefeiert. Man kann dieses Familienfest, das gewöhnlich im siebenten bis achten Lebensjahre der Knaben stattfindet, mit der weitverbreiteten Jünglingsweihe roher Stämme vergleichen, die oft auch wie die indische Umgürtung als eine zweite Geburt, der Beginn eines neuen Lebens aufgefaßt wird.

Neben der heiligen Schnur gibt es noch eine Menge andrer äußerer Kriterien für den Rang einer Kaste; sie beruhen aber meistens auch auf der alten brahmanischen Staats- und Rechtsordnung, die noch immer eine so große Herrschaft über die Gemüter der Hindu ausübt. So wird selbst in der Präsidentschaft Madras mit ihrer überwiegend dravidischen Bevölkerung eine Kaste besonders danach taxiert, ob sie bei ihrem Gottesdienst Brahmanen beschäftigt und auch sonst in ihren Sitten und Gebräuchen sich an diese an-

schließt, die Kinderehen gestattet und die Witwenehen verbietet, nach einer Geburt oder einem Todesfall die übliche Unreinheitsperiode beobachtet, zu dem Innersten der Tempel Zutritt hat, von den Barbieren und Wäschern des Ortes bedient wird, Wasser und Speisen durch ihre Berührung nicht befleckt, so daß sie von Angehörigen andrer Kasten nicht genossen werden können. Ganz frühzeitige Verheiratung der Mädchen gilt fast überall als Zeichen der Vornehmheit, die Gestattung der Wiederverheiratung der Witwen als Merkmal einer niedrigen Kaste. So sinkt bei den Kanaujia-Brahmanen der Nordwestprovinzen ein Geschlecht, das nicht dafür sorgt, alle jungen Mädchen, ehe sie erwachsen sind, zu verheiraten, dadurch sofort in der öffentlichen Meinung um eine Stufe herab, während umgekehrt die Bauernkaste der Kanaujia-Kurmis die Eingehung einer neuen Ehe seitens einer Witwe völlig untersagt hat, um dadurch zu einem höheren Rang in der Gesellschaft emporzusteigen. Die komplizierten Speiseregeln der Brahmanen bieten ebenfalls Gelegenheit zu Abstufungen, namentlich innerhalb der verschiedenen Brahmanenkasten selbst. So zerfallen die Brahmanen in Baroda in fünf Gruppen: an ihrer Spitze stehen diejenigen Brahmanenkasten, welche nur die von Mitgliedern ihrer eigenen Kasten zubereiteten Speisen genießen, während die von ihnen bereiteten Speisen von allen andern Brahmanenkasten genossen werden dürfen; den letzten Rang nehmen diejenigen ein, welche selbst von Nichtbrahmanen zubereitete Speisen genießen. Diese Speiseverbote komplizieren sich weiter durch die in ganz Indien übliche Unterscheidung zwischen Speisen, die pakka, d. h. mit zerlassener Butter zubereitet sind, und kaccha-Eßwaren, die keine solche Butter enthalten. Was pakka ist, auch Wasser, darf man genießen, selbst wenn es von einem Mitglied einer andern Unterabteilung der Kaste berührt wurde; kaccha-Speisen dagegen nur, wenn sie von einem Mann aus der gleichen Unterkaste oder von einem Brahmanen bereitet sind. Es ist auch nicht gleichgültig, wessen Eigentum die benutzten Eß- oder Trinkgeschirre sind; so kann ein Brahmane Wasser aus einem ihm selbst gehörigen Gefäß trinken, auch wenn es von einem Mann aus niedriger Kaste gebracht ist, aber aus dem eigenen Wassergefäß eines solchen Mannes würde er nicht trinken. Was die Qualität der genossenen Nahrung betrifft, so sind die Hindu bekanntlich in ihrer überwiegenden Majorität Vegetarianer; besonders der Genuß von Rind- oder Schweinefleisch, Hühnern oder gar Würmern oder Insekten ist verpönt; auch Weintrinken und Tabakrauchen drückt den Rang der Kaste herab. Die priesterlichen Funktionen werden meist von den Brahmanen ausgeübt; da es aber unter diesen viele Abstufungen gibt, so bestimmt sich der Rang einer Kaste oft danach, welche Klasse von Brahmanen bei ihren Hochzeiten und andern Familienfesten tätig ist; noch niedriger stehen im allgemeinen die Kasten, die überhaupt keine Brahmanen zu religiösen Begehungen zuziehen. Die Wäscher (Wäscherinnen gibt es in Indien nicht) weigern sich, für ganz tiefstehende Kasten zu waschen; so rasieren die Barbiere auch nicht Leute aus allen Kasten, schneiden einigen, die sie rasieren, nicht, wie sonst üblich, die Fingernägel, andern wenigstens nicht die Zehennägel. Manche Kasten gelten für so unrein, daß ihre

Mitglieder bei ihrem Eintritt in ein fremdes Haus alles darin befindliche Wasser verunreinigen und man dasselbe wegschütten muß, daß sie selbst den Hof eines Tempels nicht betreten dürfen und außerhalb der Dörfer wohnen müssen. Der von einem Unreinen Berührte muß zur Wiedererlangung seiner religiösen Reinheit baden und seine Kleider wechseln. Bei einem größeren Festessen müssen die Teilnehmer genau die ihrem Rang entsprechenden Sitze einnehmen, und man kann nicht selten die gesellschaftliche Stellung der verschiedenen Kasten aus den Plätzen erkennen, die ihnen bei solchen Gelegenheiten von den anwesenden Brahmanen angewiesen werden.

Der tiefere Grund für die soziale Einschätzung einer Kaste ist natürlich oft in ihrer gewöhnlichen Beschäftigung, ihrem Gewerbe oder Beruf zu suchen. Manche Gewerbe, wie z. B. die Bearbeitung des Leders und die Weberei, gelten als entehrend, und zwar gradweise, indem der Schuhmacher (Mochi) höher steht als der Gerber (Chamar), der Verfertiger feinerer Zeuge höher als der Weber grober Tücher. Schon in der alten Sanskritliteratur findet sich das Verbot, von einem Gerber ein Almosen anzunehmen. Nesfield hat auf solche Volksanschauungen über die ehrlichen und unehrlichen Gewerbe eine ganze Stufenleiter der indischen Kasten begründet nach den verschiedenen Kulturperioden, denen ihre Beschäftigungen entstammen sollen. So nehmen die Jägerkasten die unterste Stufe ein; über ihnen stehen die Fischerkasten, weil das Fischefangen anscheinend weniger grausam ist als das Erlegen eines Jagdtiers und das Wasser den Hindus als ein heiliges Element gilt; die Hirtenkasten, wie z. B. die weitverbreiteten Ahirs, und die noch weit zahlreicheren Ackerbaukasten, bilden zwei weitere Stufen, entsprechend dem successiven Auftreten der Viehzucht und des Ackerbaues in der Kulturentwicklung; an der Spitze des ganzen Systems steht der Rajput oder Kshatriya, dessen Aufgabe es ist, alle niedrigeren Kasten zu beschützen, und der Brahmane, ihr Priester und geistlicher Führer. Ebenso gibt es bei den Handwerkerkasten eine niedrigere Gruppe, bestehend aus den Gerbern, Webern, Ölpressern, Branntweinbrennern, Töpfern und Salzsiedern, deren Gewerbe dem Zeitalter der Metallurgie vorausgingen, und eine höhere Gruppe der Metallarbeiter, in der die Goldschmiede die höchste Stufe einnehmen; ferner bei den handeltreibenden Kasten eine Entwicklungsreihe, die von dem Waldkrämer (Banjara) bis zum Bankier hinaufführt. Obwohl diese interessante Theorie manche Erscheinungen des indischen Kastenwesens erklärt, so betont sie doch zu einseitig die funktionelle Seite desselben, und ist daher von den neueren englischen Statistikern, wie schon früher von Senart, bekämpft worden. Wohl sind viele, vielleicht die meisten Kasten ursprünglich nach einem Gewerbe benannt, aber gerade in bezug auf Beruf und Gewerbe sind die Kastengesetze, die das Konnubium und die Kommensalität genau regeln, so elastisch wie nur möglich. Selbst der stolze Brahmane kann, ohne seiner Kaste verlustig zu gehen, Beamter, Soldat, Bettler oder Knecht werden, den Pflug führen, Handelsgeschäfte treiben, kurz, die verschiedensten Berufe ergreifen, wie dies schon die alten Rechtsbücher andeuten. Viele Kasten beruhen überhaupt von Haus aus nicht auf Gleichheit der Beschäftigung, sondern der Rasse und sind daher

richtiger als Stämme zu bezeichnen, wie z. B. in dem noch wenig zivilisierten Assam fast nur Rassenkasten vorkommen. Schon die alte Bezeichnung der vier Stände als varṇa, d. h. Farbe, weist auf den Gegensatz zwischen der weißen Hautfarbe der eingewanderten Arier und der schwarzen Ureinwohner hin, die im Rigveda auch als „schwarze Haut" bezeichnet werden, und so heben sich noch jetzt die höheren Kasten vielfach durch ihre hellere Hautfarbe von dem Gros der Bevölkerung ab. Ohne tiefgehende ethnische Verschiedenheiten kann man sich die Schroffheiten des indischen Kastenwesens nicht erklären. Auch das uralte Geschlechterwesen mag sich, nach Senarts Vermutung, in den Kastenverbänden fortgesetzt haben; manche Kasten sind notorisch aus religiösen Sekten hervorgegangen, andre aus Verschiedenheit des Wohnortes; auch die Mischkasten der alten Rechtsbücher sind keine reine Fiktion, wie die Bastardkasten Bengalens beweisen, und so haben überhaupt die verschiedensten Faktoren zusammengewirkt, um den wunderbaren Organismus der indischen Vergesellschaftung hervorzubringen.

Den Bearbeitern der Zählungsresultate war ausdrücklich die Aufgabe gestellt, sich nicht auf eine bloße Statistik der Kasten ihrer Provinz zu beschränken, sondern auch eine Gruppierung derselben nach der ihnen von der öffentlichen Meinung zuerkannten Stellung in der Gesellschaft vorzunehmen. So werden die zahlreichen Kasten der Hindu in Bengalen in sieben Klassen eingeteilt, deren erste die der Brahmanen ist, gegen drei Millionen stark, mit vielen Unterabteilungen, die meist nur unter sich heiraten. Den zweiten Rang behaupten die Khatri und Rajput, die den Kshatriya, und die Agarwal, die den Vaisya des indischen Altertums entsprechen, ferner die beiden großen Kasten der Baidya (Ärzte) und Kayastha (Schreiber), die alle überhaupt von Eingeborenen bekleideten Staatsämter monopolisieren. An dritter Stelle kommt ein Konglomerat von siebzehn Kasten, ihren Namen nach meistens Vertreter verschiedener Gewerbe, wie Töpfer (Kumhar), Barbiere (Napit), Weber (Tanti) u. a., die als im religiösen Sinne reine Sudra gelten, von denen die höheren Kasten Wasser nehmen dürfen und bei denen gute Brahmanen als Priester fungieren. Die vierte Gruppe umfaßt nur die Dienerkasten der Chasi Kaibartta (Fischer) und Goala (Hirten); beide werden von den besseren Brahmanen verschmäht. In der fünften Gruppe findet sich ein buntes Gemisch von Handwerkerkasten und religiösen Sekten zusammen, die nur das Gemeinsame haben, daß sie um eine Stufe höher stehen als die mißachteten, nicht einmal von den gewöhnlichen Barbieren bedienten Kasten der sechsten Gruppe, zu der die meisten großen nicht-arischen Rassenkasten Bengalens gehören. Noch tiefer stehen ihrer unreinen Nahrung wegen die Kasten der Gruppe VII, z. B. Gerber und Schuhmacher, die auf die Dienste der Wäscher und Barbiere ebenso wie auf die der Brahmanen verzichten müssen. Auch bei den Mohammedanern in Bengalen sind die Gewerbe als Kasten organisiert wie bei den Hindus, doch erkennen sie selbst nur die zwei Stände der Adligen (Ashraf) und der Gemeinen (Ajlat) an und rechnen alle Handwerker zu den letzteren. In den Nordwestprovinzen werden zwölf Gruppen unterschieden, wieder mit den Brahmanen an der Spitze, unter denen aber die

Astrologen, die Priester der Wallfahrtsorte, die Sänger, die Leichenbesorger nicht als voll gelten. Als verwandt mit den Brahmanen, ohne wie letztere auf die Fußwaschung u. a. Ehrenbezeigungen Anspruch zu haben, werden zwei Kasten von Gutsbesitzern und Pächtern angesehen, die Bhuinhars, deren Haupt der Maharajah von Benares ist, und die Tagas. In analoger Weise bestehen die vier nächsten Gruppen aus den modernen Vertretern der Kshatriya und den ihnen nahestehenden Kayastha, ferner den Vaisya oder Bania und den sonstigen Kaufmannskasten. Die sechs genannten Gruppen werden in diesem Teil Indiens, wo der Glaube an die ursprünglichen vier Stände noch fest besteht, als Vertreter der drei höheren Stände der Zweimalgeborenen (dvija) betrachtet, eine siebente Gruppe nimmt eine Mittelstellung ein, die fünf letzten Gruppen bestehen aus verschiedenen Handwerkergilden, die im allgemeinen als Sudra gelten, und die Kasten der elften und zwölften Gruppe gelten als so niedrig, daß ihre Berührung einen Zweimalgeborenen befleckt. Die Mohammedaner haben zwar auch hier Kasten, doch hängt bei ihnen die soziale Stellung weniger von dem Zufall der Geburt als von dem wirklichen Beruf oder Gewerbe und von dem Vermögen ab. Der Bericht über die Zentralprovinzen stellt fünf Hauptklassen auf, mit interessanten Motivierungen. Die beiden untersten Klassen bestehen hauptsächlich aus den Nachkommen der von den eingewanderten Ariern unterworfenen Aboriginerstämme, von denen die fast zwei Millionen zählenden Gonds der zahlreichste und bekannteste sind. Die mittlere Klasse, von der ein Brahmane kein Wasser annehmen darf, umfaßt die ältesten Handwerkerkasten, die ursprünglich als Unfreie in den Dörfern wohnten und keinen Grundbesitz hatten, sowie die ländliche Arbeiterbevölkerung. Die zweite Klasse, von der ein Brahmane Wasser annehmen darf, besteht aus 26 Bauernkasten, 13 höheren Handwerkerkasten mit den Goldschmieden (Sonar) an der Spitze und 9 Hausdienerkasten. Die erste Klasse setzt sich hauptsächlich aus den vierzig Kasten zusammen, die in diesem Teil Indiens die heilige Schnur tragen, also „Zweimalgeborene" sind; auch hier kommen zuerst die Brahmanen und nach ihnen die Rajput-Kshatriya; auch die Bania-Vaisya, „die Juden Indiens", ferner die religiösen Orden der Bairagi, Gosain u. a. werden dazu gerechnet. In Madras finden wir vierzehn Gruppen, von denen die vierte der „guten Sudra" mit über zehn Millionen und die fünfte der Priester aus der Brahmanenkaste beschäftigenden Sudra mit über fünf Millionen Köpfen die numerisch stärksten sind; auch die niedrigsten Kasten, die Rindfleisch genießen und selbst ohne körperliche Berührung Befleckung verursachen, machen mit über fünf Millionen hier 15% aus. Nach ihnen kommt noch eine Anzahl Kasten, teils Handwerker, teils religiöse Sektierer (Lingayats), welche ausdrücklich die priesterliche Autorität der Brahmanen verwerfen und keine Kastenunterschiede gelten lassen. Man muß bedenken, daß Madras mit seiner überwiegend dravidischen Bevölkerung niemals den Brahmanismus mit seinem Ständewesen vollständig rezipiert hat, doch ist es auch die Heimat der durch ihre verachtete Stellung sprichwörtlich gewordenen Paria (Paraiyan), die früher außerhalb der Dörfer in besonderen Niederlassungen wohnen mußten, heutzutage allerdings, über zwei Millionen stark, viele Abstufungen umfassen und

z. B., was für ihre Intelligenz spricht, mit Vorliebe als Dienstboten in europäischen Familien verwendet werden.

Alle solche Gruppierungen der indischen Kasten haben freilich ihre bedenklichen Seiten. Sie schüren den Klassenhaß, da sie doch unvermeidlich zur Kenntnis der Beteiligten kommen. Sie tragen zu einseitig den heutzutage nicht mehr gerechtfertigten Prätensionen der Brahmanen Rechnung. Sie ruhen trotz der sorgfältigsten Erkundigungen und Umfragen doch auf unsicheren Grundlagen, im Gegensatz zu der staatlich geregelten Kastenordnung der vorenglischen Zeit. Früher bestimmten die einheimischen Herrscher despotisch den Rang der Kasten; so konnte z. B. im Pendschab ein Thakur für geleistete Dienste oder um Geld von seinem Fürsten in den Adelsstand der Rajput erhoben werden, in Bengalen setzte Ballala Sena im Mittelalter die Rangordnung unter den höheren Kasten Bengalens fest, und in Nepal erhob noch im vorigen Jahrhundert Jung Bahadur die dortigen Ölpresser (Teli) aus Freundschaft für einen derselben zum Rang einer reinen Kaste. Die englische Regierung dagegen vermeidet ängstlich jede Einmischung in die häufigen Rangstreitigkeiten der Kasten und gesteht jedem Hindu gleiche Rechte zu. Es ist daher nur zu billigen, wenn Enthoven in seinem Report über Bombay hervorhebt, daß dort bei der Volkszählung von 1881 die versuchte Anordnung der Kasten nach ihrem sozialen Rang große Unzufriedenheit verursachte, die sich in mannigfachen Reklamationen kundgab, daß der Einteilungsgrund des Wassertragens für Brahmanen in Wegfall kommt, da die dortigen Brahmanen sich nur von ihresgleichen Wasser bringen lassen, und daß es unmöglich ist, die Ansprüche der Sonar, Maratha und andrer Kasten auf den Rang und die heilige Schnur der Zweimalgeborenen auf ihre innere Berechtigung hin zu prüfen.

Die von Enthoven aufgestellte Verteilung der über fünfhundert Kasten, die es in der Präsidentschaft Bombay gibt, unter die sechs Rangklassen: Brahmanen, arische und skythische Rassentypen, Mischkasten, Urstämme und umherziehende Kasten, unreine Kasten, religiöse Bruderschaften, beruht auf viel allgemeineren Gesichtspunkten, deren Durchführung freilich auch zu Bedenken Anlaß gibt. Rose, in dem Report über den Pendschab, bemerkt sogar, man könne dort nur zwischen reinen und unreinen Kasten unterscheiden; alle andern Unterscheidungen seien fließend, insbesondere die heilige Schnur (janeo) kein Kriterium, da sie zwar von allen Brahmanen, aber ebenso von ganz untergeordneten Kasten getragen wird, auch die Brahmanen, trotz ihrer geistlichen Superiorität, oft auf der allertiefsten Stufe der Gesellschaft stehen. Der Bericht über Haiderabad betont gleichfalls die Schwierigkeiten einer richtigen Klassifikation, besonders bei den unteren Schichten, und erklärt sich gegen das in Nordindien so vielfach als Kennzeichen des Rangs benutzte Kriterium des Wassertragens, da man in Haiderabad in kleineren Orten von jedem beliebigen Wasserträger sein Wasser nimmt, außer die Brahmanen, die sich, wie in Bombay, nur von Mitgliedern ihrer eigenen Kaste damit versorgen lassen. Der von einem gelehrten Hindu verfaßte Bericht über Mysore spricht allen anderwärts für die Bestimmung des Kastenrangs angewendeten Kriterien, wie

Beruf und Gewerbe usw., die Beweiskraft ab und verhält sich auch wegen der Gehässigkeit solcher Klassifikationen völlig ablehnend dagegen.

Es unterliegt wohl keinem Zweifel, daß die alte Kastenordnung, soweit sie auf dem Glauben an die Heiligkeit und geistliche Überlegenheit der Brahmanen beruht — mit Nietzsches „Übermenschen" vergleicht sie einer der Berichte; als Erdengötter bezeichnen sie sich selbst in ihrer alten Literatur —, überall stark ins Wanken geraten ist, mehr als die obigen, doch wohl auch durch Brahmanen beeinflußten Aufstellungen vermuten lassen. Während den Brahmanen früher auch der weltliche Arm zu Gebote stand und sie noch im 18. Jahrhundert in den Mahrattenstaaten alle wichtigen Ämter bekleideten, wird ihnen unter englischem Regime keine besondere Bevorzugung zuteil. Bildung und Unterricht sind zu einem Gemeingut aller Stände geworden. Körperliche Berührung zwischen hoch und niedrig läßt sich in der Eisenbahn nicht vermeiden, und an Stationen kauft man pakka-Erfrischungen ohne Rücksicht darauf, ob sie von einem Brahmanen oder Teli (Kaste der Ölpresser) feilgeboten werden. Natürlich verläuft dieser Nivellierungsprozeß nicht überall in gleichem Tempo. Während in Bombay der Brahmane unbedenklich im gleichen Raum speist wie Leute aus niedrigerer Kaste und in Bengalen von solchen Leuten auch sein Wasser nimmt, würde er sich in Haiderabad dadurch als verunreinigt betrachten; und so haben die dortigen Brahmanen es auch noch nicht nötig, zu einem nicht-standesgemäßen Erwerb zu greifen, da sie sich mühelos als Bettler ihr Brot verdienen können, so groß ist im Süden die Scheu, einen Bettler aus brahmanischem Stande abzuweisen. In Kaschmir wohnen die Meghs, Doms und andre niedrige Kasten noch überall außerhalb der Dörfer, haben ihre besonderen Brunnen und Zisternen und müssen vornehmen Hindus ein Zeichen machen, wenn sie zufällig in ihre Nähe kommen, oder ganz vermeiden, ihnen zu begegnen.

Wenn aber die Schroffheiten des Kastenwesens sich mildern, besonders in den Städten, und das gegenseitige Verhältnis der Kasten zueinander fortwährende Verschiebungen erfährt, so wird dadurch der Kern des Systems nicht getroffen, und die Kasten zeigen eher eine Tendenz zu- als abzunehmen. Die kleine Provinz Berar mit ihren 2750000 Einwohnern enthält jetzt gegen vierhundert Kasten, da sie durch ihre zentrale Lage und ihre Fruchtbarkeit Einwanderer aus allen Teilen Indiens an sich zieht, die dann eine neue lokale Verzweigung der Kaste ihrer Heimat bilden. Auf diese Weise erklären sich auch die zahlreichen Ortsgruppen, in welche z. B. die große Brahmanenkaste zerfällt, wie Gujerat-Brahmanen, nördliche Brahmanen u. dergl. Auch das Aufkommen eines neuen Erwerbszweigs oder neuer Sitten, z. B. in bezug auf Kinder- und Witwenehen, ein Religionswechsel oder selbst geringfügige religiöse und sonstige Meinungsverschiedenheiten führen oft zur Bildung einer neuen Unterkaste, die dann nur unter sich heiratet und Tischgemeinschaft pflegt, also in Wahrheit die Kaste ist, wenn sie auch nach außen hin noch als ein Bestandteil der Gesamtkaste erscheint, von der auch ihre soziale Stellung abhängt. Besonders bei den niedrigeren Volksklassen sind diese Unterkasten sehr straff organisiert; so haben sie in Bengalen, gleich-

viel ob Hindu oder Mohammedaner, Ausschüsse von zwei bis fünf Mitgliedern, die alle Übertretungen in bezug auf das Gewerbe, die Religion oder die Moral untersuchen und bestrafen. Niemand darf ein andres Handwerk anfangen oder die Genossen durch Lohnunterbietung schädigen. Auf sozialem Gebiet fallen eheliche Zwiste, Eheschließungen mit einer Frau aus fremder Kaste, unmotivierte Auflösung einer Ehe, Genuß verbotener Speise, Zusammenspeisen oder -rauchen mit fremden Kasten, Verleumdung u. dergl. unter die Jurisdiktion des Ausschusses. Es findet eine förmliche Gerichtsverhandlung im Haus des Vorstandes statt. Für leichtere Vergehen werden kleine Geldbußen verhängt; man bildet daraus einen Fonds für Hochzeiten, Bestattungen und dergleichen gemeinnützige Zwecke. In schweren Fällen wird der Schuldige ausgestoßen; niemand darf mit ihm speisen, aus seiner Hukka rauchen, sein Haus betreten oder in seine Familie heiraten; es kann auch vorkommen, daß den Dorfhandwerkern, wie Barbier, Wäscher u. a., untersagt wird, ihn zu bedienen. Auf dem Lande ist solche Ausstoßung eine nicht zu ertragende Strafe; der Schuldige gesteht seinen Irrtum zu, bringt öffentlich seine Entschuldigungen vor und erlangt Verzeihung, nachdem er der ganzen Kaste ein Fest gegeben hat.

Das soziale Leben Indiens spielt sich doch noch ganz überwiegend auf dem Dorfe ab, da die Anzahl der großen Städte im Verhältnis zu der Größe des Landes gering ist. Ein Dorf ist aber, wie Russell in seinem Bericht über die Zentralprovinzen sagt, ein zu kleiner Organismus, um ein Nationalgefühl aufkommen zu lassen. Gespalten in isolierte Gesellschaftsgruppen, die zu sympathischem Zusammenwirken unfähig sind, haben die Hindus nie etwas von Patriotismus gekannt, sich unter die Herrschaft ihrer Priester gebeugt und sich von fremden Eroberern ohne erheblichen Widerstand bezwingen lassen. „Der Hindu hat kein Vaterland; er hat nur eine Kaste.“ Für den Politiker ergibt sich daraus die Lehre, daß die englische Staatsräson in Indien, die Kasten gegeneinander auszuspielen, noch recht lange durchführbar sein wird und ein Erstarken des indischen Nationalgefühls zur Durchbrechung dieses divide et impera und zur Abschüttlung der englischen Herrschaft noch nicht in Sehweite ist.

Die jungschweizerische Dichterschule.

Von

Ed. Platzhoff-Lejeune.

Eine jede Literatur hat ihre Blüteperioden, ihre Reifezeiten, ihre Niedergänge. Wir verfolgen sie in der eigenen Heimat, nehmen aber bei fremden Literaturen oft nur von den Höhepunkten Kenntnis. Oder kennt unser Durchschnittspublikum aus der ungarischen Literatur andre Namen als Petöfi, aus der dänischen andre als Andersen und Öhlenschläger, aus der portugiesisch-spanischen andre als Camoens und Cervantes? Für die Gegenwart gilt das gleiche. Ein Name macht eine Literatur berühmt. Das für sie erwachte Interesse fragt nach Vorgängern und Nachfolgern, um alsbald zu sinken, wenn nicht neue, große Namen es in Spannung halten.

So hat man auch erst beim Bekanntwerden G. Kellers und C. F. Meyers in Deutschland sich um die schweizerdeutsche Literatur als eine Einheit bekümmert. Wenn man von Jeremias Gotthelf absieht, dessen derb moralisierende, urkräftige Volkskunst notwendig nur einen engeren Kreis beschäftigt, darf man wohl sagen, daß die Empfindung für die Besonderheit der deutsch-schweizerischen Art vor Keller und Meyer noch nicht vorhanden war. So bedauerlich es nun auch wäre, den Unterschied schweizerischen und reichsdeutschen Wesens bei der Gemeinsamkeit der Sprache und teilweise auch der Geschichte in feindlicher Absicht betonen und überschätzen zu wollen, so zweifellos ist dieser Unterschied doch vorhanden. Er beruht auf den starken politischen Verschiedenheiten beider Länder, auf den durch Landschaft und Klima bedingten sozialen Gegensätzen und nicht zum mindesten auf der Bedeutung des Dialekts im täglichen Leben des Schweizers. Diese seine Doppelsprachigkeit, die Notwendigkeit, im Knabenalter sich das Hochdeutsche neben dem Dialekt als Umgangssprache und an seiner Stelle als Schriftsprache anzueignen, hat neben selbstverständlichen Nachteilen unleugbare Vorzüge. Der Stil des Schweizers zeichnet sich neben einer gewissen Unbeholfenheit im Satzbau oft durch eine Ursprünglichkeit des Ausdrucks aus, um die ihn mancher jenseits der weißroten Grenzpfähle beneidet. Je besser es unsre Dichter verstehen, jene abzustreifen und sich diese zu erhalten, desto sicherer können sie sein, es den Kollegen im Reich gleichzutun oder ihnen gar mit Erfolg den Rang abzulaufen.

Einem Keller und Meyer ist es gelungen, die Aufmerksamkeit der literarischen Kreise Deutschlands vor denjenigen der eigenen Heimat auf sich

zu lenken. Es glückte ihnen der Beweis, daß im schweizerischen Volkstum noch ungehobene Schätze liegen, und es schien einen Augenblick, als sollten sie einer glorreichen Reihe schweizerischer Talente zum Worte verhelfen, ja, als könnte die schweizerische Literatur auf eine Weile die Führung übernehmen.

Dazu kam es nun freilich nicht. Im Gegenteil sank mit dem Hinscheiden dieser modernen Klassiker das Interesse für die literarische Produktion ihrer Heimat in ungerechtfertigter Weise. Keller und Meyer haben Vorgänger gehabt, aber auch Nachfolger gefunden. Sie sind keineswegs zwei einsame Inseln in einem Meere hausbackener Prosa und nüchternen Philistertums; sie sind nur zwei besonders edle und kräftige Stämme eines frischen, grünen Waldes, in dem Gutes und Schlechtes, Großes und Kleines ruhig miteinander aufwächst, blüht und vergeht. Ihre Rolle ist nicht so beherrschend, ja erdrückend für die jüngere Generation, als man in Deutschland je und dann anzunehmen scheint. Sklavische Nachahmer haben sie, wie jeder Kenner schweizerischer Art sich denken kann, überhaupt nicht gefunden, aber dankbar gelernt haben von ihnen auch solche, die andre Stoffe in andern Formen behandelten. Wie Keller und Meyer untereinander beinahe unvergleichbar sind, so haben auch ihre Nachfolger in litteris nicht viel gemeinsam. So klein das Land ist, so mannigfaltig ist doch die Art seiner Leute. Gerade unter den Schriftstellern ist der kollegiale Geist wenig entwickelt. Kein Verein — von den eigentlichen Journalisten abgesehen — führt sie zusammen, keine Sonderinteressen des Berufs verbinden sie, denn nur in wenigen Fällen betreiben die Schweizer das Dichten anders als im Nebenamt. Am Schultisch, am Kanzleitisch, am Seziertisch, am Wirtstisch, am Redaktionstisch entstehen in seltenen, mühsam erkauften Mußestunden ihre Bücher. Sie sind darum nicht besser noch schlechter als andre.

I.

Wenn es sich darum handelt, in einer kurzen Übersicht die Bedeutung der jungschweizerischen Dichterschule zusammenzufassen, so ist die Frage der Gruppierung die nächstliegende und brennendste. Ordnen wir nach literarischen Gattungen, so reißen wir oft auseinander, was in der Einheit einer Persönlichkeit zusammengehört. Ordnen wir nach dem Alter, so vermengen wir bekannte Namen und Werke mit unbekannten in verwirrender Weise. So empfiehlt sich wohl noch am ersten eine Besprechung, die, beim Bekannten anhebend, zum Unbekannten fortschreitet, ohne darum die Berücksichtigung des Genres ganz zu vernachlässigen.

Fragt man den gebildeten Deutschen nach dem Namen eines schweizerischen Dichters, so wird Joseph Viktor Widmann unbedingt an erster Stelle genannt werden. Er verdankt diesen Ruhm leider nicht seinen Dramen, Epen und Novellen, sondern vorwiegend seinen Reisebüchern. Tausende schulden ihm die Bekanntschaft mit einem schönen, verborgenen Fleckchen Erde. Tausende hat er die Freude an der großen Natur gelehrt und auch solche zum Lesen veranlaßt, die in der Regel den Wert und Genuß eines Buches nicht zu schätzen wissen. — Doch nicht der Reiseschriftsteller Widmann interessiert uns hier in erster Linie, sondern der Dramatiker und Poet. „Jenseits von gut und böse“, „Lysanders Mädchen“, „Önone“, „Die

Muse des Aretin" sind in Deutschland mehrfach aufgeführt worden. Einen großen Erfolg konnten sie schon aus inneren Gründen nicht erzielen. Widmann ist mehr fein als großzügig, mehr subtil als erhaben. Statt mit verzweifelter Kraft das Ziel historischer Exaktheit zu erstreben, wagt er es, in entschlossener Absicht „moderne Antiken" zu schaffen und seine Helden und Heldinnen ruhig so reden und handeln zu lassen, wie sein liebenswürdiges Dichtergemüt empfindet: die antike Form und der Stoff verschmelzen mit dem modernisierten Gefühl zu einer erfreulichen Einheit, die durch ihr anspruchsloses Auftreten gewinnt. Noch herzlicher und gemütstiefer wird Widmann in seiner „Maikäferkomödie", dem bekanntesten Werk und seinen Idyllen („Bin der Schwärmer" — „An den Menschen ein Wohlgefallen" u. s. w.).

Könnte man bei den bisher aufgezählten Werken noch an seine mährische Abkunft erinnert werden und an seinem Schweizertum zweifeln, so lehren uns seine „Touristennovellen", „die Patrizierin", „Aus dem Fasse der Danaiden", wie eng er mit schweizerischem Volksleben mit der Zeit verwachsen ist, wie treu und echt er es zu schildern weiß. Sein dichterisches Temperament besteht aus einer höchst glücklichen Mischung österreichischer Zartheit und schweizerischer Kraft, wie denn überhaupt die Doppelnatur in Widmann oft in schroffen Kontrasten zur Erscheinung kommt. Wer vermutete hinter dem das Land der Griechen und Romanen mit der Seele suchenden Poeten den scharfen, ja bissigen Feuilletonisten, den Freund kräftiger Witze und gewagter Wortspiele, als der sich in langjähriger, ihm unentbehrlich gewordener Arbeit der nun zweiundsechzigjährige Redakteur des „Bund" entpuppt? Wir alle schätzen und lieben ihn in der Schweiz, und das einzige Unrecht, das wir an ihm gutzumachen haben, wäre die zu ausschließliche Beschäftigung mit seiner Tagesarbeit, die ungenügende Würdigung seiner Dichtwerke, in denen er nicht nur seine glänzende Begabung, sondern auch sein gutes, reiches Herz zu Worte kommen ließ.

Gehört J. V. Widmann im literarischen Bewußtsein der Gegenwart schon einer älteren Generation an, so stellt sich der nur drei Jahre jüngere Karl Spitteler aus Liestal als die jüngste Entdeckung des laufenden Jahres dar. Als solche erscheint er wenigstens in der Broschüre des trefflichen Felix Weingartner, die (Münchner Broschüren Nr. 2, bei Georg Müller) das „künstlerische Erlebnis" des bekannten Dirigenten enthusiastisch beschreibt. Sind wir auch gewohnt, daß man in unsrer hastigen und vergeßlichen Zeit die gleiche Entdeckung mehrmals macht, so ist es doch auffällig, daß Karl Spitteler in zwanzig Jahren schon mindestens ein halbes Dutzend mal entdeckt wurde. Die Besten der Zeit, Gottfried Keller, Nietzsche, C. F. Meyer, Widmann und andre haben vor Weingartner der Reihe nach in Aufsätzen, Briefen und Vorträgen auf Spitteler energisch und mit Ausdrücken höchster Bewunderung hingewiesen. Daß es dazu so vieler und hoher Worte, so kräftiger und wiederholter Anläufe bedurfte, ist kein Zufall. So zweifellos bedeutend das Talent Spittelers ist, so schwer geht seine weltfremde, kühne und ursprüngliche Art selbst der Minderheit der literarisch Genießenden ein. Man wird das seltsame Gefühl nicht los, daß man seine Bücher viel höher schätzen und viel eifriger studieren müsse, als man bei flüchtiger erster Lektüre zu tun geneigt ist. Dazu gesellt sich das ahnende

Bedauern, daß diese außerordentliche Dichterkraft eben um ihrer Seltsamkeit willen vielleicht nie das Ansehen genießen wird, auf das sie ein Anrecht hat.

Wenige Monate vor Nietzsches erstem „Zarathustra"-Fragment erschien bei Sauerländer in Aarau der erste Teil des Epos „Prometheus und Epimetheus". Die Dichtung ging unbemerkt vorüber und selbst der später erschienene zweite, längere Teil vermochte das Eis der Gleichgültigkeit nicht zu brechen. Durch G. Kellers Briefe, dann durch Nietzsches Urteil wurden einige wenige aufmerksam auf den Luzerner Einsiedler, der „Kunstwart" druckte Szenen aus dem Buche ab — und doch muß gesagt werden, daß selbst heute noch dem Buche die elementarste Gerechtigkeit nicht widerfahren ist. — Obschon Weingartner mit seiner Herabsetzung Nietzsches schwer im Unrecht ist, so würde ein Vergleich mit dem „Zarathustra" nicht unbedingt zugunsten des letzteren ausfallen, denn auch Spittelers Sprache hat einen eigentümlichen Reiz, eine neue Frische, eine hohe Gewalt, die man nur ganz selten findet. Leider verliert sich der zweite Teil, den der Dichter, durch den Mißerfolg des ersten entmutigt, nicht gründlich sichtete und gruppierte, in fesselnde Einzelszenen, bei denen sich aber das Interesse für die Haupthandlung stark verzettelt. Im Gedankengehalt ist das Werk zwar nicht von der mystischen Tiefe, „Allzutiefe" eines Nietzsche, aber darum nicht minder eine vornehme und hervorragende Leistung. Die Art, wie hier die Idee der individuellen Freiheit und Größe im Kampf mit dem Elend und der Erbärmlichkeit der Welt verfochten wird, ist vom ethischen wie ästhetischen Gesichtspunkt höchster Bewunderung wert.

Auf diese große Arbeit hat Spitteler eine bunte Reihe kleinerer Sachen folgen lassen, die ihn gelegentlich als den Meister der verschiedensten Genres zeigen. Sinngedichte, Balladen, Novellen, Kritiken, Reisebeschreibungen, ästhetische Betrachtungen aus seiner Feder kamen in den Buchhandel und nirgends konnte man dem Künstler das Zeugnis versagen, daß er Tüchtiges zustande gebracht habe. Wert- und Geschmackloses mußte wohl bei dieser nicht eben reichen, aber vielseitigen Produktion mitunterlaufen, doch wie viel Treffliches ist auch geblieben und harrt heute noch der Anerkennung des Literaturfreundes! Seine „Balladen" (Zürich, A. Müller) enthalten wundervolle Stücke, die des häufigeren Vortrages und der Komposition wohl wert wären. Seine kleine Sammlung „Friedli, der Kolderi" und das Kinderidyll „Gustav" sind noch für viele ungehobene Schätze. Am eingänglichsten ist zweifellos seine in Berlin (Vita) erschienene Novelle „Konrad, der Leutnant", ein Meisterwerkchen straffer, fast dramatischer Komposition, in dem Spitteler sein ästhetisches Postulat stärkster Konzentriertheit nicht ohne Glück an einem kräftigen, lebensvollen Stoff zu realisieren versucht hat.

Wie am Anfang, so erhebt sich am Ende seiner dichterischen Laufbahn ein bedeutsamer Markstein. Man kann zur Not die kleinen Dichtungen Spittelers entbehren, wenn man nur seine großen Epen kennt. Mit dem nun dreibändigen „Olympischen Frühling" (der vierte Schlußteil soll auf Weihnachten erscheinen) ist er zu seiner alten epischen Liebe zurückgekehrt und gedenkt ihr fortan unabänderlich treu zu bleiben.

„Die Auffahrt (Ouvertüre)", „Hera, die Braut", „Die hohe Zeit" (Leipzig, E. Diederichs) sind die drei Teile dieses noch unabgeschlossenen Epos in

Jamben. Gedanklich steht es fraglos unter „Epimetheus", den es an Einheitlichkeit der Handlungsführung gleichfalls nicht erreicht. Das gesteht selbst der jugendlich begeisterte Weingartner mit den Worten zu: „Ist der ‚Olympische Frühling' das Schönste, was Spitteler geschaffen, so ist ‚Prometheus und Epimetheus' wohl das Tiefste und Größte." Dafür erscheint aber auch des Dichters letztes Werk in seiner Art weit vollkommener und reifer, sorgfältiger durchgearbeitet und ruhiger abgewogen. In loser Anlehnung an die antike Mythologie entrollt der Epiker herrliche, bis ins kleinste ausgeführte Bilder heroisch-symbolischen Charakters, die sehr wohl als solche bestehen, aber durch zahlreiche Andeutungen und Winke zu dem Streben und Ringen unsrer Zeit in Beziehung gesetzt werden wollen. Erst dem aufmerksamen und geübten Leser erschließt sich langsam die reiche Schönheit dieser monumentalen Fresken. Auch wer im einzelnen seine Bedenken gegen das Genre und seine Behandlung haben sollte, wird sich vor dem ganzen Epos als einer Leistung ersten Ranges in hoher Anerkennung beugen müssen. Er wird sinnend vor dem Rätsel stehen, wie ein Kind des neunzehnten und zwanzigsten Jahrhunderts, mit der Bildung seiner Zeit gesättigt, mit der Sprache seiner Zeit vertraut, so völlig weltfremd, so ganz unabhängig von allem bisher Geschaffenen ein Kunstwerk zutage fördert, das den Stempel der Originalität auf keiner Zeile verleugnet. Sehr mit Unrecht hat man dem Dichter Künstelei und Effekthascherei vorgeworfen. Was uns an ihm erstaunt, vielleicht stört, ist ihm natürlich; was uns Brauch und Sitte scheint, würde ihn überraschen. Statt aller kleinlichen Kritik geziemt uns nur die Dankbarkeit dafür, einen solchen Dichter zu besitzen und genießen zu dürfen. Populär wird Spitteler darum nie werden, so sehr auch einige Züge seines Talents, sein prächtiger Humor z. B., ihm dazu verhelfen könnten. Er nimmt gleichwohl durch die Größe seiner Kunst, durch die Stärke seiner Begabung, durch die reiche Fülle seiner dichterischen Plastik und Originalität unbestritten unter den Schweizerdichtern der Gegenwart die erste Stelle ein.

In dritter Linie unter den Älteren der lebenden Dichtergeneration sei Arnold Ott (geb. 1840) genannt. An Jahren der Älteste, ist er doch nicht bekannter als Spitteler geworden, so bedeutend sein Talent auch genannt werden muß. Seine Praxis, vielleicht auch eigene Zurückhaltung haben dem Schaffhauser Arzt zu häufiger Produktion keine Gelegenheit gegeben. Acht Dramen und ein Gedichtband sind unsres Wissens alles, was er der Öffentlichkeit übergab. Ist heutzutage ein Epiker mit Unrecht nirgends beliebt, so hat, in der Schweiz wenigstens, der Dramatiker kein beneidenswertes Los. Unsre Bühnen sind von mittlerer Größe, Schauspieler zweiten Ranges schreiten über ihre Bretter, und ein sehr kleines Publikum von Einheimischen nimmt an ihrem Spielplan Interesse. Stücke schweizerischer Autoren erfreuen sich durchaus nicht größerer Beliebtheit als andre. Will man sie nicht von Fremden gespielt sehen? Möchte man sie lieber selbst spielen? Hat man in falscher Bescheidenheit kein Zutrauen zu dem Talent der heimischen Dichter, — es mögen wohl alle diese Gründe ein wenig bei der ablehnenden Haltung unsres Publikums mitsprechen. Genug, die Ottschen Stücke sind nicht öfter

in der Schweiz als im Auslande zu Worte gekommen. Ob „Agnes Bernauer", „Rosamunde", „Untergang", „Grabesstreiter" dort oft aufgeführt wurden, entzieht sich unsrer Kenntnis. Die „Frangipani" wurden in Meiningen gegeben, während sein letztes, interessantes Drama „St. Helena" nur in Basel über die Bühne ging und selbst im Buchhandel noch nicht erschienen ist.

Otts großes Talent beruht nicht zum mindesten auf seiner gewaltigen Phantasie, seiner starken Leidenschaft und seiner unleugbaren Begabung, das Zarteste wie das Furchtbarste in scharfen Bildern lebendig herauszuarbeiten. An Temperament, an Wucht und Feuer fehlt es dem Schaffhauser Dichter gewiß nicht. Ganz natürlich drängt ihn seine Begabung zum Drama und zum historischen Drama, zurück in die Zeit der großen Leidenschaften, der starken Haß- und Liebesgefühle. Die Langobardenzeit („Rosamunde"), die Burgunderkriege („Karl der Kühne und die Eidgenossen"), die Tage der Staufen („Frangipani"), die napoleonische Epoche („St. Helena"), der moderne Klassenkampf („Untergang") locken seine Phantasie, und auch bei den großen patriotischen Feiern (Schaffhauser Festspiel, Tell-Festakt) findet er das zündende Wort und die packende Szene für die lauschenden Massen. Wurde ihm doch noch dieses Jahr die Genugtuung zuteil, seinen 1900 in dem Thurgauer Dorfe Diessenhofen schon aufgeführten „Karl den Kühnen" vor den Toren Zürichs in einem eigens erbauten, viertausend Menschen fassenden Spielhause ein dutzendmal mit dem denkbar schönsten Erfolge aufgeführt zu sehen. Dichter und Publikum haben sich hier so recht überzeugen können, daß sie zueinander gehören, und daß es für Ott nur der günstigen Gelegenheit und — der Ablegung einiger Unarten bedarf, um aus ihm einen Volksdramatiker ersten Ranges zu machen.

Daran hindern ihn einstweilen noch zwei bedenkliche Schattenseiten seiner Kunst: die Maßlosigkeit und der Zug ins Opernhafte. Die ungebührliche Ausdehnung einer Szene, die ins Rohe und Geschmacklose sich verirrende Steigerung einer Leidenschaft, die unglückliche Wiederholung einer an sich glücklichen Situation — das sind Fehler, die bei Ott öfter wiederkehren. Dazu der Zug ins Opernhafte, der den Volksdichtern ja leicht eignet, aber der Kraft der Handlung ernstlich Abbruch tut. So sind Otts Dramen ungleichmäßig in den einzelnen Szenen, und allzu oft verlieren sich große Schönheiten in geschmacklosem Rahmen. Dem Dichter selbst geht die Einsicht in dieses Mißverhältnis auch dann ab, wenn kundige Freunde nachsichtig darauf hinweisen. Die Hoffnung, er werde sich zu zähmen wissen, haben wir darum noch nicht aufgegeben, denn es wäre ein Jammer, wenn diese starke Kraft, die noch zu Hohem berufen ist, an dieser einen Klippe scheitern sollte. Wie echt, rein und mächtig sein dichterisches Empfinden ist, können außer den Dramen auch seine letzten (bei E. Fleischel, Berlin) erschienenen „Gedichte" beweisen.

II.

Von den Schweizerdichtern, die sehr schnell zur Berühmtheit gelangt und nach ihrem Verdienst gewürdigt worden sind, muß an erster Stelle J. C. Heer (geboren 1859) genannt werden. Es dauerte lange, bis der Zürcher Seminarist, als Lernender und Lehrender endlich befreit, seinen Weg gefunden hatte. Von seinen Reisebüchern schlugen besonders die „Ferien an der Adria" sofort

ein. „An heiligen Wassern" bedeutete ebenfalls einen schönen Erfolg, der aber durch den „König der Bernina" noch überholt wurde. Seitdem hat Heer auch in Deutschland ein Publikum, auf das er rechnen kann. Mit einer Durchschnittshöhe von zehn Auflagen erschienen seine zwei folgenden Werke: „Felix Notvest" und „Joggeli" (die vier genannten Romane erschienen bei Cotta), bis mit seiner Aufsatzsammlung „Blaue Tage", von zwei Reisebüchern („Schweiz" und „Bodensee") abgesehen, in seinem Schaffen ein vorläufiger Stillstand eingetreten ist.

Wenn man in Deutschland die Heersche Muse vielleicht hin und wieder überschätzte, so hat man sich in seiner Heimat stets bemüht, ihm „nach oben und unten" gerecht zu werden, d. h. ihn weder zu verkennen noch zu überschätzen. Heer ist ein überaus anmutiger Erzähler, der frisch, fesselnd und einfach zu plaudern weiß, der selten langweilig wird und immer liebenswürdig bleibt. Es ist ihm zweifellos gelungen, dem Ausländer von unserm schweizerischen Gebirgsleben, dem Treiben der Einheimischen und Fremden einen bleibenden, wohltuenden Eindruck zu machen. Seinen Landsleuten hat er damit freilich nicht viel Neues geboten, weil er doch gar zu sehr an der Oberfläche haftet und die Gletscher und Bergführer, Hotels und Kurgäste mehr als Lock- und Aufputzmittel seiner Handlung verwendete. Heer hat nie sehr scharf beobachtet und dafür, wo es ihm versagt war, in die Tiefe zu dringen, photographische Nachbildungen wirklicher Geschehnisse und bekannter Persönlichkeiten („Felix Notvest") nicht gescheut. Sein erster, schöner Roman, z. B. „An heiligen Wassern", in dem er geschickt lokale Eigentümlichkeiten mit einer Familiengeschichte zu verschmelzen wußte, hat für den Kenner des Walliser Charakters gleichwohl viel Störendes an sich, weil er so gar nicht den dortigen Verhältnissen Rechnung trägt. Heer konstruiert oder photographiert; es gelingt ihm aber nur selten, an die Seele der Dinge zu dringen und ihnen ihre tieferen Geheimnisse abzulauschen. Von diesem Gesichtspunkt aus betrachtet, ist sein autobiographischer „Joggeli" das beste Werk. Hier handelt es sich um wirklich Erlebtes und Empfundenes, wenn auch in der Folge die Selbstbespiegelung und das Bedürfnis, erlittenes Unrecht zu vergelten, eher peinlich wirken. Heer hat weniger als andre Schweizer mit dem sprachlichen Ausdruck zu kämpfen, er hat Vorzüge, die keinem seiner lebenden Kollegen eigen sind, aber er ist mehr als sie alle in Gefahr, den schnell erkauften Ruhm schnell zu verlieren. Seine letzten Bücher bedeuten keinen Fortschritt mehr. Hoffen wir, daß ihn sein neuer, in Arbeit befindlicher Roman auf die Höhe bringt. Das Wort „Familienlektüre", das in letzter Zeit mehrmals auf ihn angewandt wurde, hat mit Recht einen bösen Klang; auf diesem Niveau länger zu verweilen und mit diesen leichten Triumphen sich zu begnügen, wird den Zürcher Dichter doch wohl nicht locken. Wir glauben noch an seine Zukunft und nehmen das Bisherige als Abschlagszahlung auf Größeres mit dankbarer Anerkennung hin. Möge der scharfe, kritische Wind, der in der literarischen Schweiz weht und in unserm kleinen Kreise Beweihräucherung und Verhimmelung nicht aufkommen läßt, klärend und befreiend auf sein schönes Talent wirken, ihn anspornen zu neuen Taten und zu größeren Siegen ermutigen.

Langsamer, aber sicherer und, wie es scheint, dauernder, hat sich Ernst Zahn (geb. 1867) die Gunst des Publikums diesseits und jenseits der Schweizergrenze erobert. Mit Heer hat er weniger gemeinsam, als man anzunehmen geneigt ist. Er pflegt zwar ebenfalls die Bauerngeschichte mit Vorliebe, wenn auch lieber in Novellen- als in Romanform, arbeitet aber doch mit wesentlich andern Mitteln. In möglichster Knappheit und Objektivität versucht er, die bäuerliche Eigenart herauszuarbeiten, wobei er sich auf die wesentlichen Züge beschränkt und alles Nebensächliche beiseite läßt. Ihm liegt gar nichts am angenehmen Erzählen, aber alles an möglichst scharfer, wenn auch nur freskenartiger Charakteristik. Wo es sein kann, besonders in seinen größeren Schöpfungen, lehnt er sich an geschichtliche Ereignisse an, auf deren Hintergrund er seine eigene Empfindung sich stimmungsvoll und wirksam abheben läßt. Auf diese Weise vermeidet er die Schwächen des historischen Kunstwerks im engeren Sinne, an denen sein „Erni Behaim", ein Reformationsroman, notwendig leidet, umgeht aber anderseits auch die Eintönigkeit, die sich bei der langen Reihe von Bauerngeschichten, die er veröffentlicht hat, sonst wohl einstellen würde. Den größten Anklang fanden unter seinen Novellenbänden „Menschen", „Herrgottsfäden" (Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart) und „Neue Bergnovellen" (Huber). Die Ausflüge in das Gebiet des Dramas („Sabine Rennerin") und der dramatischen Szene (in dem Band „Der Jodelbub") sind nicht unglücklich, aber auch nicht originell gewesen. Die schönste Probe seiner Kraft hat er in dem Roman „Albin Indergand" (Frauenfeld, Huber) abgelegt, der alle Vorzüge des Dichters vereinigt. Mit großer Einfachheit und oft herbem Ernst sind hier Menschenschicksale gezeichnet, die aufs tiefste bewegen und fesseln. Scharf und knapp umrissen, ersteht vor dem geistigen Auge die enge Welt bäuerlicher Abgeschiedenheit: das Ringen des einzelnen mit der harten Natur, die schlummernde Leidenschaft im Verkehr mit dem Nächsten, die schwere Schuld, an deren Folgen Unschuldige jahrelang büßend leiden müssen, der stille, starke Mädchenglaube, der die Spannung endlich in Frieden und Glück löst. Diese von Zahn schon oft variierten Themata sind im „Indergand" vorhanden, und darum bedeutet der nun in sechzehntausend Exemplaren gedruckte, auch in fremde Sprachen übersetzte Roman einen Höhepunkt des Zahnschen Schaffens. In kleinerem Rahmen bleibt sein letztes Novellenbuch: „Schattenhalb", der alten Art treu, ohne daß man, trotz der verwandten Vorlage, Ermüdung empfände. Daß der Dichter den Drang nach Erweiterung oder Wechsel seines Arbeitsgebiets empfinden muß, steht außer Frage. Bei seiner bedächtigen Art, die erst lange beobachtet und sich mit dem gewählten Stoff aufs innigste vertraut macht, ist natürlich der Übergang nicht leicht. An Gelegenheit, die Welt in ihrem Treiben zu beobachten, und an Lust, das Geschaute zu gestalten, hat es ihm bei seinem Beruf als Bahnhofswirt in Göschenen gewiß nicht gefehlt, und mancher andre wäre der Versuchung, einen flotten Reiseroman zu schreiben, wohl erlegen. Zahn hat zuviel Selbstzucht und Selbstachtung, um seine Ziele sich so niedrig zu stecken. Er strebt vielmehr in einem von den Bühnen Zürich und Basel angenommenen Stück „Josepha" auch nach dem dramatischen Lorbeer, und wir erwarten das Beste sowohl von dem Wechsel der Genres als von dem der Stoffe.

Daß wir überhaupt vor einer Renaissance des Dramas in der Schweiz stehen, beweist nicht nur der grandiose Plan eines ständigen schweizerischen Nationaltheaters, den Professor Eduard Haug in Schaffhausen mit Energie und Sachkenntnis verfolgt; es beweisen das gleiche die immer neuen Versuche, das schweizerische Drama nicht nur in der Form des Festspiels, sondern auch in der des historischen Dramas und des Sittenstücks zu Ehren zu bringen. Stegemanns „Nikolas von Flüh", Adolf Freys „Erni Winkelried", Theodor Curtis „Hans Waldmann", Adolf Vögtlins soeben erscheinender gleichnamiger Versuch sind verheißungsvolle Marksteine auf diesem Wege, dessen letztes Ziel freilich noch in Dunkel gehüllt ist. Auch in der romanischen Schweiz macht sich eine Parallelbewegung bemerkbar, wie denn überhaupt der literarischen Analogien zwischen dem deutschen Osten und dem französischen Westen unsres Landes zahlreiche sind.

Jakob Boßhart, der Übersetzer eines dieser westschweizerischen Dramen, der „Quatembernacht" von René Morax (Zürich 1902), ist selbst mit vier Novellenbänden hervorgetreten, die manchen Vergleich mit Zahns Dichterart bieten. Technisch ist der erste Band: „Im Nebel" (wie die folgenden bei Haessel in Leipzig erschienen), noch stark im Banne Kellers und seiner „Rahmennovelle". Inhaltlich aber verrät sich, neben einer gewissen Schwerfälligkeit des Stils, schon eine scharfe Beobachtungsgabe, die auf genauer Kenntnis bäuerlichen Lebens beruht. Sein letzter Band: „Durch Schmerzen empor", ist für den gemachten Fortschritt charakteristisch und zeigt den Dichter auf der heiteren Höhe einer befriedigenderen Weltanschauung. „Das Bergdorf" und die „Barettlitochter" sind größere Arbeiten, denen zwar die packende Tragik der Zahnschen Erzählungen fehlt, die aber dafür durch geschichtliche Treue und gelegentlich einen grotesken Humor entzücken, den Keller pflegte, der aber als allgemein schweizerisches Charakteristikum gelten kann. Schwere Krankheit hat leider den Dichter verhindert, auf der so mutig beschrittenen Bahn fortzufahren und um die längst verdiente Anerkennung zu ringen, die ihm bisher zum Teil versagt blieb.

Kann man bei Boßhart, Zahn und selbst Heer erzieherische Tendenzen erkennen, die dem Schweizer überhaupt im Blute liegen und für viele unsrer Dichter die eigentliche Legitimation ihres Schaffens bilden, so empfindet Meinrad Lienert (geb. 1865) keinerlei pädagogische Bedürfnisse. Die ethischen Momente gesühnter Schuld, erfüllter Pflicht, belohnter Aufopferung sprechen beinahe aus allen Werken der genannten Schriftsteller, während Lienert aus reiner Lust am Gestalten, aus einfach-kindlicher Freude an menschlichen Schwächen und Eigenheiten zur Feder greift. Die charakteristischen Besonderheiten seiner engeren Heimat Einsiedeln, sein für einen guten Beobachter von Erlebnissen aller Art überreicher Notarberuf haben in ihm das Bedürfnis geweckt, andern aus diesem Schatze fröhlicher und leidvoller Erfahrungen mit vollen Händen mitzuteilen. So entstanden die „Erzählungen aus der Urschweiz" (Haessel), die „Geschichten aus der Sennhütte", „Wildleute' (Orell-Füßli), „Der Strahler" (Ebenda) und neuerdings „Die Immergrünen" (Sauerländer). Von den schon erwähnten Dichtern ist Lienert der einzige Katholik, der einzige auch, dem es schwer fällt, vom Dialekt zum Hochdeutschen überzugehen. Das beweisen seine kleinen Dialektdichtungen: „'s Mirli" (Huber) und „Flüeblümeli" (Haessel), die leider nur einem kleinen Kreis zugänglich sind, von diesen

aber trotz der auch für den Schweizer nicht ganz leichten Schwyzer Mundart mit um so größerer Freude genossen werden. So ist Lienert gewissermaßen der lokalste und authentischeste der schweizerischen Bauerndichter. Er hat am längsten mit seinen Gestalten gelebt, ohne doch je ganz zu ihnen zu gehören, was ihm den Blick für das Interessante an ihnen vielleicht geraubt hätte. Er kennt nur seinen kleinen Kanton, aber keiner kennt ihn besser, und es bleibt ewig wahr, daß ein scharfes Auge auf kleinstem Raum den Inhalt einer Welt erforschen kann. Auffallen muß es nun, daß dieser beste Kenner bäuerlicher Art, dem die Nachtseiten dörflichen Lebens und die Schlupfwinkel der verschlossenen Seele des einfachen Mannes keine Geheimnisse sind, ein Optimist im Vollsinn des Wortes geblieben ist! Zahn und Boßhart haben das tragische Element stark bevorzugt; auch bei Heer spielt es hinein. Lienert dagegen ist der fröhliche Plauderer und trauliche Erzähler geblieben, der er von Anfang an war. Das ganze Wohlbehagen des sein genügendes Auskommen in ruhiger Arbeit findenden Schweizers, seine Freude am Leben in friedlichem Wohlstand spricht aus Lienerts Büchern, und sein schalkhafter, bald zarter, bald derber Humor macht sie unwiderstehlich. Es ist erstaunlich, daß sich nicht schon ein größeres Publikum diese Herzstärkung zu Gemüte geführt hat. Sollte die unverblümte Art, mit der Lienert gelegentlich das Geschlechtliche behandelt, daran schuld sein? In dieser und in andrer Beziehung volle Aufrichtigkeit walten zu lassen, ist doch Recht und Pflicht der Bauerngeschichte. Daß Lienert sie je verlassen wird, ist bei seiner ganzen bisherigen Haltung nicht zu erwarten, es sei denn, daß er sie mit der Kindergeschichte vertauscht, in der er nach vorhandenen Proben ebenfalls ein Meister werden könnte. Ja, wir möchten ihm beinahe raten, auf diesem sonst viel bearbeiteten Gebiete mit so manchen Schriftstellern in Konkurrenz zu treten, denen der goldene Humor, das Kinderlächeln und das Verständnis für kindliche Gedanken, Leiden und Freuden, wie es Lienert besitzt, mehr oder weniger abgeht.

III.

Mit Heer, Zahn, Boßhart und Lienert verlassen wir endgültig das Gebiet der Bauerngeschichte und wenden uns der Kulturnovelle, dem ethischen Tendenzroman und der psychologischen Analyse zu. Man hat gesagt, der schweizerische Gelehrte wie der schweizerische Dichter ergriffen nur dann die Feder, wenn sie über einen ihre Heimat betreffenden Gegenstand zu schreiben hätten. In dieser Übertreibung liegt gewiß eine kleine Wahrheit. Selbst Moralisten wie Adolf Vögtlin, Walter Siegfried und Fritz Marti haben es nicht verschmäht, die Eigentümlichkeiten des schweizerischen Volkslebens wenigstens als Staffage zu verwenden und lose in eine Handlung zu verflechten, die ganz andre Zwecke verfolgt. Bei Vögtlin (geboren 1861) ist es die Gegend von Brugg und die aargauische Rheingrenze, die den Hintergrund seiner Novellen und Geschichten bildet. Über seine dichterische Mission hat er sich im Schweizerheft der „Rheinlande“ (Juli 1903) so treffend ausgesprochen, daß es schade wäre, ihn nicht selbst zu Worte kommen zu lassen. „Vögtlin glaubt das Heil in der natürlichen Weiterbildung der christlichen Weltanschauung suchen zu müssen, indem er zugleich gegen jede Engherzigkeit protestiert und

die Sehnsucht nach Erlösung auf das Diesseits beschränkt wissen will, das demnach so schön und rein und herrlich als möglich zu gestalten wäre. Der Mensch ist nach ihm die Welt, mit der er sich allein abzufinden hat, und Gott offenbart sich in ihren immer reicher und schöner werdenden Formen, in der immer zunehmenden Solidarität der Menschheit. Vögtlins Werke sind Zeugnisse eines starken inneren Ringens; auch seine kulturgeschichtlichen Novellen, wie „Meister Hansjakob, der Chorstuhlschnitzer von Wettingen" und „Sephora" (in „Heilige Menschen"), sind aus dem Bedürfnis nach sittlich-religiöser Selbstbefreiung hervorgegangen. Eigene Erlebnisse und Erfahrungen behandeln mit humorvoller Objektivität die Novellettentrilogie „Das Vaterwort" und der Dorfroman „Das neue Gewissen", der auf dem weltgeschichtlichen Hintergrunde des deutsch-französischen Krieges die Parteiwirren in einem aufstrebenden Dorfe des schweizerischen Hügellandes, im Mittelpunkte die seelischen und geistigen Kämpfe und die Selbstbefreiung eines jungen Mannes schildert, der sich einem ihm von der Mutter abgenommenen Eidschwur entgegen vermählt."

Damit ist freilich noch nicht alles gesagt. Vögtlins Bedeutung für unser Schrifttum beruht nicht zum mindesten auf seiner umfassenden Bildung und seinen hervorragenden kritischen Fähigkeiten, die seiner poetischen Phantasietätigkeit keinen Abbruch tun. Kein andrer lebender Schweizerdichter ist in gleichem Maße ein Kulturschriftsteller; keiner gibt seinen ethisch-religiösen Überzeugungen und Postulaten so häufigen und entschiedenen Ausdruck; keiner hat aber auch auf diesem Gebiete so viel zu sagen! In dieser Beziehung knüpft Vögtlin direkt an Gottfried Keller an, dessen Art sich auch in individueller Neuprägung in Vögtlins humoristischen Geschichten wiederfindet. In seinen drei Hauptbüchern, dem „Chorstuhlschnitzer", den „Heiligen Menschen", dem „Neuen Gewissen" (bei Haessel), bietet der Dichter nach den verschiedensten Seiten außerordentlich viel; die Handlung und ihr Hintergrund, das Problem und seine Träger sind gleich interessant. Merkwürdig ist bei Vögtlin die starke Hervorkehrung des religiösen und des sexuellen Moments, deren gelegentlicher Verquickung er nicht selten in eindringender Analyse nachgeht. So stark auch bei diesen Wanderungen durch die geheimen Seelenkammern seiner Menschen der pessimistische Zug hervortritt, so deutlich ist doch wieder, den oben angeführten programmatischen Sätzen getreu, das Ringen nach Befreiung von dem schweren Joch und die Sehnsucht nach Lebensfreude und Daseinsfrieden. Vom Standpunkt der Problemdichtung ist Vögtlin wohl unser interessantester Schriftsteller. Wer seine Erstlinge, besonders das Lustspiel „Rentier Säger", kennt, war von seinem letzten Bande: „Liebesdienste" (Bonz) nicht überrascht. Hier zeigt sich Vögtlin als liebenswürdiger Geschichtenerzähler mit unverkennbarer Freude am Stofflichen und mit offenem, heiterem Blick für die Mannigfaltigkeit des Lebens und der Menschen. Wenn auch die zwölf Novellen des schmucken Bändchens echt schweizerisch anmuten, so verraten sie doch hie und da den gewandten Maupassant-Übersetzer und Kenner französischen Wesens. — So erfreuliche Anerkennung Vögtlin bisher gefunden hat, so sehr wünschen wir seiner ernsten und gedankenreichen Muse noch weiteren Eingang überall dort, wo sie verstanden und geschätzt wird. Auch seine Ge-

dichte: „Stimmen und Gestalten“ (Zürich 1901) verdienen, um ihres tiefen Gehaltes und ihrer weichen, schönen Form willen größere Verbreitung.

Zur psychologischen Schule gehört unter den jüngeren Schweizern ferner der Aargauer Walter Siegfried, der durch eine jahrzehntelange Abwesenheit aus der Heimat und den Charakter seiner ersten Bücher beinahe als ein Fremder gilt. Neigt Vögtlin stark nach der ethisch-religiösen Seite, so drängt es Siegfried entschieden auf das ästhetische Gebiet. Sein Künstlerroman „Tino Moralt“ (mit den folgenden Werken bei Schuster & Löffler verlegt) würde eine noch bedeutendere Leistung sein, wenn er von Zolas „L'Œuvre“ und Kellers „Grünem Heinrich“ nicht notwendig abhängig wäre. Der Gegenstand war von zwei Meistern bereits in zu vollständiger Weise behandelt worden, als daß ein Anfänger Neues und Besseres darüber hätte sagen können. Aber es spricht aus dem Buche mit großer Gewalt eine qualvolle Entwicklung, die der Dichter mit innigem Anteil darstellt und mit fester Konsequenz dem tragischen Ende entgegenführt, so daß es neben den genannten Werken recht wohl bestehen kann.

Wer so viel in einem Erstlingswerk verspricht, muß sich gefallen lassen, daß man an seine folgenden Arbeiten strenge Maßstäbe legt. „Fermont“ kann nicht als Fortschritt bezeichnet werden; im einzelnen von großer Schönheit, wird der Roman als Ganzes doch nicht recht genießbar. Nach diesen Ausflügen in den Bereich des Künstlerromans und der manchmal peinlichen, zersetzenden Analyse berührte es wohltuend, den Dichter sich heimatlichen Stoffen zuwenden zu sehen. „Gritli Brunnenmeister“ war in dieser Beziehung ein Meisterwurf, über dessen Charakter ich mich vor den Lesern der „Deutschen Rundschau“ näher auszusprechen nicht nötig habe. Die folgenden Arbeiten von ebenfalls bescheidenem Umfang: „Der Wohltäter“ und „Um der Heimat willen“, gehören ihrem Stoffe nach ebenfalls dem schweizerischen Plateau an, ohne nach Methode und Darstellung den Dichter von einer neuen Seite zu zeigen. In die Heimat zurückgekehrt, wird es ihm zweifellos gelingen, auf der eingeschlagenen Bahn aufwärtszuschreiten und seinen Büchern noch mehr von jener einfachen Lebenswahrheit zu verleihen, die zugleich die Grundbedingung und die edelste Zier eines Kunstwerks bildet. Satte Farbengebung und frische, freudige Darstellung sind Vorzüge, die dem allzu stark nach innen gewandten, das Seziermesser mit schmerzlicher Gebärde handhabenden Künstler mehr und mehr begehrenswert und erreichbar scheinen werden. Gesteht er doch selbst, in seiner künstlerischen Entwicklung noch nicht auf dem Höhepunkte angelangt zu sein, und bezeichnet seine letzte, im Augenblick der Drucklegung dieses Aufsatzes erschienene Novelle, „Die Fremde“ (Hirzel), als sein erstes reifes Werk.

Zu den Aufwärtsschreitenden gehört endlich der bisher auf dem literarischen Markt nur mit zwei schmalen Bändchen vertretene Aargauer Fritz Marti (geb. 1866), den leider seine Redaktionsarbeit an der „Neuen Zürcher Zeitung“ seit Jahren an der Fertigstellung eines großen Romans verhinderte. Sein „Sonnenglauben“, eine „Idyllen“-Sammlung, in der es manchmal recht pessimistisch zugeht, ist kaum mehr als ein ernstes Versprechen auf Größeres, das auch sofort in seinem zweiten Buche: „Das Vorspiel des Lebens“ (beide bei Janke erschienen), eingelöst wird. Diese Kindergeschichten, lose in Roman-

form verbunden, sind von einer ursprünglichen Poesie und Frische der Empfindung, die ihresgleichen sucht und vielleicht nie übertroffen werden wird. Sie zeugen nicht nur von einer vollkommenen Kenntnis des kindlichen Seelenlebens, von dessen Standpunkt aus Welt und Menschen im Guten und Bösen (mehr im Bösen!) entdeckt werden, sondern auch von einer glänzenden Begabung und von bewundernswertem, den Stoff bis ins kleinste durcharbeitenden, die Form aufs sorgfältigste ausfeilendem Fleiß.

Marti ist unter unsern gegenwärtigen Poeten derjenige, der die strengste Selbstzucht übt, im Veröffentlichen sehr sparsam ist und nichts dem Publikum übergibt, was er nicht mit seiner besten Kraft gestaltet hätte. In der Novelle „Die Stadt" haben die Leser dieser Zeitschrift eine bedeutsame Probe seines Könnens und seiner Art gefunden. Kein Wunder also, wenn er in seiner reichen und aufreibenden kritischen Tätigkeit von andern den Ernst und die Gewissenhaftigkeit verlangt, die er von sich selbst fordert. Streng, aber gerecht waltet er seines Richteramts, zu dem ihm trotz mancher Anfeindungen niemand die Kompetenz abstreiten wird. Von dem Dichter Marti aber wird man in Bälde noch mehr und gewiß nur gutes hören.

IV.

Die Gerechtigkeit erfordert, daß wir am Ende unsrer Wanderung noch auf eine größere Anzahl von Autoren zu sprechen kommen, die entweder zur Schweiz nur lose Beziehungen als Eingewanderte und Ausgewanderte unterhalten, oder die noch so sehr in den Anfängen poetischer Tätigkeit stehen, daß sich über ihre mutmaßliche Entwicklung nur unbestimmtes sagen läßt. Einen im Prinzip sehr willkommenen, in der Ausführung nicht unglücklichen Versuch, den schweizerischen Parnaß in seiner Gesamtheit dem In- und Auslande mit einer kleinen Talentprobe vorzustellen machten im vorigen Jahre die Professoren Eduard Haug und Emil Ermatinger mit der Herausgabe eines „Schweizerischen Dichterbuches" (Huber). Fehlen auch manche tüchtige Namen, haben andre für nur mittelmäßige Vertretung gesorgt, sind endlich der ganz jungen etwas zuviel, so gibt das Sammelwerkchen doch einen annähernden Begriff der schweizerischen Dichterarbeit. Einer der Herausgeber, Emil Ermatinger aus Schaffhausen, hat bis jetzt mit seinen Gedichten: „Jenseits des Tages" (Zürich) die freudige Aufmerksamkeit und rückhaltlose Anerkennung der Kunstverständigen erregt. Kleinere Dichtwerke, die in Zeitschriften seitdem erschienen sind oder bei festlichen Gelegenheiten deklamiert und gedruckt wurden, scheinen den Dichter mehr auf das lyrische Gebiet zu weisen. Wenigstens entbehrt seine beachtenswerte Novellensammlung „Weggefährten" (Huber) in der Ausführung ein wenig der Tiefe und in der Stoffwahl der Einfachheit. Doch ist es zu früh, über diese Seite seines Könnens sich anders als in Vermutungen zu äußern.

Unter den Bauerndichtern, deren es auch bei uns nicht wenige gibt, sind der kürzlich verstorbene Jurassier Josef Joachim und der Zürcher Fritz Bopp zu nennen. Joachim in seinen „Brüdern", „Louny, die Heimatlose" und in seinem Beitrag zu der hübschen Sammlung schweizerischer Volksgeschichten: „Bergkristalle" (Biel), hat den Volkston ausgezeichnet getroffen und die durch Jeremias Gotthelf geschaffene Tradition nicht unwürdig fort-

gesetzt. Bopp in seinen Gedichtsammlungen: „Fallende Blätter", „Wolken und Sterne", „Dämmerlicht", „Neue Gedichte", ringt sich aus düstrer Auflehnung gegen das Geschick zu einer harmonischeren Weltanschauung im Glück der Liebe mit echten Herzenstönen durch, ohne der Gefahr des Volksdichters, allzu „gebildet" auftreten zu wollen, immer ganz zu entgehen.

Als Bildungsdichter kann man die Gelehrten K. A. Bernoulli („Lukas Heland", „Seneca", „Die Sonderbündler", bei Schultheß) und Eugen Ziegler („Mädchenschicksal", bei Mohr erschienen) bezeichnen, die den geschichtlichen Stoff und den philosophisch-theologischen Apparat sehr gut beherrschen, aber billigen dichterischen Anforderungen nicht immer gerecht werden und sich, den Proportionen und der ästhetischen Harmonie eines seinen Namen verdienenden Kunstwerkes zum Trotz, gelegentlich in Einzelheiten verlieren.

Unter unsern schriftstellernden Damen muß, um der Qualität und Quantität ihrer Leistungen willen, Isabelle Kaiser (geb. 1866) an erster Stelle genannt werden, wenn man von Ricarda Huch absieht, die die Schweiz eben nur gestreift hat. Auch J. Kaiser kann in dieser Übersicht nur einen kleinen Platz beanspruchen, da sie die Mehrzahl ihrer Bücher französisch geschrieben hat. Wie ihre Sprache, hat sie auch ihre Stoffgebiete noch nicht eigentlich gefunden und sich abwechselnd in der Lyrik, dem Roman, der Heimatkunst, der historischen und der modernen Novelle versucht. Ihr deutsch erschienenes Bändchen „Wenn die Sonne untergeht" (Cotta) ist etwas unfertig und erinnert zu sehr an berühmte Vorbilder. Starkes, dichterisches Talent ist zweifellos vorhanden; es einerseits zu zügeln, anderseits durch ernstes Studium und sorgfältige Arbeit zu vertiefen, wird ihre Aufgabe sein. Einen großen Leserkreis als Schriftstellerin und einen noch größeren Hörerkreis als Rezitatorin hat sie sich in der Heimat, in Deutschland und Frankreich schon erobert. Es käme nun darauf an, ihn zu erziehen und der Gefahr zu entgehen, sich von ihm verwöhnen und verderben zu lassen.

Andre Schriftstellerinnen, wie Clara Forrer, Emma Brenner, Marie Hunziker, Maja Matthey, Frau Hämmerli-Marti, haben teils mit Dialektlyrik, teils mit ernsten und formschönen Gedichten mehr lokale Achtungserfolge erzielt, während Goswina von Berlepsch, Fanny Oschwald-Ringier und Marie Bergmann (pseudonym) mit ihren Novellen nach Deutschland gedrungen sind, ohne daß das lesende Publikum sie als Schweizerinnen empfunden hätte. — Daß Johanna Spyri, die Verfasserin der beiden „Heidi", der beiden „Gritli" und andrer weltberühmter Kinderbücher, eine Schweizerin war, bedarf für alle „Kinder und solche, welche Kinder liebhaben", keiner besonderen Erwähnung.

Hermann Stegemann verdiente hier mehr als bloße Erwähnung, wenn er nicht in Koblenz und im Elsaß ebenso zuhause wäre als in Basel und Zürich. Leider stehen seine letzten Arbeiten nicht ganz auf der Höhe der früheren. Das schweizerische Moment ist rein dekorativ und ganz äußerlich verwendet. Fast sollte man glauben, daß seine vorübergehende Beschäftigung als Redakteur der „Gartenlaube" wie bei Heer tiefere Spuren hinterlassen habe. Die Rückkehr beider Dichter in die Schweiz wird für ihr künftiges Schaffen zweifellos von Vorteil sein.

Die Brüder Frank und Donald Wedekind haben, wie der begabte Lyriker Karl Henckell, mit der Schweiz nur flüchtige Berührungspunkte, ohne den geringsten typischen Zug. Alfred Beetschen gehört wie Edgar Steiger, der verstorbene Theophil Zolling und viele andre zu den Ausgewanderten, ist aber der aargauischen Heimat nicht ganz fremd geworden. Als einziger Vertreter der Satire („Pegasusritt durch die Schweiz", „Hoch vom Säntis", „Jugendeiland", „Neue Gedichte", „Schweizerluft"), die freilich einen kleinen Berliner Anstrich bekommen hat, mag er hier genannt sein.

Um die Zahl der Namen nicht in störender Weise zu mehren, schließen wir mit einem Hinweis auf den in St. Gallen eingebürgerten Viktor Hardung, dessen sparsame Produktion eine erstaunliche Mischung von krassem Realismus und zartem Symbolismus aufweist. Nach einem Debüt in der Lyrik (gemeinsam mit Stegemann) scheint er nun im Drama seine endgültige Ausdrucksform gefunden zu haben. Seine „Sälde", in St. Gallen aufgeführt, ist bezeichnend für das Schwanken zwischen den genannten Extremen, als Bühnenwerk auch nicht glücklich, aber von großer, sprachlicher Schönheit und Originalität, die er in kleinen Prosabeiträgen noch übertroffen hat. Auf seinen Plan, dem Bauernkrieg und der Schwärmerzeit das Thema einer Trilogie zu entnehmen, kann man füglich gespannt sein. Aber auch im Märchen und der Legende könnte Hardung bedeutendes leisten, wenn er sich entschlösse, in seine Prosa nicht mehr „hineinzugeheimnissen", als unbedingt nötig ist.

So stellt sich das gegenwärtige literarische Leben der Schweiz als ein sehr buntes Gebilde dar. Es fehlt weder an produzierenden Kräften noch an einem aufnahmefähigen Publikum. Große literarische Gesellschaften, wie der „Hottinger Lesezirkel" (Zürich) und die Basler Lesegesellschaft, vermitteln uns die Bekanntschaft mit den besseren Dichtern des Auslandes und der Heimat. Gedenkfeste literarhistorischen Charakters in großem Stil verbinden das nützliche mit dem angenehmen und befriedigen zugleich die Verkleidungslust und die Schaubegierde des Schweizers. Dichter wie Zahn, Heer, Lienert, Isabelle Kaiser stellen sich dem Publikum in ihren Werken gewidmeten Rezitationsabenden selbst vor. Kritiker wie Hans Trog, J. V. Widmann, H. Stegemann, O. Fäßler, Arnold Rüegg sorgen dafür, daß das Feuilleton unsrer Zeitungen an Gediegenheit und Vielseitigkeit demjenigen deutscher Blätter um nichts nachsteht und ihrer manche an Ernst, Ruhe und Gründlichkeit übertrifft. Die einzig literarische Halbmonatsschrift „Die Schweiz" (Zürich) versucht mit steigendem Erfolge das Organ der besten Dichter und Künstler des Landes zu werden. Literarische Moden, Protektionen und Lobhudeleien sind uns ziemlich fern geblieben. Kritik und Publikum sorgen dafür, daß die Bäume nicht in den Himmel wachsen, und das Gefühl, daß die Schweiz ein sehr kleines Land und, literarisch gesprochen, nur eine Provinz ist, bleibt nach wie vor auch bei denen rege, die mit freudigem Stolz auf die verdienten Erfolge unsrer jüngeren Dichtergeneration blicken. Ein Lob wird ihr der gerechte Beobachter auch dann nicht vorenthalten, wenn er ihre Leistungen bescheidener einschätzt, als es hier geschah: sie arbeitet, sie lernt, und sie schreitet fort.

Eine sozialistische Geschichte der französischen Revolution.

Histoire socialiste (1789—1900). Sous la direction de Jean Jaurès. T. I. La Constituante (1789—1791). T. II. La Législative (1791—92). T. III et IV. La Convention. Par Jean Jaurès. Paris, Jules Rouff & Co.

Selbst wenn das vorliegende Werk nicht aus der Feder des bekannten, seit dem Tage von Amsterdam auch in Deutschland vielgenannten Sozialistenführers Jaurès herrührte, würde es auf ungewöhnliches Interesse Anspruch erheben dürfen. Zu der sogenannten großen französischen Revolution hat die moderne Sozialdemokratie nicht immer und nicht überall die nämliche Stellung eingenommen. Je nachdem das entscheidende Gewicht darauf gelegt wurde, daß der künftigen wirtschaftlichen Umgestaltung der Welt eine tiefgreifende politische Umwälzung vorhergehen mußte, oder daß diese letztere einen bourgeoisen oder (wie Liebknecht einmal gesagt hat) kleinbürgerlichen Charakter trug, hat die Sozialdemokratie den Ereignissen der Jahre 1789—1794 bedingungslose oder nur verklausulierte Zustimmung zuteil werden lassen. Sind die Führer der größten aller neueren Staatsveränderungen auch den meisten Sozialdemokraten Männer ihres Herzens gewesen und geblieben, so konnte doch nicht ganz vergessen werden, daß die Republik des Jahres 1792 Anträge auf Güterteilung mit Todesstrafe belegt hatte, daß während ihrer Herrschaft Arbeiterkoalitionen und Verabredungen zu Lohnerhöhungszwecken streng untersagt, und daß es die Republikaner von 1792 waren, die den Vorläufer der Sozialdemokratie, Jacques Roux, zum Selbstmorde getrieben, den „großen" Baboeuf auf das Schafott gesendet und über den Genossen dieses Bahnbrechers, den gepriesenen Buonarotti, die Deportation verhängt hatten! Daß die Entscheidung zwischen den beiden oben angedeuteten Auffassungen keine ganz einfache sei, hat der Verfasser bereits auf den ersten Seiten des vorliegenden — mehr als 3000 Folioseiten umfassenden — Werkes ausdrücklich anerkannt, im übrigen aber nicht zweifelhaft gelassen, daß er als sogenannter Revisionist und als Mann des Zusammengehens der bürgerlichen und der sozialistischen Demokratie, die große Revolution des 18. Jahrhunderts voll acceptiere und als ersten Akt des Befreiungsdramas der Menschheit dankbar und vertrauensvoll begrüße. Um seine revolutionäre Gesinnung unverkennbarer zum Ausdruck zu bringen, hat Herr Jaurès seinem Buche eine äußere Gestalt gegeben, die sichtlich auf das Wohlgefallen vorgeschrittenerer Leser abzielt. Das Titelblatt des ersten Bandes ist mit den Bildnissen Baboeufs, Saint-Simons, Fourniers, Marxs, Louis Blancs, Proudhons und Blanquis geschmückt, für den Umschlag der

vier großgedruckten Foliobände die braundrote Farbe gewählt und der Text mit zahlreichen in majorem gloriam der Revolution ausgewählten Abbildungen begleitet worden. Leser, die die illustrierten Ausgaben des „Moniteur" von 1789/90, der Micheletschen und der Claretieschen Revolutionsgeschichte in Händen gehabt haben, werden vielfach alten Bekannten begegnen: Bildnissen, die zumeist unähnlich und schlecht ausgewählt sind, Begebenheits-Holzschnitten, deren Figuren ausnahmslos an zu langen Beinen und sehr häufig zugleich an zu kleinen Köpfen laborieren, endlich Karikaturen, die an Frostigkeit und Humorlosigkeit ihresgleichen suchen. Mit der nämlichen Deutlichkeit verrät der Text des Buches die Absicht, die Herrlichkeiten der Revolutionslegende dem ganzen Umfange nach aufrechtzuerhalten und zur Grundlage eines gemeinsamen Programms der bürgerlichen und der sozialistischen Demokratie zu machen. Die Unentbehrlichkeit des Schreckenssystems wird von dem Verfasser für so unzweifelhaft feststehend angesehen, daß die Proskription der Girondisten kaum der Rechtfertigung bedarf. — Weiter werden die im Parteikampf unterlegenen und hingemordeten Führer als Opfer des Verhängnisses dargestellt, dem die Beteiligten sich im voraus unterworfen hätten und für das — im Grunde genommen — niemand verantwortlich gemacht werden kann. So genau sollen die Häupter der kämpfenden Fraktionen gewußt haben, daß sie um ihre Köpfe spielten, daß sie sich kaum wunderten, wenn sie ihnen nach verlorener Partie abgeschlagen wurden. An Worten des Bedauerns über diese Menschenopfer läßt unser Verfasser es natürlich nicht fehlen. „Aber", fügt er tröstend hinzu, „nicht die Enthauptungen dieser großen Männer, sondern ihre Zwistigkeiten haben die Revolution der Diktatur ausgeliefert . . . Dadurch, daß sie einander guillotinierten, haben die Häupter der Revolution dem künftigen Militärdiktator das Odium blutiger Hinrichtungen erspart." Auf die Greuel, mit denen die Carrier, Joseph Lebon und Collot d'Herbois namens der Freiheit und Gleichheit in Nantes, Arras und Lyon wüteten, dehnt Herr Jaurès seine Bereitschaft, „alles zum besten zu deuten", allerdings nicht aus; die Befürchtung, daß diese „violences des mauvais jours" vielleicht unvermeidlich gewesen („peut-être inévitables", IV, p. 180"), vermag er indessen so wenig zu unterdrücken, daß dem großen, im übrigen höchst preiswürdigen Robespierre zum Vorwurf gemacht wird, den genannten Missetätern nicht die Beruhigung erteilt zu haben, daß ihre im „Revolutionsfieber" begangenen Ausschreitungen ihnen nicht heimgezahlt werden würden, nachdem dieses Fieber sich ausgetobt hatte. Eine gewisse Verlegenheit verrät der Apologet der entsetzlichsten aller in der neueren Geschichte vorgekommenen Bluttaten nur da, wo sie gegen Ahnherren des Sozialismus geübt werden, und wo bürgerliche und sozialistische Führer einander feindlich gegenüberstehen. Typisch sind in dieser Beziehung die Ausführungen, durch die der Verfasser seine Genossen darüber aufzuklären sucht, warum Robespierre den Kommunisten Jacques Roux als politischen „Sektierer" behandelt und dann zu den Toten geworfen hatte. „O Sozialisten, meine lieben Genossen", ruft Herr Jaurès aus, „nehmt daran keinen Anstoß" (ne vous scandalisez pas). Und dann setzt er auseinander,

daß bei der damaligen Lage der Dinge alles, was den Gang der Revolution hätte stören können, gefährlich gewesen sei, und daß das auch von dem unvollkommenen, schwer verständlichen und in diesem Sinne sektiererischen sozialistischen Programm gegolten habe. „Auch Babœuf, euer Meister und der meinige, auch Babœuf, der in unserm Lande nicht nur die sozialistische Doktrin, sondern auch eine sozialistische Politik begründet hat, — auch Babœuf hat gefühlt, daß . . . die damalige Politik Robespierres die richtige war. Er hat diese Politik zum alleinigen Stützpunkt genommen, als er vier Monate nach dem Tode Robespierres mit seinem sozialistischen Unternehmen hervortrat." — Einmal über diesen Punkt hinweggekommen, hat der Verfasser keine Mühe, sich mit den übrigen dunklen Punkten der Schreckenszeit auseinanderzusetzen. Als Mann von Geschmack und guten Formen ist Herr Jaurès kein Freund der kirchenschändenden Komödie, die der eidbrüchige Bischof Gobel und dessen Spießgesellen am 7. November (1793) vor dem Konvente aufführten; als entschlossener Feind des Christentums ist er aber auch weit davon entfernt, Robespierres Entrüstung über diesen Akt niedriger Gemeinheit und über den frevelhaften Mummenschanz des Vernunftgottesdienstes dem vollen Umfang nach zu teilen. Robespierres fulminante Erklärung gegen den Atheismus und *für* die Freiheit des Bekenntnisses zum Christentum dünkt ihm nicht minder gefährlich und noch anfechtbarer gewesen zu sein als die Ausschreitungen der Kirchenschänder. „Die Freiheit des *Individuums*," sagt er, „wird beeinträchtigt, wenn dem *Staatsbürger* atheistische Gesinnung zum Vorwurf gereichen und ihn in den Verdacht des Aristokratismus bringen kann." Die von Robespierre durchgesetzte Anerkennung eines „höchsten Wesens" und das zu dessen Ehren gefeierte Fest werden als „gefährliche und schlechte Akte" bezeichnet, weil sie die Hoffnungen der Konterrevolution ermutigt hätten. Daß die große Mehrheit des französischen Volkes an dem von Robespierre verkündigten Gottes- und Unsterblichkeitsglauben keinen Anstoß genommen habe, wird von dem Verfasser anerkannt; „aber", fährt er fort, „wenn der Sozialismus bereits damals dazu gelangt wäre, die Ideen klar zu formulieren und zu vollem Verständnis seiner selbst zu gelangen, so würde er eingewendet haben, daß Robespierre, indem er behufs Vervollständigung und Verbesserung der menschlichen Gerechtigkeit einen außer- und überweltlichen Gott verkündete, die Solidarität der Menschen im Raum und in der Zeit zerriß."

Nach dem vorstehenden kann nicht zweifelhaft sein, daß dem *Geschichtschreiber* Jaurès der auf ein Zusammengehen mit den bürgerlichen Roten eingeschworene *Parteiführer* in bedenklichem Maße mitgespielt hat. Des Verfassers Beurteilung der Revolution und ihrer terroristischen Größen ist in den wesentlichen Punkten den Anschauungen der Clémenceau und Genossen angepaßt und so eingerichtet, daß sie weder nach rechts noch nach links Anstoß geben kann. Auf diese Rücksichtnahme ist ferner zurückzuführen, daß der Verfasser der in der Natur seines Unternehmens begründeten Aufgabe, die praktischen Leistungen der Staatsumwälzung von 1789 auf ihren wahren Wert zurückzuführen, ihre doktrinären Einseitigkeiten und schweren wirtschaftlichen Irrtümer aufzuweisen in dem vorliegenden Buche nur höchst

unvollständig entsprochen hat. Die Stelle nüchterner Prüfung der einzelnen Tatsachen und unbefangener Nachweisungen dessen, was die Revolution dem „vierten Stande“ schuldig geblieben ist, nehmen theoretische Auseinandersetzungen ein. Geradeheraus zu sagen, daß die Robespierre, Danton ꝛc. Männer des Mittelstandes und Worthalter der Interessen des Kleinbürger- und Bauerntums waren, und daß sie als solche geschworene Gegner sozialistischer und kommunistischer Velleitäten sein mußten, hat Herr Jaurès nicht den Mut gehabt. Wo es nicht anders geht, gibt er Andeutungen darüber, daß nach dem damaligen Stande der wirtschaftlichen Entwicklung die Interessen der kleinen Unternehmer den Vordergrund behaupteten, und daß die von einzelnen sozialistischen Vorkämpfern verlangte und in den Mittelpunkt des Programms gestellte „Ackerverteilung“ als Bedrohung der eifrigsten und zuverlässigsten Anhänger der Revolution unmöglich gewesen sei. Was in dieser Rücksicht gesagt wird, beschränkt sich aber auf das Unvermeidliche.

Das Hauptgewicht legt der Verfasser auf Untersuchungen über den Eigentumsbegriff, die von Fichte ausgehen und über Condorcet und dessen Theorien hinweg zu den Auffassungen der Baboeuf und Genossen führen, um schließlich nach den „neuesten Ergebnissen der Wissenschaft“ reguliert zu werden. Der Mühe, die Quintessenz der einzelnen, in dieses Kapitel gehörigen Doktrinen herauszuziehen und dem Leser in gemeinfaßlicher Weise zu sagen, um was es sich gehandelt, hat der Verfasser sich dabei entzogen. Er wählt den bequemeren Weg, jeden der ins Treffen geführten Autoren zu Wort kommen zu lassen und sein Buch mit Zitaten auszufüllen, die zum einen Teil schwerverständlich, zum andern Teil entbehrlich und so massenhaft aufeinander gehäuft sind, daß sie den Gang der Darstellung unterbrechen und das Denkvermögen ungeschulter Leser verwirren. Ebenso werden an der Hand wörtlicher Anführungen von ähnlichem Umfange die auf die Besitz- und Eigentumsfragen bezüglichen Reden und Schriften der vorgeschrittenen jakobinischen Häuptlinge und Konventsmänner so lange hin und her gewendet, bis ihnen innewohnende Keime sozialistischer Tendenzen nachgewiesen werden können. Was immer dieser Absicht dienen kann, wird unermüdlich herangezogen, einerlei, ob es sich dabei um die utopistischen Träume Condorcets, um Fragmente aus den phrasenhaften und niemals für die politische Praxis bestimmt gewesenen „Institutions“ St. Justs oder um kommunistisch schillernde Blüten Robespierrescher Rhetorik handelt. Besonders reichliche Ausbeute bieten die auf das Unterrichtswesen bezüglichen Elaborate der Kommission der Constituante und die Entwürfe Condorcets, des — trotz seiner Hinneigung zum Girondismus — von Herrn Jaurès mit Ehrfurcht behandelten Philosophen der Gleichheit. Diese Projekte (von denen Guizot gesagt hat, sie seien „tour à tour généreux, dangereux ou puérils“ gewesen) gelten dem Verfasser für positive Leistungen, für große und dauernde Verdienste um Frankreich und die Menschheit. Daß sie dem französischen Volke zu keiner einzigen Primärschule und zu keinem einzigen Lehrer verholfen haben, bleibt ebenso unerwähnt, wie das noch kläglichere Geschick des Condorcet-Daunonschen „Systems“ der

Sekundärschule[1]). Als Beweise dafür, daß der Konvent sich mindestens in dunklem Drange auch auf diesem Gebiete des rechten, d. h. des sozialistischen Weges bewußt gewesen ist, sind diese auf dem Papier gebliebenen Worte und Entwürfe dem sozialistischen Geschichtschreiber so schätzbar, daß die Frage nach ihrer praktischen Bedeutung außer Betracht gelassen und so getan wird, als ob sie tatsächlich die Grundlage für ein dem Volksbedürfnis entsprechendes Schulwesen abgegeben hätten. Die Aureole der „großen" Revolution soll aber um jeden Preis aufrechterhalten werden. Die beiden Parteien, mit denen der Verfasser rechnet, fühlen sich vor allem als revolutionäre Parteien und verlangen demgemäß, daß ihnen die Freude am Vaterlande und an dem angeblich ruhmwürdigsten Erlebnis desselben auch da nicht verkümmert werde, wo die Aufwendung der Volkskraft zu dem erzielten Resultat in offenbarem Mißverhältnis gestanden hat. Und zwar in einem Mißverhältnis, das vom Standpunkte des Sozialismus und des proletarischen Klasseninteresses noch schreiender erscheint als von demjenigen der aus dem furchtbaren Kampf siegreich hervorgegangenen Bourgeoisie!

Mit einem Worte: wir begegnen im vorliegenden Buche demselben, durch Parteirücksichten bedingten Mangel an Wahrhaftigkeit, der den populären Darstellungen der französischen Revolutionsgeschichte fast ausnahmelos nachzuweisen ist. —

Daß das Jaurèssche Buch vor den landläufigen Darstellungen des Revolutionszeitalters in einzelnen Stücken Vorzüge voraushat, soll darum nicht bestritten werden. Auf die wirtschaftlichen Verhältnisse, welche die Revolution vorfand, und auf die Wirtschaftspolitik, welche die Leiter dieser Umwälzung verfolgten, geht der Verfasser so ausführlich ein, daß sich manches von ihm lernen läßt. Hierher gehören u. a. die von den Ursachen der Revolution, von den Wahlen zur Constituante, dem Einfluß der feudalen Verwaltungseinteilung auf das Wahlergebnis und von den „cahiers" handelnden Abschnitte 2 und 3 des ersten Bandes (p. 102—230). Was hier über die Anfänge intensiver Landwirtschaft in einzelnen Landesteilen, über die Vielgestaltigkeit der bäuerlichen Zustände, die bürgerlichen Güterwerbungen, das Verhältnis der bürgerlichen Gutsbesitzer zu den Gemeinden und über die Bedeutung der im ersten Aufstreben begriffenen Großindustrie jener Zeit gebracht wird, dürfte auch dem mit den Schriften Tocquevilles und Taines bekannten Leser einiges Neue bieten. Beiläufig bemerkt, geht Herr Jaurès an einem wesentlichen Punkte, dem fundamentalen Unterschiede[2])

[1]) „On essaya sous le nom ‚d'écoles centrales' un système d'instruction secondaire, qui, malgré des apparences ingenieuses et libérales, ne répondait ni aux traditions de l'enseignement, ni aux lois du développement intellectuel de l'homme, ni aux conditions morales de l'éducation . . . On avait beaucoup promis, on ne fit rien. Des chimères planaient sur des ruines." Guizot, Mémoires, III, p. 27 ff.

[2]) Die unterscheidenden Merkmale des ost- und des westfranzösischen Agrarsystems faßt Bernhardi (Vermischte Schriften, Bd. II, S. 110), wie folgt, zusammen: „Man darf nicht vergessen, daß der Bauer nur in einem Teile Frankreichs für den Eigentümer der Scholle galt; nur da nämlich, wo deutsches oder aus dem deutschen entwickeltes Gewohnheitsrecht galt. Im Elsaß also, in Lothringen, im Herzogtum wie in der Freigrafschaft Burgund, überhaupt im Nordosten

der ländlichen Organisationen im Osten und im Westen des französischen Staatsgebiets, gerade so achtlos vorbei, wie die große Mehrheit der Historiker seines Landes überhaupt. Eine sachgemäße Auseinandersetzung dieses durchschlagenden Unterschiedes hätte dem Buche zu nützlicher Raumersparnis, den Lesern zu eingehenderem Verständnis der Sache verhelfen können als die beliebte Aufzählung von Einzelheiten. Denn auch hier wie an andern Orten seines Werkes setzt er seitenlange Anführungen aus den Quellen an die Stelle zusammenfassender Darstellungen.

Ein Beispiel für viele findet sich auf den Seiten 163—174 des ersten Bandes, wo ganze Abschnitte eines Pariser Cahier im Wortlaute wiedergegeben werden, obgleich der bezügliche Inhalt auf eine halbe Seite hätte gebracht werden können. — An dieser Stelle handelt es sich freilich um einen Gegenstand, der Herrn Jaurès besonders am Herzen liegt, nämlich um den Nachweis dafür, daß Taine kein Recht gehabt habe, den Cahiers und den mit ihrer Ausführung betrauten Vertretern des dritten Standes Mangel an praktischem Sinn, Hinneigung zu Abstraktionen und zu öder revolutionärer Deklamation vorzuwerfen. „Im Gegenteil," ruft unser Verfasser aus, „ich kenne nichts Vollständigeres, Solideres und Substanzielleres als diese Cahiers des dritten Standes, die den höchsten Ausdruck der französischen Literatur des 18. Jahrhunderts bilden, und diese Nationalliteratur ist die größte, die jemals ein Volk besessen hat. Man kann ihnen unzählige, alle Einzelheiten des sozialen Lebens betreffende Angaben entnehmen." — Unzweifelhaft haben wir dem polemischen Eifer, mit dem der Verfasser den Beweis für seine (nicht eben glücklich formulierte) Behauptung zu erbringen sich angelegen sein läßt, die Heranziehung mancher schätzbaren Einzelheit, z. B. die Schilderung der Kämpfe zu danken, welche im Schoße des ländlichen Gemeindelebens um Allmenden, Gemeindeservituten, das Recht zur Ährenlese usw. geführt wurden, — *gegen* das von Taine gefällte Urteil wird dadurch aber nicht viel ausgerichtet. Als Erweis politischer Reife und praktischen Sinnes kann es nicht angesehen werden, daß einzelne Cahiers lokale Nöte und gewohnheitsrechtliche Mißbräuche zur Sprache bringen, die — an und für sich nicht ohne Bedeutung — das Staats-

Frankreichs, wie anderseits in der Provence. Nur hier wurden demnach auch die Leistungen der Bauern als durch herrschaftliche Rechte des Grundherrn bedingt betrachtet. In einem großen Teile des Reiches dagegen, in der Bretagne, in der Vendée und in manchen Landschaften des Südens, hatten sich die Verhältnisse ganz anders entwickelt. Persönlich frei geworden, hatte der Bauer in diesen Teilen des Landes aus dem Kolonat, aus der alten Hörigkeit kein Grundeigentum in die Freiheit mithinübergenommen. Er galt hier nur für den Pächter auf fremdem Boden, und zwar für einen Zeitpächter auf Herrengnade, der jeden Augenblick entlassen werden konnte. Seine Leistungen wurden demzufolge als aus einem Privatkontrakt hervorgehend angesehen und durch jene Beschlüsse (sc. diejenigen vom 4. August 1789) nicht aufgehoben. Den Bauern dieser Provinzen war durch diese Beschlüsse kein Grundeigentum verliehen, und wer die Bretagne bereist, wird dort auch jetzt noch die Klasse, die das Feld bebaut, mit sehr wenigen Ausnahmen besitzlos finden. — Wir begreifen nun, wie die Elsässer . . . leidenschaftliche Anhänger einer Revolution werden konnten, die sie von sehr drückenden Lasten befreite, warum die Bauern der Bretagne und Vendée sich gegen das neue Wesen empörten, das ihnen teure kirchliche Verhältnisse verletzte, den gezwungenen Kriegsdienst einführte und ihnen keinen Vorteil, keinen Ersatz . . . brachte."

interesse gar nicht oder nur mittelbar berührten, und die von einem politisch mündigen Volke der Regelung durch kommunale oder provinziale Selbstverwaltungskörper vorbehalten worden wären. Von der nämlichen Unreife zeugt es, daß die geschilderten Interessenkonflikte ohne weiteres der Regierung und dem feudalen System auf die Rechnung gesetzt und wie absichtliche Attentate gegen die Wohlfahrt der kleinen Leute behandelt werden. Daß Herr Jaurès unbefangen genug ist, die von den Besitzenden angestrebte Befreiung des Eigentums von verjährten Dispositionsbeschränkungen als berechtigt und als wirtschaftlichen Fortschritt anzuerkennen, mag ihm immerhin als Verdienst angerechnet werden. Schade nur, daß der Verfasser im übrigen eine Gleichgültigkeit gegen die bestehenden Rechts- und Eigentumsordnungen und eine Freude an den radikalsten der radikalen Forderungen der Cahiers betätigt, welche Taines Anklagen gegen den in diesen Aktenstücken bekundeten „esprit d'abstraction et de généralité“ nicht nur *nicht* widerlegen, sondern direkt rechtfertigen. Das höchste Lob, das der Verfasser den vom Pariser dritten Stande aufgestellten Forderungen erteilt, gilt dem Umstande, daß sie „die hohe Ehre“ in Anspruch nehmen dürfen, für die „unsterbliche Erklärung der Menschenrechte“ die Grundlagen geliefert zu haben. „Seit diesem Tage ist Paris die Hauptstadt Frankreichs und der Revolution.“ Danach versteht sich von selbst, daß die auf das „Naturrecht“ gegründeten Postulate, nach denen die Männer des dritten Standes ihr Eigentumsrecht mannhaft gegen Eindrang und Steuerüberbürdung verteidigten, dem Besitze der Kirche und des Adels dagegen den Charakter rechtmäßigen Eigentums absprechen, des Verfassers unbeschränkten Beifall erfahren. Für die Summe staatsmännischer Weisheit aber sieht Herr Jaurès an, daß der dritte Stand und dessen Vollmachtgeber es von vornherein darauf absahen, die Verlegenheiten des Staates zur Schmälerung der Zuständigkeiten der Regierung auszubeuten. Davon, daß die Schwächung der Regierung schließlich zu einer Schwächung des Staates führen müsse, haben die Staatsweisen des dritten Standes natürlich keine Vorstellung gehabt. Dieser Einsicht scheint aber auch der Verfasser zu entbehren. Er findet es durchaus in der Ordnung, daß die bestehenden Steuern als unberechtigte angesehen und als „im Prinzip aufgehoben“ behandelt wurden, und daß man ihre Weitererhebung nur bis zum Schlusse des laufenden Etatsjahres dulden wollte. Tatsächlich sei durch diese Infragestellung des Steuererhebungsrechts zugleich eine Art von provisorischer Suspension der königlichen Gewalt ausgesprochen und ihr Fortbestand von dem Volkswillen abhängig gemacht worden. Daß von den 26 Millionen dieses Volkes kaum eine Million lesen und schreiben konnte, wird nicht erwähnt. Mit Pétion teilt der Verfasser die Meinung, daß es allerdings Staatsbürger gebe, „die in den verschiedenen Zweigen der Nationalökonomie und der Verwaltung . . . noch nicht versiert seien . . ., daß es aber leichter sein werde, als man glaube, sie aufzuklären, an den öffentlichen Angelegenheiten zu interessieren und mit Sinn für Bildung auszustatten“. Ob Pétion sich zu dieser „confiance généreuse en la raison éducable du peuple“ allezeit und auch da noch bekannt hat, als das bildungslustige und bildungsfähige Volk den weiland gefeierten Volksmann wie ein gehetztes Wild in Tod und

Verzweiflung jagte, wissen wir nicht; Herr Jaurès, (dem der „assez grand souffle de démocratie“ Pétions übrigens nur unvollständig genügt) bekennt sich nicht nur zu dem Glauben an die unbeschränkte Perfektibilität der Rasse, sondern mit besonderem Nachdruck zu der Meinung, daß der Optimismus eine der unentbehrlichsten Eigenschaften des Staatsmannes, und daß es wesentlich dem Mangel an dieser politischen Kardinaltugend zuzuschreiben sei, daß Robespierre und dessen näheren Freunden die Erreichung ihrer wohldurchdachten Pläne nicht beschieden gewesen! — Da war Marat allerdings ein andrer Mann, und es begreift sich, daß unser Verfasser an dem Preise dieses Volksfreundes auch da noch festhält, wo er über den Tag zu berichten hat, an dem das großherzige Volk von Paris die Asche seines vieljährigen Idols der Kloake übergab.

Es mag ununtersucht bleiben, wie der grundsätzliche Optimismus des Verfassers mit der von ihm vertretenen Doktrin in Einklang gebracht werden kann. Sieht die Doktrin desjenigen Sozialismus, zu dem Herr Jaurès sich bekennt, doch in der bisherigen Entwicklung der europäischen Gesellschaft nichts als eine Verirrung, die der gewaltsamen Korrektur alles dessen bedurfte, was bisher von der Menschheit erarbeitet worden war. Von derselben Rasse, die zweitausend Jahre lang in die Irre gegangen ist, wird aber trotzdem erwartet, daß sie den rechten Weg finden werde, wenn man ihr vertrauensvoll freie Hand läßt.

Auf seine eigentliche Aufgabe besinnt der Prophet der neuen Gesellschaftsordnung sich erst da, wo er es mit dem Wirtschaftssystem der „Staatsmänner“ der Jahre 1792—1794 zu tun hat. In dem Lobe der politischen Weisheit dieser Männer trifft Jaurès mit den bürgerlich-radikalen Historikern so vollständig zusammen, daß er von diesen letzteren kaum zu unterscheiden ist. Den Höhepunkt des von den Robespierre, St. Just und Genossen befolgten Systems bildeten aber gerade die in Sachen der Assignaten, der sogenannten Akkaparation (strafbaren Ansammlung und Nichtfeilhaltung primärer Lebensbedürfe) und des Maximums (der regierungsseitigen Feststellung der Lebensmittel usw.) ergriffenen Maßregeln. In dem auch von unserm Verfasser adoptierten Heiligenkalender der Revolution nehmen die Wirtschafts- und Finanzverwalter des Wohlfahrtsausschusses, Cambon und der gepriesene Robert Lindet[1]), besonders sichtbar Stellungen ein. Sehen wir zu, ob und wie Herr Jaurès sich mit diesen Vertretern der unheilvollsten aller finanziellen Experimente der neueren Zeit auseinandersetzt.

Massenemission ungedeckten Papiergeldes, differenzielle Behandlung der einzelnen Klassen desselben, Verbot der Warenansammlung und Gebote der Feilhaltung der Volksbedürfnisse zu vorgeschriebenen Preisen bildeten bekanntlich die Waffen, mit denen der Wohlfahrtsausschuß und der Konvent die Naturgesetze des Wirtschaftslebens bekämpfen und der Sache der Revolution dienstbar

[1]) Von Lindet hat Napoleon gesagt, er habe den Revolutionären für einen großen Finanzmann gehalten, obgleich ihm alle für die finanzielle Gebarung eines großen Staates erforderlichen Kenntnisse gefehlt hätten. „Der wahre Finanzminister der Revolution war der Beamte, der den Prägestock für die Assignaten unter seiner Aufsicht hatte.“

machen zu können glaubten. Zum Lobredner dieser Widersinnigkeiten kann ein Mann von der Bildung unsres Verfassers sich begreiflicherweise nicht hergeben; den Mut, sie bei ihrem wahren Namen zu nennen, vermag er indessen auch hier nicht zu finden. Zunächst bemüht er sich, der allgemeinen Lage der Dinge Lichtseiten abzugewinnen, nach denen man sich bei andern Apologeten der Schreckenszeit — auch solchen von der Richtung Michelets — vergeblich umsieht. Die Verwandlung Frankreichs in ein Kriegslager soll dem Gewerbe ausreichende Beschäftigung geboten, die gute Ernte von 1792 der Bevölkerung die erforderlichen Nahrungsmittel gewährt und nicht sowohl der Mangel an Brot als dessen schlechte Beschaffenheit die Unzufriedenheit der Pariser Bevölkerung erregt haben. Damit und mit dem Umstande, daß die hie und da fühlbar gewordenen Ernährungsschwierigkeiten wenigstens zum großen Teil durch Spekulationen selbstischer „Akkapareure" herbeigeführt worden, soll das Gesetz vom 20. Juli 1793 motiviert und wenigstens bis zu einem gewissen Grade gerechtfertigt werden. Dieses Gesetz erklärte — wie allbekannt — die Massenanhäufung dem Verkehr entzogener primärer Lebensbedürfnisse (marchandises de première nécessité) für ein Kapitalverbrechen. Kaufleute, Fabrikanten und Händler, die Lebensmittel, Papier, Hanf, Wolle, gemeine Metalle, Gewebe aller Art (mit Ausnahme der seidenen) versteckten, verkommen ließen und nicht zu täglichem und öffentlichem Verkauf stellten, sollten mit dem Tode bestraft, alle mit Gegenständen der bezeichneten Art angefüllten Speicher, Keller, Magazine und Werkstätten binnen acht Tagen nach Erlaß des Gesetzes zur Anzeige gebracht und staatlicher Beaufsichtigung unterstellt werden. Wer den Verkauf der ermittelten Vorräte nicht selbst vornehmen will oder kann, hat ein Verzeichnis derselben und die bezüglichen Fakturen der Gemeindebehörde zu übergeben, die den Verkauf für Rechnung des Betreffenden zum Tagespreise übernimmt. Herr Jaurès räumt ein, daß dieser noch nicht dagewesene Eingriff in die Freiheit des Wirtschaftslebens schrecklich (terrible) gewesen sei; „aber", fährt er fort, „diese Maßregel war unzweifelhaft auch nützlich. In diesen tragischen Tagen, während welcher Frankreich sich gleichsam im Belagerungszustande befand . . ., haben die Öffentlichkeit des Handels und der Zwang zum Verkauf der Landesprodukte *vielleicht* manchem Unglück vorgebeugt." — Mit diesem „vielleicht" wird die ungeheuerlichste und undurchführbarste aller jemals ergriffenen Maßregeln der verdienten Kritik entzogen, zwei Zeilen später aber eingeräumt, daß dieses mit Blut geschriebene Gesetz der Hauptschwierigkeit, nämlich der „Krisis der Preise", d. h. der Entwertung der Assignaten, *nicht* abzuhelfen vermocht habe. Glücklicherweise habe der Konvent aber auch hier rettend einzugreifen gewußt. Auf Grund eines am 3. August (1793) erstatteten, „durch Klarheit, Geistesreichtum und Eleganz ausgezeichneten Berichts" habe Cambon einen Plan zur Hebung des Kurswertes der Assignaten entworfen, der unfehlbar helfen sollte. Um die im Umlauf befindliche Masse dieses Papiergeldes zu vermindern, wurde den Käufern der zum Nationaleigentum erklärten Güter der Kirche und der Emigranten gegen beschleunigte Zahlung der Kaufsummen ein Preisnachlaß von 13 % angeboten.

Zu dem nämlichen Behuf (demjenigen einer Verminderung der Masse des zirkulierenden Papiergeldes) wurden ferner die älteren, noch mit dem Bild-

nisse des Königs geschmückten Assignaten (im Betrage von 538 Millionen) „demonetisiert", d. h. sie hörten auf, regelmäßige Zahlungsmittel zu sein, und sollten als solche nur bei Steuerzahlungen ꝛc. an den Staatskassen angenommen werden. Endlich wurde eine unverzinsliche, auf „die Reichen" gelegte, gleichfalls in Assignaten zahlbare Zwangsanleihe ausgeschrieben.

Völlig unbeanstandet läßt der Verfasser keine dieser Maßregeln; sie als das zu bezeichnen, was sie sind, als verzweifelte, auf Unkosten des Staates und der Staatsbürger unternommene Auskunftsmittel eines Bankrottierers, hütet er sich aber. Von dem wenige Zeilen zuvor als staatsmännisches Wunderwerk gepriesenen Finanzberichte vom 3. August wird beiläufig bemerkt, er habe den Einfluß Pitts auf die Entwertung der Assignaten übertrieben; rücksichtlich des Angebots an die Güterverkäufer wird angedeutet, daß Cambon den heilsamen Einfluß dieser Maßregel vielleicht zu hoch angeschlagen habe. Unbedingten Beifall vermag Herr Jaurès auch der Zwangsanleihe nicht zu spenden; aber, bemerkt er, „als erster Schritt zur Einführung einer progressiven Einkommensteuer ist sie immerhin höchst schätzbar gewesen". An der Ungeheuerlichkeit, daß Einkommen von 9000 Fr. mit dem Betrage von 4500 Fr. zu der Zwangsanleihe von 1793 herangezogen wurden, nimmt der Verfasser keinen Anstoß; zum Schluß seiner Ausführungen muß er aber einräumen, daß all diese schweren, dem Staatskredit und den Steuerzahlern auferlegten Opfer immer noch nicht genügt haben, der zunehmenden Entwertung der Assignaten zu steuern. Dieser Zweck sei nicht anders als durch Festsetzung eines Maximalpreises für sämtliche primären Lebensbedürfnisse zu erreichen gewesen. Für Getreide und Mehl war bereits am 3. Mai die Festhaltung des vom 1. Januar bis 1. Mai 1793 gezahlten Durchschnittspreises beliebt worden; zu einem weiteren Schritte entschloß der Konvent sich erst, nachdem die Reste der in Paris bestehenden Ordnung durch den Pöbelaufstand vom 4. September bedroht worden waren. Von dem damals erlassenen Dekret, nach dem das Maximum der für unentbehrliche Lebensbedürfnisse vorgeschriebenen Preise demjenigen des Jahres 1790 mit einem Zuschlage von 33 Prozent entsprechen sollte, erkennt der Verfasser an, es sei „etwas grob und willkürlich" gewesen. Aber auch hier ist er mit einem rettenden und entschuldigenden „indessen" bei der Hand: die Revolution habe nicht unterlassen, in eine „tiefergehende Analyse der wirtschaftlichen Bewegung" einzutreten. Man habe eingesehen, daß der Festsetzung der Maximalpreise eine Reglementierung der Arbeitslöhne zur Seite treten müsse. Ihr Maximum wurde im September 1793 auf die Durchschnittslöhne von 1790 zusamt einem Zuschlage von 50 Prozent fixiert und dadurch der Beweis dafür erbracht, „daß die Revolution auch damals, wo sie schwer bedroht und furchtbar erregt war, noch die Kraft besaß, zu organisieren, Schrecken einzuflößen und im Kampfe zu bestehen".

Mit solchen Allgemeinheiten sucht Herr Jaurès die gröbste, unheilvollste und verbrecherischeste Wirtschaftspolitik aller Zeiten zu bemänteln! Der Ruin, in den die Wirtschaftsgesetzgebung des Jahres 1793 alle Klassen der französischen Gesellschaft verwickelte, und der die Hauptursache für den Zusammenbruch des Schreckenssystems bildete, wird im buchstäblichen Sinne des

Wortes unterschlagen. Mit keiner Silbe wird darauf hingewiesen, daß die Leiter der großen Umwälzung das ABC der alten Wirtschaftslehre ebensowenig gekannt haben wie die Grundbedingungen dessen, was die neue sozialistische Theorie als „Organisation der Arbeit" bezeichnet. Nachdem Arbeitgebern und Arbeitern bereits zu Beginn der Revolution bei schwerer Strafe verboten worden war, Vereinigungen zur Regelung der Löhne und sonstigen Arbeitsbedingungen zu bilden oder bezügliche Verabredungen zu treffen, reglementiert die auf ihrem Höhepunkt angelangte Herrschaft der Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit das Maximum der Löhne, ohne den Beteiligten auch nur die Möglichkeit einer Äußerung zur Sache geboten zu haben! Diese Reglementierung schlägt alle Arten menschlicher Arbeit über einen und den nämlichen Leisten, trifft alle Beteiligten mit der nämlichen Härte und belegt jede Abweichung von dem törichtesten und undurchführbarsten aller Reglements mit Strafen, wie sie sonst nur Kapitalverbrechen der schwersten Art angedroht werden. „Man verließ", wie Arthur Young treffend gesagt hat, „den sicheren Weg der Erfahrung, um unpraktischen Theorien, chimärischen Systemen und wahnwitzigen Vorstellungen von der Güte der menschlichen Natur nachzujagen." Der Größe des Vergehens entspricht der Umfang des Unheils, das man anrichtet. Binnen weniger Jahre stürzt das reichste Land des europäischen Kontinents in einen wirtschaftlichen und moralischen Bankrott, der schlimmer ist als derjenige, den die mehrhundertjährige Herrschaft des bourbonischen Absolutismus herbeigeführt hatte.

Seit dem Amsterdamer Kongreß gilt der Verfasser des vorliegenden Buchs auch in Deutschland für den Vertreter der gemäßigtesten und verständigsten unter den sozialistischen Fraktionen der französischen Arbeiterschaft, für einen „Revisionisten", der die Fesseln des marxistischen Evangeliums abgestreift habe. Dieser Ruhm soll Herrn Jaurès nicht verkürzt werden — bedauerlich ist nur, daß er sich Fesseln nicht minder gefährlicher Art freiwillig angelegt hat. Als solche Fessel erscheint der Kultus, der in der „Histoire socialiste" mit den Ideen und den Männern des Revolutionszeitalters auf Kosten der Wahrheit und Gerechtigkeit getrieben wird. Ob nationale Selbstgefälligkeit oder aber Rücksicht auf die Tradition des bürgerlichen Radikalismus daran den stärkeren Anteil gehabt hat, untersuchen wir nicht — der Sache des Sozialismus ist durch diese Art der Behandlung geschichtlicher Tatsachen kein Dienst erwiesen worden. Die in dem Jaurèsschen Buche vorgetragene revolutionäre Legende ist um nichts besser als die bonapartistische; ja, sie ist ihres populären Aufputzes wegen noch schlimmer. Von diesen Verherrlichungen der großen Revolution gilt wörtlich, was Tocqueville als verderblichste aller in unsrer Zeit vorgekommenen Geistesverirrungen bezeichnet hat. Sie bedeuten eine „Legitimierung und Heiligpreisung von Tyranneien und Ungerechtigkeiten, sobald sie im Namen des Volkes geübt worden"[1].

[1] „On a découvert de nos jours qu'il y avait des tyrannies légitimes et de saintes injustices, pourvu qu'on les exerçât au nom du peuple." (De la Démocratie en Amérique, II, p. 405.)

Der Untergang des Bauernstandes.

Von

Dr. **Ernst Voges.**

Als Anaxagoras, der bekannteste Vertreter der ionischen Philosophenschule, sein Diktum über das Wesen der Dinge abgab, indem er alles Entstehen und Vergehen auf Mischung und Trennung zurückführte, da hätte er ebensogut sagen können: auf Veränderung. Der gewaltige Bau der anorganischen und organischen Welt, sein Werden und Verschwinden beruht nur auf Veränderung. Die vielgestaltige Organismenreihe, wie sie von dem einfachsten mikroskopischen Lebewesen bis zu ihrem Endgliede, dem Menschen, durch die Jahrmillionen in aufsteigender Entwicklung dahinzieht, basiert auf der Abänderung der Arten. Es ist in dem, was wir Leben nennen, ein unaufhörlicher Wandlungsprozeß, ein Naturgesetz der Veränderung, dem alles Beseelte und Unbeseelte unterworfen ist, das Individuum wie die Masse, und was von ihnen an Einrichtungen ausgeht. Der Gang der Veränderung aber wird bedingt einmal durch die individuellen Eigenschaften und zum andern durch äußere Einwirkungen. Dieses Naturgesetz findet nun auch Anwendung auf die historischen Stände.

Wir nennen es im Gesellschaftsleben die bürgerlich-soziale Umwälzung. Sie besteht darin, daß die historischen Stände, der Bauern-, Bürger- und Adelsstand, im Weltbürgertum aufgehen. Die weltbewegenden Fragen im Staate sind nicht mehr die politischen, sondern die wirtschaftlich-sozialen. Es sind viel weniger politische Probleme als soziale, welche die Gemüter erregen. Es ist die soziale Frage oder, kraß ausgedrückt, die Magenfrage, die unter dem Druck der Bevölkerungszunahme und der zunehmenden Härte des Existenzkampfes die Köpfe beschäftigt. Die politischen Parteien — das lehrt die Geschichte des Parlamentarismus — treten deshalb auch mehr von der Bühne ab und machen den wirtschaftlichen Platz. An Stelle des politischen Haders, der in der so oft beklagten Weise das Vaterland zerrissen hat, tritt jetzt der wirtschaftliche. Unsre Zeit schuf den organisierten Interessenkampf. Die natürliche Gliederung der Stände verwischt sich; sie vereinigen sich zu Interessenvertretungen. Und damit ist eine Neuordnung der Gesellschaftsgruppen eingeleitet, an deren Spitze der Industrialismus steht, das Kapital als sozialer Machtfaktor.

Dieser Mutationsprozeß hat nun wunderbarerweise am stärksten das konservativste Element im Volksleben, das Bauerntum, erfaßt. Er vollzieht sich in geradezu erschreckender Eile seit den letzten Jahrzehnten von ein und derselben Generation. Wer als Bauernkind auf dem Hofe aufgewachsen ist, dem sind heute, im Mannesalter, all die Veränderungen, die in unzähliger Folge vor seinen Augen sich abspielen, selbst schier unbegreiflich. Und erst recht dem greisen Bauer, der wie ein Überbleibsel des alten Volks- und Bauerntums in die moderne Zeit hineinragt gleich den alters-

grauen Eschen, die einst ihre Zweige noch über das moosbewachsene Strohdach des gezäunten Fachwerkhauses streckten und heute mit ihrem Laubgrün das grelle Rot des Ziegelbaues decken.

Das ursprüngliche Bauerntum, wie es sich gerade im Volksstamm der Niedersachsen in Haus und Hof verkörpert, ist allerdings noch nicht vom Erdboden verschwunden. Aber man trifft seine Reste nicht an der Heerstraße, sondern in den stillen, abgeschiedenen Landeswinkeln. Dort bietet es noch eine reiche Quelle für das Studium des deutschen Volkstums nach seinen altgermanischen Sitten und Gebräuchen aus heidnischer Zeit. Dort ist noch der historische Bauernstand zu finden, wie ihn die Jahrhunderte aus den natürlichen Existenzbedingungen im Kampfe mit der ungebärdigen Natur hervorgehen ließen. In diesem stetigen Kampfe gegen die Unbilden der Witterung und gegen die Widerspenstigkeit des Erdreichs, unter dem Einfluß der Umgebung und der ackerbautreibenden Tätigkeit bildete sich des Bauern Charakter aus, seine Anschauungsweise, seine Sinnes- und Gemütsart, seine Denk- und Handlungsweise. Widerhaarig wie der Boden, auf dem er im Schweiße seines Angesichts arbeitet, ist sein Charakter: ungehobelt und eckig, hart und rauh wie der norddeutsche Winter, voll ehrlicher Geradheit und Derbheit. Zäh und hart wie die Eschen und Eichen, die sein Gehöft umgeben, unbeugsam wie jene, selbst wenn der Wetterstrahl auf ihr Haupt herniederfährt, ist zumal der Sinn des Niedersachsen. Diese Unbeugsamkeit geht oft in Eigensinn und Starrköpfigkeit über, die sich besonders in Prozeßhändeln zeigt. Schon mancher Bauer hat aus Rechthaberei mit Prozessieren Haus und Hof verloren. Seine Unabhängigkeit als freier Mann auf seinem Grund und Boden erzeugen bei ihm ein starkes Selbstgefühl, das sich in dem Bauernhochmut und Protz zeigt, und ihn herzlos und eigennützig macht. Der Vollmeier sieht auf den Halbmeier herab und der Halbmeier auf den Kätner, wenn sie auch in der Beschränktheit des geistigen Besitzes gleich sind. Sentimentalität oder Gefühlsschwärmerei kennt der Bauer nicht, ebensowenig Pietät, wenn sie nicht Sitte und Herkommen bedeutet, die eben die Richtschnur seines Denkens und Handelns sind. Was dagegen verstößt, dem leistet er den hartnäckigsten Widerstand. Sein Ideenleben, sein Tun und Treiben wurzelt in seinem Hofe. Und was über die Patriarchalwirtschaft auf dem Hofe und über die Gemeinde hinausgeht, das ist ihm ziemlich gleichgültig. Sein Gesichtskreis reicht nicht weiter als seine Gemarkung. Deshalb ist ihm auch der Staat und seine Institutionen ein fast unverständliches Gebilde; für politische Ideen kann er sich nicht begeistern. Die folgenschwersten Verfassungsfragen und Konflikte interessieren ihn weit weniger als der Gemeindegraben an der Feldmarkgrenze, der zum Frühjahr ausgebracht werden muß. Von einer höchst nüchternen Denkweise, gleichmütig, kaltherzig, abwägend und mißtrauisch, ernst und streng ist vor allem der niedersächsische Bauer. Schwerfällig im Entschließen, aber beharrlich in der Ausführung, wobei der kalt berechnende Verstand, niemals aber das warm empfindende Gemüt ihn leitet.

Die Vernunft beherrscht die Herzensregungen auch im Ehe- und Familienleben. Als handelte es sich um eine reine Geschäftsangelegenheit, so wird zur Ehe geschritten. Die Heiratsmitgift wird gegeneinander abgewogen, Gut gegen Gut, Hof gegen Hof, Pferdeschwanz gegen Pferdeschwanz. Ein Abgehen von diesem Herkommen macht die Heirat unebenbürtig.

Wie am Überkommenen, so hängt der Bauer auch an der Scholle mit großer Innigkeit. Das Eigentums- und Heimatsempfinden ist in einer Weise ausgebildet, die fast krankhaft erscheint und ihn, der sonst die Besonnenheit selbst ist, zu den unbesonnensten Handlungen hinreißt. Das Heimweh hat manchen Soldaten schon fahnenflüchtig gemacht. Zuweilen offenbart sich das Heimatsgefühl in geradezu rührender Art. Es tritt bei einem äußeren Anlaß plötzlich und überraschend aus der Tiefe eines Innenlebens hervor, das sich bislang wie die zarte Blume, die den rauhen Windhauch fürchtet, verborgen hielt. Als ein junges Mädchen des Kalenberger Menschenschlages, dessen Grobschrötigkeit sprichwörtlich ist, von Haus kam, da

nahm es Abschied von der Heimstätte, indem es verstohlen die Hausschwelle küßte und der Ziege „auf dem Stalle" einen Schopf Haare ausriß zum Angedenken an die Heimat in der Ferne. — Das ist der Bauer von altem Schrot und Korn, in seiner Eigenart und Sonderheit auf dem entlegenen Gehöfte.

An den Stätten, wo der Verkehrsstrom aber in mächtigem Wogenschwall vorüberrauscht, und wo im Kreisel des Lebenskampfes so viele Gegensätze aneinanderstoßen, da schleifen sich, nicht immer zum Vorteil ihrer Träger, die Eigenarten zu einer uniformen Glätte ab wie die unebenen Flächen des Kiesels im Strudel des Gießbaches. In jenen Gegenden indes, über die sich noch nicht in ausebnender Breite die glitzernden Wellen der modernen Kultur ergießen, wo noch der Gesundbrunnen des Volkes liegt, aus dem es seine Verjüngung erfahren muß, in unsrer Zeit des Industrialismus und der geistigen Überproduktion, die dem Menschen so mancherlei nutzbare Kräfte gab, ihm aber seine beste, die Nervenkraft, nahm — hier sind sogar unter den niedersächsischen Bewohnern der einzelnen Landesteile, wie des Kalenbergschen, Lüneburgschen, Hildesheimschen und Harzgebiet gewisse Körper- und Charakterunterschiede der niedersächsischen Stammesart noch erkennbar. Der Kalenberger ist vierschrötig und schwerfällig, grob wie Bohnenstroh, treuherzig und von einer derben Ehrlichkeit, hart und knorrig wie die Eichheister in den Waldungen seiner Deisterberge. Sein Nachbar im Stift Hildesheim, von zarterer Organisation, tritt uns schon manierlicher entgegen; er ist agiler, gefügiger und unternehmungslustiger. Während jener mehr cholerischen, ist dieser mehr sanguinischen Temperamentes. Der Lüneburger oder Heidbewohner stellt sodann das Phlegma in der Reihe der Temperamente dar. Jene Beschaulichkeit, Sinnigkeit und Genügsamkeit, die über der Heide liegt, breitet sich auch über das gleichmütige Wesen seiner Bewohner aus. Der Harzer schließlich, in dessen Adern vielfach das Frankenblut fließt, gilt für leicht erregbar und gerieben, flink im Denken und Handeln.

Allein, wenn auch in unsern Tagen bruchstückweise noch vorhanden, so geht doch der Bauernstand unaufhaltsam seinem Untergange entgegen. Es ist gleichsam die Vorahnung davon, wenn der Großvater von seinem Enkel, der die hohe Schule in der Stadt besucht, bedauernd äußert, daß er aus der Art geschlagen sei. So ergeht es seinem ganzen Stande. Die Einwirkungen der Außenwelt auf das Bauerntum sind mächtiger, als sein Beharrungsvermögen. Was trägt nicht alles zur Zersetzung des historischen Bauernstandes bei! Die ungeahnten Fortschritte der Naturwissenschaften in ihrer Anwendung auf die Landwirtschaft, die gewaltigen Errungenschaften der Technik, die sich in ihrer Nutzbarmachung für den Ackerbetrieb bis in das entlegenste Heiddorf Eingang verschafften, die modernen Verkehrsmittel, ferner die Vervollkommnung der Lehrmittel und damit die erweiterte Schulbildung auf dem Lande, sowie die Tagesliteratur — das alles sind Außendinge und Mächte, die so gewaltig in das Leben des Bauern eingriffen, daß es eine vollständige Umgestaltung erfahren mußte. Ihren Einflüssen gegenüber vermögen die alten Sitten und Gebräuche, die Denk- und Anschauungsweise, die Sprache, das Althergebrachte und Überkommene, die Kleidung, die Wohnung, kurz: die ganze bisherige Lebensweise des Bauern in seiner Sonderheit und Eigenart nicht mehr standzuhalten. Das ist der Sturmwind der modernen Zivilisation, der von dem schon halb verdorrten Baum des historischen Bauernstandes auch die letzten grünen Blätter hinwegfegt, so daß als kahler Stamm nur die Standesbezeichnung auf die Nachwelt überkommt.

Den ersten Stoß zur Entartung erhält das Bauerntum allemal vom Sitze des Industrialismus, von der Stadt. Gleich den Kreiswellen nach dem Steinwurf in das Wasser, so ziehen von jenem wirtschaftlichen Zentrum aus die Nivellierungswellen immer weiter auf das platte Land. In den benachbarten Ortschaften der Großstadt ist das Bauerntum schon ganz verschwunden. Zwischen Städter und Landmann ist der Unterschied verwischt. Der Bauernsohn flaniert mit Glacéhandschuhen und Spazierstöckchen auf der großstädtischen Promenade, und die Bauerntochter wird bei ihren Einkäufen in den Kaufmannsläden als gnädiges Fräulein

tituliert. „Unser Haushalt ist ganz städtisch eingerichtet!“ So sagte mir in meinem Heimatsdorfe, das einige Stunden von Hannover liegt, eine Bauersfrau, die vor zwanzig Jahren noch mit dem Milcheimer aus dem Kuhstall ging. Der Ausspruch ist bezeichnend für unser heutiges Bauerntum in der Nachbarschaft der Großstadt, die mit ihren stundenweit auf das platte Land ausgreifenden elektrischen Straßenbahnen die Umgebung in ihr wirtschaftliches Gebiet zieht.

Wie auch in Landstrichen, die mehr vom Verkehr abliegen, die veränderten Erwerbsverhältnisse den Bauer aus den Gleisen seines Standes werfen, das lehren die wirtschaftlich-sozialen Zustände im Ölgebiet der Wietze in der Lüneburger Heide. Durch den Verkauf der Ölländereien oder durch die Veräußerung des Mutungsrechtes sind die Heidbauern, die vor wenigen Jahren noch unter mühseliger Arbeit ihren armseligen Äckern eine notdürftige Ernte abrangen, jetzt reiche Herren geworden, die mit dem Gelde kaum zu bleiben wissen. Daß ein solcher Goldstrom, der sich in jene Heidgegend ergoß, dort die größten sozialen Umwälzungen hervorrufen muß und schon bei den Kindern der jetzigen Ölbauern jede Standeseigenheit hinwegspült, das liegt auf der Hand. Waltete vordem im Wietzegebiet der solide Sinn für eine gleichmäßige, regsame Arbeit, ein zufriedener Gleichmut im Tun und Treiben, so herrscht dort jetzt die wilde Spekulation mit all ihren entsittlichenden Begleiterscheinungen. Sobald der Bauer sich der Spekulation hingibt, sei es irgendwelcher Art, dann ist er wie Faust dem Satan verfallen. Er ist ein andrer geworden. Er büßt dann gerade jene Eigenschaften ein, die für ihn charakteristisch sind: die Ruhe und Besonnenheit, das zaudernde Abwägen, ehe er zum Handeln schreitet, das Mißtrauen gegen Neuerungen, Ernst und Würde, die Gelassenheit und Sicherheit im Auftreten. Auf dem unsicheren Boden der Spekulation macht er Kapriolen wie der Esel auf dem Glatteise. Der Bauer ist nur zu Hause auf dem festen Grunde einer gleichmäßigen und stetigen Erwerbstätigkeit. Als vor Jahrzehnten die amerikanischen und rumänischen Papiere einen verlockend hohen Kurs zeigten, kam ein pfiffiger Bauer meines Ortes auf den Gedanken, in Papieren zu spekulieren. Seinem satanischen Einfluß gelang es, daß die meisten Hofbesitzer wie er selbst ihre Ländereien an die benachbarte Domäne verpachteten. Der Ackerbau, der jahrhundertelang auf den Höfen betrieben war und zahlreiche ländliche Arbeiterkräfte beschäftigt hatte zum Wohle aller, ging plötzlich in den Großbetrieb über. Auf den Meierhöfen des Dorfes herrschte eine unheimliche Stille, da ihnen nur wenige Morgen Land für den Hausbedarf verblieben waren. Der Bauer war Privatmann geworden, der sich aus der Landeskreditkasse auf seinen Hof Gelder lieh, um damit zu spekulieren, statt den Pflug zu führen. Und wie war das Ende? Eine Dorftragödie könnte man es nennen. Unser Pfiffikus, der unheilvolle Geist des Dorfes, trieb, von den Krallen der Habgier erfaßt, Wuchergeschäfte und Hofausschlachtereien und endete schließlich im Zuchthause, während seine verblendeten Opfer bei ihren Spekulationspapieren nur Schaden erlitten.

Auch wo das Bauerntum solchen unmittelbaren Einflüssen wie der verderblichen Großstadtluft und den glänzenden Erwerbsverhältnissen durch industrielle Unternehmungen nicht ausgesetzt war, da sind doch schon auffallende Veränderungen mit ihm vorgegangen. Die Tracht, die der Enkel noch bei den Großeltern sah, ist verschwunden. Ob auf dem Lande oder in der Großstadt, ob auf einem hildesheimschen Dorfe oder in Berlin, die Kleidung der Bewohner ist gleich. An die Zeit, als in jedem Hause der Webstuhl klapperte zur Herstellung des eigenen Zeuges, erinnern die in Ecken und Winkel des Gehöftes vielleicht noch zerstreuten Rudera jenes Hausgerätes, nach dessen Gebrauch die Kinder die Eltern verwundert fragen. Wie mit der Kleidung, so ist es auch mit der Wohnung bestellt. Das niedersächsische Bauernhaus — wir haben hier durchweg die bäuerlichen Zustände Niedersachsens im Auge — wird immer seltener in den Dörfern. Um es als wertvollsten kulturhistorischen Erinnerungsbau, unter dessen Dache sich das Bauerntum einer entschwindenden Zeitepoche abspielte, der Nachwelt zu erhalten, nimmt sich seiner der

Kulturhistoriker an. Als den Hauptbestandteil des vaterländischen Museums überführt er es vom Lande nach der Stadt. Denn das alte Bauernhaus mit dem Strohdach und den gekreuzten Pferdeköpfen als Giebelbekrönung, dem niedrigen, großen Herde ohne Schornstein spiegelt in seiner Anlage und Bauart gleichsam den niedersächsischen Bauerncharakter wider.

Es liegt in seinem Fachwerkbau mit dem blendend weißen Kalkanstrich, umgeben von hochragenden Eschen, oder Eichen so behaglich und zurückgezogen im Hofe, wie eine Verkörperung jener Behäbigkeit, Gemächlichkeit und des Gefühls des sicheren Besitzstandes, welche das nervöse Hasten der Welt nach äußerer Geltendmachung nicht kennt, sondern in der Genügsamkeit und Zufriedenheit das erstrebenswerte Ziel des Daseins erblickt, das nur ein gleichmäßiger, von Besonnenheit geleiteter Schritt erreicht. In seiner ursprünglichen Gestalt trifft man das alte Bauernhaus nur noch vereinzelt im nördlichen Flachlande Niedersachsens. In unsrer Gegend, im Leine- und Innerstetal, wurden die Häuser schon seit Generationen mit einigen auf die Bequemlichkeit abzielenden Abweichungen erbaut. Solche weist auch mein Elternhaus auf, das aus dem Jahre 1793 stammt. Die Giebelseite des einstöckigen, langgestreckten Hauses, das Scheune und Wohnhaus zugleich bildet, liegt nach der Dorfstraße. Hier ist der Haupteingang oder die „lange Düer", die aus zwei Flügeln besteht, wovon der eine Flügel, der in eine obere und eine untere Hälfte geteilt ist, als eigentliche Haustür dient. Während der rechte Flügel mittelst eines sinnreich hergestellten Holzstechers, der zugleich den Verschluß des linken Flügels abgibt, fest dem mittleren Türständer oder „Dössel" anliegt, gegen den beide Flügel schlagen, trägt der linke Flügel die Türklinke. Der obere quere Türbalken enthält, in Holz gehauen, die Namen des Hauserbauers und seiner Ehefrau. Durch die „lange Düer" treten wir auf die große Diele, die aus festgestampfter Tonerde hergestellt ist. Zu beiden Seiten der Diele sind die Ställe, darüber Böden, von denen man mittelst Leitern den „Balken" erreicht, das hohe Dachgeschoß, das vornehmlich die Erntevorräte birgt. Den hinteren Teil des Hauses machen die Wohnräume aus. Die Diele läuft an ihrem Ende rechts und links in einen schmalen Quergang aus, von dem es in die niedrigen, aber wohnlichen Zimmer geht. Hier, am Grunde der Diele, zwischen zwei Stuben, liegt die Küche mit dem Backsteinherd, über den sich der Rauchfang als die weite Mündung des Schornsteins erhebt. Linksseitig führt der quere Dielengang zur „lütjen Düer" in den Obst- oder Grasgarten. Zu den oberen Räumen gelangt man von der Diele auf einer steilen, schmalen Treppe, die uns zu einem Gang, einer Art Korridor, bringt, dessen freie, nach der Diele gekehrte Seite ein Geländer einfaßt. An diesem Vorplatze liegen die Türen der einzelnen Kammern, wozu auch die vom Schornstein durchsetzte Rauchkammer gehört, in der das Eingeschlachtete, Schinken, Speck und Wurst, geräuchert wird. Die große Diele mit dem Küchenherd ist nicht nur räumlich der Hauptteil des niedersächsischen Hauses, sondern sie spielt auch im häuslichen Leben und Treiben die Hauptrolle. Für alle wichtigeren Arbeiten in der Hauswirtschaft und für alle bedeutungsvolleren Ereignisse im Familienleben gibt die Diele, wo alle Türen des Hauses münden, die Sammelstelle und den Schauplatz ab. Auf die große Diele führt der Ackerwagen mit der Ernte, hier wird das Getreide gedroschen, das Saatkorn gereinigt und das Vieh geschlachtet. Auf der Diele versammeln sich die Hausgenossen zu den Festlichkeiten. Sie dient als Eß- und Tanzsalon bei Hochzeiten und Kindtaufen; als Raum, wo die Leiche aufgebahrt wird und als Versammlungsort, wenn ein schweres Gewitter die Hausinsassen nachts aus den Schlafstätten scheucht. Auf der Diele am Balken nistet auch die Schwalbe. Entwöhnt sie sich jemals dem Hause, dann bricht nach dem Volksglauben das Unglück über den Hof herein.

Seit einem Menschenalter gelten diese Häuser schon als altväterisch. Sie sind verdrängt worden durch charakterlose Backsteinbauten ohne jedweden Stil, die weder städtisch noch ländlich sind. Es ist ein Mischmasch, genau dem Standescharakter des heutigen Bauern entsprechend, welcher Charakter durch nichts besser gekenn-

zeichnet wird als durch sein Wohnhaus. War die Einrichtung des alten Bauernhauses einfach und behaglich, anheimelnd, wie übergossen von dem Hauch eines patriarchalischen Familienkreises und umstrickt von dem poesievollen Reiz des ländlichen Stillebens, so ist die Ausstattung des modernen Bauernhauses städtisch, oft luxuriös, kalt und frostig, steif und förmlich. Es strömen die Räume jene Nüchternheit und Gleichgültigkeit aus, wie wir sie empfinden beim Betreten eines Möbelmagazins.

Gleich der Wohnung drückt ferner die Sprache die Standeseigenart des Bauern aus. Seine Sinnes- und Gemütsart, seine Anschauungs- und Denkweise, sein innerliches Verhalten den Außendingen gegenüber, das alles gibt die Sprache wieder in eigentümlichen Wortbildungen, die oft den Naturlauten entlehnt und in treffenden, anschaulichen Bildern und Gleichnissen, aus Vorgängen und Erscheinungen in der Natur und dem Ackerbau entnommen sind, des Bauern nächster Umgebung, mit der er durch tausend Fasern so innig verwachsen ist wie der Baum mit dem Erdreich. Dieser geistige Bestandteil seiner Standesart ist ebenfalls im Verschwinden. Das plattdeutsche Idiom wird verdrängt durch die hochdeutsche Schriftsprache. Selbst da, wo noch das Plattdeutsch gesprochen wird, läßt sich nachweisen, daß mancher charakteristische Ausdruck und manche treffenden Redewendungen sowie bezeichnende Bilder und Gleichnisse aus der plattdeutschen Sprache verschwunden sind. Die Söhne verstehen nicht mehr die Ausdrucksweise der Väter!

Wie groß der Einfluß der veränderten Lebensbedingungen, die Einwirkung der modernen Kultur auf den historischen Bauernstand ist, das lehrt endlich der Umstand, daß von den Kindern eines bäuerlichen Elternpaares die Mehrzahl dem angestammten Berufe entsagt und zu andern Erwerbsarten greift. War es früher Herkommen, daß der Bruder neben dem Hoferben auf dem Gehöft als Knecht verblieb und später in eine kleinere Stelle heiratete oder daß er Soldat wurde, um hernach in den Subalterndienst zu treten, so wird er jetzt Kaufmann, Ökonomieverwalter, Offizier oder er wendet sich den gelehrten Berufsarten zu. Nicht zum wenigsten hat auch die Institution des einjährig-freiwilligen Militärdienstes mit dem Reserveoffiziertum zum Verfall des alten Bauernstandes beigetragen. Wenn irgend nur der Bauernsohn über die geistigen Mittel verfügt, so wird er Einjähriger. Und alsdann ist der Bruch mit den Standessonderheiten gegeben. Der junge Mann gehört jetzt zur Gesellschaft. Die Bezeichnung Bauer, dieser Ehrenname, den sein Vater noch mit berechtigtem Stolz im Munde führte, gilt für ihn als Beleidigung. In der Tat, es ist ein gewaltiger Umschwung im Bauerntum eingetreten, der sich schon äußerlich in vielfachen Zeichen kundtut, im Haben und Gebahren. Vormals fuhren die Bauersleute mit einem Brettleiter- oder einem Korbwagen auf Besuch und nach der Stadt, ihr Sohn oder Großsohn bedient sich heute dazu des Jagdwagens oder Landauers. Noch vor wenigen Jahrzehnten sah man die Töchter des Bauern tätig auf dem Hofe, in den Ställen und auf der Dreschdiele. In unsern Tagen spielen sie Klavier, blättern in Modejournalen, besuchen Pensionen und lernen den Haushalt. So sind denn seit Jahren die mannigfachen Kräfte der modernen Kultur im Gange, den historischen Bauernstand in seinen Sonderheiten, der bislang gleich einem Granitblock dem Aufbau des Volkstums eingefügt war, aufzulösen. Und er zerfällt jetzt wie Mergel, um in der allgemeinen Unterschiedslosigkeit des Weltbürgertums aufzugehen.

Politische Rundschau.

Berlin, Mitte November.

Nach den Handelsverträgen mit Italien, Rußland und Rumänien ist nun auch der mit der Schweiz von Deutschland unterzeichnet worden. Der Staatssekretär Graf Posadowsky und die deutschen Kommissare begaben sich dann nach Wien, um dort und in Budapest die Verhandlungen über den mit Österreich-Ungarn abzuschließenden Vertrag fortzuführen. Faßt man das Gesamtergebnis ins Auge, so gebührt der unermüdlichen Tätigkeit des Reichskanzlers, des Staatssekretärs Freiherrn von Richthofen und des Grafen Posadowsky volle Anerkennung. Daß es dem Grafen von Bülow gelungen ist, alle Schwierigkeiten zu überwinden, die namentlich der Erneuerung des Handelsvertrages mit Rußland auf wesentlich veränderter Grundlage entgegenstanden, ist ein neuer Beweis seines diplomatischen Geschicks und nie versagenden Taktes. Es wäre irrig, anzunehmen, daß Rußland durch den Krieg gegen Japan gleichsam in eine Zwangslage versetzt worden sei. Da an den Minimalzöllen auf Getreide unter allen Umständen festgehalten werden mußte, hat Rußland, indem es diese annahm, keineswegs erschwerende Bedingungen über sich ergehen lassen. Anderseits darf mit Zuversicht erwartet werden, daß die deutsche Industrie für die der Landwirtschaft gewährten Vorteile nicht allzusehr wird „bluten" müssen. Obgleich die vereinbarten Zollsätze noch geheimgehalten werden, verlautet doch, daß namentlich die deutsche Textilindustrie bei der Ausfuhr nach Rußland nicht schwer getroffen werden soll. Im Hinblick auf die zahlreichen Arbeiter, die in dieser Industrie ihren Unterhalt finden, wäre ein solches Ergebnis der abgeschlossenen Verhandlungen mit besonderer Genugtuung zu begrüßen.

Auch die Erneuerung der Handelsverträge mit Rumänien stieß auf Schwierigkeiten, an deren Überwindung jedoch kaum gezweifelt werden konnte, nachdem die russische Getreideausfuhr nach Deutschland vertragsgemäß ihre Grundlage erhalten hatte. Aus demselben Grunde darf erwartet werden, daß Ungarn sich die Getreideausfuhr nach Deutschland wird sichern wollen, und Graf Posadowsky nicht mit leeren Händen aus Wien und Budapest zurückkehren wird. Der deutsche Reichstag wird also sehr bald in der Lage sein, sich mit der endgültigen Annahme der neuen Handelsverträge zu beschäftigen.

Seit Beginn des russisch-japanischen Krieges waren die Bemühungen der europäischen Großmächte sowie der Vereinigten Staaten von Amerika darauf gerichtet, das blutige Ringen im äußersten Osten lokalisiert zu sehen. Von diesem Gesichtspunkte aus begreift man die Besorgnisse, die sich hier und da regten, als die baltische Flotte Rußlands auf der Fahrt nach den ostasiatischen Gewässern bei dem beklagenswerten Zwischenfalle in der Nordsee die englische Fischerflotte beschoß, wobei zwei britische Fischer getötet wurden. So hoch gingen die Wogen der Erregung in der englischen Presse, daß immerhin mit einer Verwicklung der internationalen Lage gerechnet werden mußte, wenn anders es nicht gelungen wäre, einen Ausgleich

auf diplomatischem Wege herbeizuführen. Erfreulicherweise bekundeten die amtlichen Stellen Englands von Anfang an im Gegensatze zu der Presse ihres Landes Kaltblütigkeit, zumal da man sich in den maßgebenden Kreisen nicht verhehlen konnte, daß die Russen sicherlich nicht gegen harmlose Fischer ihre Geschütze richten wollten. So unerklärlich schien der Zwischenfall, daß in St. Petersburg erst der Bericht des kommandierenden russischen Admirals abgewartet werden mußte. Kaiser Nikolaus II. unterließ nicht, seinem Bedauern über den Vorgang Ausdruck zu geben; auch konnte kein Zweifel darüber obwalten, daß die schwerbetroffenen Familien der englischen Fischer angemessene Entschädigungssummen erhalten würden. In der Sache selbst wurde jedoch von russischer Seite daran festgehalten, daß erst Klarheit geschaffen werden müßte, ehe durch die von England geforderte Bestrafung der „schuldigen Offiziere" Genugtuung gewährt werden könnte.

So entstand die Schwierigkeit, festzustellen, in welcher Weise die „Schuldfrage" zu lösen sei, da die Darstellung in dem Berichte des russischen Admirals sehr wesentlich von den Schilderungen der englischen Presse abwich. Eifrig war die Diplomatie Rußlands und Englands am Werke, und es war ein glücklicher Gedanke, die Ideen des Schiedsgerichtshofes im Haag, dessen Errichtung auf die friedliche Initiative des Kaisers von Rußland zurückgeführt werden muß, im vorliegenden Falle verwertet zu sehen. Auch der französische Botschafter in London, Cambon, ließ es nicht an Bemühungen in dieser Richtung fehlen. Zu solch friedfertigem Verhalten hatte Frankreich besonderen Grund. Hätte England aus einem Anlasse, der im Zusammenhange mit militärischen Vorbereitungen für den ostasiatischen Krieg stand, sich mittelbar in diesen Krieg verwickeln lassen, so war für Frankreich, die mit Rußland verbündete Macht, der casus foederis gegeben. Man begreift daher das Gefühl der Erleichterung, als die russische und die englische Diplomatie sich dahin geeinigt hatten, daß ein internationales Schiedsgericht mit der Prüfung der Schuldfrage betraut werden sollte.

Da die englische Presse in ihrer lebhaften Erregung verlangt hatte, daß das baltische Geschwader bis zur Erledigung der Schuldfrage angehalten und erforderlichenfalls durch Gewalt an der Fortsetzung der Fahrt verhindert werden sollte, wurde nach dem Eintreffen dieses Geschwaders in dem spanischen Hafen Vigo hier und da angenommen, daß es bis zur Lösung des Zwischenfalls dort verbleiben würde. Mißverstandene Äußerungen in einer Rede des englischen Conseilpräsidenten trugen zur Verstärkung dieser Vorstellung bei, weshalb sich dann in der öffentlichen Meinung Englands fast allgemein das Gefühl der Enttäuschung regte, als das russische Geschwader Vigo verließ und nur vier Offiziere zurückblieben, die allein bei der späteren Entscheidung der Schuldfrage in Betracht kommen sollten.

Wiederum bewährten die amtlichen Kreise Englands maßvolle Ruhe, indem sie trotz der leidenschaftlich erregten Erörterungen der englischen Presse an ihren friedfertigen Dispositionen festhielten, die auch in Deutschland einen lebhaften Widerhall fanden. Die deutsche Presse hatte nicht den geringsten Grund, englischer zu sein als die amtlichen englischen Kreise, wie berechtigt auch das Mitgefühl für die Opfer des Zwischenfalls in der Nordsee erscheinen muß. Da das baltische Geschwader so rasch wie möglich in die ostasiatischen Gewässer gelangen soll, um der schwerbedrängten Besatzung Port Arthurs, falls diese Festung sich noch so lange halten sollte, zu Hilfe zu kommen, mußte die russische Regierung das größte Gewicht darauf legen, ihre Kriegsschiffe nicht durch die Untersuchung des internationalen Schiedsgerichts festhalten zu lassen, wodurch möglicherweise der ganze Zweck des baltischen Geschwaders wäre vereitelt worden.

Auch liegen jetzt, abgesehen von dem amtlichen Berichte des kommandierenden russischen Generals, authentische Mitteilungen vor, aus denen erhellt, daß die russischen Offiziere bei dem Zwischenfalle in der Nordsee sich jedenfalls in dem guten Glauben befanden, einen Akt der Notwehr durchzuführen. Erst durch die Untersuchung des internationalen Gerichtshofes kann festgestellt werden, auf welcher positiven Grundlage

dieser gute Glauben beruht. Der zweite Kommandant des russischen Admiralschiffes „Suwarow" und drei andre russische Offiziere begründen das Vorgehen ihrer Flotte ebenso, wie es bereits in dem Berichte des Admirals Roschdestwensky geschehen ist. Zunächst wird darauf hingewiesen, nicht allein vor der Abfahrt des Geschwaders sei der Admiral von der Anwesenheit von Japanern in den dänischen Meeresengen und in der Nordsee benachrichtigt worden, sondern auch während der Fahrt und namentlich, als er in die Nordsee dampfte. Aus sicheren Quellen wollen die russischen Offiziere die Meldung erhalten haben, daß in den skandinavischen Fjorden sich zwei japanische Schiffe aufhielten, die etwas abzuwarten schienen und verschiedene Flaggen führten. Was den Zwischenfall selbst betrifft, so wird in der russischen Darstellung hervorgehoben, daß in dem kritischen Moment das russische Geschwader sich vorn befand und das Transportschiff „Kamtschatka", das in gewisser Entfernung hinten fuhr, ganz deutlich zwei Torpedoboote wahrnahm. Fast in demselben Augenblicke verzeichneten die Apparate des Funkentelegraphen des Geschwaders eine von der „Kamtschatka" kommende Frage, die den Admiral in Erstaunen setzte. Da sie in ganz ungewöhnlichen Ausdrücken abgefaßt war, befahl der kommandierende Admiral, nicht zu antworten. Die russischen Offiziere halten dafür, daß eine Kriegslist der fremden Schiffe vorlag, da, wie sich herausstellte, die „Kamtschatka" überhaupt keine Frage gestellt hatte, weshalb angenommen werden muß, daß der Feind sich über die Dispositionen des Geschwaderkommandanten unterrichten wollte. Das Original der durch den Funkentelegraphen übermittelten Depesche soll denn auch dem internationalen Schiedsgericht vorgelegt werden.

Als dann der Admiral gewahr wurde, daß zwei Torpedoboote, und zwar die von der „Kamtschatka" bemerkten, mit vermehrter Geschwindigkeit das Geschwader überholten, erteilte er Befehl, auf diese Boote zu schießen. Zugleich bestreitet der Admiral mit aller Entschiedenheit, daß auf die Fischerboote gezielt worden sei. Vielmehr will er, gerade weil Zufälle zu befürchten standen, das Feuer eingestellt haben.

Nicht hervorgehoben wird in dieser Darstellung, daß auch zwei englische Fischer bekundet haben sollen, sie hätten in ihrer Mitte zwei fremde Torpedoboote wahrgenommen. Da nun von englischer Seite behauptet worden ist, das russische Geschwader habe eigene Torpedoboote für japanische gehalten und auf sie gefeuert, muß auf die weiteren Aussagen der russischen Offiziere hingewiesen werden. Nach diesen befanden sich zur Zeit des Zwischenfalls die russischen Torpedoboote bereits im Kanal. Von den acht Torpedobooten, die Libau verlassen hatten, erlitt eines bei der Ausfahrt aus den dänischen Meeresengen Havarie und mußte nach dem russischen Hafen zurückdampfen, während die sieben andern sich nicht bei dem Geschwader befanden, als der Zwischenfall erfolgte. Die russischen Offiziere werden daher vor dem internationalen Gerichtshofe erklären, daß, wenn Torpedoboote in der Nähe des Geschwaders gesehen worden sind, es unmöglich russische gewesen sein können. Da ferner ein Torpedoboot in den Grund gebohrt worden sein soll, müßte es ein fremdes gewesen sein.

Wollte man selbst annehmen, daß die Nerven der russischen Offiziere durch alarmierende Meldungen und Gerüchte überreizt waren, so lauten doch die Angaben des kommandierenden Admirals und einer Anzahl russischer Offiziere so bestimmt, daß der internationale Gerichtshof die auf diese Punkte bezügliche Untersuchung mit peinlichster Gewissenhaftigkeit wird führen müssen. Daß dem Admiral das Schicksal einiger Kriegsschiffe auf der Reede von Port Arthur vorschwebte, und daß er das Gefühl seiner Verantwortlichkeit zu überschätzen geneigt war, wird unter allen Umständen in Betracht gezogen werden.

Die Unternehmungslust der Japaner mußte anderseits dazu beitragen, das russische Mißtrauen zu steigern. Wird doch nach zuverlässigen Mitteilungen aus Paris berichtet, der japanische Gesandte mache dort kein Hehl daraus, daß er nach jedem Erfolge der japanischen Streitkräfte von zahlreichen Mitgliedern der polnischen Kolonie Glückwunschschreiben und andre Kundgebungen mit der Versicherung erhalten

habe, der Aufstand in Polen stände zu erwarten, sobald erst Rußlands westliche Bezirke völlig von Truppen entblößt seien. Rechnet nun Japan mit solchen Wirkungen in der Ferne, so kann man in Tokio nicht darüber erstaunt sein, daß auch der japanische Wagemut von den Russen höher eingeschätzt wird.

Wie Port Arthur das erste Angriffsobjekt der Japaner im ostasiatischen Kriege war, sind jetzt alle Bemühungen der Russen darauf gerichtet, diesen wichtigen Punkt zu halten. Aber wie es der Offensive Kuropatkins nicht gelang, die Linien der Japaner zu durchbrechen und Port Arthur zu entsetzen, wird aller Wahrscheinlichkeit nach die baltische Flotte viel zu spät in den ostasiatischen Gewässern eintreffen, um noch das Schicksal der mit Heroismus verteidigten Festung abwenden zu können. Der Heldenmut des Generals Stössel und seiner Besatzungstruppen sind anderseits über jedes Lob erhaben. Ein zuverlässiger Bericht, der allerdings sehr bald durch entscheidende Ereignisse überholt werden könnte, schildert, wie Tag für Tag, Woche für Woche die Japaner die russischen Stellungen und die Forts zu erstürmen versuchten, wie sie immer wieder mit ungeheuren Verlusten zurückgeschlagen wurden, indessen stets von neuem zum Angriff vorgingen, bis die Anstrengungen, wenn auch nur in beschränkterem Maße, zu Teilerfolgen führten. Aus den russischen und den japanischen Schilderungen erhellt deutlich, mit welchem Heldenmute auf beiden Seiten gekämpft wird. Wer aber möchte, auf welcher Seite seine Sympathien auch sein mögen, das Ende des blutigen Ringens nicht herbeiwünschen?

In Italien fanden die Neuwahlen für die Deputiertenkammer, nachdem diese durch königliches Dekret aufgelöst worden war, am 6. November statt. Die am 13. November vollzogenen Stichwahlen ließen dann noch deutlicher erkennen, daß die Regierungsmehrheit verstärkt aus dem Wahlkampfe hervorgegangen ist, während die extremen Parteien eine Anzahl Mandate verloren haben. Das Ministerium Giolitti hatte den psychologischen Augenblick für die Neuwahlen günstig gewählt, da durch den von der äußersten Linken willkürlich heraufbeschworenen allgemeinen Ausstand, diese „Generalprobe der Revolution", alle bürgerlichen Parteien auf den Plan gerufen wurden. Wenn nun eine Anzahl Wahlkreise den Sozialisten entrissen wurde, so war dies ein Erfolg der „Sammlungspolitik" der bürgerlichen Parteien.

Ein bezeichnendes Moment der jüngsten italienischen Wahlen war auch die Tatsache, daß die Katholiken mehr als bisher sich an diesen politischen Wahlen beteiligten. Die von den früheren Päpsten Pius IX. und Leo XIII. ausgegebene Losung, daß die Parteigänger des Vatikans weder aktiv noch passiv in den politischen Wahlkampf eintreten sollten, ist von Pius X. allerdings nicht formell aufgehoben worden. Als gewiß darf jedoch gelten, daß der Papst das Non expedit auch nicht wiederholt hat: die Formel, die sonst bei allgemeinen Wahlen stets von neuem eingeschärft wurde. Als einige Bischöfe sich deshalb nach Rom um Rat wendeten, wurde ihnen, wie versichert wird, der Bescheid erteilt, sie sollten, falls sie einen Dispens für notwendig hielten, ihn erteilen. Deshalb wird auch angenommen, daß die Stimmung für die Beseitigung des Non expedit günstiger geworden ist.

Während das Ministerium Giolitti mit dem Ausfalle der Wahlen zufrieden sein kann, müssen die Vorgänge, die sich in Innsbruck aus Anlaß der Eröffnung der italienischen Unterrichtskurse zugetragen haben, wie in allen gemäßigten Kreisen Österreich-Ungarns, auch in Italien tiefes Bedauern erregen. Daß Angehörige der beiden Kulturnationen, die doch auch innerhalb des österreichischen Staatsverbandes aufeinander angewiesen sind, sich zu den ärgsten Ausschreitungen hinreißen ließen, muß aufs tiefste beklagt werden. Völlig aussichtslos erscheint nach diesen Vorgängen, daß in Innsbruck neben der deutschen Universität italienische Unterrichtskurse derselben Kategorie erfolgreich wirken können. Als einzige Lösung dieser Universitätsfrage bietet sich vielmehr nur die Errichtung einer im italienischen Sprachgebiete Österreichs zu errichtenden Hochschule dar. Nur auf diese Weise können blutige Konflikte, wie sie in Innsbruck zum Nachteil für die gemeinschaftlichen Kulturbestrebungen der beiden Nationen sich ereigneten, in Zukunft vermieden werden.

Präsident Roosevelt ist am 8. November wiedergewählt worden. Allerdings wurden zunächst die Elektoren für die Wahl des Präsidenten der Union ernannt. Da diese jedoch mit imperativem Mandate versehen sind, konnte der Mitbewerber um die höchste Würde der Vereinigten Staaten, Parker, noch am Wahltage in seinem Glückwunschtelegramm an Roosevelt betonen: „Das Volk hat durch seine Abstimmung Ihre Verwaltung nachträglich gebilligt." In Deutschland ist der mit großer Stimmenmehrheit erzielte Sieg Roosevelts mit lebhafter Genugtuung aufgenommen worden. Noch in diesen Tagen wurde gemeldet, daß von amtlicher amerikanischer Seite die Initiative zu einem Schiedsgerichtsvertrage mit Deutschland ergriffen worden ist, wie denn auch im übrigen die Beziehungen zwischen den Vereinigten Staaten und Deutschland sich durchaus freundschaftlich gestaltet haben. Kaiser Wilhelm hat dieses erfreuliche Verhältnis charakterisiert, indem er unmittelbar nach der Wahl Roosevelts an diesen telegraphierte: „Meine aufrichtigsten Glückwünsche! Möge der Himmel Ihnen Segen verleihen! Quod bonum, felix faustumque sit populo Americano!"

Mögen immerhin die Parteigänger Parkers den sogenannten Imperialismus Roosevelts befehdet haben, so ist doch durch die überwältigende Mehrheit, mit der dieser als Sieger aus dem Wahlkampfe hervorgeht, erhärtet worden, daß die Entschiedenheit, mit der Roosevelt die Weltmachtstellung der Vereinigten Staaten aufrechterhalten wissen will, dem amerikanischen Volke überwiegend sympathisch ist. Durch Fragen nach der Art derjenigen, ob die Philippinen dieselbe Unabhängigkeit erhalten sollen wie Kuba, konnte die Präsidentenwahl nicht beeinflußt werden. Im übrigen wichen die Wahlprogramme des republikanischen und des demokratischen Kandidaten nicht, wie früher, in wesentlichen Punkten voneinander ab. Die noch in der letzten Phase des Wahlkampfes gegen Roosevelt erhobene Anschuldigung, er habe den Trusts gegenüber weitgehende Verpflichtungen übernommen, ist sogleich in authentischer Weise widerlegt worden. Gerade die Lauterkeit des Charakters des nun auf vier Jahre wiedergewählten Präsidenten der Union verbürgt, daß die Vereinigten Staaten auch in Zukunft das hohe Ansehen voll bewahren werden, das sie bereits unter den Großmächten und Staaten diesseits und jenseits des Weltmeeres genießen.

Der parlamentarische und publizistische Feldzug, der seit geraumer Zeit gegen den französischen Kriegsminister, General André, unternommen wird, hat nun zum Ziele geführt. In einem an den Präsidenten der Republik gerichteten Schreiben begründet der General seine Demission mit dem Hinweise, er wolle nicht eine Ursache zur Uneinigkeit in der republikanischen Mehrheit sein. Das im Kriegsministerium geübte System der Angeberei war in der Tat nicht geeignet, die Einigkeit innerhalb der Parteigruppen des bloc aufrechtzuerhalten. So schmolz die Regierungsmehrheit immer mehr zusammen. Darüber konnte auch die Tatsache nicht hinwegtäuschen, daß nach dem vom nationalistischen Deputierten Syveton in der Deputiertenkammer gegen den General André verübten brutalen Akte ein Vertrauensvotum für die Regierung mit großer Mehrheit beschlossen wurde. Für den Kriegsminister war die Situation eben unhaltbar geworden, und so zog er nur die notwendigen Konsequenzen, indem er sein Entlassungsgesuch einreichte. Zu seinem Nachfolger ist der sozialistisch-radikale Deputierte Berteaux ernannt worden, der in Frankreich trotz seiner bürgerlichen Stellung als agent de change als Autorität in militärischen Angelegenheiten gilt, wie er denn auch im Jahre 1902 Berichterstatter der Kammer für das Kriegsbudget war. Die Oppositionsparteien werden indessen gemäß dem Worte: L'appétit vient en mangeant das Ministerium Combes weiter befehden, indem sie nun allem Anscheine nach ihre besonderen Angriffe gegen den Marineminister Pelletan richten. Um in der kulinarischen Sphäre Rabelais' zu bleiben, der den erwähnten Ausspruch geprägt hat, könnte das Ministerium nach der Absicht seiner Gegner wohl wie eine Artischocke, blattweise, verzehrt werden.

Zur altchristlichen und mittelalterlichen Kunst in Italien.

1. Die Malereien der Katakomben Roms. Herausgegeben von Joseph Wilpert. Mit 267 Tafeln und 54 Abbildungen im Text. Freiburg i. Br., Herdersche Verlagshandlung. 1903.

Die Frucht fast fünfzehnjähriger rastloser Arbeit liegt in dem Werke Wilperts vor uns, welches gleichzeitig in deutscher und italienischer Sprache erschienen ist. Die deutsche Ausgabe wurde dem Fürstbischof von Breslau gewidmet; die italienische ist die erste literarische Huldigung gewesen, welche Pius X. nach seiner Thronbesteigung empfangen hat. Das ganze herrliche Vermächtnis, welches die Urkirche in den Katakomben Roms niedergelegt hat, ist in diesem monumentalen Werke zuerst erschöpfend behandelt und kritisch gesichtet worden; es ist die „Roma sotteranea" des 20. Jahrhunderts, die, weiterbauend auf Garrucci, Bosio und de Rossi und ihre Forschungsresultate verwertend, doch weit über sie hinausgeht nicht nur im Umfang und Inhalt des Textes, sondern auch in der bildlichen Wiedergabe der Katakombengemälde. Ein Lebenswerk ist hier geschaffen, das man nicht ohne Bewunderung betrachten kann, eine Arbeit, die den höchsten Einsatz aller Körper- und Geisteskräfte verlangte, die auch in ihrer glänzenden Ausstattung überhaupt erst mit den Mitteln moderner Technik möglich geworden ist. Nur die wenigen, welche die frühchristliche Gräbermetropole draußen vor den Toren Roms genauer kennen, können die äußeren Schwierigkeiten ermessen, die sich einem Unternehmen, wie es Wilpert ins Auge gefaßt hatte, entgegenstellen mußten. Nicht nur das nächtliche Dunkel galt es zu erhellen, um überhaupt arbeiten zu können, den Faden festzuhalten in dem weiten Gräberlabyrinth, auch an die moralischen und physischen Kräfte des Verfassers wurden die höchsten Ansprüche gestellt. Jahrelang im Finstern unter der Erde zu leben und zu arbeiten, dem Fieber zu trotzen, das den Besuch der Katakomben zu gewissen Jahreszeiten überhaupt unmöglich macht, das waren Anforderungen, denen sich nicht jeder gewachsen gezeigt hätte. Dazu kamen zahlreiche äußere Schwierigkeiten, die dem deutschen Forscher der Schule de Rossis gegenüber die Arbeit erschweren mußten, und die größten materiellen Opfer waren notwendig, sollte das Werk auch in seiner Ausstattung jene Höhe erreichen, die seine Bedeutung für die christliche Archäologie auf Jahrhunderte hinaus sichern mußte. Alle Hindernisse wurden überwunden, und als die eigenen Mittel des Autors erschöpft waren, fanden sich hochherzige Gönner — als vornehmster unter ihnen der deutsche Kaiser — welche die Vollendung des Werkes in dem Sinne, wie es begonnen und fortgeführt war, sicherstellten. So wird denn Wilperts Arbeit heute mit Recht als einer der glänzendsten Beiträge deutscher Wissenschaft zur Kunstgeschichte Roms gepriesen, ein Werk, das abschließend und epochemachend zugleich genannt werden kann wie kein andres Buch in der modernen Literatur der christlichen Kunstarchäologie.

Der reiche Stoff des Textbandes ist in zwei Bücher eingeteilt. Im ersten Buch sind in zwölf Kapiteln allgemeine Untersuchungen über die christliche Katakombenmalerei niedergelegt; das zweite Buch bespricht ausführlich den Inhalt dieser Gemälde. Die Technik der coemeterialen Malerei behandelt das erste Kapitel; im nächsten wird ihr Verhältnis zur heidnischen Wandmalerei erörtert. Besondere Kapitel werden der Gewandung, der Bart- und Haartracht und den Gesten gewidmet. Wilpert tritt auch der Frage näher, ob die Katakombenmalereien Porträts enthalten. Er beantwortet sie verneinend und weist nur bei den Apostelfürsten nach, daß man bei ihrer Darstellung schon früh nach individuellen Typen gestrebt hat. Ein besonderer, wichtiger Abschnitt behandelt die Chronologie der Katakombenmalereien, die Kriterien zu ihrer Altersbestimmung und die Anwendung dieser Kriterien auf die Wandgemälde. Weiter wird dann eine künstlerische Würdigung der Gemälde versucht, und die Prinzipien für ihre richtige Auslegung werden aufgestellt. Ein besonderes Kapitel wird den hervorragendsten Bilderzyklen des zweiten, dritten und vierten Jahrhunderts gewidmet; über Zustand und Vervielfältigung der Katakombenmalereien handelt der Schluß des ersten Buches. Im ersten Kapitel des zweiten Buches werden zunächst die christologischen Gemälde besprochen, die Darstellungen Christi mit der Jungfrau Maria, Christus als Wundertäter, Gesetzgeber und Lehrer, dann weiter in den nächsten Kapiteln die Darstellungen der Taufe und Eucharistie. Die Taufhandlung wird entweder in der Taufe Christi oder eines Katechumenen dargestellt oder unter Symbolen wie der Heilung des Gichtbrüchigen am Schafteiche oder dem Quellwunder des Moses. Die Eucharistie aber verherrlichte die altchristliche Kunst durch das Wunder der Vermehrung der sieben Brote und Fische und durch die Verwandlung des Wassers in Wein auf der Hochzeit von Kana.

In den nun folgenden Abschnitten gliedert der Verfasser den Stoff nach der Art, wie in den Gemälden Glaube und Hoffnung der Verstorbenen in Gleichnissen und Symbolen zum Ausdruck gebracht werden. Die Auferweckung des Lazarus und der Tochter des Jairus galten als Unterpfänder der Auferstehung der Dahingeschiedenen. Der Sündenfall und die Verleugnung Christi beziehen sich auf Tod und Sünde. Ob die Gruppierung so besonders beliebter Stoffe wie Daniel in der Löwengrube, Noah in der Arche, das Opfer Abrahams, Jonas, Hiob, Tobias ꝛc. unter „Darstellungen, welche die Bitte um den Beistand Gottes für die Seele des Verstorbenen ausdrücken", sehr glücklich gewählt ist, möchten wir dahingestellt sein lassen. Die letzten Kapitel behandeln die Darstellungen des Gerichtes, Gleichnisse der Gebete der Verstorbenen um die Seligkeit, die Gläubigen im Paradies, die Schilderung der Heiligen selbst und endlich die Totenmahle. Daran schließt sich dann das 24. Schlußkapitel, Schilderungen aus Handwerk und Gewerbe, wie sie uns in den Katakombengemälden außerordentlich häufig begegnen.

Daß man bei einer solchen Gliederung des Stoffes, wie sie sich dem Verfasser aus völlig überzeugenden Gründen empfahl, über die Topographie der Katakomben und die Chronologie ihrer Gemälde keine klare Vorstellung gewinnen konnte, leuchtet ein. Darum ist es besonders dankenswert, das Wilpert in zwei Beilagen diesem Mangel abgeholfen hat. In der ersten führt er die mit Malereien geschmückten Grabstätten nach den einzelnen Katakomben auf, in der zweiten bringt er die Aufzählung sämtlicher Katakombengemälde in chronologischer Reihenfolge. Außerdem ist dem Textbande ein ausführliches Namen- und Sachregister beigegeben worden.

Also die Katakombenmalerei in allen ihren Erscheinungen ist hier zum erstenmal in ihrem vollen Umfange gewürdigt worden. Wenn man etwas vermißt, so sind es allgemeine Schlüsse, so ist es eine große, zusammenfassende Darstellung über die historische Bedeutung der Katakombenmalerei, ihre organische Einreihung in die große Kette weltgeschichtlicher Erscheinungen. Aber eine neue Geschichte der Katakombenmalerei hat der Verfasser ja nicht schreiben wollen. Er wollte in dieser glänzenden Publikation vor allem die denkbar vollständigste Inventaraufnahme aller römischen Katakombengemälde geben, einen Denkmälerkodex, den alle, die nach ihm kommen

werden, ihren allgemeinen oder speziellen Forschungen zugrunde legen müssen. Dabei zeigte er sich allerdings in der Deutung und Erklärung der einzelnen Gemälde und in der Behandlung sämtlicher Einzelfragen als Meister des ganzen ungeheuren Stoffes und seiner weitverzweigten Literatur.

Mit berechtigtem Stolz hat Wilpert selbst in seiner Einleitung auf den Tafelband als wesentlichen Bestandteil seiner Publikation hingewiesen. Hier dürfen wir allerdings eine Musterleistung begrüßen, die vorbildlich zu werden verdient für alle kunstgeschichtlichen Werke, welcher Art sie auch sein mögen. Man stelle sich vor, daß ein Drittel der 267 Tafeln überhaupt noch niemals ediert war, und daß 133 dieser Tafeln in Farbendruck gegeben worden sind. Und auch hier ist das einzig wissenschaftliche Verfahren angewendet worden, durch das Form und Farbe der einzelnen Gemälde mit größter Treue wiedergegeben werden. Alle Farbendrucke wurden nach Aquarellen ausgeführt, die der römische Maler Tabanelli direkt auf die Photographie ausgeführt hatte. Durch nichts aber belebt sich die Vorstellung mehr als durch farbige Wiedergabe, und man kann wohl sagen, daß durch diese im eigentlichsten Sinne der Schatz des „unterirdischen Roms" gehoben worden ist. Das Glück hat den Verfasser überdies in seltener Weise begünstigt. Er spricht es selber aus, daß künftige Ausgrabungen den allgemeinen Bestand vielleicht vermehren können, daß aber Denkmäler von großer historischer oder künstlerischer Bedeutung schwerlich noch gefunden werden dürften, nachdem es Wilpert noch kurz vor Abschluß seiner Arbeit gelungen war, die langgesuchte Krypta des heiligen Damasus aufzudecken. Dort setzt der unermüdliche Forscher noch heute seine Arbeiten fort.

Nach dieser Leistung kann man wohl sagen, daß der würdige Giovanni Battista de Rossi endlich einen Nachfolger gefunden hat, in dem der Primat der Katakombenforschung Roms von der italienischen Wissenschaft auf die deutsche übergegangen ist.

2. L'art dans l'Italie méridionale. Tome premier. De la fin de l'Empire Romain à la conquête de Charles d'Anjou. Par Émile Bertaux. Paris, Albert Fontemoing, Éditeur. 1904.

Im Jahre 1860 erschien in Dresden, herausgegeben von Ferdinand v. Quast, das gesammelte Lebenswerk von H. W. Schulz: „Denkmäler der Kunst des Mittelalters in Unteritalien", in drei starken Quartbänden mit einem Folioatlas von hundert Kupfertafeln. In diesem auf breitester Basis angelegten Werke sollte zuerst der Versuch gemacht werden, den ungehobenen Denkmälerschatz Unteritaliens herauszugeben, und mit Hilfe eines glänzenden Materials bekannter und unbekannter Dokumente historisch zu behandeln. Aber Schulz starb, während die Tafeln gestochen wurden und vom Text nichts andres geschrieben war als die Einleitung. So blieb die Redaktion seiner zweihundert Tagebücher Fremden überlassen, für die sich der tote Buchstabe nicht durch lebendige Anschauung belebt hatte, und denen auch die Weite des historischen Blickes fehlte. Daher mußte das Werk des deutschen Gelehrten schnell veralten; der Text behielt nur seinen Wert als Inventaraufnahme an Denkmälern und Inschriften, nach den einzelnen Städten geordnet; das Tafelwerk, so überraschend schön es auch im einzelnen ausgeführt worden ist, gab doch nur selten die Möglichkeit für sichere stilkritische Analysen und war überdies nichts weniger als erschöpfend.

So ist trotz zahlreicher weiterer Einzelpublikationen die mittelalterliche Kunst in den süditalienischen Provinzen bis heute das Stiefkind der Forschung geblieben; und es sollte mehr als ein halbes Jahrhundert vergehen, ehe sich wieder ein Gelehrter an die mühselige Aufgabe wagte, das große Thema im Zusammenhange zu bearbeiten. Jahre und Monate dort unten zu sammeln und zu forschen, ist auch

heute noch ein Vorsatz, dessen Ausführung nicht jeder durchzuführen vermöchte, trotzdem die Verkehrsmittel leichter, die Straßen sicherer, Museen, Archive und Bibliotheken zugänglicher geworden sind. Es war einem jungen französischen Gelehrten der École Française vorbehalten, die Erbschaft des deutschen Forschers anzutreten. Als Emile Bertaux vor nun zehn Jahren zum erstenmal den Boden Italiens betrat, schwebten ihm genau dieselben Aufgaben und Ziele vor, welche Schulz nur zum Teil verwirklicht sehen sollte. Ein weiter historischer Blick und ein feines Urteilsvermögen kamen seinem Forschungseifer zu Hilfe. Unermüdlich verfolgte er die Spuren seines Vorgängers in ganz Süditalien, indem er das gewonnene Material nach allen Richtungen hin unendlich bereicherte. Dem ersten Bande von Bertaux — einem stattlichen Quartband von mehr als 800 Seiten — sind nicht weniger als 404 Textabbildungen und 38 Tafeln beigegeben, die fast alle nach photographischen Aufnahmen des Verfassers oder nach Originalzeichnungen von ihm selbst und geschulten Architekten angefertigt wurden. Wir können also in dieser Arbeit des französischen Gelehrten ein Denkmalwerk allerersten Ranges begrüßen, dessen Disposition klar und übersichtlich, dessen Ausstattung mustergültig ist. Aber dieses Buch ist nicht nur ein Inventarverzeichnis sämtlicher Baudenkmäler, Skulpturen, Bronzen, Freskobilder Süditaliens, — es verdient vielmehr den Ehrentitel eines Geschichtswerkes, weil überall die historischen Zusammenhänge hergestellt werden und der Verfasser mit Erfolg bestrebt gewesen ist, die einzelnen Forschungsresultate unter große, allgemeine Gesichtspunkte zu bringen. Außerdem verbindet sich endlich mit dieser streng wissenschaftlichen Methode ein fließender Stil, das besondere Eigentum der französischen Sprache.

Seit dem Fall der römischen Weltherrschaft bis zum Untergang der Hohenstaufen ist Süditalien der Schauplatz wechselnder Kämpfe gewesen, in denen sich die Zivilisationen von Orient und Occident vielfach gekreuzt haben. Und diese eigentümlichen politischen Verhältnisse haben auch der Kunst den vielgestaltigen Charakter aufgeprägt, in dem sich arabische, byzantinische, deutsche und französische Einflüsse in ihren Manifestationen mischen. Bertaux hat den reichen Inhalt seines ersten Bandes, welcher bis zur Belehnung Karls von Anjou mit Sizilien und Neapel (i. J. 1265) hinaufreicht, in fünf Bücher gegliedert. Das erste Buch behandelt die Gemälde der Katakomben und die Konstruktion der Basiliken, die kampanischen Mosaiken vor Justinian und die Kunst in Neapel und den lombardischen Herzogtümern des Südens. Merkwürdig ist hier vor allem der Nachweis, daß die ältesten christlichen Mosaiken Kampaniens im Stil denen von Ravenna näher stehen als denen von Rom. Im zweiten Kapitel beschreibt Bertaux die Klosterkunst der Basilier und Benediktiner vom 10. bis zum 13. Jahrhundert. Um zwei Namen gruppiert sich hier vor allem die Schilderung: um das Kloster von Monte Cassino und seinen berühmten Abt Desiderius. Die Bedeutung des Benediktinerordens für die Kultur Italiens, die Wechselfälle des Klosters bis zu seiner Zerstörung durch die Sarazenen, der Wiederaufbau der Kirche des h. Benedikt i. J. 1066 durch Abt Desiderius werden anschaulich dargelegt. Allen Äußerungen der Benediktinerkunst widmet Bertaux die gleiche Aufmerksamkeit, allen bringt er das gleiche Verständis entgegen. Er schildert die Werke von Architektur und Plastik, die Mosaiken, die Wandgemälde, Buchmalerei und Goldschmiedekunst, indem er dabei ohne irgendwelche Polemik zu den prinzipiellen Fragen mittelalterlicher Kunst in Italien entschieden Stellung nimmt. Abt Desiderius — so erzählt Leo von Ostia in seiner berühmten Beschreibung von Monte Cassino und seinen Schätzen — hatte nicht nur Goldschmiedearbeiten, sondern auch Künstler aus Konstantinopel nach Italien kommen lassen. Durch diese — so wurde bis heute allgemein angenommen — faßte die byzantinische Kunst in Monte Cassino festen Boden und wurde dann von dort dem Abendlande übermittelt. Tiefeindringendes Studium aber, vor allem der Buchillustrationen und Miniaturen — der eigentlich charakteristischen Kunst der Benediktiner in Kampanien — ließ den Verfasser die Überzeugung gewinnen, daß die Künstler aus Konstantinopel, als sie in

die Werkstätten der lateinischen Mönche eindrangen, ein fertiges Dekorationssystem vorfanden, welches, vielfach mit germanischen Elementen durchsetzt, seinen Ursprung aus der karolingischen Epoche herleitete.

Bahnbrechend sind dann weiter Bertaux' Ausführungen auch im dritten Buch, welches die Provinzialkunst Süditaliens unter der Normannenherrschaft behandelt. In großem historischem Zusammenhange wird auch hier die Fülle der Monumente normannischer Kunst behandelt von der Grabkapelle Bohémonds, des Fürsten von Antiochien, in Canosa bis zu den mit reichen Historien verzierten Fußböden der Kirchen Apuliens und den arabo-sizilianischen Mosaiken in Kampanien am Ausgang des zwölften Jahrhunderts. Hier leuchtet uns aus dem Schmuck der Kanzeln und Chorschranken von Salerno, Amalfi und Ravello ein voller Schein der märchenhaften Pracht einer längst versunkenen Welt in unzerstörter Schönheit entgegen. An den Kathedralen von Santa Trinità in Venosa und von Acerenza bekämpft der Verfasser jedoch die These von der Existenz eines normannischen Stiles in der Architektur Süditaliens im 11. und 12. Jahrhundert, indem er als eigentümliches Denkmal normannischer Baukunst nur San Nicola von Bari gelten läßt.

Das vierte Buch schiebt sich wie eine anmutige Episode in das große Historienbild ein. Es behandelt die Kunst in den Bergen der Grafschaft von Molise und der Basilicata, die Architektur und die Skulptur in den Abbruzzen vom elften bis zum dreizehnten Jahrhundert. Hier bietet nun Bertaux vor allem eine überraschende Fülle des merkwürdigen und neuen, denn so wie er hat niemand vor ihm diese Gegenden nach allen Richtungen hin durchforscht. Die Einförmigkeit der Architektur kontrastiert in den Abruzzen seltsam zu dem Reichtum der Skulptur. In Holz und Bronze, in Stuck und Marmor wurde hier gearbeitet, meist von Landeskindern, selten von fremden Meistern. Die Kirchen der abgelegensten Klöster schmückten sich seit dem Beginn des zwölften Jahrhunderts mit den reichsten Skulpturen eines seltsam komplizierten Stiles. Die Künstler aber taten sich in Gruppen zusammen, deren jede ein verschiedenes Material bearbeitete und ihre eigenen Ideale verfolgte. Bertaux hat in den Bergen und Tälern der Abruzzen eine Ernte einsammeln können, die seine Mühe überreich belohnen mußte. Welch ein glänzendes Anschauungsmaterial begleitet gerade diesen Teil seiner Arbeit! Die reliefverzierten Ambonen aus Santa Maria in Lago bei Moscufo, aus Santa Maria in Valle Porclaneta, aus den Kirchen von Prata und Bominaco und die Portalskulpturen der Kirchen San Clemente in Casauria und San Giovanni in Venere sind die glänzendsten Beispiele dieser eigenartig groben und doch unendlich phantasievollen Bildhauerkunst der Abruzzen.

Aber wie gesagt, die Kunst in den Bergen der Abruzzen und der Basilicata hat in der mittelalterlichen Kunst Süditaliens nur den Wert einer merkwürdigen Episode. Es sind Apulien und Kalabrien, wo sich die weitere Entwicklung sowohl in der Architektur als auch in der Plastik vollzieht. Um die Mitte des dreizehnten Jahrhunderts ist der Charakter beider Schulen vollständig ausgeprägt. Der Baustil Apuliens ist konstruktiv, der Kampaniens vor allem dekorativ. Beiden Stilen gemeinsam aber ist das dunkle Streben nach klassischen Idealen. Allerdings würde die Nachahmung der Antike eine durchaus fragmentarische geblieben sein, hätte nicht eine machtvolle Hand entscheidend in die politische und kulturelle Entwicklung Süditaliens eingegriffen. Friedrich II., der große Hohenstaufe, baute in Capua vor einer römischen Brücke ein Tor nach Art eines römischen Triumphbogens. Die Schar der Künstler, mit denen er sich umgab, ahmte die Antike nicht nur in Dekorationsmotiven nach; man wagte sich auch zuerst wieder seit dem Fall der römischen Weltherrschaft an die Bildung von Porträtstatuen und Büsten. In Apulien und Kalabrien, in Castel del Monte und in Capua rief der mächtige Wille des deutschen Kaisers eine neue Bildhauerschule schnell ins Leben, die ihn selbst überdauert hat.

Die Entwicklung der Kunst in Kampanien und Apulien unter Friedrich II. schildert Bertaux im letzten Buche seines Werkes. Es ist vielleicht seine glänzendste

Leistung. Der Verfasser gliedert hier den umfangreichen Stoff in Provinzial- und kaiserliche Kunst. Er beschreibt zuerst die sizilisch-kampanische Kunst des 13. Jahrhunderts, die im Marmor- und Elfenbeinschmuck der Kathedrale von Sessa ihren vornehmsten Ausdruck gefunden hat. Er behandelt weiter die Architektur und Skulptur Apuliens und analysiert Konstruktion und Dekoration der zahlreichen Kirchen, für die San Nicola von Bari als Vorbild gedient hat. Architekten und Bildhauer Apuliens haben unter der Regierung Friedrichs II. vor allem die unter der Normannenherrschaft üblichen Motive zu entwickeln gesucht; daneben aber macht sich auch in Architektur und Plastik französischer und deutscher Einfluß geltend. Die Bedeutung des Hohenstaufenkaisers für die Entwicklung der süditalienischen Kunst empfängt im zweiten Abschnitt dieses Buches eine eingehende, erschöpfende Würdigung. Bertaux hat alle Festungen und Schlösser Friedrichs II. untersucht, und ist auch diesmal wieder zu ganz neuen Forschungsresultaten gelangt. Natürlich beschäftigt er sich eingehend mit den Schöpfungen des Kaisers in Capua und mit dem Wunderbau von Castel del Monte, wobei er nachzuweisen versucht, daß die französische Architektur während der letzten zehn Regierungsjahre Friedrichs II. der offizielle Baustil im ganzen Königreich Sizilien geworden ist. Mit besonderer Wärme schildert Bertaux gerade diese glorreichen Schöpfungen hohenstaufischer Kunst in Süditalien, deren Meister fast alle unbekannt geblieben sind. Der Stoff müßte ja jeden Historiker begeistern. Aber Bertaux vermeidet auch hier das Überflüssige: er läßt die Tatsachen reden und stellt die eigene Begeisterung unter das Gesetz einer feinen und vorsichtigen Kritik. So werden wir in diesem ersten Bande über das Ende der „kaiserlichen Kunst" hinaus bis vor die Pforten der Renaissance geführt. In „Magister Nicolas Pietri de Apulia" weltberühmt als Nicola Pisano, setzt sich die Evolution der Kunstbestrebungen fort, die Friedrich II. zuerst angeregt hatte. „Der erste Genius," schreibt Bertaux, „dessen Eingreifen sich in der modernen italienischen Kunstgeschichte manifestiert, ist ein deutscher Kaiser, der zweite ein Bildhauer von Apulien." Nicola Pisano — für dessen künstlerische Herkunft der Verfasser neue und glänzende Belege liefert — führt das Werk Friedrichs II. nach Mittelitalien hinüber, und die Kanzel von Pisa bezeugt auf Jahrzehnte hinaus die Überlegenheit der süditalienischen Kunst im 13. Jahrhundert.

Mehr als sechzig Jahre sind vergangen, seit sich auch ein deutscher Forscher seine ersten Lorbeeren in Süditalien geholt hat. Theodor Mommsen begann damals seine glänzende Laufbahn mit der Herausgabe der Inschriften Süditaliens, nachdem er wie Bertaux jahrelang das Land durchforscht hatte. Möchte diese Kongruität des Anfanges dem trefflichen französischen Gelehrten ein gutes Omen sein für Fortgang und Vollendung seiner großen und mühevollen Aufgabe!

Ernst Steinmann.

βλ. **Reden und Aufsätze.** Von Adolf Harnack. Zwei Bände. Gießen, J. Ricker'sche Verlagshandlung. 1904.

So weit auch, je nach dem Standpunkt der religiösen Überzeugung, die Anschauungen auseinandergehen müssen und sich ablehnend in bezug auf Lebensfragen der christlichen Vergangenheit im Gegensatz zu Harnack verhalten: eine Sammlung wissenschaftlicher Arbeiten wie die vorliegende gereicht dennoch deutscher Geistesarbeit und religiöser Gesinnung zur höchsten Ehre. Angesichts beklagenswerter Erzeugnisse geistreicher Dilettanten, deren hohle, gänzlich unzuverlässige und aus zweiter, wenn nicht sechster Hand geschöpfte Voraussetzungen einem Erfolg begegneten, der in umgekehrtem Verhältnis zu ihrem Wert steht, äußerte einer der größten auswärtigen Theologen dem Schreiber dieser Zeilen gegenüber, die deutsche Gelehrtenarbeit weise seit zwanzig Jahren auf diesem Gebiete Zeichen des Verfalles auf. Er nahm u. a. Harnack, gegen den er polemisierte, selbstverständlich aus. Worte, mit welchen dieser, um nur eine Stelle von vielen zu zitieren, die Bedingungen festsetzt, die der Dienst der Wissenschaft stellt, sind seinem Gegner aus der Seele gesprochen: „Die Stärke des Gelehrten, der forscht und sucht," schreibt Harnack, „ist die entschlossenste Einseitigkeit und Beschränkung, nicht auf zwanzig Monate, sondern auf ebenso viele Jahre." Und dennoch ist es gerade Harnack, der den Mut hat, es auszusprechen: „Daß die Wissenschaft heute zur Bildung des Charakters, zur Erweckung einer edlen Gesinnung und zur Erzeugung einer festen Weltanschauung so wenig geeignet ist, ist wohlbegreiflich. Überall werden nur die Anfänge der Dinge studiert; der Naturforscher bleibt bei den Protozoen, der Psychologe bei den niedersten psychischen Vorgängen, der Sprachforscher bei den Lauten, der Ethiker bei den primitivsten Stufen des Sittlichen, der Religionshistoriker bei den rohesten Formen des Glaubens stehen, und der Historiker wird wieder zum Annalisten, wenn er es überhaupt so weit bringt. Der Weg von dem, was jetzt wissenschaftlich behandelt wird, zu dem, was dem Leben Halt und Kraft verleiht, ist so weit, daß die Gelehrten das Zutrauen, ihn bis zum Ende schreiten zu können, verlieren und damit das Ziel selbst preisgeben." So äußert sich einer der wenigen, der anerkannter Meister auf verschiedenen Gebieten des Wissens und, nach dem Maß des Erreichbaren, ein universal gebildeter und geschulter Geist ist. Von ihm, so wie seine geistige Individualität in den wertvollen uns hier geschenkten Beiträgen sich erhebt, kann auch der Laie begreifen lernen, unter welchen Vorbedingungen und mit welcher Ehrfurcht es sich ziemt, an heilige Dinge heranzutreten, und welche Stimmung das Bewußtsein der Verantwortlichkeit erzeugt.

γ. **Palästina und seine Geschichte.** Von Professor Freiherrn Dr. Hermann von Soden. Zweite, verbesserte Auflage. Leipzig, B. G. Teubner. 1904.

Das vorliegende Schriftchen, ein Teil der bekannten Sammlung „Aus Natur- und Geisteswelt", ist aus sechs volkstümlichen Vorträgen hervorgegangen, zu denen der Verfasser durch seine Reise ins heilige Land veranlaßt worden. Der erste Vortrag handelt von der weltgeschichtlichen Bedeutung, der Lage und Beschaffenheit des Landes; der zweite von Palästina als der Heimat des Volkes Israel; der dritte von Palästina als der Wiege des Christentums; der vierte von Palästina als dem heiligen Land der Christen und Mohammedaner; der fünfte von Jerusalem; der sechste von andern berühmten Stätten des heiligen Landes. Beigegeben sind zwei Karten, ein Plan von Jerusalem, sechs photographische Darstellungen denkwürdiger Stätten aus Palästina (so Bethlehem, Nazareth, Jerusalem) und ein Verzeichnis der Bibelstellen, auf die im Text Bezug genommen wird. Der Verfasser ist den Fachgenossen längst als gründlicher theologischer Forscher und geistvoller Darsteller bekannt; er bewährt sich unter beiden Gesichtspunkten auch in diesem populären Büchlein, das allen, welche die heilige Geschichte aus der Vogelperspektive, aber im Lichte der Wissenschaft unsrer Tage sehen wollen, als ein willkommener und zuverlässiger Führer dienen wird.

δσ. **Handbuch des Deutschtums im Auslande.** Einleitung von Prof. Dr. Friedrich Paulsen. Statistische, geschichtliche und wirtschaftliche Übersicht von F. H. Henoch. Adreßbuch der deutschen Auslandschulen von Prof. Dr. Wilhelm Dibelius und Prof. Dr. Gustav Lenz. Mit 5 Karten auf einem Blatt. Herausgegeben vom Allgemeinen Deutschen Schulverein zur Erhaltung des Deutschtums im Auslande. Berlin, Dietrich Reimer (Ernst Vohsen). 1904.

Zur Erhaltung des Deutschtums im Auslande beizutragen, erscheint als die natürliche Pflicht aller derer, die sich der Segnungen der deutschen Kultur ungestört innerhalb der festen Grenzen des Reiches erfreuen. Diejenigen (rund 40 000) Reichsdeutschen, die jährlich mindestens drei Mark für diese Bestrebungen abzugeben haben, sind in dem Allgemeinen Deutschen Schulverein, mit dem Sitze Berlin (W, Landgrafenstraße 7), organisiert. Der Verein gewährt materielle wie ideelle Unterstützung des auswärtigen Deutschtums, um es möglichst vor Verkümmerung oder Untergang zu bewahren. Wort und Schrift spielen heutzutage im öffentlichen Leben eine große Rolle, und deswegen hat der Verein von Beginn seiner Wirksamkeit an die Herstellung und Verbreitung zweckdienlicher Schriften ins Auge gefaßt. Es besteht darin bereits eine feste Tradition und Erfahrung. Als jüngste Vereinsschrift bietet sich, soeben erschienen, das „Handbuch des Deutschtums im Auslande" dar. Aus unermüdlicher Arbeit sachkundiger Männer hervorgegangen, gewährt es jedem, der sich informieren will, das authentische Material über das Auslandsdeutschtum in Europa und in den übrigen Erdteilen. Nach Zählung und Schätzung beträgt die Zahl der gesamten Deutschen auf der Erde jetzt rund 82 Millionen. Die kulturellen und wirtschaftlichen Beziehungen zwischen ihnen sind

unermeßlich. Diese Verhältnisse von den verschiedensten Gesichtspunkten aus darzustellen, ist der Zweck des Handbuches. Der Politiker und Tagesschriftsteller, der exportierende Kaufmann und Verleger, der Missionar und Lehrer, kurz, jeder Träger deutscher Kraft und Intelligenz, der draußen in der Welt Lohn und Arbeit sucht: sie alle finden auf jede große und kleine Frage Auskunft in dem Buche. Es erschließt zum ersten Male in den fernsten Landen eine nicht für möglich gehaltene Zahl von deutschen Auslandsschulen, die nicht dem Namen nach bekannt waren. Jede deutsche Schule draußen ist ein Stützpunkt unsres Kulturverkehrs und unsres Handels. Dies Buch verdient die Unterstützung aller, auf die es im deutschen In- und Auslande ankommt. Nur dann auch kann es mit der wachsenden Entfaltung des Deutschtums gleichen Schritt halten und jahrbuchartig neu erscheinen, was im Interesse der Sache außerordentlich zu wünschen wäre.

xo. **The songs of Robert Burns.** Now first printed with the Melodies for which they were written ... By James C. Dick. London, Henry Frowde. 1903.

Schon der Titel des Buches verrät, daß es sich hier um eine eigenartige und grundlegende Veröffentlichung handelt. Es ist allgemein bekannt, daß eine Anzahl der Burnsschen Gedichte, oder Lieder, wie man hier besser sagt, als Wortunterlagen für beliebte schottische Melodien erfunden sind; aber es ist ziemlich unbekannt, daß alles, was Burns gesungen hat, sein Dasein der Anregung des Dichters durch die Musik verdankt. Burns war ein genauer Kenner und leidenschaftlicher Sammler schottischer Volksmusik. Nicht nur Lieder, die im Volk umliefen, trug er zusammen, sondern auch Tänze, jene „reels“ und „strathpeys“, an denen damals hoch und niedrig sich leidenschaftlich ergötzten. „Better to have mediocre verses to a favourite air than none at all,“ war sein Wahlspruch, und so dichtete er, um Melodien, die ihm gefielen, zu erhalten und weiterzuverbreiten, ihnen neue Texte zu oder legte ihnen überhaupt erst Worte unter. Bei Burns hat also jedes Lied auch eine Melodie, beide gehören zusammen, wie Seele und Leib gewissermaßen, und Dick druckt hier zum erstenmal sämtliche Lieder des schottischen Volkspoeten mit ihren Weisen ab, soweit er der flüchtigen Tongebilde noch habhaft werden konnte. Verhältnismäßig wenige Nummern tragen die resignierende Anmerkung „Tune unknown“: 303 Melodien dagegen sind den dazugehörigen Texten gesellt, vornehmlich nach Burns' eigenen Niederschriften, zum Teil auch nach Johnsons Museum. So kann man nun, dank der fleißigen Arbeit des Herausgebers, der in einem umfänglichen Anhang auch noch gründliche Nachweise über Herkunft und Schicksale der einzelnen Melodien, Entstehungszeit der einzelnen Lieder und dergleichen gibt, genau sehen, welche Volksweisen Burns zu seinen Gedichten inspiriert haben, und kann vergleichen, in welchem Verhältnis, nach Stimmung und Inhalt, Musik und Poesie stehen. Abgesehen aber von ihrem literarhistorischen Wert birgt die Dicksche Sammlung einen wahren Schatz der in Rhythmus und melodischen Wendungen so originellen schottischen Volksmusik: das Studium dieser köstlichen Perlen wird dem Musikfreund unerschöpfliche Genüsse gewähren.

π. **Deutsche Seebücherei.** Erzählungen aus dem Leben des deutschen Volkes zur See. Für Jugend und Volk. Von Professor Dr. J. W. Otto Richter (Otto von Golmen). Altenburg, S.-A., Stephan Geibel Verlag. 1904.

Bei dem stetig wachsenden Interesse an allen maritimen Fragen ist es begreiflich, daß sich auch die Literatur der Seegeschichten wieder neu belebt, und so erscheint die Herausgabe dieser „Seebücherei“ zeitgemäß und nicht unangebracht. Die vier Bändchen, die bisher vorliegen, lassen die Absichten des Herausgebers klar erkennen: es soll geschichtlicher Sinn gepflegt, die Phantasie belebt und pädagogischer Einfluß ausgeübt werden. In den Erzählungen, die sich anspruchslos geben, wird von der Dänenherrschaft und ihrem Ausgang im dreizehnten Jahrhundert, von den Kämpfen der Städte Wismar, Rostock und Stralsund mit Erich Menved und von der Hansa anschaulich und belehrend berichtet, aber auch der Gegenwart nicht vergessen, in der es ein Schiffsjunge bis zum Kommodore eines Schnelldampfers bringen kann. Alte Städtebilder werden entworfen, und der Großbetrieb unsrer Dampfergesellschaften wird geschildert, so daß die Jugend nicht ohne geschichtliche Erkenntnis von diesen sauber ausgestatteten, nur leider auch mit konventionellen Farbendruckbildern versehenen Bändchen scheiden wird.

γ. **Pädagogische Abhandlungen.** Herausgegeben von Bartholomäus, Rektor in Hamm. Bielefeld, Helmich. 1904.

Der neunte Band dieser jährlich zwölf Hefte umfassenden Publikation enthält in Nr. 8—12 einige interessante Vorträge und Abhandlungen, unter anderm über den Lehrer als Seelsorger (von Pfarrer Bruch), über die Musik als Erziehungsmittel (von Lehrer Friedrichs), über die Kunst des Erzählens (von Lehrer Feindt), wobei sehr fein Jesus als Muster einer schlichten, einfachen und doch ergreifenden Erziehungskunst bezeichnet wird. Die Abhandlungen sind kurz, aber durchweg von anregendem und fesselndem Inhalt.

γ. **Im Strom unserer Zeit.** Aus Briefen eines Ingenieurs. Erster Band: Lehrjahre. Heidelberg, Winter. 1904.

Ein tüchtiger schwäbischer Ingenieur, Sohn des Professors Eyth am niederen evangelisch-theologischen Seminar zu Schönthal, schildert in Briefen an die Seinen, wie er, der nach alter Überlieferung in Schwaben Geistlicher oder Gymnasiallehrer werden sollte, zum Studium des Maschinenbaues kam und ein Apostel des Dampfpfluges wurde. Die Briefe führen uns nach England, Ägypten und den Vereinigten Staaten: sie zeigen einen Mann, der mit hellen, klugen Augen in die Welt blickt und alles mit köstlichem schwäbischem Humor zu vergolden weiß.

Von Neuigkeiten, welche der Redaktion bis zum 15. November zugegangen sind, verzeichnen wir, näheres Eingehen nach Raum und Gelegenheit uns vorbehaltend:

Abeken, Heinrich. — Ein schlichtes Leben in bewegter Zeit, aus Briefen zusammengestellt. Dritte, vermehrte Auflage. Mit einem Bildnisse und zwei Faksimiles. Berlin, E. S. Mittler & Sohn. 1904.

Abel. — Stammliste der königlich preußischen Armee. Auf Grund amtlichen Materials bearbeitet von v. Abel. Berlin, E. S. Mittler & Sohn. 1905.

Adé-Röderka. — Ein Träger, ein Sohn der Schöpfung. Von Adé-Röderka. Aufruf an die Arbeiterschaft aller Länder, insbesonders an die organisierte Arbeiterschaft, an die internationale Sozialdemokratie. Leipzig, Julius Werner. 1904.

Adler. — Freiheit. Drei Einakter. Von Friedrich Adler. Stuttgart und Berlin, J. G. Cotta Nachf. 1904.

Album für Deutschlands Töchter. Lieder, Balladen und Sprüche. Mit Illustrationen von Paul Thumann, Herm. Kaulbach u. a. Nebst vier in Dreifarbendruck ausgeführten Kunstbeilagen. Dreizehnte, neubearbeitete und vermehrte Auflage. Leipzig, C. F. Amelangs Verlag. O. J.

Alliston. — The rationale art. By Norman Alliston. Published by the author, at Kamesburgh, Beckenham, Kent. 1904.

Ariosto. — Lodovico Ariostos Satiren. Im Versmaß des Originals übersetzt von Otto Gildemeister. Herausgegeben von Paul Heyse. Berlin, B. Behr. 1904.

Arminius. — Wartburg-Kronen. Roman aus der Zeit der Minnesänger. Von Wilhelm Arminius. Leipzig, Eduard Avenarius. 1905.

Arnim und Brentano. — Des Knaben Wunderhorn. Alte deutsche Lieder. Gesammelt von L. Achim von Arnim und Clemens von Brentano. Hundert Jahre nach dem ersten Erscheinen in einer Auswahl neu herausgegeben von Paul Ernst. Zweite Auflage. München und Leipzig, Georg Müller. 1905.

Badische Kunst 1904. — Zweites Jahrbuch der Vereinigung „Heimatliche Kunstpflege". Karlsruhe. Herausgegeben von Albert Geigen. Karlsruhe, G. Braun.

Bahnsen. — Wie ich wurde, was ich ward. Von Julius Bahnsen. Nebst andern Stücken aus dem Nachlaß des Philosophen herausgegeben von Rudolf Louis. München und Leipzig, Georg Müller. 1905.

Baldus. — Der Koran. Seine Entstehung, Abfassung und religionsgeschichtliche Bedeutung für den Islam. Von Alois Baldus. Hamm i. W., Breer & Thiemann. 1904.

Basselet von La Roséc. — Mannestreue. Roman von Clara, Reichsgräfin Basselet von La Roséc. Braunschweig und Leipzig, Richard Sattler. 1905.

Bazin. — Die Oberle. Von René Bazin. Autorisierte Übersetzung aus dem Französischen von Ernst Oberle. Leipzig, C. G. Naumann. O. J.

Beiträge zur Weiterentwicklung der christlichen Religion. — Herausgegeben von A. Deißmann, A. Dorner u. a. München, J. F. Lehmann. 1905.

Besser. — Seele und Sittlichkeit. Von Leopold Besser. Bonn, Martin Hager. 1904.

Bierbaum. — Das höllische Automobil. Novellen von Otto Julius Bierbaum. Wien und Leipzig, Wiener Verlag. 1905.

Bilder aus dem Kinderleben des Pestalozzi-Fröbelhauses in Berlin. — Hamburg-Großborstel, Gutenberg-Verlag. 1904.

Bölsche. — Von Sonnen und Sonnenstäubchen. Kosmische Wanderungen von Wilhelm Bölsche. Viertes bis achtes Tausend. Volksausgabe. Berlin, Georg Bondi. 1904.

Bordeaux. — Vies intimes. Par Henry Bordeaux. Paris, Albert Fontemoing. S. a.

Bousset. — Jesus. Von W. Bousset (Göttingen). Halle a. S., Gebauer-Schwetschke, Druckerei und Verlag m. b. H. 1904.

Boy-Ed. — Der Festungsgarten. Roman von Ida Boy-Ed. Bielefeld und Leipzig, Velhagen & Klasing. 1905.

Boy-Ed. — Heimlehrsieber. Roman aus dem Marineoffiziersleben. Von Ida Boy-Ed. Zwei Bände. Stuttgart, J. Engelhorn. 1904.

Brabant. — Das heilige römische Reich deutscher Nation im Kampf mit Friedrich dem Großen. Von Arthur Brabant. Erster Band: Joseph Friedrich, Herzog zu Sachsen-Hildburghausen, des heiligen römischen Reiches Generalissimus. 1757. Berlin, Gebrüder Paetel. 1904.

Briefe, die, der Frau Rath Goethe. — Gesammelt und herausgegeben von Albert Köster. Zwei Bände. Leipzig, Karl Ernst Poeschel. 1904.

Bruns. — Vorträge und Aufsätze. Von Ivo Bruns. München, C. H. Beck. 1905.

Bücherei, Deutsche. — Neunter und zehnter Band: Die Hosen des Herrn von Bredow. Vaterländischer Roman von Willibald Alexis. Zwei Teile. Berlin, Expedition der „Deutschen Bücherei" (Alfred Sarganek). O. J.

Burckhard. — Wahre Geschichten. Von Max Burckhard. Wien und Leipzig, Wiener Verlag. 1905.

Choiseul. — Mémoires du Duc de Choiseul. 1719—1785. Avec un fac-similé. Paris, Plon. 1904.

Christ. — Geschichte der griechischen Literatur bis auf die Zeit Justinians. Von Wilhelm Christ. Vierte revidierte Auflage. Mit Anhang von 43 Porträtdarstellungen nach Auswahl von A. Furtwängler und J. Sieveking. München, C. H. Beck. 1905.

Christaller. — Antisexualismus und Kirche. Von E. G. Christaller. Jugenheim a. d. Bergstraße. Suevia-Verlag. 1904.

Christaller. — Ein kleiner Kulturkampf. Akten und Erlebtes zu dem satirischen Roman „Prostitution des Geistes". Von E. G. Christaller. Jugenheim a. d. Bergstraße. Suevia-Verlag. 1903.

Christaller. — Frauen. Novellen von Helene Christaller. Jugenheim a. d. Bergstraße, Suevia-Verlag. 1904.

Christaller. — Mene Tekel. Eine Strafpredigt an die Kirche. Von E. G. Christaller. Zweite Auflage. Jugenheim a. d. Bergstraße. Suevia-Verlag. 1904.

Christophilos. — Ein Blatt aus der Geschichte des Stundismus in Rußland. Von Christophilos. Mit drei Illustrationen. Berlin, Deutsche Orient-Mission E. V. 1904.

Cleeve. — The children of Endurance. By Lucas Cleeve. London, Leipzig, Paris, T. Fisher Unwin. 1904.

Collins. — Flita (The blossom and the fruit). Wahre Geschichte einer schwarzen Magierin. Von Mabel Collins. Aus dem Englischen übersetzt von Mitgliedern der Theosophical Society. Autorisierte Übersetzung. Jugenheim a. d. Bergstraße. Suevia-Verlag. 1904.

Coynart. — Les malheurs d'une grande dame sous Louis XV. Par Ch. de Coynart. Paris, Hachette et Cie. 1904.

Damaschke. — Alkohol und Volksschule. Der Lehrer und die soziale Frage. Von A. Damaschke. Leipzig, Felix Dietrich. 1904.

David. — Ratgeber für Anfänger im Photographieren. Von Ludwig David. 79. bis 87. Tausend. Halle a. S., Wilhelm Knapp. 1904.

de Foe. — Robinson Crusoe. Das Original des Daniel de Foe. Bearbeitet von Otto Zimmermann. Mit Bildern von F. H. Nicholson. (Umschlagzeichnung von J. Gläser.) Leipzig, Otto Spamer. O. J.

Deutscher Balladenborn für jung und alt. — Herausgegeben vom Hildesheimer Prüfungsausschuß für Jugendschriften. Mit vielen Bildern von Franz Stassen, Hans von Volkmann u. a. Mit einer Beigabe volkstümlicher Singweisen und zehn balladenartigen Volksliedern. Düsseldorf, Fischer & Franke. O. J.

Donath. — Radium. Vortrag von B. Donath. Mit 10 Illustrationen. Berlin, Hermann Paetel. 1904.

Dreyke. — Das zukünftige Volksschulgesetz in Preußen. Von H. Dreyke. Bielefeld, A. Helmich. O. J.

Drygalski. — Zum Kontinent des eisigen Südens. Von Erich von Drygalski. Deutsche Südpolarexpedition. Fahrten und Forschungen des „Gauß" 1901—1903. Mit 400 Abbildungen im Text und 21 Tafeln und Karten. Berlin, Georg Reimer. 1904.

Ebner-Eschenbach. — Das Gemeindekind. Erzählung von Marie von Ebner-Eschenbach. Neunte Auflage. Berlin, Gebrüder Paetel. 1904.

Ebner-Eschenbach. — Neue Erzählungen von Marie von Ebner-Eschenbach. Vierte Auflage. Berlin, Gebrüder Paetel. 1904.

Eichhorn. — Entwicklungsgang der drahtlosen Telegraphie. Von Gustav Eichhorn. Mit 20 Illustrationen. Berlin, Hermann Paetel. 1904.

Elbé. — La vie future devant la sagesse antique et la science moderne. Par Louis Elbé. Paris, Perrin et Cie. 1905.

Eminescu. — Der arme Dionis. Von Mihail Eminescu.

Aus dem Rumänischen übersetzt von H. Sanielevici und W. Majerczik. Bukarest, „Bukarester Tageblatt". 1904.

Ernst. — Die Kunstreise nach Hümpeldorf. Humoreske von Otto Ernst. Wien und Leipzig, Wiener Verlag. 1905.

Erythropel. — Das Recht der weltlichen Vereine und geistlichen Orden in Frankreich nach dem Gesetz vom 1. Juli 1901 Unter Berücksichtigung der Vereinsgesetzgebung Deutschlands. Von Hermann Erythropel. Mit einem Vorwort von Wilhelm Kahl. Berlin, Otto Liebmann. 1904.

Ewald. — Hygiene des Magens, des Darms, der Leber und der Niere im gesunden und kranken Zustande. Von C. A. Ewald. Stuttgart, Ernst Heinrich Moritz. 1904.

Floerke. — Der Dichter Arnold Böcklin. Von Hanns Floerke. Mit einem Porträt Böcklins nach einer Lithographie von S. Landsinger. München und Leipzig, Georg Müller. 1905.

Floerke. — Studien zur niederländischen Kunst- und Kulturgeschichte. Die Formen des Kunsthandels, das Atelier und die Sammler in den Niederlanden vom 15.—18. Jahrhundert. Von Hanns Floerke. Mit 4 Bildbeilagen. München und Leipzig, Georg Müller. 1905.

Foerster. — Mater Dolorosa. Roman von H. Foerster. Dresden, E. Pierson. 1904.

Fravan-Akunian. — Jugendzeit. Ausgewählte Erzählungen von Ilse Fravan-Akunian. Berlin, Gebrüder Paetel. 1904.

Fravan-Akunian. — Querköpfe. Hamburger Novellen von Ilse Fravan-Akunian. Zweite Auflage. Berlin, Gebrüder Paetel. 1904.

Freier Almanach deutscher Studenten. Zwangloje Hefte. Dritter Jahrgang. Erstes Heft. München, Süddeutscher freier Verlag.

Fulda. — Aus der Werkstatt. Studien und Anregungen. Von Ludwig Fulda. Stuttgart und Berlin, J. G. Cotta Nachf. 1904.

Gustav Freytag und Herzog Ernst von Coburg im Briefwechsel. — 1853—1893. Herausgegeben von Eduard Tempeltey. Mit 2 Abbildungen. Leipzig, Verlag von S. Hirzel. 1904.

Friedrich. — Der Herbstfeldzug 1813. Bearbeitet von Friederich. Zweiter Band. Mit 5 Plänen und 27 Skizzen in Steindruck. Berlin, E. S. Mittler & Sohn. 1904.

Ganter. — Die Abstammungslehre. Von Martin Ganter. Mit 28 Textillustrationen. Einsiedeln, Benziger & Co. 1904.

Ganter. — Die Erde. Ihre Entstehung und ihr Untergang. Von P. Martin Ganter, O. S. B. Mit 28 Textillustrationen und einer Spektraltafel. Einsiedeln, Benziger & Co. 1904.

Ganter. — Der erste Organismus. Von P. Martin Ganter, O. S. B. Mit 28 Textillustrationen. Einsiedeln, Benziger & Co. 1904.

Gengnagel. — Fürst und Künstler. Komödie von Karl Gengnagel. (Zur Schillerfeier 1905.) Leipzig, Schäfer & Schönfelder. O. J.

Gisbert. — Der Schrecken von Peking. Historischer Roman aus Chinas Gegenwart. Von Paul Gisbert. Stuttgart, Paul Unterborn. 1904.

Gleichen-Rußwurm. — Keine Zeit und andere Betrachtungen. Von Alexander von Gleichen-Rußwurm. Stuttgart und Berlin, J. G. Cotta Nachf. 1904.

Goethes sämtliche Werke. — Jubiläums-Ausgabe. Neunzehnter Band. Wilhelm Meisters Wanderjahre. Erster Teil. Mit Einleitung und Anmerkungen von Wilhelm Creizenach. Stuttgart und Berlin, J. G. Cotta Nachf.

Goethes kleinere Aufsätze. In Auswahl von W. v. Seidlitz. München, F. Bruckmann, A.-G. 1904.

Golberg. — Lettres à Alexis. Histoire sentimentale d'une pensée. Par Mécislas Golberg. Paris, Editions de La Plume, bibliothèque du Parthénon. 1904.

Goldscheid. — Grundlinien zu einer Kritik der Willenskraft. Willenstheoretische Betrachtungen des biologischen, ökonomischen und sozialen Evolutionismus. Von Rudolf Goldscheid. Wien und Leipzig, Wilhelm Braumüller. 1905.

Goldschmidt. — Juan Villegas. Von Moritz Goldschmidt. Frankfurt a. M., M. Goldschmidt. 1905.

Goschen. — Das Leben Georg Joachim Göschens. Von seinem Enkel Viscount Goschen. Deutsche, vom Verfasser bearbeitete Ausgabe, übersetzt von Th. A. Fischer. Zwei Bände. Leipzig, G. J. Göschensche Verlagshandlung. 1905.

Grasberger. — Grasbergers ausgewählte Werke. Erster Band: Novellen aus Italien und der Heimat. Mit einem Geleitwort der Herausgeber und einer Einleitung von Peter Rosegger. München und Leipzig, Georg Müller. 1905.

delle Grazie. — Sämtliche Werke von M. E. delle Grazie. Siebenter und achter Band. Leipzig, Breitkopf & Härtel. 1904.

Haeckel. — Die Lebenswunder. Gemeinverständliche Studien über biologische Philosophie. Ergänzungsband zu dem Buche „Über die Welträtsel". Von Ernst Haeckel. Zweite Auflage. Stuttgart, Alfred Kröner. 1904

Halbach. — Blühen und Glühen. Gedichte von Fritz Halbach. Straßburg, Josef Singer. 1904.

Hartmann. — Schillers Jugendfreunde. Von Julius Hartmann. Mit zahlreichen Abbildungen. Stuttgart und Leipzig, J. G. Cotta Nachf. 1904.

Hassel. — Joseph Maria von Radowitz. Von Paul Hassel. Erster Band. 1797—1848. Berlin, E. S. Mittler & Sohn. 1905.

Haushofer. — Das Jenseits im Lichte der Politik und der modernen Weltanschauung. Von Max Haushofer. München, J. F. Lehmann. 1905.

Hausrath. — Luthers Leben. Von Adolf Hausrath. Zweiter Band. Berlin, G. Grote. 1904.

Heide. — Auf Margaretenhof. Egon Leonhardt. Zwei Novellen von Minna v. Heide. Stuttgart, Strecker & Schröder. 1904.

Hein. — Adalbert Stifter. Sein Leben und seine Werke. Von Alois Raimund Hein. Mit bisher ungedruckten Briefen und Handschriften, einem faksimilierten Stammbuchblatte, 7 Heliogravüren, 3 Kupferradierungen, 2 Photolithographien und 114 Textbildern. Prag, im Selbstverlage des Vereins für Geschichte der Deutschen in Böhmen. 1904.

Hemme. — Was muß der Gebildete vom Griechischen wissen? Eine allgemeine Erörterung der Frage nebst einem ausführlichen Verzeichnis der aus dem Griechischen entlehnten Fremd- und Lehnwörter der deutschen Sprache. Herausgegeben von Adolf Hemme. Zweite, verbesserte und vermehrte Auflage. Leipzig, Eduard Avenarius. 1905.

Hildebrandt. — Das Spielzeug im Leben des Kindes. Reich illustriertes Haus- und Familienbuch von Paul Hildebrandt. Berlin, Verlag von G. Söhlke Nachf. Heinrich Mehlis. 1904

Hindersin. — Henriette von England. Roman aus der Zeit Ludwigs XIV. Von Friedrich von Hindersin. Leipzig, C. G. Naumann. O. J.

Hirsch. — Das Tagebuch Dietrich Sigismund von Buchs (1674—1683). Herausgegeben von Ferdinand Hirsch. Erster Band. Leipzig, Duncker & Humblot. 1904.

Hirschfeld. — Erlebnis und andere Novellen. Von Georg Hirschfeld. Wien und Leipzig, Wiener Verlag. 1905.

Hock. — Der Traum, ein Leben. Eine literarhistorische Untersuchung von Stefan Hock. Stuttgart und Berlin, J. G. Cotta Nachf. 1904.

Höcker. — Schwanengesang. Novelle von Paul Oskar Höcker. Stuttgart, Paul Unterborn. 1904.

Hoechstetter. — Er versprach ihr einst das Paradies. Eine Novelle von S. Hochstetter. Berlin, Gebrüder Paetel. 1904.

Hoensbroech. — Das Parsitum in seiner sozial-kulturellen Wirksamkeit. Von Graf von Hoensbroech. Volksausgabe. Leipzig, Breitkopf & Härtel. 1904.

Hoensbroech. — Der Syllabus, seine Autorität und Tragweite. Von Paul Graf von Hoensbroech. München, J. F. Lehmann. O. J.

Hoffmann. — Ländliche Wohlfahrtspflege. Von Max Hoffmann. (Mit Geleitwort von Heinrich Sohnrey.) Leipzig, Felix Dietrich. 1904.

Hofmannsthal. — Das Märchen der 672. Nacht und andere Erzählungen. Von Hugo von Hofmannsthal. Wien und Leipzig, Wiener Verlag. 1905.

Holleben. — Geschichte des Frühjahrsfeldzuges 1813 und seine Vorgeschichte. Bearbeitet von v. Holleben. Erster Band. Mit 6 Textskizzen, 1 Übersichtskarte, 1 Plan und 4 Skizzen in Steindruck. Berlin, E. S. Mittler & Sohn. 1904.

Horn. — Platonstudien. Von Ferdinand Horn. Neue Folge. Wien, Alfred Hölder. 1904.

Hübners geographisch-statistische Tabellen aller Länder der Erde. — 53. Ausgabe für das Jahr 1904. Herausgegeben von Fr. v. Juraschek. Frankfurt a. M., Heinrich Keller.

Humboldt, Karoline von, in ihren Briefen an Alexander von Rennenkampf — Nebst einer Charakteristik beider als Einleitung und einem Anhange von Albrecht

Stauffer. Mit zwei Bildnissen. Berlin, E. S. Mittler & Sohn. 1904.

Jellinek. — Internationale Bibliographie der Kunstwissenschaft. Herausgegeben von Arthur L. Jellinek. Zweiter Band. Jahr 1903. Berlin, B. Behr. 1904.

Jensen. — Karin von Schweden. Novelle von Wilhelm Jensen. Fünfzehnte Auflage. Berlin, Gebrüder Paetel. 1904.

Jerusalem, Das Neue. — Ein jüdischer Roman. Zweite Auflage. Stuttgart, Bonz & Co. 1905.

Joliclerc-Funck-Brentano. — Joliclerc, ses lettres (1793—1796). Recueillies et publiées. Par Etienne Joliclerc. Avec une introduction et des notes. Par Frantz Funck-Brentano. Paris, Perrin & Cie. 1905.

Joret. — Les plantes dans l'antiquité et au moyen-age. Histoire, usages et symbolisme. Première partie. Les plantes dans l'orient classique II. L'Iran et L'Inde. Par Charles Joret. Paris, Émile Bouillon. 1904.

Joseph. — Architekturdenkmäler in Rom, Florenz und Venedig. Von D. Joseph. Leipzig, E. G. Naumann. O. J.

Kahl. — Strafrecht und freie Liebestätigkeit. Vortrag von Wilhelm Kahl. Berlin, Otto Liebmann. 1904.

Kahlenberg. — Jungfrau Marie. Novellen von Hans von Kahlenberg. Wien und Leipzig, Wiener Verlag. 1905.

Kaisenberg. — Erlebnisse des Husarenleutnants Baron Gerdau in Japan vor Ausbruch des russisch-japanischen Krieges. Von Moritz von Kaisenberg. Berlin, C. A. Schwetschke & Sohn. 1904.

Kalinowski. — Der Krieg zwischen Rußland und Japan. Auf Grund zuverlässiger Quellen bearbeitet von Walter Erdmann von Kalinowski. Mit Karten und Skizzen. Drittes Heft. Berlin, Militärverlag der Liebelschen Buchhandlung. 1904.

Kiy. — Gotthold Ephraim Lessings Leben und Werke. Für weitere Kreise dargestellt von Viktor Kiy. Mit 8 Abbildungen. Halle a. S., Hermann Gesenius. 1904.

Kjelland. — Novellen und Novelletten. Von Alexander L. Kjelland. Deutsch von Wilhelm Lange. Berlin und Leipzig, Franz Wunder. 1904.

Knodt. — Fontes Melusinae. Ein Menschheitsmärchen von Karl Ernst Knodt. Mit Bildern von G. Kampmann. Altenburg, S.-A., Stephan Geibel. 1904.

Koppen. — Heitere Bilder aus dem Bodenstedter Pfarrhause. Von Louise Koppen. Berlin, Trowitzsch & Sohn. 1904.

Kramer. — Auf der Suche nach Wahrheit. Novellen von Sigmund von Kramer. München, Carl Haushalter. 1904.

Kraze. — Allerleiraub. Novelletten und Skizzen von Friedr. H. Kraze. Stuttgart, Paul Unterborn. 1904.

Kraze. — Vogelfrei. Novelle von Friedr. H. Kraze. Stuttgart, Paul Unterborn. 1904.

Kröger. — Leute eigener Art. Novellen eines Optimisten. Von Timm Kröger. Berlin, G. Grote. 1904.

Kuehn. — Das Nietzsche-Archiv zu Weimar. Von Paul Kuehn-Leipzig. Darmstadt, Alexander Koch. O. J.

Kurz. — Gedichte von Edgar Kurz. Herausgegeben und mit einem biographischen Vorwort versehen von Isolde Kurz. Stuttgart und Berlin, J. G. Cotta Nachf. 1904.

Labbé. — Sur les grandes routes de Russie entre l'Oural et la Volga. Par Paul Labbé. Avec 15 photogravuros dans le texte. Paris, Octave Doin. 1905.

Laclos. — Lettros inédites de Choderlos de Laclos. Publiées par M. Louis de Chauvigny. Deuxième édition. Paris, Société du Mercure de France. 1904.

Landegger. — Ein schrecklicher Junge. Von Louis Landegger. Erster Band. Straßburg i. E., Josef Singer. 1905.

Lanzky. — Amor Fati. Gedichte von Paul Lanzky. Leipzig, E. G. Naumann. O. J.

Leicht. — Lazarus, der Begründer der Völkerpsychologie. Von Alfred Leicht. Mit Bildnis. Leipzig, Dürrsche Buchhandlung. 1904.

Lenz. — Die Vorzüge des gemeinsamen Unterbaues aller höheren Lehranstalten. Im Auftrage des Vereins für Schulreform erläutert von Ernst Lenz. Dritte, neubearbeitete und vermehrte Auflage. Berlin, Otto Salle. 1904.

Lewald. — Sylvia. Roman von Emmi Lewald (Emil Roland). Stuttgart und Leipzig, Deutsche Verlagsanstalt. 1905.

Loewe. — August Scherl und Dr. Cornelius Loewe. Lotterie und Sparkasse. Altenmäßige Auseinandersetzung und Klarstellung über das sog. Scherlsche Sparsystem, seine Geschichte und Aussicht. Von Dr. jur. Cornelius E. Loewe. Berlin, Pharus-Verlag. 1904.

Lory. — Nietzsche als Geschichtsphilosoph. Eine Quellenstudie von Carl Lory. Berlin, Albert Kohler. 1904.

Lubenow. — Die Wahrheit über das Leben. Von Hugo Lubenow. Berlin, Schmeller & Lubenow. O. J.

Luther. — Byron, Heine, Leopardi. Drei Vorträge von Arthur Luther. Moskau, 1904. (Leipzig: Kommissionsverlag Franz Wagner.)

Lux. — Die moderne Wohnung und ihre Ausstattung. Von Joseph Aug. Lux. Mit 173 Bildern und acht farbigen Tafeln nach Werken und Entwürfen von modernen Architekten und ihren Schulen. Wien und Leipzig, Wiener Verlag. 1905.

Martinazzoli. — La teorica dell' individualismo seconde John Stuart Mill. Di A. L. Martinazzoli. Milano, Ulrico Hoepli. 1905.

Massow. — Junge Sehnsucht. Gedichte von W. von Massow. Hanau, Clauß & Fedderjen. O. J.

Matthäi. — Gedichte von Albert Matthäi. Stuttgart und Berlin, J. G. Cotta Nachf. 1904.

Matthias. — Wie erziehen wir unseren Sohn Benjamin? Ein Buch für deutsche Väter und Mütter von Adolf Matthias. Fünfte vielfach verbesserte und vermehrte Auflage. München, C. H. Beck. 1904.

Meder. — Vom Forsthaus zum Grafenschloß. Eine Erzählung für die reifere weibliche Jugend und für Erwachsene. Von Paul Meder. Altenburg, S.-A., Stephan Geibel. 1904.

Meyer-Bremen. — Lieben, Glauben, Hoffen. Lieder des Südens. Von H. Meyer-Bremen. Meran, F. W. Ellmenreich. 1904.

Michaelis. — Der Sohn. Erzählung von Karin Michaelis. Autorisierte Übersetzung aus dem Dänischen. Berlin, Albert Kohler. 1904.

Milde. — Goethe und Schiller und die Frauenfrage. Von Natalie von Milde. Zweite, durchgesehene Auflage. Hamburg, Hermann Seippel. 1904.

Minor. — Goethes Fragmente vom ewigen Juden und vom wiederkehrenden Heiland. Ein Beitrag zur Geschichte der religiösen Fragen in der Zeit Goethes. Von J. Minor. Stuttgart und Berlin, J. G. Cotta Nachf. 1904.

Misch. — Die Töchter des Doktors. Humoristischer Roman von Robert Misch. Stuttgart, Paul Unterborn. 1904.

Mittelstaedt. — Der Krieg von 1859. Bismarck und die öffentliche Meinung in Deutschland. Von Annie Mittelstaedt. Stuttgart und Berlin, J. G. Cotta Nachf. 1904.

Mitzschke. — Sagenschatz der Stadt Weimar und ihrer Umgegend. Von Ellen und Paul Mitzschke. Weimar, Hermann Böhlaus Nachf. 1904.

Montet. — Souvenirs de la baronne du Montet. 1785—1866. Avec un portrait en héliogravure. Paris, Plon. 1904.

Morburger. — Rebellen. Ein sozialer Roman von Karl Morburger. Wien, Moderner Verlag. O. J.

Müller. — Das sexuelle Leben der christlichen Kulturvölker. Von Josef Müller. Leipzig, Th. Grieben. 1904.

Müller. — Der Pfeifer von Dusinbach. Eine Liebesmär aus dem Elsaß. Von Gustav Adolf Müller. Dritte, durchgesehene Auflage. Bremerhaven und Leipzig, L. v. Vangerow. 1904.

Müntzer. — Lebensmai. Neue Gedichte von Désiré Müntzer. Straßburg i. E., Josef Sieger. 1904.

Museum, Das. — Eine Anleitung zum Genuß der Werke bildender Kunst. Von Wilhelm Spemann. Neunter Jahrgang bis zur 13. Lieferung. Berlin und Stuttgart, W. Spemann.

Nagel. — Die Hauptwerke der deutschen Literatur. Im Zusammenhange mit ihrer Gattung erläutert von Siegfried Robert Nagel. Wien und Leipzig, Franz Deuticke. 1904.

Neuhaus. — Die Flottenfrage unter den wirtschaftspolitischen und technischen Voraussetzungen der Gegenwart. Dargestellt von Erich Neuhaus. Leipzig, Felix Dietrich. 1904.

Niebelschütz. — Drei gute Kameraden. Erzählung von Sophie von Niebelschütz. Altenburg, S.-A., Stephan Geibel. 1904.

Niedermann. — Neuward Schönau. Novelle von Alfred Niedermann. Mit Buchschmuck vom Verfasser. Frauenfeld, Huber & Co. O. J.

Nordenskjöld. — „Antarctic." Zwei Jahre in

Schnee und Eis am Südpol. Von Otto Nordenskjöld, J. Gunnar Andersson, C. A. Larsen und C. Skottsberg. Nach dem schwedischen Original ins Deutsche übertragen von Mathilde Mann. 2 Bde. Mit 4 Karten, 300 Abbildungen und mehreren Kartenskizzen. Berlin, Dietrich Reimer. 1904.

Orth. — Aufgaben, Zweck und Ziele der Gesundheitspflege. Von Johannes Orth. Stuttgart, Ernst Heinrich Moritz. 1904.

Osborn. — Albrecht Dürers schriftliches Vermächtnis. Ausgewählt und eingeleitet von Max Osborn. Berlin, Leonhard Simion Nachf. 1905.

Ostwald. — Die deutschen Herbergen. Von Hans Ostwald. Leipzig, Felix Dietrich. 1904.

Pache. — Naturgefühl und Natursymbolik bei Heinrich Heine. Von Alexander Pache. Hamburg, Leopold Voss. 1904.

Palmé-Paysen. — Das Rätsel am Mälarsee. Roman von H. Palmé-Paysen. Berlin, Albert Goldschmidt. 1904.

Perfall. — Er lebt von seiner Frau. Novelle von Anton von Perfall. Wien und Leipzig, Wiener Verlag. 1905.

Pert. — Käuflich. Von Camille Pert. Autorisierte Übersetzung aus dem Französischen von Paul von Stetten. Leipzig, C. G. Naumann. O. J.

Pfannkuche. — Freie öffentliche Bibliotheken und Lesehallen. Von Pfannkuche. Leipzig, Felix Dietrich. 1904.

Pfister. — Die amerikanische Revolution 1775—1783. Entwicklungsgeschichte der Grundlagen zum Freistaat wie zum Weltreich unter Hervorhebung des deutschen Anteils. Von Albert Pfister. Zwei Bände. Stuttgart und Berlin, J. G. Cotta Nachf. 1904.

Pichler. — Aus Tagebüchern (1849—1899). Von Adolf Pichler. München und Leipzig, Georg Müller. 1905.

Pietsch. — Aus jungen und alten Tagen. Erinnerungen von Ludwig Pietsch. Berlin, F. Fontane & Co. 1904.

Pistor. — Durch Sibirien nach der Südsee. Wirtschaftliche und unwirtschaftliche Reisestudien aus den Jahren 1901-1902. Von Erich Pistor. Mit 20 Vollbildern. Wien und Leipzig, Wilhelm Braumüller. 1905.

Poestion. — Eislandblüten. Ein Sammelbuch neuisländischer Lyrik von J. C. Poestion. Mit einer kultur- und literarhistorischen Einleitung und erläuternden Glossen. Leipzig und München, Georg Müller. 1904.

Pohle. — Die Entwicklung des deutschen Wirtschaftslebens im 19. Jahrhundert. Fünf Vorträge. Von Ludwig Pohle. Leipzig, B. G. Teubner. 1904.

Posener. — Der junge Jurist. Eine Anleitung zu wissenschaftlichem Arbeiten unter Erörterung der Grundlagen des Vorbildungswesens, des Rechtsstudiums und der Prüfungsordnung. Von Paul Posener. Breslau, J. U. Kern. 1904.

Presber. — Dreiklang. Ein Buch Gedichte von Rudolf Presber. Mit Buchschmuck von Walther Caspari. Stuttgart und Berlin, J. G. Cottasche Buchhandlung Nachf. 1904.

Prince. — Eine deutsche Frau im Innern Deutsch-Ostafrikas. Nach Tagebuchblättern erzählt von Magdalene Prince, geb. von Massow. Mit einem Titelbilde und 14 Abbildungen. Zweite, durchgesehene Auflage. Berlin, E. S. Mittler & Sohn. 1905.

Proelß. — Das Bild der Königin. Roman von Johannes Proelß. Stuttgart, Bonz & Co. 1904.

Prölß. — Von den ältesten Drucken der Dramen Shakespeares und dem Einflusse, den die damaligen Londoner Theater und ihre Einrichtungen auf diese Dramen ausgeübt haben. Eine Untersuchung vom literarischen und dramaturgischen Standpunkte. Von Robert Prölß. Leipzig, F. A. Berger. 1905.

Rassow. — Marlene. Von Fritz Rassow. Im Insel-Verlag zu Leipzig. 1904.

Rehß. — Poesie des Weltalls. Naturwissenschaftliche Gedichte von Alfred Rehß. Leipzig, Gustav Vogt. O. J.

Reille. — Semaine de jeunesse. Par Xavier Reille. Paris, Henri Leclerc. 1904.

Rembrandt. — 38 Radierungen. Herausgegeben von der Zentralstelle für Arbeiter-Wohlfahrtseinrichtungen. Zusammengestellt von Paul Schubring. Berlin, Zentralstelle für Arbeiter-Wohlfahrtseinrichtungen.

Renouvier. — Les derniers entretiens. Par Ch. Renouvier. Recueillis par L. Part. Avec deux portraits de Ch. Renouvier. Paris, Armand Colin. 1904.

Reyer. — Städtisches Leben im sechzehnten Jahrhundert. Kulturbilder aus der freien Bergstadt Schlackenwald. Von E. Reyer. Wien 1904. (Gedruckt in der Hofbuchdruckerei von J. Beck, Kahla [Thür.]).

Rhenius. — Wo bleibt die Schulreform? Ein Weckruf an das Volk der Denker. Gewidmet der deutschen Jugend und ihrem Kaiser. Von Rhenius. Leipzig, Felix Dietrich. 1904.

Rochlitz. — Tage der Gefahr. Die Völkerschlacht bei Leipzig. Tagebuchblätter von Fr. Rochlitz. Dresden und Leipzig, Alexander Köhler. 1904.

Rosen. — Erlöse uns von dem Alltag. Roman von Franz Rosen. Stuttgart, Strecker & Schröder. 1904.

Rubner. — Unsre Nahrungsmittel und die Ernährungskunde. Von Max Rubner. Stuttgart, Ernst Heinrich Moritz. 1904.

Ruinat de Gournier. — Amour de philosophe Bernardin de Saint-Pierre et Félicité Didot. Par Jean Ruinat de Gournier. Paris, Hachette et Cie. 1905.

Runze. — Metaphysik von Georg Runze. Leipzig, J. J. Weber. 1905.

Ruskin. — Praeterita. Von John Ruskin. Zwei Bände. Aus dem Englischen von Anna Henschke. Jena, Eugen Diederichs. 1904.

Salten. — Der Schrei der Liebe. Novelle von Felix Salten. Wien und Leipzig, Wiener Verlag. 1905.

Sanders. — Zitatenlexikon. Sammlung von Zitaten, Sprichwörtern, sprichwörtlichen Redensarten und Sentenzen. Von Daniel Sanders. Zweite, vermehrte und verbesserte Auflage. Leipzig, J. J. Weber. 1905.

Schäffle. — Aus meinem Leben. Von Albert Schäffle. Mit sechs Bildnissen und einer Briefbeilage. Zwei Bände. Berlin, Ernst Hofmann & Co. 1905.

Scheffel-Freydorf. — Malcha und Thorild. Ein Schwarzwaldsang aus dem 30jährigen Krieg. Von Josephine Scheffel und Alberta von Freydorf. Straßburg i. E., Josef Singer. 1905.

Schlaf. — Die Nonne. Novellen von Johannes Schlaf. Wien und Leipzig, Wiener Verlag. 1905.

Schmidt. — Geschichte des Deutschtums im Lande Posen unter polnischer Herrschaft. Von Erich Schmidt. Mit 25 Abbildungen und 2 Karten. Bromberg, Mittlersche Buchhandlung. 1904.

Schmidt. — Die Hexe. Ein Trauerspiel in fünf Aufzügen. Von Paul Schmidt. Dresden, E. Pierson. 1904.

Schnitzler. — Die griechische Tänzerin. Novellen von Arthur Schnitzler. Wien und Leipzig, Wiener Verlag. 1905.

Scholz. — Gedanken zum Drama und andere Aufsätze über Bühne und Literatur. Von Wilhelm von Scholz. München und Leipzig, Georg Müller. 1905.

Scholz. — Deutsches Balladenbuch, enthaltend die neueren deutschen Balladen des 18. und 19. Jahrhunderts von Bürger bis Liliencron. Mit einer Einleitung herausgegeben von Wilhelm von Scholz. München und Leipzig, Georg Müller. 1905.

Schönherr. — Caritas. Von Carl Schönherr. Wien und Leipzig, Wiener Verlag. 1905.

Schottelius. — Bakterien, Infektionskrankheiten und deren Bekämpfung. Von Max Schottelius. Stuttgart, Ernst Heinrich Moritz. 1905.

Schreiber. — Settlements. Ein Weg zum sozialen Verständnis. Von Adele Schreiber. Leipzig, Felix Dietrich. 1904.

Schwab. — Wolkenschatten und Höhenglanz und Gedichte aus dem Nachlaß. Von Gottfried Schwab. Steinzeichnungen und Buchschmuck von J. V. Cissarz. Zweite Auflage. Augsburg, Lampart & Co.

Schweiner. — Geschichte der deutschen Kunst. Von H. Schweitzer. Reich illustriert. Erste Lieferung. Ravensburg, Otto Maier.

Seebücherei, Deutsche. — Erzählungen aus dem Leben des deutschen Volkes zur See. Für Jugend und Volk. Erster Band: Dänenherrschaft und ihr Ausgang. — Zweiter Band: Wismar, Rostock und Stralsund im Kampfe mit dem Dänenkönige Erich Menved und seinen Verbündeten. — Dritter Band: Die Hansa und König Waldemar Atterdag. — Vierter Band: Vom Schiffsjungen bis zum Kommodore eines modernen Schnelldampfers. Von J. W. Otto Richter (Otto von Golmen). Altenburg, S. A., Stephan Geibel. 1904.

Seidenberger. — Die preußische Schulreform und die Stellungnahme für Katholiken. Von J. B. Seidenberger. Hamm i. W., W. Breer & Thiemann. 1904.

Selenka. — Sonnige Welten. Ostasiatische Reiseskizzen von Emil und Leonore Selenka. Mit zahlreichen Abbildungen im Text, vier faksimilierten Vollbildern und dem Porträt von Emil

Selenka. Zweite, umgearbeitete und ergänzte Auflage, herausgegeben von L. Selenka. Wiesbaden, C. W. Kreidel. 1905.

Shakespeare. — The plays of Shakespeare. As you like it. With an introduction by George Brandes. London, William Heinemann. 1904.

Shakespeare. — The plays of Shakespeare. Titus Andronicus. With an introduction by George Brandes. London, William Heinemann. 1904.

Simultanschule, Die nassauische. Historisch-kritische Betrachtung von einem inaktiven katholischen Schulmanne Nassaus. Bielefeld, A. Helmich. O. J.

Sommer. — Ernst Reiland. Roman in drei Büchern von Fedor Sommer. Mit dem Bilde des Verfassers. Leipzig, Arthur Cavael. 1904.

Sommer. — Auf der Schattenseite. Eine Familiengeschichte von Anna Sommer. Zweite Auflage. Bielefeld und Leipzig, Velhagen & Klasing. 1905.

Sorel. — L'Europe et la révolution française. Par Albert Sorel. Huitième partie. Paris, Plon. 1904.

Sothen. — Vom Kriegswesen im 19. Jahrhundert. Zwanglose Skizzen von Otto von Sothen. Mit 9 Übersichtskärtchen. Leipzig, B. G. Teubner. 1904.

Speck. — Gesetz und Individuum. Ein Beitrag zur individuellen und sozialen Entwicklungsgeschichte des Menschen. Von Johannes Speck. Hanau, Clauß und Feddersen. 1904.

Spemanns historischer Medizinalkalender 1905. — Bearbeitet von J. Pagel und J. Schwalbe. Stuttgart und Berlin, W. Spemann.

Spemanns Kunstkalender 1905. — Berlin und Stuttgart, W. Spemann.

Spemanns Künstlerlexikon. — Ein Handbuch für Künstler und Kunstfreunde. Von Wilhelm Spemann. Berlin und Stuttgart. W. Spemann. 1905.

St. — Aus der Arbeit unter den Stundisten. Von A. J. St. Dritte, neubearbeitete Auflage mit 4 Abbildungen. Berlin, Deutsche Orient-Mission. E. V. 1904.

Stade. — Durch eigene und fremde Schuld. Kriminalistische Lebensbilder von Reinhold Stade. Leipzig, Dörffling & Franke. 1904.

Stahl. — Wie sah Goethe aus? Von Fritz Stahl. Mit 28 Tafeln. Berlin, Georg Reimer. 1904.

Steig. — Achim von Arnim und die ihm nahestanden. Herausgegeben von Reinhold Steig und Herman Grimm. Dritter Band. Achim von Arnim und Jakob und Wilhelm Grimm. Bearbeitet von Reinhold Steig. Mit zwei Porträts. Stuttgart und Berlin, J. G. Cotta Nachf. 1904.

Stilgebauer. — Götz Krafft. Die Geschichte einer Jugend. Zweiter Band: Im Strom der Welt. Von Edward Stilgebauer. Berlin, Rich. Bong. O. J.

Stökl. — Leben und Lieben. Neue Novellen von Helene Stökl. Berlin, Albert Goldschmidt. 1905.

Storm. — Ein Bekenntnis. Novelle von Theodor Storm. Vierte Auflage. Berlin, Gebrüder Paetel. 1904.

Storm. — Ein Fest auf Haderslevhuus. Novelle von Theodor Storm. Dritte Auflage. Berlin, Gebrüder Paetel. 1904.

Storm. — Immensee. Von Theodor Storm. Neunundfünfzigste Auflage. Berlin, Gebrüder Paetel. 1904.

Storm. — Drei Novellen. Von Theodor Storm. Dritte Auflage. Berlin, Gebrüder Paetel. 1904.

Storm. — Zwei Weihnachtsidyllen. Von Theodor Storm. Fünfte Auflage. Berlin, Gebrüder Paetel. 1904.

Strasser. — Ein Sehnen. Von Charlot Strasser. Buchschmuck von Hanny Bay. Bern, A. Francke. 1905.

Strauß und Torney. — Eines Lebens Sühne. Novelle von Lulu von Strauß und Torney. Berlin, Albert Goldschmidt. 1904.

Strindberg. — Die gotischen Zimmer. Familienschicksale vom Jahrhundertende. Von August Strindberg. Zweite Auflage. Berlin und Leipzig, Hermann Seemann Nachf. 1905.

Strindberg. — Die Nachtigall von Wittenberg. Von August Strindberg. Zweite Auflage. Berlin-Leipzig, Hermann Seemann Nachf. 1904.

Stunden mit Goethe. — Für die Freunde seiner Kunst und Weisheit. Herausgegeben von Wilhelm Bode. Erster Band, erstes Heft. Mit vier Abbildungen. Berlin, E. S. Mittler & Sohn. 1904.

Torres. — Willensfreiheit und wahre Freiheit. Mit einem Anhang: Über den heutigen Stand der Frage vom freien Willen. Von Guido Torres. München, Ernst Reinhardt. 1904.

Trebitsch. — Das verkaufte Lächeln. Novellen von Siegfried Trebitsch. Wien und Leipzig, Wiener Verlag. 1905

Trélat. — Questions d'Art. Par Émile Trélat. Paris, Plon. 1904.

Trowitzschs Damen-Kalender auf 1905. — Mit literarischen Beiträgen von J. B. Semmig, Moritz Robbe u. a. sowie einem Lichtdruck. Berlin, Trowitzsch & Sohn.

Trowitzschs Volkskalender auf 1905. — Berlin, Trowitzsch & Sohn.

Vierordt. — Kosmoslieder. Von Heinrich Vierordt. Heidelberg, Carl Winter. 1905.

Voigt-Aly. — Der Lawiring. Eine Tetralogie des Menschentums. Von Max Voigt-Aly. Erster Teil: Itisu. Ein Schauspiel im nordostarabischen Mesopotamien zur Zeit der Gründung Babels in vier Akten von Max Voigt-Aly. Dresden, Hans Schultze. 1904.

Volkelt. — System der Ästhetik. Von Johannes Volkelt. Erster Band. München, C. H. Beck. 1905.

Volkmann. — Neues über Beethoven. Mitgeteilt von Hans Volkmann. Berlin und Leipzig, Hermann Seemann Nachf., G. m. b. H. 1904.

Vormeng. — Dr. Fritz. Leiden und Freuden eines Arztes. Von Karl Vormeng. Berlin, Borstell & Reimarus. 1905.

Voß. — Die neuen Römer. Roman aus der römischen Wildnis. Von Richard Voß. Zwei Bände. Vierte Auflage. Dresden und Leipzig. Heinrich Minden. 1

Vossische Zeitung, Die. — Geschichtliche Rückblick auf drei Jahrhunderte. Von Arend Buchholtz. 1 29. Oktober 1904. Berlin 1904. Gedruckt in der Reichsdruckerei.

Vossische Zeitung, Die Sonntagsbeilage (1858—1903). Das Neueste aus dem Reiche des Witzes, 1751. Bibliographisches Repertorium. Berlin W., B. Behrs Verlag.

Wagner, Richard, an Mathilde Wesendonk. — Tagebuchblätter und Briefe. 1853—1871. Herausgegeben und eingeleitet von Wolfgang Golther. Zehnte Auflage. Berlin, Alexander Duncker. 1904.

Weise-Polle. — Wie denkt das Volk über die Sprache? Plaudereien über die Eigenart der Ausdrucks- und Anschauungsweise des Volkes. Von Friedrich Polle. Dritte, verbesserte Auflage von Oskar Weise. Leipzig und Berlin. B. G. Teubner. 1904.

Welczek. — Die Frau in der öffentlichen Armen- und Waisenpflege. Von A. von Welczek. Leipzig, Felix Dietrich. 1904.

Welt-Panorama, Das große, der Reisen, Abenteuer, Wunder, Entdeckungen und Kulturtaten in Wort und Bild. — Ein Jahrbuch für alle Gebildeten. Vierter Band. Berlin und Stuttgart, W. Spemann.

Wette. — Kraustopf. Roman von Hermann Wette. Zweites Buch. Leipzig, Fr. Wilh. Grunow. 1904.

Wichmann. — Die drei Eheheiligen und andere Novellen. Von Franz Wichmann. Stuttgart, Paul Unterborn. 1904.

Wiegand. — Aus Kampf und Leben. Verse von Carl Wiegand. Frankfurt a. M., Gebrüder Knauer. O. J.

Wolseley. — Die Geschichte eines Soldatenlebens von Feldmarschall Viscount Wolseley. Autorisierte Übersetzung. Mit Porträt und Plänen. Zwei Bände. Berlin, Karl Siegismund. 1905.

Wothe. — Selbsterlebtes. Aus den Werkstätten deutscher Poesie und Kunst. Mit zahlreichen Illustrationen. Herausgegeben von Anny Wothe. Bremerhaven und Leipzig, L. v. Vangerow. O. J.

Zahn. — Die Clari-Marie. Roman von Ernst Zahn. Stuttgart und Leipzig, Deutsche Verlags-Anstalt. 1905.

Zapp. — Herz und Ehre. Roman von Arthur Zapp. Berlin, Richard Taendler. O. J.

Zeiss. — Ragnarök. Eine philosophisch-soziale Studie. Von Max Zeiss. Zweite Auflage. Straßburg i. E., Josef Singer. 1904.

Verlag von **Gebrüder Paetel** in Berlin. Druck der Pierer'schen Hofbuchdruckerei in Altenburg.
Für die Redaktion verantwortlich: Dr. **Walter Pactow** in Berlin-Friedenau.
Unberechtigter Abdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt. Übersetzungsrechte vorbehalten

BINDING DEPT. JUN 15 1967

AP
30
D4
Bd.121

Deutsche Rundschau

PLEASE DO NOT REMOVE
CARDS OR SLIPS FROM THIS POCKET

UNIVERSITY OF TORONTO LIBRARY